

54. Jahrgang 2013, Heft 1

ok

ordens
korrespondenz

2013/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

● II. Vatikanum:
Erinnerungen und
Lebenswege

● Entscheidungs-
prozesse in
Gemeinschaft

● Pastoral der Orden in
einer säkularen /
religionsaffinen Welt

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

54. Jahrgang 2013, Heft 1

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



Drei Tage nach der Ankündigung seines Rücktrittes als Papst hat sich Benedikt XVI. am 14. Februar in einem seit längerem geplanten Treffen vom Diözesanklerus der Diözese Rom verabschiedet. Aufgrund seiner Verfassung habe er keinen Vortrag ausarbeiten können, so der Papst, und schlug statt dessen eine „kleine Plauderei“ vor. Aber diese „Plauderei“ hatte es offenbar in sich - wie so oft bei diesem Papst. Denn was folgte war eine über einstündige persönliche Bilanz des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Auch die Ordenskorrespondenz hat zu Beginn des 50-jährigen Jubiläums des Konzils junge Ordensfrauen und -männer von damals zu einer „Plauderei“ gebeten, eine persönliche Bilanz zu ziehen und sich zu erinnern. Unsere Autorinnen und Autoren sind um eine Reihe von Jahren jünger als Josef Ratzinger und standen damals am Beginn ihres Noviziats oder am Beginn ihres Studiums. Sie waren nicht selbst Teilnehmer des Konzils, aber sie waren diejenigen, die - gerade als junge Ordensleute - von den Umwälzungen „hautnah“ betroffen waren. Man kann in ihren Erinnerungen den Atem jener Zeit spüren: Das Bewusstsein, dass große Veränderungen notwendig waren und bevorstanden. Die große Verunsicherung angesichts von Leer- und Freiräumen, die entstanden waren, aber vor allem das Feuer jener Kraft und die Ernsthaftigkeit der Suche, mit denen sich diese Generation daran gemacht hat, die Weichen für die Zukunft zu stellen und voranzugehen.

Wir sind noch nicht zu Ende damit, dieses Konzil zu verstehen und umzusetzen. Eine neue Generation ist heute gefordert, Konsequenzen aus den Konzilstexten zu ziehen und zugleich darüber hinaus zu denken. Neue Herausforderungen lassen auch die 50 Jahre alten Texte in neuem Licht erscheinen. Davon zeugt in diesem Heft etwa der Bericht über ein Symposium im vergangenen November im Rahmen eines von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster (PTH) und dem Institut M.-Dominique Chenu (IMDC) verantworteten Forschungsprojekts. Es ging um „Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen und religiösen Transformationsprozessen“. Der Kreis zu Papst Benedikt schließt sich. Er meinte bei dem Treffen mit dem römischen Diözesanklerus, die Bischöfe hätten sich auf dem Konzil vor allem mit dem „Glauben, der nach Erkenntnis fragt“ beschäftigt. Angesichts der genannten gesellschaftlichen und religiösen Prozesse ist dies heute mehr denn je gefordert.

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	1
--------------------------	---

Ordensleben

Fidelis Ruppert OSB Aufbruch durch Rückkehr zu den Quellen	5	Hermann Schalück OFM „Sie hat noch lange nicht aus-gedient...“	43
Anton Rotzetter OFMCap Ordensleben – 50 Jahre nach dem Konzil	12	Wolfgang Allhorn „Als wir uns dafür entschieden, ins Seniorenhaus zu gehen, konnten wir wieder aufatmen“	58
Mediatix Altfrohne 50 Jahre Konzil – Persönliche Erinnerungen	21	Dominicus M. Meier OSB Das geistliche und rechtliche Profil von Leitung in den Instituten des geweihten Lebens	64
Beate Grupp OSB Ordensfrauen und ihr Gemeinschaftsleben im deutschsprachigen Raum	25		
Heinz Lau SCJ Noviziat in Zeiten des Umbruchs	36		

● Dokumentation

M. Beate Brandt CBMV
Geistliche Entscheidungsprozesse
in Gemeinschaft 80

Ulrich Engel OP
Das Andere in der alltäglichen
Ordnung ansichtig machen 83

Gisela Fleckenstein OFS
Arbeitskreis Ordensgeschichte
19./ 20. Jahrhundert 87

● Nachrichten

Aus dem Vatikan 93

Aus der Weltkirche 96

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 99

● Neue Bücher

Neue Bücher 106

Biblische Theologie 109

Praktische Theologie 115

Kurzanzeigen 123



Sr. M. Juliana Thomas ADJC, seit 1957 Generalsekretärin der Vereinigung der Höheren Ordensoberinnen Deutschlands (VHOD), die als Auditorin an Teilen des Konzils teilnahm. Unser Bild zeigt Sr. Juliana gemeinsam mit der zweiten, 1965 berufenen, Auditorin Gertrud Ehrle, der Präsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes. Foto: Archiv des KDFB.

Fidelis Ruppert OSB

P. Dr. Fidelis Ruppert OSB, 1938 in Plankstadt geboren, trat 1959 in die Abtei Münsterschwarzach ein. Nach seiner Promotion in Würzburg war er Präfekt am Internat St. Maurus des klostereigenen Gymnasiums und in der Seelsorge tätig. Von 1979 bis 1982 war er Prior und von 1982 bis 2006 Abt der Abtei Münsterschwarzach. Seither leitet er Meditations- und Exerzitienkurse und bietet geistliche Begleitung an.



Fidelis Ruppert OSB

Aufbruch durch Rückkehr zu den Quellen

Nachkonziliare Erfahrungen und Einsichten

Als ich Mitte April 1959 in die Abtei Münsterschwarzach eintrat, war es gerade drei Monate her, dass Papst Johannes XXIII. das Konzil angekündigt hatte. Zu diesem Zeitpunkt konnten sich die meisten noch nicht vorstellen, was solch ein Konzil ist und was es bringen könnte.

Bei meinem Klostereintritt lief alles noch nach der hergebrachten Art. Manche Dinge kamen mir komisch vor, dass z.B. die Brüder keine echten Mönche waren und keine Mitspracherechte hatten und dass sie in einem Oratorium ihr Chorgebet deutsch beteten und wir in der Kirche lateinisch oder, dass wir am Sonntag im feierlichen Konventamt nicht kommunizieren durften, sondern nach dem Frühoffizium eine „Kommu-

nionmesse“ besuchen mussten, um anschließend frühstücken zu können. Es gab zu allem auch Begründungen, die ich – wenn auch etwas verwundert – zur Kenntnis nahm und dann weiter keine Probleme damit hatte, weil mir ansonsten das Leben im Kloster zusagte und ich für mich viel Neues entdecken konnte. Außerdem war ich nicht in unserem Internat groß geworden, sondern kam nach dem Abitur „von außen“ dazu, so dass das Kloster für mich zunächst mal eine eigene Welt war, die ich erst entdecken musste und in die ich noch keine Vorerfahrungen oder Vorurteile mitbrachte.

Je näher aber das Konzil rückte, desto offener wurden auch Probleme und Unzufriedenheit ausgesprochen. Es wurde

mir klar, dass diese Probleme anscheinend schon früher da waren, aber nicht offen geäußert werden durften.

Als ich 1961 an der Universität Würzburg das Theologiestudium begann und dort einer sehr offenen Atmosphäre begegnete, wachte ich eigentlich erstmals auf und begann, die Situation in Kirche und Kloster auch kritisch zu betrachten, wozu ich bisher aufgrund meiner Vergangenheit keinen Anlass gehabt hatte. Jetzt erlebte ich eine gewaltige Horizonterweiterung. Es entstand ein Bewusstsein von Freiheit und Weite, von Freude am Mitdenken und Mitverantworten, die mich begeisterte. Meine frühere Dynamik aus der Zeit der Jugendarbeit und eine große Begeisterung, jetzt wieder Neues mit zu gestalten, wachte wieder auf.

Das war aber gar nicht so einfach. Die Unbekümmertheit unseres Denkens stieß bald auf Widerstand. Manche aus der älteren Generation atmeten auf, weil sie schon lange auf Reformen gehofft hatten, aber andere waren entsetzt und fühlten sich bedroht. Neue Gedanken galten automatisch als Kritik an herkömmlichen Überzeugungen oder gar am bestehenden System überhaupt. Die Situation wurde dadurch verschärft, dass es in unserer Gemeinschaft und in den meisten anderen Gemeinschaften keine nennenswerte Gesprächskultur gab und deshalb unterschiedliche Meinungen sehr schnell zu Konfrontation und Streit führten. Wir Jüngeren hatten immer gehofft, dass die ältere Generation irgendwie gutwillig auf uns eingehen könnte, zumal wir doch so „einleuchtend“ zu argumentieren wussten. Das war natürlich naiv. Es fehlte den Älteren ja meist nicht an gutem Willen, sondern sie waren durch Jahrzehnte

und Jahrhunderte alte Denk- und Verhaltensmuster geprägt, die man nicht einfach mit einigen guten Argumenten oder etwas gutem Willen verändern konnte. Längere Veränderungsprozesse waren angesagt.

Allerdings fehlte vielen Jüngeren die Geduld und das Durchhaltevermögen, sie verließen oft scharenweise die Gemeinschaften, was denen, die blieben, den Vorwurf einbrachte: „Da sieht man ja, wohin das alles führt!“ Deshalb mussten die Jüngeren und die reformorientierten Älteren auch erst mühsam lernen, wie man sich mit denen, die blockieren, auf einen längeren gemeinsamen Weg einlassen kann. Alle hatten etwas zu lernen und mussten sich je auf ihre Weise umstellen.

Auf Umwegen zu den Quellen

Wie war nun aber dieser Weg der Erneuerung? Hatten wir uns am Ordensdekret orientiert? Ich glaube, dass dieses Dekret bei uns keine große Rolle gespielt hat, da es ja erst am 28. Oktober 1965, also ganz am Ende des Konzils veröffentlicht wurde, als die Diskussionen schon längst in vollem Gange waren. Das Konzil hat ja die meisten Ideen nicht selber erfunden, sondern sie lagen längst in der Luft und konnten bisher nur nicht recht ans Licht kommen. Prägend für unseren weiteren Weg war aber eine zentrale Äußerung in Nr. 2 des Ordensdekretes *Perfectae Caritatis*:

„Zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt: ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse.“



Das war ein weises Leitmotiv: sich des Ursprungs bewusst werden und diese Grundintention für die heutige Zeit lebbar machen. Nach meiner Wahrnehmung und Erinnerung wurde dieses kluge Prinzip aber oft sehr einseitig umgesetzt.

Einseitige Interpretationen

Mit großer Begeisterung wurde der zweite Teil dieses Leitmotivs der Erneuerung aufgenommen: Anpassung an die heutige Zeit, das *Aggiornamento*.

Immer wieder hieß es dann: „*Heutzutage* kann man das doch nicht mehr so machen!“ oder „*Heutzutage* muss das doch so und so sein!“ Es war sehr verständlich, dass man viel alten Ballast, wie ungesunden Legalismus und klein-kariertes Verhalten, abwerfen wollte. In vieler Hinsicht war es höchste Zeit, dass ein Hauch von Freiheit durch die Gemeinschaften wehen durfte. Aber vieles, was „heutzutage“ nicht mehr zu passen schien, wurde aufgegeben, ohne dass man überlegte, was dieser Brauch oder diese Anordnung ursprünglich meinte und wie man ihn vielleicht in neuer Form weiterführen könnte. Es war so ähnlich wie mit der Liturgie und den Kirchen. Man hat vieles, was „heutzutage“ nicht mehr passte, ausgeräumt. Oft wirkte das auf den ersten Blick wirklich befreiend. Aber bald merkte man, dass einiges auch ärmer und dünner und kälter geworden war.

Das Gleiche kann man für die Benützung der Bibel in der Zeit gleich nach dem Konzil sagen. Es wurden von allem jene Stellen zitiert, die die Liebe in den Mittelpunkt stellten, nicht das Gesetz oder asketische Werke. Man hat gerne zitiert, dass wir „zur Freiheit berufen“

sind, aber man hat oft die folgenden Worte übersehen, dass man „die Freiheit nicht zum Vorwand (Deckmantel) für das Fleisch“ (Gal 5,13) nehmen darf und dass es im Sinne der inneren Freiheit darum ginge, die „Werke des Fleisches“ abzulegen und die „Früchte des Geistes“ wachsen zu lassen. (Vgl. Gal 5,19-25) Das war zwar sehr befreiend – ich habe das auch immer so empfunden und empfinde es heute noch so – und es war auch verständlich als Gegenreaktion gegen die einseitige Nutzung der Bibel in vorkonziliarer Zeit. Aber es war eben eine neue Einseitigkeit, die sich auf Dauer auch negativ auswirkte.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Aus dieser Einsicht heraus tauchte bei uns in Aussprachen über Reformvorschläge die Einsicht auf, man solle nichts abschaffen, ohne wieder etwas Neues einzuführen, das das ursprüngliche Anliegen aufgreift. Dazu ein Beispiel: Das Schuldkapitel, wie es in meiner Klosterjugend praktiziert wurde, passte „heutzutage“ wirklich nicht mehr, wo man sich vor allem wegen Kleinigkeiten und Kinkerlitzchen anklagen musste, während die großen Probleme unerwähnt blieben. Immer wieder kam die Forderung, diese Kulpa abzuschaffen. Mein Vorgänger, Abt Bonifaz Vogel, nahm dann einige Vereinfachungen vor, weigerte sich aber, die Kulpa, das Schuldkapitel ganz abzuschaffen. Als der Druck auf die Kulpa stärker

wurde, schief die alte Form allmählich ein, aber Abt Bonifaz hielt ab und zu eine „Kulpakonferenz“, wo er offen und ungeschminkt ungute Verhaltensweisen in der Gemeinschaft ansprach und wir anschließend ein Bußgebet sprachen. Mein Vorgänger war zu Recht der Meinung, dass es nicht gut sei, wenn in einer Gemeinschaft nie öffentlich über das Negative gesprochen würde. Aber wie konnte eine gute Form dafür aussehen?

Ziemlich am Anfang meiner Amtszeit sagte ein Mitbruder bei einer öffentlichen Aussprache, es sei keine gute Situation, dass man sich „heutzutage“ nicht mehr vor der Gemeinschaft entschuldigen könne, selbst wenn man ein Auto kaputt gefahren hat. Das löste eine lebhaft diskutierte Diskussion aus und am Ende stand der Wunsch der Gemeinschaft, doch wieder eine Form der Kulpa zu finden. Seither machen wir zweimal im Jahr – in der Advents- und Weihnachtszeit – eine Kulpa in kleinen Gruppen. Dann kann jeder etwas äußern, wo er den Eindruck hat, dass sein Verhalten für das Leben der Gemeinschaft nicht gut war oder wo er einen größeren Schaden angerichtet hat. Es wird nichts diskutiert, alle nehmen schweigend das Gesagte an und abschließend folgt ein passendes Gebet. Niemand muss etwas sagen, aber fast jeder äußert sich mit etwas; oft sind sehr überraschende und offenherzige Äußerungen von Einzelnen zu hören. Hinterher hat man den Eindruck, dass diese Offenheit uns allen gut getan und die Atmosphäre gereinigt hat. Man fühlt sich auch mit seinen Schwächen ein wenig näher bei einander. Das ist für mich eine geglückte Form, ein altes Anliegen in heutiger Form zu praktizieren.

Neue Ansätze durch die Rückkehr zu den Quellen

Das oben erwähnte Doppelprinzip des Konzils wollte eine einseitige Reform verhindern, dass man weder nur schaut, was eben „heutzutage“ passend ist, noch dass man nur zu alten Formen zurückkehrt und „die gute alte Zeit“ wieder beschwört. Aber wie kann gelingen, zu den Quellen zurückkehren und den Geist des Ursprungs für die heutige Zeit passend machen?

Es gab von Seiten der Älteren immer wieder mal den Hinweis, dass Rückkehr zu den Quellen bedeute, wir müssten eben die Regel und die monastischen Praktiken wieder ernster, d.h. wörtlich nehmen und uns wieder strikter an die alte Observanz halten. Es war bald klar, dass das kein Weg sein konnte, zumal auch viele Ältere keine Lust hatten, die Kleinlichkeit und den Legalismus früherer Zeiten wieder einzuführen.

Wie kommt man aber zu einem fruchtbaren Verständnis der Quellen? Ich selber hatte ein Spezialstudium über das frühe Mönchtum hinter mir, aber mir war auch nicht klar, wie das alte Wissen für heute fruchtbar gemacht werden könnte, zumal es damals bei meinem Studium am Monastischen Institut in Sant' Anselmo in Rom nur um die rein historischen Aspekte ging, obwohl damals Mitte der 1960er Jahre das Konzil gerade in seiner Schlussphase war und die Fragen einer Anpassung ans Heute notwendig gewesen wäre.

Wir – zunächst eine kleiner Gruppe von uns Jüngeren – mussten erst einen Umweg machen. Ende der 1960er Jahre kamen fernöstliche Formen der Meditation in unseren Blick. Wir ließen uns darauf ein und waren begeistert, dass

wir etwas Neues entdeckt hatten. Und was war das Neue? Es wurde uns deutlich, dass geistliches Leben ein innerer Weg ist, auf dem man an tiefere innere Erfahrungen geführt wird und gleichzeitig auch Hilfen findet, wie man die eigenen inneren Probleme angehen kann, vor allem auch in Verbindung mit der Psychologie, die wir in jenen Jahren für uns entdeckt hatten.

Bisher hatten wir das geistliche Leben eher als ein asketisches Bemühen verstanden, eine fromme, asketische Praxis und als Leben mit der Liturgie und bestimmten Formen des Betens. Das war ja in Ordnung so und hat uns ja auch jahrelang getragen, aber in diesen Zeiten des Umbruchs trug es nicht mehr genügend, weshalb auch viele dieses Leben nicht mehr aushielten und gegangen sind. Es brauchte dynamischere und tiefer gehende Formen des geistlichen Lebens.

Plötzlich waren wir nun geistlichen Formen begegnet, die einen inneren Entwicklungsweg anboten und geistliches Leben als einen Erfahrungsweg.

Einige Zeit war dann nicht klar, wie unser eigener Weg weitergehen würde. Sollten wir die Seiten wechseln und ganz andere religiöse Wege einschlagen? Durch verschiedene Umstände, die ich hier jetzt nicht schildern kann, und vor allem auch durch die Begegnung mit Karlfried Graf Dürckheim ging uns plötzlich auf, dass auch unsere eigenen monastischen Quellen, die Benediktusregel und die dahinter liegenden Quellen der Wüstenväter auch solch einen inneren Reinigungs- und Erfahrungsweg meinten. Das war uns bisher nicht klar gewesen.

Wir begannen, diese unsere monastischen Quellen zu studieren. Die Erfah-

rungen mit den geistlichen Wegen des Ostens hatten uns irgendwie die Augen geöffnet und waren wie ein Schlüssel oder wie eine neue Brille, mit denen uns die eigene Tradition auf einmal in ganz neuem Licht aufging. In dieser kleinen Gruppe von Mitbrüdern, die das alles entdeckt hatten, tauschten wir uns viel aus und waren gemeinsam begeistert von dem, was wir in unseren Quellen und immer mehr auch in der Bibel und in der Liturgie in ganz neuer Weise entdeckten. Durch die Rückkehr zu den Quellen hatten wir neue Erkenntnisse für den Weg in die Zukunft entdeckt und auch eine Sprache, um das auszudrücken, was uns wichtig ist.

Allmählich begannen wir, diese Entdeckungen in kleinen Kursen mit Jugendlichen „auszuprobieren“ und stellten fest, dass diese Sprache sofort verstanden wurde. Nach einigen Jahren der Erfahrung begannen wir, die neuen Erkenntnisse zu veröffentlichen, besonders in der Reihe unserer Münster-schwarzacher Kleinschriften.

Für mich ist heute noch faszinierend, und ich betrachte es als ein Zeichen ganz besonderer Führung und Fügung, dass wir erst diesen Umweg nach Fernost machen mussten, um einen Erfahrungsschlüssel zu finden, mit dem sich uns die eigene Tradition in ihrem ganzen Reichtum neu und tiefer erschloss. Zunächst hat uns das ganz persönlich geholfen, auf dem bisherigen monastischen Weg in neuer Weise weiter zu gehen. Dann konnten wir vieles davon an Außenstehende weitergeben, in Kursen und in verschiedenen Veröffentlichungen, und schließlich sickerten diese Erfahrungen auch immer mehr in die eigene Gemeinschaft ein. Dazu verhalfen uns dann auch neuere Erfahrungen aus der Gruppendynamik.

Gruppendynamik und monastische Tradition

Gleichzeitig mit fernöstlichen Meditationsformen entdeckten wir auch die Gruppendynamik, die damals – um das Jahr 1970 – in kirchlichen Kreisen noch recht unbekannt war. Es waren damals noch die rauen Methoden des Sensitivity Trainings, die vor allem mit Frustration und Aggression arbeiteten. Das waren recht herausfordernde Seminare, aber sie brachten uns ganz neue und erleuchtende Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten, die in Gruppen ablaufen. Wir verstanden auf einmal, warum die Erneuerungsprozesse in der Gemeinschaft so schwierig waren und es dämmerte uns allmählich, wie wir gruppendynamische Einsichten nützen könnten, um ein besseres Miteinander in unserer Gemeinschaft zu erreichen. Vor allem lernten wir erstmals, wie über einfache Gesprächsregeln ein vertrauensvolles und kreatives Reden in Gruppen möglich ist, oder wir lernten, wie sich Entscheidungsprozesse in friedlicher Weise so steuern lassen, dass man zu guten mehrheitlichen Entscheidungen finden kann, die auch abweichende und oppositionelle Meinungen angemessen berücksichtigen können.

Allerdings war die Umsetzung dieser Einsichten nicht so schnell möglich, da die meisten Führungsämter noch von Mitbrüdern besetzt waren, die mit solchen Erfahrungen nicht vertraut waren und sie deshalb auch nicht gut zulassen konnten. Erst als die ersten jüngeren Mitbrüder wichtige Führungsämter erhielten, konnten sie diese neuen Einsichten in ihrem Bereich umsetzen. Es zeigte sich sehr bald, dass durch dieses neue Verhalten ein friedlicheres und effektiveres Miteinander möglich war.

So öffnete sich auch die Gemeinschaft allmählich neuen Formen der Kommunikation, weil zu sehen war, wie sie sich fruchtbar auf das Zusammenleben auswirkten.

Wiederum überraschend für uns und zugleich auch sehr befreiend wirkte dann aber die Erkenntnis, dass wir vieles, was wir an gruppendynamischen oder psychologischen Einsichten schätzen lernten, auch in unseren eigenen Quellen, in der Benediktsregel, bei den Wüstenvätern und auch in der Bibel finden konnten.

Durch die Brille unserer ursprünglichen klösterlichen Erziehung waren wir beim Lesen der Benediktsregel vor allem auf Gehorsam, Unterordnung und Schweigen fixiert. Mit den neuen Erfahrungen im Hintergrund entdeckten wir plötzlich, wie viel in unseren Quellen vom guten Miteinander, von der gegenseitigen Sorge, vom Umgang mit Konflikten, von gutem Reden und gegenseitigem Verstehen und Wertschätzen die Rede ist. In den Augen der Mitbrüder, die mehr traditionell dachten, waren diese neuen Formen leichter anzunehmen, wenn sie nun nicht im Gewand gruppendynamischer und psychologischer Sprache daherkamen, sondern in einem geistlichen Kontext aus der eigenen Tradition und ihrer Sprache. Das hatte aber auch den grundsätzlichen Vorteil, dass das neue Miteinander nicht allein von gruppendynamischen Erkenntnissen gespeist wurde, sondern sich bewusst im geistlichen Kontext und auf der Basis einer brüderlichen Gemeinschaft entfaltet hat. Damit konnte die oft unheilvolle Spaltung von Psychologie und geistlichem Leben vermieden werden. Beide Erfahrungsebenen können einander fruchtbar ergänzen.

zen bzw. sich gegenseitig hinterfragen. Auch diese Themen fanden bald Eingang in unsere Kursarbeit. Im Jahre 1979 veröffentlichten P. Anselm Grün und ich die Kleinschrift „Christus im Bruder“, in der wir zum ersten Mal die Frage eines brüderlichen Miteinanders aus der Tradition des Mönchtums thematisierten. Dieses kleine Büchlein wird bis heute in immer neuen Auflagen gedruckt und in viele Sprachen übersetzt. Aber es war nur ein erster Versuch, aus dem dann – vor allem durch die Kreativität von P. Anselm – viele Veröffentlichungen, Vorträge und Seminare zu Fragen der Menschenführung und des guten Miteinanders hervorgegangen sind, immer auf dem Hintergrund unserer eigenen geistlichen Tradition. Mit

dem, was man uns im Noviziat über Autorität und Gehorsam gesagt hatte, wäre das alles nicht möglich gewesen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir uns bei diesen Elementen der Erneuerung unserer Gemeinschaft nicht auf einzelne Dokumente des Konzils gestützt haben, sondern durch außerklösterliche Erfahrungen – etwa mit fernöstlicher Meditation oder Gruppendynamik – plötzlich in der Lage waren, die Quellen unserer eigenen geistlichen Tradition neu zu entdecken und sie in geeigneter Weise auf heutige Bedürfnisse und Notwendigkeiten anzuwenden, gemäß der Maxime von Perfectae Caritatis: Rückkehr zu den Quellen und Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse.



Anton Rotzetter OFM^{Cap}

P. Dr. Anton Rotzetter OFM^{Cap}, geboren 1939, ist seit 1959 Kapuziner und wohnt heute in der Schweiz. Er ist als geistlicher Schriftsteller unter anderem Autor eines „Lexikons christlicher Spiritualität“. Außerdem ist er Gründer des „Instituts für Spiritualität“ und Mitbegründer des „Instituts für theologische Zoologie“. Er war lange Jahre Präsident der „Franziskanischen Akademie“ und Präsident von „Aktion Kirche und Tiere“ (AKUT) in der Schweiz.



Anton Rotzetter OFM^{Cap}

Ordensleben – 50 Jahre nach dem Konzil

1959 hatte Papst Johannes XXIII. das Konzil einberufen. Im gleichen Jahr bin ich in den Kapuzinerorden eingetreten. Einführung in den Orden und theologische Ausbildung vollzogen sich parallel zum Konzil. Noch gut kann ich mich erinnern, wie wir zaghafte Schritte in ein neues Ordensbewusstsein machten, beflügelt von den Berichten, die uns von Rom erreichten. Sie haben in uns frohe Zuversicht ausgelöst und eine Freude, Teil eines großartigen epochalen Ereignisses zu sein.

Erinnerungen

Schon vor dem Konzil war im Noviziat der spätere Konzilsgeist spürbar. Wir waren die ersten, welche im Noviziat ohne „Disziplin“ ausgestattet wurden, ohne dieses Selbstdisziplinierungsinstrument (Geißel), mit dem sich unsere

Vorgänger unter Abbeten des 51. Psalms (früher 50) auspeitschen mussten. Wir lernten, dass „Buße“ etwas anderes bedeutet: ein total neues Denken, eine durch Jesus begründete positive Lebensperspektive. Ein in Rom ansässiger Mitbruder, P. Burkhard von Wolfenschiessen, machte Stimmung gegen einen Vertreter dieses neuen Denkens, Chrysostomus Dukker¹, und wollte das herkömmliche Verständnis durchsetzen. Wir aber wurden in das neue biblische Denken und in das Geheimnis der Nachfolge Jesu eingeführt. Nicht die Aszese macht das Ordensleben aus, sondern das Eintreten in das Christusereignis. Wir haben uns gerne darauf eingelassen.

Ebenso wie auf eine neue Regelexegese, die sich ebenso epochal von der früheren distanzierte. Unsere Vorgänger wurden nach rein juristischen Gesichts-



punkten in die Regel des Franz von Assisi eingeführt. Man unterschied Verbote und Gebote, positive und negative Ratschläge, Erlaubnisse und Freiheiten, wobei der Freiheitsraum des einzelnen sehr eingengt blieb. Wir aber wurden nach einem Buch² mit dem bezeichnenden Titel „Antwort der Liebe“ unterrichtet, das ebenfalls spätere Erkenntnisse des Konzils vorwegnahm und uns faszinierte. Wir sollten das franziskanische Leben nicht gesetzlich verstehen, sondern der Dynamik der uns zuvor geschenkten Liebe Gottes folgen: „ejus qui nos multum amavit multum est amor amandus – die Liebe dessen, der uns so sehr geliebt hat, sollen wir ebenso sehr lieben“ (2 Cel 196). Welche Perspektive!

Dieses begeisternde Einlassen auf eine Perspektive der Nachfolge und der Liebe wurde beflügelt durch die Berichterstattung in den Medien, in welcher sich vor allem Mario von Galli hervortat. Er erzählte, wie dann auch im späteren Buch³, von der Präsenz des Franz von Assisi am Konzil, vor allem von der Bedeutung der Solidarität mit den Armen⁴. In den öffentlichen Diskussionen, vor allem aber in den Versammlungen einer Anzahl vor allem lateinamerikanischer Bischöfe⁵, wurde ihr, wie dann auch später an der Würzburger Synode⁶, entscheidende Bedeutung zugemessen. Man sprach von der „Option für die Armen“. Besondere Bedeutung kommt dem „Katakombenpakt“⁷ zu, den die genannten Bischöfe schlossen und der heute zum Teil vergessen und oder gar bewusst verschwiegen wird. Daraus entstanden die bedeutenden Texte der lateinamerikanischen Bischöfe und die Befreiungstheologie, die vor allem von den Orden getragen war. Es war offen-

sichtlich, dass wir als Orden in der franziskanischen Tradition gefragt waren. Trotz dieser befreiten und offenen Perspektive war unser Alltag von einer bestimmten Austerität und Einfachheit geprägt: Erst nach unserer Ausbildung konnten wir wieder nach Hause, vorher lebten wir abgeschottet von Freunden und Familie. Wir durften uns in der Öffentlichkeit nicht in Begleitung einer Frau zeigen. Radio, Fernsehen, Schreibmaschine, Zeitungen waren nur beschränkt zugänglich, ein Auto noch unvorstellbar. Das Tragen der Kutte war Tag und Nacht Verpflichtung (statt eines Pyjamas trugen wir eine Nachtkutte). Wir schliefen auf Strohmattentzen. Wir hielten lange Fastenzeiten; Fleisch gab es nur an den Sonntagen und außerhalb der Fastenzeiten zwei Mal die Woche (allerdings stand auf dem Tisch auch ein Viertel Wein für jeden). Die Gebetszeiten wurden streng nach Maßgabe der Rubriken gehalten. In einem allmählichen Prozess, nach und nach, fiel das alles weg. Und wir erlebten und priesen diese Entwicklung als Befreiung.

Erfahrungen und Erkenntnisse

Meine Ordensoberen haben mich dann zum Studium an der Universität bestimmt. Von da an habe ich für mich den Gehorsam als Segen empfunden. Andere haben auch während meines ganzen Lebens immer wieder Möglichkeiten und Fähigkeiten in mir entdeckt, auf die ich selber nicht gekommen wäre. Nun sollte ich also über Franz von Assisi promovieren. Nach dem Lizentiat in Freiburg/Schweiz ging ich nach Bonn (1967 – 1969), wo – in den Studentenunruhen von 1968 – meine ganze bisherige Theologie bzw. Dogmatik

„scheiterte“ und ich gezwungen war, den Inhalt des Glaubens neu und vertiefter zu verstehen. Dies hatte meine Christusbeziehung und mein Verständnis von Franziskus in noch existenziellere Dimensionen geführt. Daraus erwachsen dann das „Institut für Spiritualität“ in Münster/Westfalen und die Möglichkeit, durch Vorlesungen, Exerzitien, Kurse, individuelle Begleitung, Bücher, Artikel usw. nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Kontinenten an der Ausgestaltung existenzieller kirchlicher Räume und Vollzüge, vor allem auch der Ordensspiritualität, mitzuwirken.

Immer mehr erlebte ich meine Sprachfähigkeit für Gebet, Liturgie und Predigt. Die Bedeutung der Eucharistiefeier für die Kirche und das Ordensleben wurde mir immer wichtiger. Den Ordenshabit trug ich vor allem bei öffentlichen Auftritten, nicht aber im Alltag. Wie hatte man doch im Orden deswegen gestritten! Bestimmt hat das Ablegen des Habits das weitgehende Verschwinden des Kapuziners aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein mit sich gebracht. Ob das ein Fehler war? Allerdings lässt sich auch fragen, welche anderen Möglichkeiten der Begegnung ohne Kutte gegeben sind. Oft wurde mir gesagt, als man entdeckte, dass ich Kapuziner war: „Wenn Sie die Kutte getragen hätten, hätte ich Sie nie angesprochen.“ Hier stellt sich mir die Frage nach der „Säkularität“ bzw. nach der „Weltlichkeit“ des Ordens. Einmal sprach mich in Paris eine Dirne an. Ich lehnte höflich ab, worauf sie mit den Worten reagierte: „Sacré curé! – Verdammter Pfaff!“ Ein anderes Mal stand ich in Dortmund auf dem Bahnsteig und wartete auf den Zug, der mich nach Müns-

ter zurückbringen sollte. Von weitem habe ich sie gesehen, die Afrikanerin, die von etwa hundert Metern Entfernung auf mich zu tanzte, auf meiner Höhe stehen blieb, sich vor mir verneigte und sich dann wieder tanzend entfernte. Offenbar ist das Heilige auch ohne sakrales Zeichen erkennbar und auch im Profanen gegenwärtig.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Immer mehr neigte ich mich der politischen Auslegung der „Evangelischen Räte“ zu, wie sie von J.B. Metz⁸ und T. Peters⁹ vertreten wurde. Trotz der damals bereits offensichtlichen Krise der Orden haben sich die beiden Autoren der Idee verschrieben, dass in den Orden die Zukunft der Kirche liegt. Sie behaupteten damals, dass es sich bei der genannten Krise nicht um eine Nachwuchskrise, sondern um eine Funktionskrise handelt. Ich glaube nicht, dass die Orden wirklich erkannt haben, was die beiden prominenten Theologen damit meinten. Jedenfalls fanden sie nur in kleinen Kreisen Sympathie und Inspiration.

1996 legte ich selbst eine umfassende Theologie der evangelischen Räte vor.¹⁰ In diesem Buch versuchte ich, sie zunächst im Freiheitsbedürfnis des Menschen zu orten und dann jedem einzelnen Rat jeweils vier Dimensionen



zuzuordnen: eine theologisch-mystische, eine gemeinschaftsbildende, eine universal-solidarische und eine asketische. Schließlich stellte ich sie in den Kontext der modernen Gottesfrage, der geltenden Theorie ökonomischen Handelns (Armut), der politischen Gegebenheiten (Gehorsam) und der sozial-kommunikativen Beziehungsfelder (Jungfräulichkeit). Das Buch erregte die Aufmerksamkeit in einer österreichischen Zeitung, welche es anerkennend einer Klagenfurter Tagung alternativer Ökonomen gegenüberstellte, und bei einer schweizerischen „Liebesschule“, welche mich zu einem Vortrag über das Thema „Erotik, Sexualität und Transzendenz – Keuschheit und Mystik“ einlud. Dem gegenüber reagierte ein Ordensoberer mit der Bemerkung: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ Dennoch wurde ich von einer Vielzahl von Ordensgemeinschaften zu Vorträgen eingeladen. Einige wenige Ordensleute versuchten, mein Buch in regelmäßigen Gruppentreffen zu diskutieren und in eine konkrete Praxis zu überführen.

Seit den 80er Jahren kam es immer häufiger zu Konflikten zwischen den Orden und den Römischen Zentralbehörden¹¹. Jesuiten (der Generaloberer Pedro Arrupe wurde rücksichtslos und menschenverachtend gedemütigt), Karmeliter, Kapuziner und die lateinamerikanischen Ordensleute insgesamt erlebten einschränkende Eingriffe von Seiten des Papstes direkt oder von Seiten der Religiosenkongregation, wobei auf der Seite der römischen Kurie immer der gleiche Personenkreis identifizierbar war (Opus Dei). Ich selbst wurde nur durch eine konsequente Solidarität auf allen Ebenen von Seiten meines Ordens

(eine großartige Erfahrung!) vor Maßregelung bewahrt. Hinzu kommt die Verfolgung der Befreiungstheologie¹² durch die Glaubenskongregation. Und innerhalb weniger Jahre wurde durch entsprechende Bischofsernennungen das Werk des Bischofs Helder Camara, des Kardinals Paulo Evaristo Arns und anderer zerstört. Diese Verfolgung und Zerstörung eines vor allem von den Orden getragenen Elans wird als eines der betrüblichsten Kapitel in die moderne Kirchengeschichte eingehen.

Selbstverständlich müsste ich auch berichten von positiven Entwicklungen, von Neugründungen und Experimenten, von den „Ordensleuten für den Frieden“, von Methoden des Glaubensgesprächs und des Ordenskapitels, von einem weniger autoritären Umgang der Ordensoberen mit ihren Brüdern und Schwestern, von einem demokratischeren Verständnis des Gehorsams... Für dies alles müssen wir dankbar sein. Aber schon bald nach dem Konzil war von einer Krise der Orden die Rede: massenweise Austritte waren zu verzeichnen, und in letzter Zeit zeugen auch die Missbrauchsfälle von einer inneren Krise nicht nur einzelner Ordensmänner und -frauen, sondern eben auch des Ordenslebens selbst. Eintritte blieben aus. In der katholischen Inner-schweiz müssen wir von einem nahezu totalen Zusammenbruch des Ordenslebens sprechen. Allein mein Orden musste in diesem kleinen Gebiet sechs Klöster schließen. Dagegen entstanden auf dem gleichen Gebiet innerhalb kurzer Zeit eine Menge asiatischer „Klöster“¹³.

Diese Entwicklung „meines“ Ordens enttäuscht mich zu tief. Es ist keineswegs ein Trost, dass andere Orden nicht

besser dastehen. Unterdessen stellt sich die Frage, ob diese Art Ordensleben – in Europa zumindest – noch eine Zukunft hat bzw. ob wir bei einem Altersdurchschnitt von über 75 Jahren überhaupt noch Novizen aufnehmen dürfen.

Perspektiven

Viele sagen, die Ordensreform sei zu weit gegangen, das Konzil sei schuld, man müsse das Rad zurückdrehen und die Zügel anziehen. Hier stellen sich die gleichen hermeneutischen Probleme wie bei der Kirchenreform ganz allgemein: Bruch oder Kontinuität?¹⁴

Ich bin entschieden der Meinung, dass wir bei der Durchführung der konziliarer Postulate nicht nur nicht zu weit, sondern viel zu wenig weit gegangen sind und viel zu wenig tief in sie eingedrungen sind. Perfectae Caritatis forderte ein Zurück zur Bibel, zum Christusereignis, zum je eigenen Ordenscharisma einerseits und ein Nach vorn ins Heute, in die hier und jetzt gegebene Welt.

Ein paar Gedanken zum „Zurück“

Die Frage stellt sich, ob die „Relecture“ des Ursprungs gelungen ist. Zwar wurden in fast allen Orden in einem breit angelegten Diskussionsprozess neue Konstitutionen erstellt. Ich selbst wurde ja auf der Grundlage dieses Postulats – wie viele andere auch – zum „Fachmann für franziskanische Spiritualität“ ausgebildet und hatte des Öfteren Gelegenheit, meinen Brüdern spirituelle Anliegen und Vollzüge zu vermitteln. Aber haben all diese Bemühungen die Basis erreicht? Die neuen, inzwischen nochmals überarbeiteten Konstitutio-

nen, spielen im täglichen Leben der Orden kaum eine Rolle. Und was die Kenntnis der (franziskanischen) Quellen betrifft, so ist sie immer noch sehr dürftig, wie ich je länger je mehr feststellen muss.

Zu den Grundlagen der Ordensexistenz gehört auch der Glaube an den Gott, der sich uns Christen vor allem auch in der Bibel zeigt. Vor ein paar Wochen stritt ich zwei Stunden lang mit einem Bischof, der einem Orden angehört. Er war der Meinung, dass wir ja nichts von Gott wissen können, sowohl die Nichtexistenz als auch die Existenz Gottes hielten sich philosophisch in der Schwebe. Diesbezüglich stimmte ich ihm zu, aber bemerkte, dass er als Bischof und ich als Ordenspriester doch den nahegekommenen und gegenwärtigen Gott in der Welt zu bezeugen hätten. In der Eucharistie sagen wir doch mehrmals apodiktisch „Dominus vobiscum – Gott mit euch“. Heinrich Schlier hat das einmal so gesagt: Kirche ist „das Anwesen Gottes in der Welt“¹⁵. Das gilt es zu bezeugen und zu feiern – auf bergende Weise sowohl in der Eucharistiefeyer als auch im vielfältigen Engagement. Was anderes ist Eucharistie, wenn nicht die gefeierte Antwort auf Gott, der da ist (Jahwe) und auf die existenziell erfahrene Selbstvergegenwärtigung des Auferstandenen?

So stellt sich ganz dringend die Frage nach den mystischen Voraussetzungen des Ordenslebens. So wichtig die ethische Praxis auch ist, Nachfolge lässt sich nicht auf Ethik reduzieren. Ihr voraus und sie begleitend liegt die Erfahrung des nahegekommenen und bleibend gegenwärtigen Gottes in der Gestalt Jesu Christi. Wenn dem so ist, dann sind aber auch bestimmte Einstel-

lungen und Einsichten zu fordern. Nur allzu oft sind unsere liturgischen Feiern ritualistische Abläufe, die weder Raum noch Zeit schaffen, sich hineinsinken zu lassen in die uns und unserem Tun vorausliegende Liebe Gottes. Rubriken und Gesetze sind immer noch wichtiger als der mystische Vollzug. Text folgt auf Text, Wort auf Wort. Immer noch ist man – auch beim Stundengebet – der Meinung, dass Feierlichkeit durch Anhäufung von Worten und Texten zum Ausdruck kommt. Dabei sind die biblischen Texte oft und immer wieder von faszinierender und provokativer Eindringlichkeit. Aber keiner kann haften bleiben, weil der eine den anderen verdrängt. Oft bin ich versucht, das „o incensati Galati“ des Paulus zu wiederholen: „Ihr unvernünftigen Galater, wer hat euch verblendet? Ist euch Jesus Christus nicht deutlich als der Gekreuzigte vor Augen gestellt worden? Habt ihr den Geist durch die Werke des Gesetzes oder durch die Botschaft des Glaubens empfangen? ... Habt ihr denn so Großes vergeblich erfahren? ... Warum gibt euch denn Gott den Geist und bewirkt Wundertaten unter euch? Weil ihr das Gesetz befolgt oder weil ihr die Botschaft des Glaubens angenommen habt?“ (Gal 3,1-5).

Seit vielen Jahren lehre ich – wie viele andere auch – bei Kursen, Vorträgen und Exerzitien, dass weniger mehr ist. Ich habe – nach der späteren Rückkehr in die Gemeinschaften – noch selten eine anhaltende Veränderung im Beten und Feiern festgestellt. Man ist zwar immer beeindruckt, wenn Worte aus dem Schweigen kommen, ins Schweigen fallen und auch beim Aussprechen vom Schweigen durchdrungen sind. Aber warum tut man es dann nicht

selbst? Es liegt so viel an Kraft, Einsicht und beglückender Perspektive drin.

Anzumerken ist auch, dass viele Ordensleute asiatische Mediationsformen (Zen) übernommen und so eine größere personale Tiefe erreicht haben. Entleerung, Abstand, Versenkung – das alles sind psychosomatische Notwendigkeiten. Aber können sie die alte biblisch orientierte „Betrachtung“ ersetzen? Verliert man dann nicht wesentliche Perspektiven: Option für die Armen, Verheißungen...?

Und ein paar Gedanken zum Nachvorne: Einer der wichtigsten Impulse des Konzils war das „aggiornamento“ – Kirche und Ordensleben im Hier und Jetzt – als Antwort auf den Ruf Gottes, der uns aus den „Zeichen der Zeit“ entgegenkommt. Sind wir wirklich eingedrungen in die heutige säkulare Welt? „Was Bedürfnis der Zeit, ist der Wille Gottes“ (Thodosius Florentini)¹⁶!

Auch muss man sich fragen, ob die Sprache, die wir in unseren Gottesdiensten, Predigten, Glaubensgesprächen gebrauchen, unserer Zeit noch entspricht. In der Sprachwissenschaft kann man die Meinung hören, dass sich jeweils nach 30 Jahren eine Sprache „alt anfühlt“. Doch unsere Gebetsprache ändert sich kaum. Zu sehr sind wir textlich gebunden, zu wenig nahe dem Lebensgefühl unserer Tage. Viele Texte der Psalmen und der Bibel wollen nicht mehr über unsere Lippen, geschweige denn aus unserem Herzen kommen. Wie wollen wir suchende Menschen zu unseren Gebeten einladen, wenn die Sprache voll ist von Gewalt, Sühne, Opfer, Sünde... Wir brauchen eine neue Theologie für unsere Tage und eine Gebetsprache, die zeitgemäß ist. Das zeigen mir immer wieder die positiven Echos

auf meine eigenen Sprachversuche. Ähnliches ist zu sagen zur Art und Weise, wie wir predigen.

Zu hinterfragen ist auch der Lebensstil. In den vergangenen Jahrzehnten habe ich immer wieder festgestellt, wie sehr Franziskus heute fasziniert. Immer wenn von Frieden, von Solidarität mit den Armen, von Ökologie, von Tierschutz usw. die Rede ist, taucht mit Sicherheit die Gestalt des Franziskus auf. Aber fast niemandem kommt in den Sinn, dass er sein Engagement in der Sache auch in der Form eines Beitritts in einen franziskanischen Orden fortsetzen oder gar vertiefen könnte. Und wenn er es tut, ist er nach ein paar Monaten wieder weg. Die Frage muss sich doch stellen, ob wir durch unser Leben die Faszination des Franziskus widerspiegeln.

Offenbar gibt es viele Menschen, welche in Franz von Assisi eine Antwort auf die Probleme unserer Zeit erkennen. Aber innerhalb der Orden gibt es kaum Resonanz, wenn man zum Beispiel von „Konsumszese“ (K. Rahner) oder von einer „Kunst der Reduktion“ (Niko Paech) oder positiv gesprochen von einer „Theorie des gelingenden Lebens“ (Hartmut Rosa) spricht. Allzu sehr sind die Orden dem „Konsumismus“ (Pier Paolo Pasolini) verfallen. Es gibt in Bayern Klöster, in denen fünfmal pro Tag Fleisch auf dem Tisch steht, und fast überall teilt man die Meinung, dass ein Menu aus Fleisch bestehen muss. Dabei wissen wir, dass die Lebensmittelproduktion zu einem großen Teil schuld ist am Zustand der Erde (Klima, Hunger...). Als der Provinzial der Schweizer Kapuziner anfangs der Fastenzeit zur Rückkehr zur früheren Praxis (Montag, Mittwoch, Freitag kein Fleisch) aufrief, erntete er von vielen Brüdern heftigste

Kritik. Der von AKUT – Aktion Kirche und Tiere – organisierte „Aufruf an die Kirchen“¹⁷, in dem in besonderer Weise auch die Orden angesprochen wurden, hatte gerade bei denen nur geringes Echo gefunden, die aufgrund ihres Armutsgelübdes besonders hellhörig sein müssten. Vor einiger Zeit weilte ich für ein paar Tage in einer Trappistenabtei. Die Gäste waren eingeladen, am Nachtchor und am Schweigen der Mönche teilzunehmen; die Mahlzeiten wurden schweigend eingenommen, während des Mittagessens übertrug man die Tischlektüre in den Gästesaal, aber zum Essen gab es Fleisch – und das bei einem Orden, zu dem ganz wesentlich der Vegetarismus gehört. Gefragt, warum die Mönche die Gäste nicht auch diesbezüglich an ihrer Lebensform teilnehmen ließen, gab man zur Antwort: Dann müssten wir unser Gästeprofil ändern. Aber warum denn nicht (die Abtei bleibt ohne Berufungen, man rekrutiert sich aus Polen, Afrikanern und Chinesen)?! Sind die Orden in ökologischer und ökonomischer Hinsicht wirklich ins Hier und Heute eingetaucht? Wäre es nicht gerade die Aufgabe der Orden, mit der Art ihres Lebens die säkulare Welt zu durchdringen? Wären nicht gerade die Evangelischen Räte als „Theorie des gelingenden Lebens“ zu begreifen – gegen alle Versuche, sich der Natur, der Tiere, der Menschen „habhaft“ zu werden? Wäre es nicht die Berufung der Orden, in der säkularen Welt die Präsenz Gottes zu erschließen, „in allen Dingen Gott zu suchen“ (Ignatius), in sich selbst, in jedem Menschen, in der Menschheit, ja selbst „in den wilden Tieren und Bestien“ Gottes Stimme zu hören (Franz von Assisi)? Und gehört es nicht auch zu dieser spirituell auszugestaltenden „Sä-



kularität“, eine andere Art erotisch-sexuellen Verhaltens zu leben? Gibt uns nicht die „Kenosis“ (Phil 2) ein ganzes spirituelles Programm vor, mit dem wir als Orden in der heutigen säkularen, pluralistischen, postmodernen Welt „Spiegelungen“ des „heruntergekommenen“, solidarischen Gottes sein könnten¹⁸, des „Inter-Esses“ (= des „Dazwischenseins“) Gottes, wie es Franziskus¹⁹ in seiner Regel sagte?

Nein, wir sind nicht zu weit gegangen, sondern viel, viel zu wenig weit! Meine eigene Erfahrung zeigt, wie sehr sich in der säkularen Welt plötzlich Türen öffnen.

Das Verhältnis zur Kirche

Es dürfte sich von selbst verstehen, dass Ordensleben zum innersten Wesen der Kirche gehört. Doch bin ich überzeugt, dass das Ordensleben in der Folge des Konzils zu sehr von der Institution Kirche vereinnahmt wird. Diese versteht sich als Kontroll- und Weisungsinstanz für die Orden und verkennt so deren prophetischen Charakter. Und allzu oft sind Bischöfe versucht, Orden in Pastoralpläne einzubeziehen und zur Lösung des Priestermangels herbeizurufen. Auch die Orden selbst sind oft allzu schnell bereit, diesen Bedürfnissen zu folgen. Sie vergessen aber dabei, dass Ordensleben auf der Ebene des christlichen Seins anzusiedeln ist.

Zwar ist unter dieser Voraussetzung sehr viel Gutes auf Pfarrei- und Diözeseebene geschehen. Ordensleben ist in die Nähe der Gläubigen gerückt. Solidarität hat die Exemption abgelöst. Und das ist gut so!

Nur haben Orden eine ganz andere Funktion. Sie gehören zur propheti-

schen Struktur der Kirche. Wenn Kirche ihre Dynamik verliert und sich gesellschaftlich „der Welt“ anpasst oder vergangenen unzeitgemäßen Lebensformen huldigt, führt der Geist Gottes zu Neuanfängen und Neuaufbrüchen. In einer Zeit, in der Kirche mit dem Staat mehr oder weniger identifiziert wird, entsteht das Mönchtum; wenn gesellschaftlich und kirchlich alles wankt, wirbt Benedikt für die „stabilitas“, wo diese überhandnimmt, entsteht die Mobilität des Franziskus. Das Ordensleben ist historisch zu begreifen als „Provokation“ in die christliche Existenz. So hat zum Beispiel die Geschichte der erfolglosen Berufung des reichen jungen Mannes (Mk 10) immer aus einer verdünnten christlichen Existenz in der Kirche zur radikalen Umkehr herausgerufen²⁰. Orden sind, wenn sie sind, wozu sie berufen sind, „Suchtrupps“, die Neues erproben, „Vorhut“, die im Offenen angesiedelt sind, Modellversuche jeweils aktueller Christusnachfolge, innerkirchliche Korrekturvorschläge und in gesellschaftlicher Hinsicht Alternativen, Vergegenwärtigungen des gelungenen bzw. gelingenden Lebens. Solche Definitionsversuche zeigen natürlich gleichzeitig, wie weit unser Ordensleben gegenüber der ursprünglichen Berufung verflacht ist. Dennoch wäre hier für eine Ordensreform anzusetzen.

Wenn Orden aber zur Prophetie²¹ gehören, dann darf sich die Institution Kirche nicht als Kontrollinstanz aufspielen. Diese verunmöglicht so die eigentliche Berufung der Orden, weil zur Prophetie eine Art „Gottesunmittelbarkeit“ gehört. Natürlich kann die Behauptung einer solchen falsch sein und in die Irre führen. Dennoch ist das apodiktische und anhaltende Eingreifen der

Vatikanischen Behörden in den vergangenen Jahrzehnte und jetzt wieder gegenüber den amerikanischen Ordensfrauen nicht der authentischen Verantwortung der Kirche erwachsen und mit schuld am Zustand der Orden heute. Eine Auseinandersetzung mit Prophetie muss eine andere Gestalt haben, und die Korrektur bzw. Kritik, welche auch Orden notwendig haben, kann nicht über das Diktat laufen.

.....

- 1 Umkehr des Denkens, Werl 1956.
- 2 K. Esser/ E.Grau, Antwort der Liebe. Der Weg des franziskanischen Menschen zu Gott, Werl 1958.
- 3 Mario von Galli, Gelebte Zukunft: Franz von Assisi. Luzern/Frankfurt 1970.
- 4 E. Klinger, Armut – Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube des Konzils und die Befreiung des Menschen, Zürich 1990.
- 5 L. Bettazzi, Die kleinen Bischöfe, in: E.Klinger/ W.Knecht/ O.Fuchs, Die globale Verantwortung, Würzburg 2001, 17 – 22.
- 6 Unsere Hoffnung 2: http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/Synoden/gemeinsame_Synode/band1/synode.pdf.
- 7 Text in: A. Rotzetter, Gott zur Erfahrung bringen. Zur Spiritualität kirchlicher Praxis nach dem II. Vatikanum, in: M. Felder/ J. Schwaratzki (Hg), Glaubwürdigkeit der Kirche – Würde der Glaubenden, Freiburg 2012, 59 – 561.
- 8 J. B. Metz, Zeit der Orden – Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg 1976, ⁶1986.
- 9 J.B. Metz/T.P. Peters, Gottespassion. Zur Ordenspassion heute, Freiburg 1991.
- 10 A. Rotzetter, Aus Liebe zum Leben: die Evangelischen Räte neu entdeckt, Freiburg 1996.
- 11 A. Rotzetter, Die Orden und die kirchlichen Zentralgewalten – ein struktureller Konflikt?, in: Franziskanische Studien 74 (1992) 44 – 70.
- 12 Durch den Grundkurs für das franziskanisch-klareanische Missionscharisma (CCFMC, Bonn/ Würzburg) war ich in der befreiungstheologischen Bewegung stark engagiert. Vgl. meine Auseinandersetzung mit ihren Gegnern: Gott im Heute. Grundkurs franziskanischen Lebens, Freiburg 2000, 210 – 266; vor allem auch O. v. Nell-Breuning, Marxismus – zu leicht genommen, in: Stimmen der Zeit 110 (1985) 5ff.
- 13 A. Rotzetter, Aufbruch zu einer neuen christlichen Spiritualität, Luzern 2009.
- 14 Vgl. A. Rotzetter, Gott zur Erfahrung bringen, 57f.
- 15 Zitiert von F. Wulf, Die Orden auf der Suche nach einem Weg in die Zukunft. Zur Eröffnung der 32. Generalkongregation des Jesuitenordens, in: Geist und Leben 1974, 455.
- 16 Wider die sogenannten Sachzwänge. Das Erbe von Franz von Assisi und Theodosius Florentini, in: SKZ 177 (2009), 677 – 680.
- 17 Vgl. <http://www.aktion-kirche-und-tiere.ch/akut.html>.
- 18 A. Rotzetter, Lexikon christlicher Spiritualität, Darmstadt 2008, 317f.
- 19 A. Rotzetter, Mystik und Mission bei Franz von Assisi, in: zmr 92 (2008) 272 – 279.
- 20 W. Egger, Nachfolge als Weg zum Leben: Chancen neuerer exeget. Methoden, dargelegt an Mk 10, 17-31, Innsbruck 1978.
- 21 A. Rotzetter (Hg), Im Namen Gottes. Prophetische Rede. Festschrift für Andreas Müller, Würzburg 2011.

Mediatrice Altfrohne

Sr. M. Mediatrice Altfrohne, geboren 1931, trat als ausgebildete Krankenschwester und Physiotherapeutin ins Kloster ein. Sie erwarb 1971 ihren Abschluss in katholischer Theologie und war einige Jahre als Noviziatsleiterin und Ordensreferentin tätig. 12 Jahre leitete sie als Generaloberin ihre Ordensgemeinschaft und war in dieser Zeit von 1994 bis 2000 Vorsitzende der VOD. Heute ist sie Konventoberin und arbeitet als Krankenseelsorgerin.



Mediatrice Altfrohne

50 Jahre Konzil – Persönliche Erinnerungen

Bevor ich vor etwa 60 Jahren in den Orden eintrat, habe ich Ordensfrauen kennen gelernt, die man bewundern musste wegen ihrer Güte und Herzewärme. Sie leisteten hervorragende Arbeit in der Krankenpflege, in der Altenpflege und in der Sorge um verwaiste und vernachlässigte Kinder. Nicht alle, denen ich begegnete, hatten die gleiche positive Ausstrahlung; dennoch überwogen die positiven Erfahrungen.

Als ich dann in einen caritativ-tätigen Orden eintrat und dabei nicht nur die Mitglieder, sondern auch das Leben der Gemeinschaft kennen lernte, fand ich ein Ordensleben vor, das streng nach Vorschriften und Regeln geordnet war. Das habe ich als Norm anerkannt und akzeptiert. Ich wollte eine „gute Schwester“ sein und ich nahm die Regeln als dazugehörige Ideale an. Die Regeln betrafen das Gebet und das geistliche Leben, sie ordneten das Miteinander, die Beziehung zu den Vorgesetzten, ja zur eigenen Familie. All das habe ich zuerst willig ange-

nommen. Doch stellte sich nach einiger Zeit bei einigen Vorschriften ein leises Unbehagen ein und man fragte sich nach dem Sinn solcher Regeln. Natürlich wagte man nicht, darüber offen zu sprechen; denn es galt als zum Ordensgeist gehörig, sich fraglos zu beugen.

So regte sich in mir immer wieder ein innerer Widerspruch, wenn es in den Konstitutionen hieß, dass der erste Sinn und Zweck des Ordenslebens die Selbstheiligung der Schwestern sei. (Erst sehr viel später habe ich erfahren, dass das so ähnlich im Kodex des Ordensrechtes stand). Auch wuchs in mir mehr die Erkenntnis, dass manche der auferlegten asketischen Übungen nicht in Wirklichkeit zum wahren Ziel der Tugend führten. (Verdemütigungen führen in den meisten Fällen nicht zu größerer Demut!). Mit der Zeit empfand ich mehr und mehr ein Unbehagen über die Sprache der sogenannten Pflichtgebete. Als ich einmal dieses Unbehagen äußerte, wurde ich zurechtgewiesen.

Es gäbe noch mehr Einzelbeispiele meiner damaligen inneren Auseinandersetzung mit dem Ordensleben. Wenn es auch mehr oder weniger Äußerlichkeiten waren, so berührten sie auch mein Inneres, wühlten mich auf und erzeugten auch manchmal Schuldgefühle, denn über Allem stand das Gesetz. Es galt der Buchstabe.

Mit der Konzilsankündigung wurden hier und da vage Hoffnungen geäußert, die auch das geistliche Leben der Orden betrafen. Zuerst war alles wenig konkret; zu fest war alles gefügt und erschien unantastbar. Das änderte sich nach der ersten Session des Konzils; vor allem nach der Verabschiedung des ersten Dokumentes über die Liturgie (Sacrosanctum Concilium).

Ich hatte damals das Glück bzw. auch das Vorrecht, das Seminar eines Liturgieprofessors mitzumachen, der Peritus des Konzils war. So erfuhren wir etwas über das Entstehen dieses Dokumentes, über das ehrliche Ringen und auch über die Auseinandersetzungen um die einzelnen liturgischen Aussagen. In den Orden wurden nun Meinungen und Ansichten zu Problemen und Schwierigkeiten der Ordensleute laut, die zwischen der Treue zur Tradition und der heutigen Weltsicht standen. Es wurde diskutiert, ob und welcher Veränderungen es bedürfe und wie die Kontinuität der Orden gewahrt bleiben sollte. Vielen in den Orden und der Kirche war klar, dass es Veränderungen geben musste. Aber die Meinungen und Vorstellungen, wie diese Veränderungen aussehen sollten, gingen weit auseinander. Auch ich hatte mir Hoffnung auf Antworten und Regelungen für eine Zukunft gemacht, die ein froheres und freieres Ordensleben ermöglichen würde, aber ich muss

auch bekennen, dass ich dazu keine genauere Vorstellung besaß.

Das Dokument über die „zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens“ (Perfectae caritatis) erschien 1965. Schon bei der Lektüre des Liturgiedokumentes fiel überraschend auf, dass es tatsächliche und wirkliche Änderungen geben sollte. Nun wurden die Orden aufgefordert, selber nachzudenken und sich auf eine zeitgemäße Erneuerung, zu der alle Mitglieder aufgerufen wurden, zu besinnen. Was mich in der Rückerinnerung damals besonders bewegte, waren einige Grundsätze, die so etwas wie einen Rahmen bildeten für „das Neue“. Da war z.B. die Aussage, dass das Ordensleben Nachfolge Christi und dass diese im Evangelium dargelegt sei. Das Evangelium ist dabei die höchste Norm des Ordenslebens. Alle Regeln und Vorschriften können und dürfen nur vom Evangelium her begründet und nur von daher verstanden werden. Das gab den Weg frei für eine kritische Hinterfragung der bisherigen Statuten. Auch die Rangordnung der Regelungen erfuhr eine andere Sicht.

Das Dokument verwies sehr stark auf den Stifterwillen und die Ursprungsgeschichte der jeweiligen Orden und Kongregationen. Das bedeutete einerseits eine wichtige Besinnung auf das je eigene Charisma; zum anderen aber auch auf die Frage, wie das Charisma in den verschiedenen geschichtlichen Zusammenhängen je neu und in Treue zum Stifterwillen verwirklicht werden muss. Es bedurfte dann freilich der Klärung der Frage, was der Ordensgründer/die Ordensgründerin gewollt hatte, sowie der Frage, wie dieser Wille in den Anfangszeiten umgesetzt wurde. Treue zum Ursprung bedeutet Treue zu dem, was der Gründer/die Gründerin wollte



und nicht unbedingt, wie die Gründung schließlich verlief. Das Dokument betonte die Notwendigkeit der menschlichen Reife der Ordenschristen und die Würde und Freiheit der Person.

Das Konzil wollte also Erneuerung. Die Erneuerung sollte alles umfassen. Das konkrete Leben, das Verständnis des Ordenslebens und die Gelübde eingeschlossen. Das wurde zu Anfang von vielen Ordensleuten als äußerst revolutionär empfunden, aber es gab auch schon zu Beginn begeisterte Schwestern und Brüder, die das Neue als ungemein befreiend erfuhren. Sie wollten das Ordensleben nach eigenem Empfinden und Denken gestalten. Damit war der Konflikt gegeben, der von Anfang an den Weg der Erneuerung begleitet hat. Markante Stationen dieses Weges waren die sogenannten Reformkapitel, die in den einzelnen Orden und Kongregationen stattfanden. Die Themen dieser Kapitel waren von einzelnen Ordenschristen oder von Gruppen erarbeitet und eingereicht worden. Sie betrafen meistens das Zusammenleben in der Gemeinschaft, die Leitung der Orden, einzelnen asketischen Übungen und das Verhältnis zur „Welt“.

Als Mitglied dieser Reformkapitel weiß ich, dass es ein ehrliches Ringen war; dass es aber auch sehr schwer war, sich einerseits von lange gehegten Vorstellungen und Idealen und andererseits einer begeisterten Öffnung für neue Ideen zu lösen. Dabei habe ich in beiden „Lagern“ Ordensfrauen kennengelernt, die das Richtige wollten. Es gab die Treuen, die davon ausgingen, dass es reichen würde, die gute alte Tradition in ein neues Gewand zu kleiden und es gab diejenigen, die nur im absolut Neuen das Heil sahen. In meiner persönli-

cher Rückschau meine ich mehr zu der Gruppe gehört zu haben, die wirklich etwas Neues wollte. Dennoch darf ich auch sagen, dass ich sogleich erkannte, dass es nicht nur um Neues und Anders gehen konnte. Vielmehr suchte und fragte ich immer wieder nach dem inneren Ziel und Zweck der alten Vorschriften. Mir lag es fern den verborgenen oder verlorenen alten Sinn abzutun, nur weil die Art und Weise der Übung nicht mehr dem damaligen Empfinden entsprach. Ein einfaches Beispiel mag dies genauer beleuchten: Das Gesetz des Stillschweigens legte genaue Zeiten und Orte für das große und das kleine Stillschweigens fest. Weil man mit Recht diese exakten Abmessungen und Grenzziehungen als überholt empfand, ließ man das Gesetz fallen; vergaß dabei allerdings auch den wichtigen Gedanken des Schweigens zu betonen und eine neue Form der Übung zu finden.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein zweites Beispiel ist die Regel der wöchentlichen Beichte, die für viele Schwestern eine Belastung war. Die Vorschrift wurde daher schnell gestrichen. Aber auch hier vergaß man vielerorts, eine zeitgemäße Wertung des Bußsakramentes zu formulieren und den Schwestern eine angemessene Anleitung an die Hand zu geben. Geblieben ist allein eine Vorschrift im CIC, dass die Ordensleute häufig beichten

sollen und die Oberen dafür zu sorgen haben, dass immer geeignete Beichtväter zur Verfügung stehen.

Welchen Stellenwert hat heute die Praxis des Bußsakramentes in den Orden? Wie werden Buße und Versöhnung in der Gemeinschaft gefeiert und wie werden sie konkret erfahren?

Ein anderes wichtiges Thema der kritischen Auseinandersetzung war die Gemeinschaft. Das Bild von der Gemeinschaft im Orden war schon länger einem Wandel ausgesetzt. Die sogenannten „Disziplinergemeinschaft“ gab es zumeist nicht mehr. In ihr lag die Gefahr des Infantilismus. Dieses Modell wurde abgelöst vom personalistischen Modell mit der Betonung von Entwicklung und Entfaltung der Person (Selbstverwirklichung). Sie barg die Gefahr zum Narzissmus.

Direkt nach dem Konzil legte man großen Wert auf die zwischenmenschlichen Beziehungen, mit dem Ziel, die psychische Gesundheit der Ordensleute zu fördern und zu erhalten. Dabei bestand die Gefahr, dass „therapeutische“ Gemeinschaften entstanden, die nicht mehr offen waren für die großen Probleme von Kirche und Welt. Aber wie soll die Gemeinschaft der Zukunft denn aussehen? Das Konzil hatte die Orden aufgefordert, die Konstitutionen oder Direktorien zu prüfen nach den Richtlinien des Dokumentes „Perfectae caritatis“.

Die Erarbeitung einer neuen Lebensordnung wurde in unserer Gemeinschaft, gemeinsam mit der Föderation sehr intensiv angegangen. Der erste Entwurf der Lebensordnung wurde den Schwestern 1972 übergeben und – auch von der Föderation – in den folgenden Jahren von Grund auf neu gestaltet. Diese Lebensordnung wurde 1985 von Rom appro-

biert. Bei der Neugestaltung wurde sorgfältig auf die biblischen Bezüge geachtet indem man versuchte, den geistlichen gegenüber dem juristischen Sprachstil zu betonen. Diese neue Lebensordnung zu erstellen war Freude und Mühe zugleich, aber dennoch ist ein geschriebenes Werk noch nicht das Leben. Die Annahme und die Umsetzung neuer Sichten bleibt ein permanenter Auftrag, der keineswegs heute zu Ende ist.

Wie sehe ich – 80jährig – heute die Zukunft der Orden?

Das Ordensleben gehört zur Kirche und ist Kirche. So gilt auch ihm die Verheißung Jesu, dass die „Pforten der Hölle es nicht überwältigen.“ Allerdings wird sich das Ordensleben in Zukunft noch sehr verändern und wandeln. Wie es aussehen wird? – Ich weiss es nicht.

Bereits 1990 schrieb Pater Johannes Füllenbach einen Aufsatz über das Ordensleben im Jahre 2000. Seine Auffassung habe ich damals und bis heute ganz und gar geteilt. Ich möchte darum Pater Füllenbach zitieren:

„... Wie das geistliche Wachstum der Einzelnen den Tod des eigenen Ich und so mancher Dinge, an denen sie hängen, erfordert, so fordert auch die Neugeburt einer Kongregation einen Tod. Die Kongregation muss mit ihren alten Weisen, die Dinge zu tun, sterben, um fähig zu werden, sich den neuen Wegen zuzuwenden, die für die neue Situationen notwendig sind. Sterben ist nie leicht, und es wird die geben, die ihm widerstehen werden. Es hat nie eine Erneuerung von Ordensinstituten gegeben – und es wird keine geben – ohne starken Widerstand. Es ist ein langsamer Prozess, er mag Jahrzehnte dauern, aber es ist der einzige Weg. Es gibt keine angenehmen Abkürzungen...“

Beate Grupp OSB

Sr. Beate Grupp OSB ist seit 1967 Missions-Benediktinerin von Tutzing. Sie ist studierte Sozialpädagogin und seit 1977 im Bildungshaus St. Martin, Bernried als Bildungsreferentin tätig. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Spiritualität, Kommunikation und Bibelarbeit mit Gruppen. Außerdem ist sie Lehrbeauftragte am Ruth-Cohn-Institut und führt Konvent- und Kapitelsbegleitungen im Inland und im englischsprachigen Ausland durch.



Beate Grupp OSB

Ordensfrauen und ihr Gemeinschaftsleben im deutschsprachigen Raum

Veränderungen seit dem Zweiten Vatikanum

Als ich 1970 im April meine Erste Profess ablegte, hatten die Wogen des Konzils die Ortskirchen, ihre Gemeinden, Verbände und Ordensgemeinschaften erreicht und große Unruhe verursacht. Im Noviziatsunterricht wurden wir zu zweit an die neuen Grundlagen des Ordenslebens herangeführt. Wir studierten begierig die Konzilsdekrete, erhielten eine gründliche Einführung in die Exegese, lernten in biblisch fundierten Exerzitien ein ganz neues Gottesbild kennen, atmeten auf und blickten voller Elan und Begeisterung in die Zukunft. Aus der behüteten, kleinen Noviziatsgemeinschaft gerieten wir dann jedoch in eine 50-köpfige Gruppe von Jungpro-

fessen. Es brodelte dort wie in einem Hexenkessel. Alles wurde von allen in Frage gestellt. Vielen Ordensfrauen ging in diesen Jahren alles zu langsam, sie hatten keine Geduld, langwierige Veränderungsprozesse mitzutragen. Eine Welle von Austritten ereignete sich. Andere wollten nicht weichen von dem, was sie ihr Leben lang als richtig angesehen hatten. Heftige Auseinandersetzungen entstanden. Die Werkzeuge des Dialogs waren nicht geschliffen. „Konservativ“ und „progressiv“ waren die Bezeichnungen für die Trends, die sich die Parteien gegenseitig vorwarfen. Oft wurden eingefahrene Strukturen, die sich verselbständigt hatten, nicht als

solche erkannt. Die Folgen wurden einzelnen Personen zur Last gelegt. Dieses Finden von Sündenböcken bewahrte vor der Mühe des Reflektierens, löste fatale Prozesse aus und führte zu folgenschweren Belastungen. Manche blieben darin stecken, andere zogen Fachleute zu Rate. Auch die neu ankommenden Beratungs- oder Begleitungsprozesse sollten Probleme allzu schnell beheben.

Ein damals engagierter Berater erzählte mir von dieser Zeit: „Wir hatten ca. ein Jahr lang in Abständen eine Gemeinschaft als Team besucht und versucht, in der Gruppe von rund 100 Schwestern Strukturen für eine neue Kommunikationskultur einzuführen. Beim nächsten vereinbarten Termin sagte uns die Leitung, sie sähe nun keine Notwendigkeit mehr für unsere Begleitung, sie kämen jetzt selbst zurecht.“ Das Team zog ab. Unschwer ist nachzuvollziehen, wie diese große Gemeinschaft lange in diesem halbaufgebrochenen und abgebrochenen Prozess stecken blieb.

Die 70er-Jahre: Gründe für die spannungsreiche Situation der Ordensgemeinschaften

Die Schilderung einer kleinen Szene soll die damalige Situation exemplarisch beleuchten: Als ich 1967 eingetreten war machte mich meine Magistra, meine erste Novizenmeisterin, die dieses Amt schon viele Jahre innehatte, aufmerksam: „Den Schwestern gefällt es nicht, wenn Sie so mit den Armen schlenkern. Sie haben ein Pelerinchen und darunter können Sie Ihre Hände falten“. Da ich über mein Armeschlenkern noch nie nachgedacht und ihm

auch keinen Stellenwert in meinem Verhalten als Kandidatin beigemessen hatte, war ich einigermaßen frappiert über die Anweisung, tat aber „den“ Schwestern und meiner Lehrmeisterin den Gefallen. Erst viel später, in einem mühsamen, langen und umwälzenden Lernprozess habe ich erfahren und verstanden, welchen Sinn es macht, Leib zu sein und mich ganz, mit Haut und Haar, auch mit Armen und Händen einzulassen und alle Kräfte zu integrieren auf das eine Ziel hin. Das Wissen um die innere Tiefe der teilweise auch sinnvollen Gebräuche war verloren gegangen. Individuelles Werden, die Entwicklung der Persönlichkeit mit ihren Potentialen wurde nicht als eine Aufgabe angesehen. Den Christen war durch alle Jahrhunderte hindurch die Weisung aus dem Ersten und dem Neuen Testament ans Herz gelegt: „Du wirst den Herrn, deinen Gott, mit ganzem Herzen, mit ganzem Verstand und mit all deiner Kraft lieben und den Nächsten wie dich selbst“. Den jungen Ordensleuten wurde diese Weisung vor dem Konzil einfach als trockenes Gebot gelehrt mit der Erwartung, dass dadurch alles gesagt ist. Heute bekommen wir durch die Aufdeckung der Missbrauchsfälle an Kindern die fatalen Folgen der unterlassenen Integration vor Augen geführt. Nicht nur die Täter haben an ihrer Berufung und an ihren Möglichkeiten vorbei gelebt; für die Opfer bedeuten die Erfahrungen irreversible Verwerfungen für ihr ganzes Leben. Die Integration von Leib, Seele und Geist, von Sexualität, Gefühlsleben und Intellekt sind eine beständige Lebensaufgabe und müssen mit aller Leidenschaft verfolgt werden. Wie das Werden des Einzelnen war auch die Entwicklung des Gemein-

schaftslebens nicht im Blick. Strukturen waren streng vorgegeben, reguliert durch eine verbindliche Tagesordnung mit genauen Vorschriften, Geboten und Verboten und harten, auch öffentlichen Strafen bei Übertretungen. Es gab so gut wie keine Freiräume. Bis zum Konzil war ein dickes Gebräuchebüchlein der Leitstern für alle. Wer sich daran hielt, wurde als gute Ordensfrau angesehen. Außer dem Glauben an dieses Gebräuchebüchlein spielte auch die Abkehr von der Welt eine große Rolle. Die Abkehr wurde zementiert im Rückzug aus Beziehungen. Die „Anhänglichkeit an die Welt“, Kontakte zur Familie und Freunden wurden radikal beschnitten. Auch Briefe wurden kontrolliert. Im Zusammenleben hatten deshalb alle Arten von Schweigen Priorität. Es gab das große Stillschweigen, das kleine Stillschweigen, nächtliches Schweigen, Orte und Zeiten des Schweigens. Auch während der Mahlzeit sorgte die Tischlesung für geistige Anregung, verhinderte aber eine Unterhaltung. In der in der Tagesordnung vorgesehenen „Freizeit, Erholungszeit“, die es nur als gemeinsam verbrachte Zeit gab, war Reden nur angesagt, wenn die Oberin das Wort erteilte. Absprachen bei der Zusammenarbeit waren so knapp wie nur möglich zu halten. In solche festzementierten Gewohnheiten platzte das Aggioramento von Papst Johannes XXIII. wie eine Bombe.

Außer dem innerkirchlichen Aufbruch traf die Wucht der gesellschaftlichen Veränderungen die Ordensgemeinschaften auch von außen. Als Trägerinnen und Arbeitgeberinnen von caritativen und schulischen Einrichtungen wurden sie in den Turbulenzen der letzten 50 Jahre „mit allen Wassern gewaschen“. In

dem Wandel ihrer Institutionen waren sie zu Höchstleistungen als Managerinnen gezwungen. Die Entwicklungen, demografisch, finanziell, institutionell, personell überschlugen sich. Gab es nach dem Konzil noch 100000 Ordensfrauen in Deutschland, sind es heute noch 19000. In den 1960iger-Jahren waren die meisten Arbeitsplätze mit eigenen Mitgliedern besetzt. Später wurde oft fieberhaft nach Lösungen gesucht und um neue Wege gerungen. Kaum gefunden, waren sie wieder überholt. Werke brachen weg. Manche Kapitel mussten feststellen: Ein Prozess zur Urteils- und Entscheidungsfindung (Discernmentprozess) braucht gar nicht mehr begonnen zu werden. Die Tatsachen lassen keine Wahl mehr. Krisen konnten bewältigt werden durch Änderungen in der Trägerschaft wie die Trennung der Gemeinschaften von ihren Werken, Stiftungen, durch ordensübergreifende Zusammenschlüsse, Übergabe an diözesane Einrichtungen oder an freie Träger und auch durch Auflösung von Einrichtungen und Klöstern. Diese Entwicklungen erschütterten auch die Identität. „Wer sind wir denn, wenn wir keine Kindergärten, keine Krankenstationen, keine Krankenhäuser, Altenheime, keine Schulen, keine Internate, keine Sozialstationen mehr haben?“ Die selbstverständliche Identität, die – wenigstens nach außen – vor allem aus dem Tätigsein gespeist war, ging verloren.

Im theologischen Selbstverständnis der Ordensleute hatte – schon durch die Jugendbewegung und ihre liturgische Erneuerung vor dem zweiten Weltkrieg, durch die Kriegserlebnisse und die Nachkriegszeit – ein Wandlungsprozess begonnen. Diese Veränderungen wurden



im Konzil aufgegriffen und weitergeführt. Zwei Texte in den Konzilsdokumenten befassen sich mit den Grundlagen des Ordenslebens. Sie finden sich im Kapitel 6 der dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“ und im Dekret „Perfectae caritatis“. Wie die Entstehungsgeschichte berichtet, haben erst viele Änderungsvorschläge und heftige Auseinandersetzungen zu einem Ergebnis geführt. Es wird deutlich, dass die Ordensleute nicht länger als isolierter, privilegierter Stand der Auserwählten betrachtet, sondern dass sie mit hineingenommen werden in die neue Sichtweise der Kirche als das Volk Gottes. „Die Weihe der Ordensleute, ihre Gelübde, ihre Berufung, ihr Dienst ist eine Gabe des Heiligen Geistes an die Kirche. Die Ordensweihe als Übereignung an Gott ist Intensivierung und Ausfaltung der unüberbietbaren Taufweihe. Zugleich ist sie eine besondere Weise der Hinneinnahme in das Mysterium Christi und seiner Kirche.¹ Das führt zu einer Bindung an das – neu gefundene – Selbstverständnis der Kirche. Die Kirche als Gemeinschaft dient „gleichsam als Sakrament der Vereinigung der Menschen mit Gott und der Einheit der Menschheit“. Darin kommt eine Konzentration auf das innerste Wesen der Kirche zum Ausdruck sowie ein Bekenntnis zu ihrem Weltauftrag.

Hineingenommen in das innerste Wesen der Kirche?

Obwohl das Gemeinschaftsleben ein grundlegender Bestandteil von Ordensgemeinschaften ist, wird es in den Konzilstexten Lumen gentium und Perfectae caritatis wie eine Selbstverständlichkeit vorausgesetzt. In „Perfectae caritatis“ heißt es immerhin: „Zur wirksamen Er-

neuerung und echten Anpassung ist die Zusammenarbeit aller Mitglieder eines Instituts unerlässlich.“ (PC, 4). Ansonsten wird geraten, unbrauchbare Richtlinien und Gebräuche abzulegen, es wird von rechtmäßiger Autorität, von Vorgesetzten und Untergebenen, von der intimen Beziehung der Einzelnen zu Gott in der Kontemplation, von der Einheit der Brüder, von Gemeinschaft als einer wahren Familie gesprochen. Dazu wird den Ordensgemeinschaften Fort- und Weiterbildung ans Herz gelegt. „Die Mitglieder sollen sich aber ihr ganzes Leben hindurch ernsthaft um die geistliche, wissenschaftliche und praktische Weiterbildung bemühen; die Obern sollen ihnen dazu nach Kräften Gelegenheit, Hilfsmittel und Zeit geben“ (PC, 18).

Was ist aus den Anregungen des Konzils geworden?

Der Aufbruch nach dem Konzil trieb Blüten und Früchte. Viele der Ordensmitglieder griffen die Ergebnisse des Konzils begierig auf. Aktiv und offensiv initiierten sie unterschiedlichste Weisen der Vermittlung. In Seminaren, Exerzitien, bibelexegetischen Vorträgen wurde gelernt, Kurse für Oberinnen und zukünftige Führungskräfte wurden eingerichtet. Ausbilderinnen für den Nachwuchs wurden ordensübergreifend in diözesanen oder ordenseigenen Instituten geschult.

- Der dürren, blutleeren, moralisch-asketischen Ausrichtung wurde eine neue spirituelle Basis gegenübergestellt. Die Taufe wurde wieder als DAS Grundsakrament anerkannt. Die Bibel das Alte und Neue Testament –als Heilige Schrift der Christen und als das lebendige Wort des lebendi-

gen Gottes erhielt seinen Platz in der Mitte der Gemeinschaften.

- Die „monastische Überformung“, vor allem der Frauenorden, wich nach und nach der apostolischen Zielsetzung.
- Aus dem Weg zu persönlicher Vollkommenheit und Heiligung wurde das Mitgehen mit dem pilgernden Volk Gottes. Die „communio“ wurde zur neuen Orientierung.
- Der Weltverachtung und Weltflucht, der Leibfeindlichkeit und Beziehungsscheu, dem Befolgen unzähliger Vorschriften, dem Gehorchen einer strengen Hierarchie folgte die Hinwendung zur „Freiheit der Kinder Gottes“. Der Begriff des mündigen Christen, des mündigen Ordenschristen wurde ein geflügeltes Wort.

Sichtbar werden diese Veränderungen in einer ganzen Reihe von Aufbrüchen:

Liturgiegestaltung

Viele Gemeinschaften singen heute das Stundengebet in der Muttersprache. Hatten früher Pflicht (Offizium) und Leistung (viele Psalmen an einem Tag!) den Ton angegeben, begleitet jetzt Freude das Singen. Der Innere Sinn der Psalmenfolge, die Ästhetik der Melodien, eine Stille nach den einzelnen Psalmen, das Hören auf das Wort Gottes bei jedem Stundengebet und frei formulierte Fürbitten schaffen eine neue Qualität des gemeinsamen Betens. In all den Jahren mit der Beteiligung von unterschiedlichen Gemeinschaften und unter Zusammenarbeit verschiedener Kongregationen und Fachkräfte ist ein einladendes Werk gelungen, das sich auch Gästen erschließt. Es sind in der gleichen Zeit eine Vielzahl von Möglichkeiten entwickelt worden, wie der Sinn des Stunden-

gebetes als ein Teil des geistlichen Lebens erschlossen und gestaltet werden kann. Die Gewohnheit, neben dem lateinischen Stundengebet viele zusätzliche Andachten und Sondergebete zu absolvieren, wurde aufgegeben. Sie wichen der Klarheit, der Schönheit und Würde.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Spiritualität

Bibelseminare, Bibelgespräche, Meditationsformen, teils aus der östlichen Welt, teils aus eigener, vielfach vergessener, veräußerlichter oder unverstandener Tradition wie die Weisheit der Wüstenväter und -mütter, die Tiefe der Mystiker zeigten neue und tiefe Wege. Die Evangelischen Räte werden heute neu gesehen. Während sie früher vor allem als Verzicht auf Besitz, auf Macht, auf intime Beziehungen aufgefasst wurden, erhielten sie ihre neue Deutung durch eine befreiende biblische Grundhaltung. Die wöchentliche Pflichtbeichte ist entfallen. Neue Formen sind Beichtgespräche und wirkliche spirituelle Begleitung. Auch die Form der Exerzitien verändert sich. Es werden nicht mehr nur Vortragsexerzitien besucht, sondern es wird mit biblischen Gruppenexerzitien, Einzelexerzitien bis hin zu Exerzitien im Alltag oder Straßenexerzitien experimentiert. Diese Formen werden aktiv weiterentwickelt.

Selbstverständnis von Frauen in Orden
Der Verlust der Identität aus den Werken heraus war auch ein Gewinn. Die Fragen „Wer sind wir, wozu gibt es uns?“ gingen und gehen bis heute an die Nieren. Sie erzwingen und ermöglichen uns den Aufbruch zu neuen Ufern. Ordensfrauen, die als Objekte der Seelsorge eingestuft wurden, bringen sich mit ihren frauenspezifischen Kompetenzen selber als Seelsorgerinnen in vielfältigen, teils ganz neuen Feldern der Sorge für Menschen ein.

1965, am Ende des Konzils, behielt sich Papst Paul VI. einige Themen zur Bearbeitung vor. Darunter auch die Reform des Frauenbildes. Ihre Verschleppung hat viele Menschen vor den Kopf gestoßen und der Kirche entfremdet. Das ist eine Verarmung und ein schwerer Verlust. Der Umgang des Vatikans mit den amerikanischen Mitschwestern in jüngster Zeit spricht Bände. Er deutet auf eine männliche Dominanz, wenn nicht Arroganz hin, die möglicherweise nicht wahrhaben will, dass das andere Geschlecht andere Vorzüge hat, die die Welt braucht. Auch wenn Frauen um ihrer selbst und der Berufung willen in der Kirche bleiben – das Missfallen daran geht weiter, hoffentlich als Stachel, der zu Veränderungen führt. Es ist zu wünschen, dass die heutigen Kirchenmänner mehr von Jesus lernen. Frauen waren selbstverständlich im engen Kreis um ihn. Er hat die für jüdische Ohren und Herzen unerhörte Weite seiner Sendung erkannt im Hören auf eine Frau, auf eine Nicht-Jüdin, die Syrophönizierin (Mk.7,24-30). Für die letzte, radikale Hingabe in seine Passion hinein ließ er sich von der Radikalität der armen Witwe mit ihren zwei Hellern am Opferstock beflügeln (Mk. 12,41-44). Er

hatte nicht nur keine Angst vor Frauen und ihren Fähigkeiten, er hielt sie auch für das Wirken im Reich Gottes für gleich wichtig und unverzichtbar.

Ökumene

Eine neue, oft auch aktive Wertschätzung anderer christlicher Traditionen, der Respekt gegenüber den Anliegen der Reformation breitet sich aus. Ebenso wächst die Wertschätzung nichtchristlicher Religionen und das Verständnis für die Stammesreligionen.

Sendung

Die Zugehörigkeit zur Kirche als dem Volk Gottes weitet den Horizont. Nicht nur die Ortskirche, die Weltkirche mit ihren Aufbrüchen und Umbrüchen, die Notwendigkeit der Inkulturation, die Befreiungsbewegung und Befreiungstheologie, Kleine Christliche Gemeinschaften, Basisgemeinden, die Option für die Armen stellen Fragen an Kirche und Orden im alten Europa. Wir lernen und praktizieren Solidarität, zu teilen, was wir haben. Ebenso und gleichgewichtig lernen wir, anzunehmen, was andere uns aus ihrem Lebensumfeld anbieten können. Dem Geben und Nehmen zwischen Orden und Welt, zwischen Norden und Süden, Ost und West kommt eine neue Bedeutung zu. Strukturelle, politische, soziologische Zusammenhänge im globalen Kontext werden auf den Prüfstand gestellt im Blick auf ihre Bedeutung für die Spiritualität.

Ursprünge

Mit Sorgfalt wird Ursprüngen nachgespürt. Sowohl die Bibel als auch die Quellen der eigenen Ordensgründung, bzw. der spezifischen Spiritualität der

Gründerin oder des Gründers erfahren eine ganz neue Aufmerksamkeit.

Aufbruch zu den Ursprüngen und Übersetzung ins Heute

Im Blick auf die biblischen Erzählungen sehen wir, dass Jesus Einzelne berufen hat. Doch es gab Kettenreaktionen. Die mit Jesus in Kontakt kamen, haben es einander weitererzählt, sie haben einander aufmerksam gemacht, sie wussten voneinander, dass der und der auch sucht, dass es da noch andere gibt die ausgespannt sind auf den Messias hin (Joh 1, 35-51). Wie sonst könnte der Evangelist überliefern: „Und sofort lieben sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach.“ (Mk 1,18)

Und Jesus nimmt sie in seine Schule. Wie bei der Brotvermehrung in Mk 6, 30-44, in der er seine Schüler Schritt um Schritt in ihre Mitarbeit und Mitverantwortung hineinführt, wird auch der Bruder in der Regel Benedikts in die Schule des Herrendienstes eingeladen. Und von Anfang der Regel bis zum Schluss gilt, wie in Kapitel 72 ausgedrückt: „Christus sollen sie überhaupt nichts vorziehen. Er führe uns gemeinsam zum ewigen Leben.“

Immer deutlicher spürten Gemeinschaften, dass ihre Qualität besondere Aufmerksamkeit brauchte. Sie war nicht einfach gegeben mit einem gemeinsamen Dach über dem Kopf, mit dem Zusammenleben und -arbeiten und einer gemeinsamen Tagesordnung – das alles war keine Garantie für eine lebendige Gemeinschaft. In den Jahren nach dem Konzil war hier und dort zu hören: „Nein, so streng ist das alles nicht mehr...! Jetzt ist alles anders, viel leichter, einfacher.“ Doch stellte sich bald

heraus: Altes abschaffen war noch nicht die Garantie, dass eine wirkliche Erneuerung gelang. Da gab es viele Experimentierfelder.

Das Aufkommen der Humanwissenschaften und der einfachere Zugang zu ihren Erkenntnissen ließ manche Mutige zu sensitivity trainings greifen, andere empfanden diese Formen als viel zu gefährlich. Doch einzelne Persönlichkeiten, auch aus den Reihen der Ordensfrauen und -männer konnten mit ihrer Glaubwürdigkeit nach und nach Gräben überbrücken und die Möglichkeiten der neuen Erkenntnisse in die Bildungsarbeit einfließen lassen.

Die Bedeutung und Notwendigkeit der Persönlichkeitsentwicklung wie auch der Wir-Förderung für das ordensspezifische Gemeinschaftsleben wurde aufgegriffen. Supervision, Teamentwicklung, Organisationsentwicklung wurden als förderliche Unterstützung in Anspruch genommen. Als Gemeinschaft miteinander zu lernen, wurde nach und nach selbstverständlicher. Die in eigener Regie geleiteten Werke forderten mehr Qualifizierung. Zu den vorhandenen Berufsgruppen im Gesundheits-, Bildungs-, Verwaltungs- und Sozialbereich kamen therapeutische Berufe und Zusatzausbildungen:

- Die personenzentrierte Gesprächsführung nach C. Rogers,
- Themenzentrierte Interaktion (TZI) nach Ruth C. Cohn für die Kunst der Leitung, der Selbst- und Gruppenleitung,
- Das Enneagramm als Werkzeug für die Persönlichkeitsförderung und spirituelles Wachsen,
- Bibliodrama,
- Konzentrierte Bewegungstherapie,
- Mediation,



- Gewaltfreie Kommunikation oder
- Supervision

unterstützen die Qualität des Wachsens der Gemeinschaften.

Die Kenntnisse aus den Humanwissenschaften sind nur wirksam, wenn gehandelt wird, in die Praxis umgesetzt wird, was für alle förderlich ist. „Walk the talk“, „Tu, was du redest“, darauf kommt es an. Entschiedene Lernprozesse sind dafür nötig. F. Selvam OMI aus Sri Lanka, der am Institut St. Anselm in Margate, England, Fortbildung für Ordensleute angeboten hat, macht aufmerksam auf die vielfältigen Schichten des Vertrauens zwischen Menschen. Er zeichnet die Stufen der Nähe im Gespräch so:

Menschen reden leichter über irgendetwas als über sich selbst. Es fällt noch relativ leicht, Ideen auszutauschen. Entschiedenheit und wachsendes Vertrauen braucht es, dass Erfahrungen zur Sprache kommen können. Über das eigene Verhalten und die Motivationen zu reden, stellt eine weitere Vertiefung dar. Wirkliche Gefühle, Träume und Visionen ins Wort bringen zu können, zeugen von wachsendem Zutrauen. Am schwersten fällt es Menschen, sich über Verletzungen und Verletzlichkeit auszutauschen.

Pater Selvam hat in seinen Vorlesungen den Begriff der „Quality time“ gebraucht. Qualitätszeit als eine feste und regelmäßig wiederkehrende Größe. Alle, die sie praktizieren, wissen, sie ist genau so lebenswichtig wie die Gebetszeit, Meditationszeit, Mahlzeit, Freizeit, Arbeitszeit. In diesem Gemeinschaftselement geht es nicht um „Geschäfte“, nicht um Absprachen, Planung, Technisches, Organisatorisches, sondern rein um die Gestaltung dieses Raumes, in

dem die Qualität der Beziehungen und die Kunst des Zusammenlebens bewusst gepflegt wird.

Die Krönung, ein Ziel auf diesem Weg des Übens, ist das Gespräch über den eigenen Glauben. Damit ist nicht ein Bibelgespräch gemeint oder ein Austauschen über das, was wir über den Glauben oder über Gott denken oder im Credo bekennen. Es geht vielmehr um den Austausch von persönlichen Erfahrungen auf dem eigenen spirituellen Weg. Darin kommen Höhen und Tiefen, Reichtum, Armut und Not mit den jeweiligen Gefühlen zur Sprache. Dunkelheiten und Verletztheit, Schmerz und Freude bleiben nicht versteckt. Mit dem gegenseitigen Anteilgeben und Anteilnehmen am Glauben erleben Ordensfrauen eine wachsende Verbundenheit, tieferes Mitgefühl, Unterstützung und Heilung. Das miteinander Wachsen in der Gottverbundenheit, die individuelle wie die gemeinschaftliche Berufung und Sendung wird gefördert und herausgelockt.

Die Fähigkeit, die Einsicht und der Wille zu regelmäßiger und gehaltvoller Interaktion zwischen allen auf gleicher Augenhöhe sind dafür unerlässlich.

Joan Chittister OSB macht in ihrem Buch „Monastery of the heart“ aufmerksam, dass eine Menge Energie, entschiedene und bewusste Anstrengung für ein stärkendes Gemeinschaftsleben nötig sind. Tiefer Glaube, sowohl an Menschen als auch an Gott, ist in diesem Prozess gefragt, Wertschätzung und gegenseitiger Respekt, der nicht entmutigt, nicht abwertet, nicht leichtfertig mit den Äußerungen anderer umgeht. Im Unterwegssein in der gemeinsamen Sendung kommt es darauf an, die Begabungen der anderen zu

entdecken und zu fördern. Jede muss bekommen, was sie braucht und die Kräfte aller müssen der ganzen Gemeinschaft zur Verfügung stehen. Das führt dazu, dass die Gemeinschaft sich mit einer Stimme zu Wort melden kann. Ein ganz besonderes Augenmerk braucht die Konfliktfähigkeit und Versöhnungsbereitschaft. Auch das ist lernbar. Nach Bertram Dickerhof SJ, kann sogar ein Zauber darin liegen. Er malt es aus in einem empfehlenswerten und beherzigenswerten Artikel „Immer versehrter und immer heiler“ Beziehung und Konflikt. In ERBE und AUFTRAG 2/12: „Beziehungskonflikte auszutragen soll uns zu einer dauernden Übung werden, damit der erfahrene Zauber der Vergebung die Härte unseres Herzens besiegt.“

Leitung ist dazu da, hinzuhören und nochmals hinzuhören, vorauszusehen, Bemühungen zu unterstützen und zu fördern. Wenn die Gemeinschaft selbstzufrieden keine Fragen stellt, nichts Neues angeht, mit Routine ihre gewohnten Bahnen zieht, könnte eine Ruhestörung angesagt sein.

Der Anspruch für heute und morgen

Wie wird die spezifische Berufung und Sendung in einer sich rapide verändernden Umwelt heute und morgen aussehen? Welche Formen der Gestaltung sind notwendig? Wie muss ein geweihtes Leben sich zeigen, dass es in der Vielfalt und Ausdifferenzierung unserer Breiten Zeugnis geben kann? Was heißt ein spirituelles, gemeinschaftliches Leben angesichts der globalen Krisen? Und wie sind die Ordensgemeinschaften aufgestellt? Die Situation

stellt sich aus meiner Sicht derzeit folgendermaßen dar:

- 1) Heute fühlen sich nur wenige Frauen zum Ordensleben in einer Gemeinschaft berufen. Wenn sie eintreten, sind sie nicht mehr jung, bringen Lebens- und Berufserfahrung mit.
- 2) Das bedeutet eine spezielle Herausforderung für die Formation und die Integrationsarbeit.
- 3) Eine Ordensgemeinschaft heute hat in der Regel einen hohen Anteil an alten Mitgliedern. Manche leben noch generationenübergreifend zusammen.
- 4) Es treten eine ganze Reihe von Herausforderungen zu Tage: Wer gestaltet wie mit den Alten, mit denen in der „vierten Lebensphase“ ihre letzte Etappe?
- 5) Eine besondere Rolle spielt die Gruppe in der „dritten Lebensphase“, die jungen Alten. Sie ist in einer Situation, in der Verantwortung abgegeben werden kann oder muss, doch noch genug Elan vorhanden ist, etwas ganz Neues zu beginnen. Die Gruppe ist vertraut mit dem Vergangenen und den älteren Mitschwestern. Sie sind auch gerufen, ohne Missgunst, ohne Rivalität der Gruppe in der „zweiten Lebensphase“ den Rücken frei zu halten.
- 6) Die Frauen in der „zweiten Lebensphase“ stehen oft gerade für das heute gelebte Charisma und nehmen die Zukunft in den Blick. Für sie gilt es, kreative, prophetische und visionäre Wege einzuschlagen. Es ist eher eine kleine Gruppe berufstätiger Ordensfrauen, die in verantwortungsvollen Aufgaben stehen. Wie sieht ein Leben nach den evangelischen Räten unter diesen Umständen aus?

Gemeinschaften sind eben so lebendig, so wach, so geisterfüllt und so prophetisch, wie die Einzelnen lebendig und wach und geisterfüllt sind. Nicht nur die Leitung ist verantwortlich für die einzelne Mitschwester. Jede ist auf eine dreifache Weise verantwortlich: Einmal mit der Mühe für ihr eigenes Wachsen in ihren Möglichkeiten der Gottverbundenheit und ihrer Berufung, zum anderen für ein förderliches Verhalten den einzelnen Mitschwestern gegenüber und auch für die gemeinsame Berufung als Gemeinschaft. Viel mehr als früher, in viel kürzeren Abständen muss und darf diese immer wieder neu in Frage gestellt, gesucht und gefunden werden. Unter solchen Bedingungen tun wir gut daran, die Fähigkeit zu vertiefen, in einer virtuellen Gemeinschaft genau so verbunden zu sein, wie es früher war, wenn wir Tag für Tag neben derselben Person in der Kapelle gesessen sind. Das Teilhaben an einem gemeinsamen Sinn ist heute so wichtig wie früher das Teilhaben an einer gemeinsamen Tagesordnung oder an einem gemeinsamen Werk. Das bedeutet, dass jede Einzelne authentisch an ihrem Platz da stehen und einstehen kann für das Evangelium, für die Mitschwester, für die Spiritualität der Kongregation und so die Zusammengehörigkeit nach innen und außen zum Ausdruck bringt.

Angesichts unserer globalen Situation sind wir als eine weltumfassende, katholische Gemeinschaft unwiderruflich hineingezogen in die globalen Fragen. Es reicht in der Zukunft nicht mehr, freundlich und nett zueinander zu sein. Wir müssen um die Krisen der Welt wissen. Es muss uns bewusst sein, dass der Überfluss, in dem wir in den Industrienationen leben, Millionen von Men-

schen Nahrung, Energie, Ressourcen, Wasser und – im tatsächlichen Sinn – den Boden unter den Füßen wegnimmt. Sie sind hungrig, krank. Ihren Kindern werden Waffen in die Hand gedrückt, die ihre Seele zerstören und ganze Völker zu rechtlosen Flüchtlingen macht.

Es kommt darauf an, Gemeinschaft in einem globalen Sinn zu begreifen und auf jeder Ebene darauf hin zu arbeiten, dass wir uns selber Grenzen setzen. Es geht um die Solidarität zu der jede auf ihre Weise beitragen kann. Es geht darum, alles zu tun, dass weltweit Gemeinschaft möglich wird, so dezent, so menschlich und würdig, wie wir selber leben wollen.

Vielleicht kann man heute im Blick zurück auf das Konzil und die Jahre danach sagen, dass die Umkehr zu den Ursprüngen und der Aufruf zum Aggioramento gerade noch zur rechten Zeit kam, dass es ein kairós war und noch ist für die globale Wirklichkeit, der wir uns heute stellen müssen.

Wozu sind wir als Ordensgemeinschaft auf Erden? „Den Tag vor dem Abend loben, das ist Glauben“, so brachte eine Mitschwester den Sinn des Morgenlobes und des Gotteslobes zum Ausdruck. Tag für Tag singen wir Missions-Benediktinerinnen mit der ganzen Kirche die Texte, die sich uns durch das Konzil neu und lebendig erschlossen haben. Der Zionspsalm 86 bringt es auf den Punkt: „...Und“ – die aus allen Völkern nach Zion Berufenen, zum Berg des heilenden und Gerechtigkeit schaffenden Gottes, zu einer internationalen, interkulturellen, interreligiösen Gemeinschaft Berufenen – „singen beim Reigentanz: All meine Quellen entspringen in dir.“ Wer wird den Himmel offen sehen, wer wird die Zeichen deuten, die Gott unter

den Menschen wirkt, wer wird es aus Erfahrung verkünden, wer wird es in der Vielzahl der Sprachen weitersagen? Wer wird mahnen zu einer Gerechtigkeit, die Frieden hervorbringt? Wer wird der Zukunft noch eine Chance geben? Wer wird einladen zum Tanzen und zum Fest?

Da steht die Ampel für authentisch gelebtes, anspruchsvolles Gemeinschaftsleben auf grün. Das ist die Botschaft im Blick nach außen auf die Zeichen der Zeit.

.....

- 1 Zoe Maria Isenring, Die Frau in den apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaften – Eine Lebensform am Ende oder an der Wende?, Freiburg ²1995).

„In solche festzementierten Gewohnheiten platzte das Aggiornamento von Papst Johannes XXIII wie eine Bombe.“

Sr. Beate Grupp OSB

P. Heinz Lau SCJ

P. Heinz Lau SCJ ist seit 2008 Novizenmeister der Deutschen Ordensprovinz der Dehonianer (Herz-Jesu-Priester). Zuvor war er Rektor des Herz-Jesu-Klosters in Neustadt an der Weinstraße.



P. Heinz Lau SCJ

Noviziat in Zeiten des Umbruchs

Das II. Vatikanische Konzil und die Studentenrevolte der 68er

Um aus meinem Noviziat in der unmittelbar nachkonziliaren Zeit verständlich berichten zu können, muss ich kurz meine Biographie und die damalige Großwetterlage skizzieren:

- Ich bin als Kind und Jugendlicher in einem stark katholisch geprägten, dörflichen Milieu groß geworden. Die katholische Kirche hat mich überall geprägt, sie war selbstverständlich, sie war mein Alltag.
- In meine Schulzeit (Gymnasium 1961-1970) fiel das 2. Vatikanische Konzil (1962-65). Ich habe von allem, was das Konzil wollte und bedeutete, in dieser Zeit praktisch nicht viel verstanden. Ich wusste nicht, worum es eigentlich geht, obwohl viele Menschen, die ich schätzte, so hoffnungsvoll vom Konzil sprachen.
- Meine Zeit der Oberstufe fiel in die Zeit der Studentenrevolte; die 68er

prägten meine Schulzeit und besonders intensiv und lang nachwirkend meine späteren Studienjahre an der Universität (Abitur 1970, Studium 1971-76).

- Das Noviziat (1970/71) machte ich in einer turbulenten Zeit: sowohl kirchlich (II. Vatikan. Konzil, wachsende Säkularisierung) wie gesellschaftlich gesehen (Studentenrevolte, kalter Krieg, Entkolonialisierung).

Die Studentenunruhen der 68er haben mich in der Oberstufe beeinflusst und geprägt: Proteste gegen die Lehrer, gegen die Obrigkeit, kritischer Religionsunterricht, ständige politische Auseinandersetzungen. Ich wurde politisch wach. Ich erwähne das deswegen, weil ich ein wachsendes Interesse, eine Berufung zum Priestertum spürte. Das Priestertum war damals noch hochgeschätzt und zugleich auch massiv in

Frage gestellt. Auf die Fragen meiner Schulfreunde, was ich nach dem Abitur machen werde, habe ich ausweichend geantwortet. Ich habe mich verstellt. Ich habe niemandem von meinem Plan erzählt, weil ich fürchtete, lächerlich gemacht und nicht verstanden zu werden. Priestertum war out. Eine starke anti-kirchliche Stimmung herrschte in der Klasse vor. Ich habe niemandem erzählt, dass ich ins Noviziat der Herz-Jesu-Priester gehen werde, weil ich spürte, dass dies ohnehin niemand akzeptiert hätte. Was ist das überhaupt: Noviziat? Ich wollte und konnte mich auch nicht erklären.

Das Noviziat haben wir zu fünft und an einem sehr einsamen Ort in der Eifel, im Kloster Martental, begonnen. Gleich in den ersten Tagen gab es einen kleinen Eklat. Von der anderen Seite des Tales her hörten wir Dorfmusik und Feststimmung, denn dort im Dorf war Kirmes. Wir fragten, ob wir dorthin gehen dürften, da dies für uns bisher selbstverständlich gewesen wäre. Den Novizenmeister haben wir mit dieser Frage fast schockiert. Wir erhielten ein klares Nein zur Antwort. Das haben wir nicht verstanden. Unsere nächste Frage war: „Wo gibt's hier Bier?“ Auch diese Frage war für unseren Novizenmeister völlig unverständlich und wir bekamen zur Antwort: „Bier gibt es nur einmal pro Woche, am Sonntagabend, eine Flasche pro Person.“ Unbegreiflich. Und mit ähnlichen Unverständlichkeiten zog es sich so über das ganze Jahr hin. Es war irgendwie eine fremde Welt, auf die ich mich eingelassen hatte. Einer von uns fünfen ging auch sehr schnell weg, da ihm dieser einsame Ort, diese fremde Disziplin und diese Weltferne nicht gefielen. Ich vermute, dass alle gegangen

wären, wenn wir nicht zu fünft gewesen wären und uns gegenseitig gestärkt hätten.

Niemals in dieser Zeit habe ich in Briefen – auch nicht an meine Mutter und an meine Geschwister – erwähnt, dass ich das Noviziat machte. Für eine solche „Prüfungszeit“ im Orden hätte ich wenig Verständnis geerntet. Insgesamt habe ich ein schlechtes Noviziat gemacht. Der Novizenmeister war aus Not kurzfristig eingesprungen, da der Vorgänger „resigniert“ hatte. Er war mehr Pfarrer und Dechant als unser Meister. Hätte der Novizenmeister – schon an dem Begriff haben wir uns gestört – nicht einen guten Sozios gehabt, der sich auf dieses Amt durch Studien vorbereitet hatte und so guten Unterricht gab, wir wären alle geflohen.

Ich habe diese Zeit irgendwie als Zeit der Orientierungslosigkeit, als Ratlosigkeit vonseiten der Leitung empfunden: nichts war mehr selbstverständlich, keine bewährte Tradition, keine Klarheit, keine Linie. Das betraf viele Bereiche: die Kompetenz des Ausbilders, die inhaltliche Vermittlung, die Identität als Herz-Jesu-Priester, die Feier der Liturgie, das konkrete Gemeinschaftsleben, disziplinarische und asketische Aspekte usw. Weit mehr als die Hälfte unserer ganzen Zeit waren bestimmt von Diensten in der Landwirtschaft, im Garten und in den weiten Anlagen, in den verschiedenen Diensten an der Wallfahrtskirche oder an der Klosterpforte. Ich hatte gerade Abitur gemacht und war voller Elan für sozialen Einsatz, das politische Denken, Studium und Bildung, Spiritualität, Apostolat. Und ich erlebte eher das Gegenteil.

In der Zeit des Noviziates wurde zwar häufig vom Konzil, den einzelnen Sit-



zungsperioden und den Konzilstexten gesprochen, aber verstanden habe ich das eher wenig und berührt hat es mich nicht sonderlich. Was damals aber auf dem Konzil verhandelt wurde, ist mir später im Studium unendlich wichtig geworden, und heute könnte ich mir meine Kirchlichkeit, mein Selbstverständnis, mein Ordensleben ohne diese konziliare Entwicklung nicht vorstellen. In einer anderen Kirche wäre ich nicht zu Hause. Das Konzil hat mir wertvolle Einsichten und unverhandelbare Positionen geschenkt: das Selbstverständnis der Kirche als das pilgernde Volk Gottes auf Erden, den ökumenischen Dialog, die Begegnung mit der Welt von heute, den interreligiösen Dialog, die Erneuerung der Liturgie, das Ämterverständnis, die Mitsprache der Laien, konziliare und synodale Strukturen usw. Von einigen Vorgängen, Veränderungen, Kämpfen, Schwierigkeiten möchte ich kurz schreiben:

Die Eucharistiefeier

Die größte spürbare Veränderung habe ich bezüglich der Eucharistie erfahren. Bisher war ich römisch-katholische Messen, den immer gleichen Ablauf, die Beteiligung des Volkes durch Gesänge und Rosenkranz, lateinische Sprache und einen vollzogenen Ritus gewohnt. Auf einmal eröffnete sich eine Lebendigkeit, die sich durch rhythmische Gesänge (zunächst Spirituals, später Lieder von Janssens, Edelkötter usw.), Sitzen im Kreis um den Altar, ausgedehnte, kreative Wortgottesdienste, freie Gebete und Fürbitten, der Priester ohne klerikale Gewänder usw. auszeichnete. Das habe ich wie eine große Befreiung erlebt. Der Mahlcharakter der Eucharistie wurde hervorgehoben.

Das apostolische Ordensleben

Heftig stritten und diskutierten wir um glaubwürdiges sowie zeitgemäßes Ordensleben und eiferten kämpferisch für das apostolische Ordensleben als einzig glaubwürdige Perspektive. Wir wollten weg von Klausur, Soutane und sonstig Almodischem. Wichtig wurden uns in dieser Zeit besonders folgende Gedanken: Abschied vom Klerikalismus; alle sind Brüder vor dem Herrn; Ordensleben als Alternative zur Gesellschaft; Wir sind für die Menschen da; „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts!“

Die Gelübde

Die traditionellen Gelübde stellten wir fundamental in Frage. Das Gelübde der Armut bedeutete für uns eine Entscheidung für die Armen („Option for the poor“), die deutlich von der Befreiungstheologie beeinflusst war. Als mögliches Verständnis von Armut empfanden wir radikale Armut (so wollten wir leben), einfachen Lebensstil und Gütergemeinschaft.

Begriffe wie „Keuschheit“, „Reinheit“ und noch mehr „Jungfräulichkeit“ durften nicht mehr vorkommen. Wir nahmen in Hinblick auf Sexualität eine übertriebene und einseitige Fixierung der Kirche wahr – da war ja diesbezüglich alles Sünde. Unsere Frage war: Wie also definieren wir das Gelübde des Zölibats oder der Ehelosigkeit („Ehelos leben ja viele!“)?

Schließlich das Gelübde des Gehorsams: Es war stark verpönt. Die Gedanken der 68er haben uns dabei kräftig unterstützt. Wir fragten uns, wem wir in der Kirchen- und Ordenshierarchie eigentlich Gehorsam leisten sollten. Basisdemokratische und antiautoritäre Pädagogik spielten eine wichtige Rolle. Kadaver-

Gehorsam, widersinnige Übungen, um den Gehorsam zu prüfen sowie manch andere Themen – nicht zuletzt die elende „Verzicht“-Diskussion im Bereich der Gelübde – wirkten lächerlich und widerstehen uns an. „Kann man so Gelübde verstehen und leben?“ war unsere Frage.

Mönchtum: Askese – Beichte – Einsamkeit – Schweigen

Eine Grundannahme unsererseits war, dass das apostolische Ordensleben total vermöncht worden sei: Weltflucht, Einsamkeit, es mit sich selbst aushalten, nicht mehr fliehen; Schweigen und Stille, geistliche Begleitung, regelmäßige Beichte, Abtsprinzip und Gehorsam, Einfachheit und Askese usw. All dem konnten wir nichts Positives abgewinnen deshalb durfte das nicht sein. Einzig „Nützlichkeit“ zählte.

Die Bibel

Trotz des Religionsunterrichtes in der Oberschule haben wir die Bibel nie historisch-kritisch betrachtet. Sie war für uns eher ein Geschichtenbuch und für die private Lektüre gedacht. Mit der behutsamen Einführung in die verschiedenen Wege der Schriftauslegung gingen mir ganz neue Welten auf. Erste Gehversuche wurden gemacht, die Bibel zu betrachten, zu meditieren, zu verinnerlichen, die Gesinnung Jesu Christi zu entdecken. Plötzlich nahmen wir die Bibel als ein Lebensbuch wahr, das unseren Lebensweg erleuchtet.

Die Kleidung, die Soutane

Heftige Streitigkeiten gab es bezüglich der Kleidung. Bisher war es allgemein Gewohnheit gewesen, im Hause, bei der Liturgie, in der Wallfahrtskirche die Soutane zu tragen. Mit größtem Wider-

willen haben wir das gemacht, weil wir einfach dazu gezwungen wurden. Wir wollten auf keinen Fall einem selbstgefälligen Klerikalismus huldigen und uns nicht von den Leuten unterscheiden: „Wenn wir wirken, dann durch unsere Haltung, nicht durch Kleidung.“

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das Stundengebet – Anbetung – die liturgische Vielfalt

Wir kamen richtig in die Phase der liturgischen Erneuerung hinein. Die Publikation der liturgischen Bücher war wie eine Sintflut: ständig neue Lieder- und Gebetshefte, neue Lektionare, neue Meßbücher, Breviere/Stundenbücher – und das alles vorübergehend, nur zur Erprobung. Ein älterer Mitbruder schimpfte einmal über die vielen neuen liturgischen Bücher und sagte erregt: „Soll der Papst das selber lesen!“ Hier prallten die Gegensätze besonders heftig aufeinander. Ältere Mitbrüder kämpften für das alte Brevier, andere nahmen einfach die Studienausgaben. Eine Versöhnung war kaum möglich. Wir haben den Sozius wohl genervt mit Fragen, was wir denn in der langen Zeit der stillen eucharistischen Anbetung tun sollten. Viele Gebetsformen wie den Kreuzweg und den Rosenkranz haben wir zu erneuern versucht. Nun erlebte ich zum ersten Mal auch andere gottesdienstliche Formen: Meditation, Schriftgespräch, Tagesrückblick. Von manchen Mitbrüdern wussten wir, dass sie später,

nach dem Noviziat die religiösen Übungen nur noch sehr bedingt praktizierten. Wie fragten uns, warum wir im Noviziat etwas einüben, das man später nicht mehr verlässlich tut: „Ist das Noviziat nur ein ‚Durchlauferhitzer‘“? Uns wurde deutlich, dass das, was wir im Noviziat einüben und tun, allgemein gültig und wichtig sein sollte, unabhängig von der Frage, ob jemand im Orden bleibt oder ihn wieder verlässt.

Die Tischordnung

Als lächerlich empfanden wir die traditionelle Sitzordnung bei Tisch: Es gab den Tisch der Patres, den der Brüder und den der Novizen. Entsprechend dieser Reihenfolge wurden auch die Speisen gereicht und aufgetischt. Damit kamen wir überhaupt nicht zurecht, haben es manchmal gezielt unterlaufen und Speisen getauscht.

Die Konstitutionen

Wir hörten, dass es mehrere Generalkapitel in Rom gäbe, ordentliche und außerordentliche, um nach der Weisung des Konzils die Konstitutionen zu überarbeiten und zu erneuern. Die alten Konstitutionen haben uns nicht interessiert und die neuen gab es noch nicht, da sie noch im Entstehen waren. Wir hörten u.a., dass es Provinzen gab, die sich mit der Bemerkung: „Alles Wesentliche könne man auf einem Bierdeckel zusammenfassen“ weigerten, die Konstitutionen zu überarbeiten. Da „Konstitutionen“ eher einen formalen, juristischen Charakter haben, wurde die gefälligere „Lebensregel“ erarbeitet.

Kleriker und Brüder

Uns hat es geärgert, dass in der gemeinsamen Kommunität bei Tisch, in der

Erholung und in den Diensten zwischen Ordenspriestern und Ordensbrüdern Unterschiede gemacht wurden. Es wurde uns sogar angeraten, den Kontakt zu Brüdern während des Noviziates zu meiden. Ständig haben wir unterschwellig diese Trennung und Diffamierung heimlich unterlaufen. Besonders den Kontakt mit lebenswerten und vorbildlichen Ordensbrüdern haben wir gesucht.

Gemeinsames Noviziat

Vor uns war es undenkbar, das Noviziat auch nur für einen Tag zu verlassen, denn es wäre damit schon ungültig gewesen. In dieser Hinsicht gab es eine große Neuerung. Wir haben zusammen mit den Augustinern, Karmeliten und Oblaten bestimmte thematische Werkwochen gehabt. Sie kamen zu uns und wir fuhren zu ihnen. Austausch, Begegnung und Erkundungen zusammen mit anderen jungen Kandidaten auf dem Weg ins Ordensleben waren eine wunderbare Erfahrung.

Geistliche Lektüre

Geistliches Leben wurde bisher allgemein mit „Aszetik“ gleichgesetzt. Es gab sogenannte Klassiker, die jeder Novize gelesen haben sollte: so z. B. den „Rodriguez“. Davor hat uns unser Sozios bewahrt. Er empfand diese Literatur selbst als „asketisch und moralistisch“. Leider ist uns der große Schatz der spirituellen Literatur, den ich später entdeckte und heute hoch schätze, im Noviziat nicht vermittelt worden.

Ich habe hier einige markante Punkte erwähnt. Vieles bleibt notgedrungen unerwähnt. Insgesamt empfanden wir das Jahr des Noviziates eher als eine unruhige Zeit mit ständigen Diskussio-

nen und Neuerungen, als eine Zeit mit Konflikten und Spannungen, als eine Zeit der Unsicherheiten, des Ausprobierens, als eine Zeit von unverhältnismäßig viel Arbeit im Haus, in den Anlagen, auf den Feldern. Mich wundert, dass ich durchgehalten habe. Von Freiburg kam immer wieder eine Nachricht, dass ein weiterer Student unser Studienhaus verlassen habe; das war nicht gerade ermutigend. Warum blieb ich? Rückblickend sage ich manchmal salopp: „Ich gehörte zur Durchhalte-Generation unserer Provinz“.

**Ausblick:
Was unverhandelbar ist**

Was mich seit dem Noviziat wesentlich prägt, was meine Grundüberzeugung ist und was ich so nicht verhandeln möchte: Ich will Jesus Christus nachfolgen, mich an der Bibel orientieren und mit meinen Gaben am Reiche Gottes mitarbeiten. Ich möchte als Ordensmann in einer apostolischen Ordensgemeinschaft leben, nahe bei den Menschen und ihren Freuden und Hoffnungen, bei ihren Sorgen und Nöten sein (GS). Ich will mutig an der Erneuerung der Kirche mitarbeiten.

Das heißt etwas konkreter:

- Ich will Jesus folgen, keinem sonst (auch nicht im Orden).
- Die Haltungen Jesu im NT sind mir grundlegend, sie geben Orientierung.
- Ich vertraue darauf, dass das Reich Gottes täglich „geschieht“, es ist weit größer als die Kirche.
- Als Gemeinschaft, so wie wir leben, legen wir Zeugnis ab, nicht als Einzelkämpfer.
- Ich habe mich für eine apostolische Gemeinschaft entschieden, wobei ich

mehr und mehr das Mönchtum schätze.

- Die Nähe zu einfachen, armen Menschen ist unabdingbar, sie werden von der Kirche oft übersehen.
- Täglich nehme ich die Herausforderungen unserer Zeit wahr – in Begegnung, Medien, Politik, Studium.
- Ich bin politisch, nicht parteipolitisch, wie unser Stifter, P. Leo Dehon. Eventuell überschätze ich mich selbst maßlos, was die Erneuerung der Kirche angeht. Ich will innerhalb der Kirche bleiben und mithelfen, sie zu erneuern. Die Kirche wird heute vielfach als uninteressant, langweilig, klerikal, traditionistisch empfunden – leider. Drei biblische Orientierungen begleiten mich seit dem Noviziat:

- ich weiß mich gesandt und sende mich nicht selbst – das Problem meiner Eigenmächtigkeit
- ich möchte bezeugen, nicht beweisen – das Problem meines Wissensdranges und der Erkenntnis
- ich bin bereit, aus Liebe zu verlieren – mein Problem, gewinnen zu wollen.

Was das Konzil angeht, bin ich für folgende vier Punkte sehr dankbar:

- das Kirchenverständnis
- die liturgische Erneuerung
- Erneuerung des Ordenslebens
- Dialog mit der Welt von heute.

Ich liebe es nicht gerade, wenn junge Priester heute zuweilen zu mir sagen: „Ach Heinz, du bist zu einem guten Stück ein Alt-68er geblieben!“ oder: „Du bist ein liturgisches Wildgewächs!“ Ich bin nicht der gleiche geblieben, ich habe mich oft gehäutet. Ich akzeptiere den Wandel der Zeit und die stets neuen Herausforderungen, auch wenn mir Entwicklungen zuweilen nicht passen. Ich schätze Wertvolles aus der langen

kirchlichen Tradition. Der Blick auf die Welt ist unverzichtbar. Ich bin Gott dankbar, die innere Freiheit und Lebendigkeit in der Liturgie atmen zu dürfen, obwohl ich gleichzeitig Ästhetik und Schönheit und Stil schätze.

50 Jahre sind nun seit der Eröffnung des 2. Vatikanischen Konzils ins Land gezogen. Mit dem Feuer und dem Elan, mit dem „Aggiornamento“ und der großen Begeisterung, mit der jungen Frische und den Hoffnungen von damals habe ich nicht absehen können, wie sich die Kirche 50 Jahre später im Jahre 2013 darstellen wird. Klöster sterben, Konvente werden geschlossen, Noviziate sind klein oder leer, Ordensleute überaltert. Und dennoch bin ich weder enttäuscht noch resigniert, eher im Gegenteil.

Für das Noviziat scheint mir aus heutiger Sicht unabdingbar wichtig:

- den jungen interessierten Kandidaten menschliches Wachsen und Reifen zu ermöglichen
- ein geistlicher, spiritueller Mensch zu werden – Klöster heute sind für mich primär geistliche Zentren in unserer säkularen Gesellschaft. Dafür sollten sich Novizen qualifizieren
- ein bleibendes Ringen um Gott – Glaube ist alles andere als selbstverständlich. Die Eigenmächtigkeit ablegen und sich von Gott ergreifen lassen
- sich eine kritische Grundhaltung bewahren, bei gleichzeitiger großer Loyalität zur Kirche
- das Ineinander von „Mystik und Politik“ leben: das Ineinander von tiefer, lebendiger Verbundenheit mit Jesus Christus und dem hellwachen Interesse an sozialen und politischen Fragen.

Hermann Schalück OFM

P. Dr. Hermann F. Schalück OFM, geboren 1939, war nach seinem Studium zehn Jahre Provinzial der Nordwestdeutschen Franziskanerprovinz sowie sechs Jahre Generalminister des Franziskanerordens. Von 1998 bis 2008 war er Präsident des Internationalen Katholischen Missionswerkes missio sowie von 2001 bis 2004 Präsident des Deutschen Katholischen Missionsrats.



Hermann Schalück OFM

„Sie hat noch lange nicht aus-gedient ...“

Über meine Erfahrungen mit der Kirche¹

Eine Vorbemerkung: Wer über seinen Glauben und über seine Beheimatung in der Kirche spricht, der spricht damit notwendigerweise auch über sich selber. Theologie, so heißt es, sei immer auch Biografie. So ein Titel des Rahnerschülers Herbert Vorgrimler.² Mein Beitrag ist auch ein bescheidener Versuch, einen Abschnitt meines erwachsenen Lebens unter diesem Aspekt in den Blick zu nehmen.

Freilich darf zu Beginn auch ein kleiner Hinweis darauf nicht fehlen, womit alles begann, nämlich mit meiner Taufe in einer kleinen, dem Heiligen Vitus – er ist einer der vierzehn Nothelfer – geweihten barocken Kirche im westfälischen Dorf mit eben diesem Namen: Sankt Vit. Kindheit und Jugend waren geprägt durch die noch weithin selbstverständlich vorgegebene Kirchlichkeit jener Nachkriegsjahre, sowohl in der Familie wie in der Gemeinde. Ich fühlte mich darin beheimatet und geborgen,

wiewohl mich manche Details der damaligen Kirchlichkeit schon sehr verwirren konnten. So etwa die im Kommunionunterricht durch eine bigotte ältere Lehrerin ständig wiederholte Maxime „Lieber sterben als eine einzige Sünde begehen“. Gleichzeitig ergab sich aber doch die Situation, dass man angesichts des strengen Nüchternheitsgebotes durch einen kleinen Schluck Wasser, den man unbewusst beim Zähneputzen zu sich genommen hatte, sich als mit „schwerer Sünde“ beladen anzuklagen hatte. Außerdem pflegte diese Lehrerin für eifrigen, vielleicht täglichen Messbesuch „Fleißzettelchen“ auszugeben, was die wenigen Mitschüler evangelischen Glaubens und ihre Eltern sehr verstörte. Dass ich im Gegensatz zu vielen Zeit- und Altersgenossen, die sich heute nicht mehr in der katholischen Kirche beheimatet fühlen können, meinen weiteren Weg in und mit ihr bis auf den heutigen Tag als sinn-

voll, ja mit zunehmendem Alter als befreiend erfahren habe, das kann ich selber nicht ganz erklären. Aber ich nehme es dankbar an. Damit habe ich das Resumé meines Beitrags zwar schon etwas vorweggenommen. Aber einige Schritte, Erfahrungen und Begegnungen auf diesem Weg sind nun nachzuzeichnen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Aufbrüche

Nach Dorfschule und Gymnasium trat ich in den Orden der Franziskaner ein. Genau in jenem Jahr kündigte Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil an. Mir war, als hörte man viele morsche Balken knacken und krachen. Die Jahre der Ausbildung bis zur Priesterweihe, zuletzt an der Fakultät in Paderborn, waren ein Wechselbad der Gefühle und Hoffnungen: Ein alter Dozent verließ sich in der Dogmatik auf ein Handbuch, dessen Autor eine gewisser Mathias Premm war. Diese Darstellung in drei Bänden taten die Studenten wegen seiner strohtrockenen und geradezu mechanistischen Darstellungsweise der Mysterien des Glaubens respektlos als „Premms Märchen“ ab. Gleichzeitig zirkulierten in Paderborn und auch an anderen Fakultäten die Skripten, d. h. die Nachschriften der Vorlesungen eines gewissen Professors Josef Ratzin-

ger, der an der Fakultät in Münster und – wie zu hören war – auch im Konzil für frischen Wind sorgte. Sie waren in ihrer Darstellung, nicht zuletzt der Lehre von der Kirche, wie eine Befreiung aus der Knechtschaft und ein Aufbruch zu neuen Ufern. Fasziniert haben mich von Anfang an die Volk-Gottes-Theologie von „Lumen Gentium“, der ganzheitliche, entklerikalisierte, pastorale Duktus von „Gaudium et Spes“ sowie das erneuerte Liturgieverständnis des Konzils. Gleichzeitig begann mit dem Konzil eine Neubesinnung darauf, was denn Ordensleben, auch auf dem franziskanischen Weg, eigentlich sei: Nicht ein Weg der „Gesetzlichkeit“ mit dem Ziel asketischer „Vollkommenheit“, sondern eine frei gewählte Option, um die Gegenwart eines liebenden Gottes zu bezeugen in Geschichte und Welt, eine frei gewählte Option für die Armen, eine Option für eine Kirche, die dient. Es war eine Zeit großer Umwälzungen und noch größerer Hoffnungen, die sich nicht alle erfüllen sollten.

Nach meiner Promotion bei Professor Dettloff, mit einem Thema über den hl. Bonaventura, war mir eigentlich eine Tätigkeit als Dozent und eine Hochschullaufbahn beschieden. Ich sollte mich also auf Lehre und Forschung vorbereiten. Aber es kam anders.

Über Amt und Vollmacht

Vor allem und über allem stand freilich das Ziel, Priester im Orden der Minderbrüder zu sein. Ich habe das auch bis heute nicht bereut. Über 35 Jahre hatte ich aber dann in Wirklichkeit Leitungsämter in Orden und Kirche inne. Nach Abschluss meiner Promotion und einem kurzen Gastspiel als Dozent für Dogma-

tik in Münster war ich zehn Jahre lang Leiter (Provinzial) meiner Ordensprovinz in Deutschland, dann insgesamt mehr als 14 Jahre Mitglied der zentralen Ordensleitung in Rom – davon sechs Jahre Leiter des gesamten Ordens (1991-1997). Dann folgten durch Berufung durch die Deutsche Bischofskonferenz zehn Jahre als Leiter des Internationalen Hilfswerks „Missio“ in Aachen. Eine lange Zeitspanne, in der ich reichlich Gelegenheit erhielt, christliche und franziskanische Grundwerte auf die Probe des eigenen Lebens zu stellen und „Kirche“ – vor Ort und weltweit – sowohl zu erfahren auch im Rahmen der jeweiligen Beauftragung mitzugestalten.

Zum Tag der Primiz, es war gegen Ende des Konzils, hatte ein befreundeter Kaplan aus der Nachbarschaft den zögerlichen Pfarrer dazu überredet, in der Dorfkirche einen „Volksaltar“ aufzustellen. Die Faszination der liturgischen Erneuerung hat mich an diesem Tag ganz besonders erfasst. Mir gefiel und gefällt es, wenn der Priester als Mitglied des Volkes Gottes in Erscheinung tritt und nicht als sein Gegenüber. Die Eucharistie soll ja eine Gedächtnis- und Mahlfeier sein, welche die gesamte Gemeinde aktiv einbezieht. Im „kleinen Seminar“ hatten wir noch täglich erlebt, wie manchmal fünf bis zehn Priester gleichzeitig mit dem Hauptgottesdienst an Seitenaltären zelebrierten, manchmal sogar ohne Ministranten. Manche Leviten- und Pontifikalämter der vor-konziliaren Zeit – man nannte das zuweilen „Drei-Herren-Messen“ – erschienen mir bei aller Feierlichkeit gar nicht wie ein „Gesamtkunstwerk“, sondern wirkten wie ein undurchdringliches und unüberschaubares Gebilde von skrupu-

lös vollzogenen Riten, weit entfernt von der klaren, verständlichen Sprache des Evangeliums und den elementaren Gesten Jesu, welche für die Eucharistie doch konstitutiv sind – Fußwaschung, Bereitung von Gaben, Danksagung, Austeilen von Brot und von Wein als wirksames Erinnerungszeichen seiner Lebenshingabe für alle Menschen, ja für alles, was im Universum existiert. Im letzten Jahr vor der Priesterweihe hatte ich Karl Rahners Büchlein „Die vielen Messen und das eine Opfer“ mehrmals gelesen. Rahner stellte darin als einer der ersten systematischen Theologen in seiner typisch vorsichtigen Art kritische Fragen an die Praxis der „privaten“ Zelebration, die in keinem pastoralen Zusammenhang stehen und vor allem dem Ziel dienen, „ein Stipendium zu persolvieren“ und den dafür gespendeten Geldbetrag zu erhalten. Mich beschäftigt und freut bis heute die Bitte des hl. Franziskus an seine Brüder, dass dort, wo mehrere Priester in einer Gemeinschaft leben, pro Tag nur ein einziger der Eucharistie vorstehen möge, die anderen Priesterbrüder darauf aber in Demut „verzichten“ sollen. Offenkundig war auch ihm die immer latente Gefahr bewusst, dass Beauftragungen und Ämter in der Kirche, einschließlich des priesterlichen Dienstes, zum Streben nach Macht und größerem Einfluss missbraucht werden können. Man darf das als typisch „klerikale“ Versuchungen bezeichnen. Vor denen sind auch Priester im Ordensstand und auch Minderbrüder nicht gefeit. Es gibt also keinen Grund, mit dem Finger auf den Diözesanklerus zu zeigen. Diesen Priestern gegenüber hat Franziskus in der ihm eigenen „Kirchlichkeit“ seine Brüder sogar zu besonderer Achtung und Höf-



lichkeit angehalten, auch wenn sie Sünder sein sollten.

Wie kann und soll man nun in unserer Kirche Verantwortung füreinander ausüben? Ich habe mich, so gut ich es vermochte, an das Evangelium zu halten versucht, wo es heißt, dass unter dem einen Herrn Jesus Christus alle Glieder seiner Kirche Schwestern und Brüder sein sollen. Ich habe versucht, mich an Franziskus zu halten, der seine Gemeinschaft in ihrem Inneren so aufgebaut wissen wollte: „Vertrauensvoll soll einer dem anderen seine Not offenbaren, damit er ihm das Notwendige ausfindig mache und verschaffe. Und jeder liebe und ernähre seinen Bruder, wie eine Mutter ihren Sohn liebt und ernährt“ (NbRegel 9). Ein Minister der Bruderschaft soll sich, so weiter Franziskus, nicht aufregen und ereifern, wenn ein Bruder sündigt und fehlt. Er soll ihm sogar, auch wenn der Sünder gar nicht eine Bitte um Vergebung im Sinn hat, von sich aus Vergebung anbieten. Die Vision einer brüderlich-geschwisterlichen Kirche hat mich immer angezogen und motiviert. Die Diskrepanz zwischen dem, was andere zu Recht erwarten und dem, was ein Amtsträger zu geben in der Lage oder bereit ist, bereitete jedoch nicht selten große Schmerzen. Wie jede gesellschaftliche Gruppe sind auch in Orden und Kirche Herrschaftsgebaren, Unbarmherzigkeit, Unachtsamkeit, autoritäres Strengen und auch Missbrauch von Macht ständige Versuchungen. Zwei Momentaufnahmen aus meiner römischen Zeit darf ich anführen, die mich immer an das „andere“ Bild von Kirche erinnern: Nach einem Gottesdienst in einer Dorfkirche in Uganda mit dem Bischof der dortigen Diözese traten wir mit dem Auszug ins Freie.

Eine große Menschenmenge war auch dort. Da ergriff der Bischof das Wort und sagte, er freue sich über den Besuch des Bruders des hl. Franziskus aus Aachen. Er erwarte von ihm und von Missio gar nicht gar so sehr materielle Hilfe. Er bitte vielmehr für sich und seine Diözese um den Segen des hl. Franziskus. Damit kniete er sich vor seinem ganzen Volk hin und bat mich, ihn und seine Diözese zu segnen, denn er sei schwach und vor Gott ein Sünder. Ich war gerührt. Ich hatte in Afrika – und wahrlich auch in Europa – auch manche Kirchenfürsten getroffen, die wohl nur andere vor sich knien lassen würden. Hier schien etwas anderes durch, das menschlicher und dem Evangelium näher war, und das Volk ahnte es und trommelte und sang dazu.

Ähnlich war es einmal in Abidjan: Dort hatte der Kardinal beim gemeinsamen Besuch in einem Klarissenkloster – ohne Not, wie mir schien – den Schwestern in seiner Predigt gestrenge Ermahnungen zu liturgischer Disziplin und Gebetseifer zuteilwerden lassen. Nach dem gemeinsamen Mahl formierten sich die Schwestern wie schon beim Gottesdienst zu einem Dankgebet mit afrikanischen Bewegungsrhythmen. Eine Novizin lud den Kardinal so lange zu Mitmachen ein, bis er nachgab. Etwas steif, aber fröhlich lächelnd, bewegte er sich in Tanzschritten durch den Saal.

Aber doch nochmals zurück nach „Rom“: Das Jahr 1985 war das Jahr eines Generalkapitels unseres Ordens in Assisi. Es war überlagert und sehr in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt durch Interventionen des Vatikans, der zur Sicherstellung seiner Interessen einen Kurienerzbischof als „außerordentlichen Delegaten“ entsandt hatte. Eine

ähnliche Situation hatte einige Jahre zuvor die „Gesellschaft Jesu“ erlebt. Der Vatikan schien zu befürchten, unser gesamter Orden werde von der Theologie der Befreiung in Brand gesteckt. Es gab sogar den wenig rühmlichen Versuch, die Wahlen zu manipulieren, vor allem die Wiederwahl des damaligen Ordensgenerals zu verhindern. Das misslang dem vatikanischen Abgesandten zwar gründlich, aber diese Erfahrung hat die damals gewählte Ordensleitung und den Orden selber eine Zeitlang gelähmt.

Bemerkungen zur Theologie der Befreiung

Ich bin dankbar, dass ich Grunderfahrungen der Theologie der Befreiung nicht allein aus Büchern und Artikeln, sondern auf meinem eigenen Weg gewinnen konnte, in unzähligen Gesprächen, vor allem aber in den liturgischen Feiern in Basisgemeinden und bei Besuchen in solchen Ordensgemeinschaften, die sich nach dem Konzil in Armenvierteln angesiedelt hatten. So verbringen z. B. Novizen unseres Ordens in Kolumbien ein bis zwei Jahre in ärmlichen Hütten im Slum von Aguablanca, einem Randviertel von Cali in Kolumbien. Neben Gebet und Unterricht arbeiten sie als Schuhputzer am Busbahnhof und Hilfspfleger in einer Einrichtung für Schwerstbehinderte. Die authentische Theologie der Befreiung will im Grunde eine Glaubenserfahrung vermitteln: Jesus hat seine eigene Religion, das Judentum, mit prophetischer Klarheit und großer Autorität an seine eigenen Ursprünge erinnert. Auch an die Erfahrung des Gottes, der aus der Sklaverei herausführt und der keine Götter

an seiner Seite duldet, die Herrschaft und Unterdrückung legitimieren. Von ihren Ursprüngen her gibt es einen einzigen Grund, der der Kirche als Gemeinschaft derer, die Jesus folgen, ihre Existenzberechtigung verleiht: das Evangelium als befreiende und erlösende Realität gegenwärtig zu setzen – mitten in dem, was Menschen bedrängt, quält und versklavt.³ Unter den Mitdoktoranden in München waren Studenten aus Lateinamerika, darunter auch Leonardo Boff, die diese Einsichten zu formulieren begannen. Unzählige Male führten mich später Reisen in diese Wirklichkeiten ein, in denen die Kirche keine andere Legitimation hat, wenn sie nicht ein Ort der Freiheit und der Befreiung ist. Nachhaltiger als manche theologischen Seminare und Unterweisungen im Ordensleben waren für mich die Besuche bei Gemeinden und Gemeinschaften in Brasilien und in anderen Ländern Lateinamerikas und in Afrika. Nie vergessen werde ich auch das Zeugnis kleiner christlicher Gruppen und Ordenschristen, das ich im Untergrund in der damaligen Tschechoslowakei kennenlernte. Bei Besuchen Anfang der achtziger Jahre feierten wir bei verdunkelten Fenstern morgen um 5 Uhr die Eucharistie, bevor die Brüder zu ihren Arbeitsstätten in Heizwerken, Baustellen und Büros gingen. Es gab damals zahlreiche geistliche Berufe „im Untergrund“. Es war sogar dort die Rede von einem „neuen Frühling der Kirche“. Ich denke an ähnliche Lebens- und Glaubenszeugnisse von Brüdern und Schwestern in Vietnam, Kuba und in der VR China, die ich treffen durfte. Gern erinnere ich mich weiter an Bischof Helder Camara wie an einen neuzeitlichen „Kirchenlehrer“. Einmal be-

suchte ich ihn in seiner armseligen „Bischofsresidenz“ in Recife, um ihn zu einem europäischen Kongress von jungen Brüdern und Schwestern nach Assisi einzuladen. Er kam gern und überzeugte in Wort und Beispiel als Anwalt einer „anderen“, konsequent auf das Evangelium bezogenen armen und dienenden Kirche. Ich hatte ihn die ganze Zeit zu begleiten und für ihn zu übersetzen. Zum Abschied schrieb er mir eine Widmung in eine italienische Ausgabe der Regel des hl. Franziskus: „Für Bruder Hermann: Bemüht euch nicht darum, nur die Worte zu wiederholen, die Franziskus damals gesagt, und die Taten nachzuahmen, die er damals vollbracht hat. Bemüht euch vielmehr, so zu reden und so zu handeln, wie er reden und handeln würde, wenn er heute bei euch wäre.“ Wirklich ein zugleich schwieriges und notwendiges hermeneutisches Prinzip, das doch erst Recht entsprechend für die ganze Kirche und ihr Evangelium gelten muss. Und eine solche Theologie und Spiritualität, welche Traditionen nicht nur weiterführt und über wirkliche oder vermeintliche Traditionsbrüche jammert, sondern die auch neue Traditionen schafft, gehört für mich wesentlich zur Kirche, ihren Gemeinden und Ordensgemeinschaften. An dieser Stelle wird, so vermute ich, ein Wort zum Abschied von Boff von Orden und Priestertum erwartet. Wir waren doch hier in Sankt Anna vier Jahre lang beisammen, und später habe ich ihn noch oft und gern in Brasilien getroffen. Mit Entschiedenheit darf ich sagen, dass ich ihn aus innerer Überzeugung als Freund und später als Vorgesetzter zusammen mit vielen Brüdern und auch mit den Franziskanerkardinälen Lorscheider und Arns auf seinem

Weg begleitet und gestützt habe. Und was immer später im Zusammenhang mit seinem Weggang bestimmte Medien, reichlich unerleuchtete Anhänger in bestimmten „Aktionskreisen“ und – leider – manchmal auch er selber behauptet haben: Der Grund und Anlass dazu war eine zu respektierende persönliche, über Jahre gewachsene Lebensentscheidung und Neuorientierung, wie sie nicht wenige Priester und Ordensleute in den letzten Jahrzehnten getroffen haben. Es war bitter zu sehen, wie er – jedenfalls in der Öffentlichkeit – nach all den jahrelangen begleitenden Gesprächen nicht zu seiner eigenen Verantwortung und Entscheidung stehen wollte und stattdessen seinen Ordensgeneral und auch die genannten Kardinäle bezichtigte, aus Romhörigkeit und eigenem Ehrgeiz ihn nicht genügend verteidigt zu haben. Ein ganz anderes Beispiel gab und gibt bis heute der peruanische Theologe Gustavo Gutierrez: Auch er konnte sich wie Leonardo, gewiss nicht immer zu Unrecht, von Rom missverstanden und von Sanktionen bedroht fühlen. Aber er vermied unnötige Polemiken auf Nebenschauplätzen, suchte vor allem von sich aus das Gespräch und hatte im verstorbenen eher sehr konservativen Kardinal Juan Landázuri – auch er ein Franziskaner – sogar einen verständigen Fürsprecher in Rom. Bei der Beisetzung von Landázuri in der Kathedrale von Lima im Januar 1997 traf ich Gutierrez. Er sagte mir bei dieser Gelegenheit, er sei weniger aus Trauer als vielmehr aus Dankbarkeit gekommen. Die gelte über mich auch dem Orden. Das hat mich gefreut und getröstet. Aber natürlich gibt es trotz aller Enttäuschungen auch manchen Grund, Leonardo Boff Dank zu sagen für seine

Beiträge zu einer Kirche, die das Evangelium als befreiende Kraft weitergibt und darin dem Menschen dient.

Über Päpste und Bischöfe

Wer immer in Rom das Amt eines Generaloberen innehat, wird es in vielfacher Weise mit dem typisch „römischen“ Erscheinungsbild von Kirche zu tun bekommen, mit Päpsten, Kardinälen, Mitarbeitern der Kurie, mit echten Seelsorgern und Theologen, aber auch mit allerlei Karrieristen und unangenehmen Intriganten, Spekulanten und Denunzianten. Und man fragt sich: Kann man an einem Papst in all seiner Würde und seinem äußeren Glanz ablesen, was das Wesen der Kirche und der Auftrag Jesu ist? Manche werden das bezweifeln. Ich kann dazu diese persönlichen Eindrücke beisteuern: Ich habe Johannes Paul II. etwa zwanzig Mal persönlich erlebt. Bei Privataudienzen einmal im Jahr, bei Mahlzeiten mit Gruppen deutschsprachiger Kardinäle und Bischöfe während zweier Bischofssynoden, anlässlich von Besuchen in Albanien, in Polen, in Sarajewo, bei seiner Pilgerfahrt auf den Berg La Verna und bei einem Pastoralbesuch in einer von Franziskanern geleiteten römischen Pfarrei in Trastevere. Auch in meiner Zeit bei Missio in Aachen traf ich ihn einmal im Jahr. Ich behalte Johannes Paul II. als einen außerordentlichen Menschen in Erinnerung. Er war im Kontakt sehr zugewandt, aufmerksam und manchmal sehr schelmisch und humorvoll. Als er im Jahre 1993 den Franziskanertheologen Johannes Duns Scotus seliggesprochen hatte, ein Akt, den Vertreter der Dominikaner und Jesuiten Jahrhunderte hindurch auf

Grund von heute nicht mehr nachvollziehbaren dogmatischen Querelen erfolgreich verhindert hatten, kam er nach einer sich anschließenden Audienz für Vertreter franziskanischer Gemeinschaften nochmals auf mich zu und sagte laut lachend: „Was jetzt die Dominikaner und Jesuiten wohl sagen werden...“ Im Franziskanerkloster Dukla in Polen ließ er sich bei einem Abendessen in kleiner Runde spät am Abend Witze erzählen. Ein polnischer Prälat steuerte die Anekdote von einer Schwester Generaloberin bei, die auf dem Sterbebett nach Empfang der Krankensalbung noch einmal ein Glas warmer Milch trinken wollte. Die Mitschwestern hatten der Milch aber eine gehörige Portion Whiskey als „tranquillizer“ beigemischt. So war das letzte Vermächtnis der Generaloberin an ihre Mitschwestern: „Ich empfehle diese Kuh eurer ganz besonderen Obhut“. Seine Heiligkeit schüttelte sich vor Lachen. Noch eine andere unvergessliche Szene: Als der Papst nach einer Oberschenkelverletzung stark gehbehindert war, erklärte er mir zu Beginn einer Privataudienz, er wolle gern, statt wie üblich seine Gäste im Sitzen zu empfangen, mit mir das Gehen üben. So stütze er sich denn auch leicht auf meinen rechten Arm, und während des gesamten Gespräches umrundeten wir langsam den großen Tisch in seiner Privatbibliothek. Bei seinem Besuch im Heiligtum La Verna hatte ich einmal als „Haus herr“ den Papst kurz zu begrüßen, als er sich mit den Ordensleuten der umliegenden Diözesen der Toskana traf. Darin verwendete ich statt „Heiligster Vater“ oder „Eure Heiligkeit“ den Titel „Padre Papa“, der in den Franziskusquellen dem hl. Franziskus in den Mund



gelegt wird. Einige Wochen später traf ich bei San Pietro in Rom einen Kurienprälaten, der von meiner Anrede gehört hatte. Er sagte mir, das sei doch angesichts der „herrschenden kurialen Praxis“ etwas ungewöhnlich gewesen. Aber einer solchen Praxis fühle ich mich ja nicht verpflichtet, und der Papst selber hatte doch freundlich gelächelt. Papst Benedikt hatte ich viele Jahre zuvor als Professor Ratzinger kennengelernt, nicht nur über seine Münster'schen Skripte und seine Bücher, sondern auch persönlich, als ich nach Abschluss der Promotion mit ihm in Regensburg ein Gespräch führen durfte, in dem es um Perspektiven für eine weitere wissenschaftliche Arbeit ging. Er hatte wie ich ja auch eine Arbeit über den Franziskanertheologen Bonaventura verfasst. Bei späteren offiziellen und inoffiziellen Zusammentreffen in Rom pflegte er zu fragen, ob ich denn noch Zeit fände, mich mit Bonaventura zu befassen. In den offiziellen Treffen, in denen er über Vorgänge und Personen im Orden zu sprechen wünschte – er war inzwischen Präfekt der Glaubenskongregation – empfand ich ihn als freundlich, korrekt und sachbezogen, den Orden wertschätzend, auch und gerade, wenn er Kritik vorzubringen hatte. In diesen – sehr wenigen – Treffen ging es um die angeblichen Erscheinungen der Muttergottes in Medjugorje und einige damit verbundene dubiose Begleiterscheinungen sowie eben auch um Fragen zur Theologie der Befreiung.

Orden als Kirche

Orden und geistliche Gemeinschaften sind, wie das Kirchenrecht es ausdrückt, nicht Teil der hierarchischen Struktur

der Kirche. Es steht vielmehr, ohne sich in Gegensatz oder gar Gegnerschaft zu dieser Struktur zu wissen, für die „charismatische“ Dimension von Kirche, für – wie das Kirchenrecht weiter sagt – ihre „Heiligkeit“. Das schenkt große Freiheit. Deshalb können wir uns auch den Luxus gestatten, auf die Verteidigung unserer eigenen Existenz zu verzichten, aus dem Bekannten auszubrechen und mit Freiheit und kreativer Phantasie auf die Situationen und Menschen in dieser Welt zu antworten, die nach Freiheit und Gerechtigkeit rufen. Ich persönlich setze mich auch lieber für eine Kirche ein, die einlädt, weniger für eine Kirche, die ständig wie zu einem Tribunal vorlädt. Und gerade Ordenschristen dürfen sich nicht im „vorausseilenden Gehorsam“ wie Oberministranten des kirchlichen Systems gebärden. Die Kirche braucht neben den sanges- und beifallsfreudigen so genannten „neuen Bewegungen“ gerade heute noch viel mehr eine erwachsene und selbstkritische Dialogkultur. Die Kirche kann nicht überleben ohne die innere Zustimmung und verantwortungsvolle Partizipation von erwachsenen Menschen, die in der Lage sind, gerade die vom Pluralismus der Wissenschaften, Kulturen und Religionen geprägte Welt trotz ihrer Widersprüche als von Gott geschaffen und gewollt zu interpretieren und aus der Kraft des Evangeliums zu gestalten helfen.

Ordensleute sollten m. E. übrigens ein besonderes Arsenal an Hoffnung und deshalb auch einen besonders langen Atem haben. Von Franziskus wird berichtet, er habe einen Bischof seiner Zeit demütig gebeten, ihm in seiner Diözese das Predigen zu gestatten. Der Bischof sah in ihm wohl einen homile-

tisch erfolgreicheren Konkurrenten. Er lehnte das Ansinnen zunächst ab. Da soll Franziskus gesagt haben: Wenn Du mich zur Tür hinausweist, komme ich mit meiner Bitte zum Fenster wieder herein. Er bekam dann die gewünschte Erlaubnis. Ganz so drastisch würde ich selber kaum reden. Die heute notwendige Dialog- und Partizipationskultur dürfte natürlich viel subtiler und vielschichtiger sein. Aber blinde Gefolgstreue mit allen damit einher gehenden Infantilismen haben Christinnen und Christen und nicht zuletzt Ordensleute meiner Generation zur Genüge kennengelernt und z. T. auch selber gelebt. Nicht die kirchlichen Strukturen, nicht ihr Verharren, nicht Gesprächsverweigerung in überfälligen Fragen wie neuer Zugänge zum geistlichen Dienst für Männer und Frauen, auch nicht versteinerte Traditionen des Ordenslebens haben unser Sein und unser Tun zu bestimmen, sondern ausschließlich die Fügsamkeit, mit der wir unser Handeln mit dem Handeln Jesu und unserem charismatischen Grundauftrag in Einklang bringen. Die Anliegen des Reiches Gottes sind in den Mittelpunkt zu stellen. Sie sind nicht immer identisch mit den Anliegen von kirchlichen Autoritäten und Gremien. Menschen dürfen dem Geist Gottes mehr vertrauen als allen irdischen Autoritäten und Instanzen und manchen Zumutungen auch durch „Mutter“ Kirche. Bewahre dir einen weiten Horizont und einen langen Atem. Gegenüber manchen Versuchen der Bevormundung von „oben“ war und ist mir dies nicht selten zu einer wahrlich befreienden Gewissheit geworden. Nicht zuletzt wenn es darum ging, unberechtigte episcopale Zugriffe auf die im Übrigen durch das Kirchenrecht abgesicherten

Autonomierechte des Ordens und auch eines Werkes wie Missio erfolgreich abzuwehren.

Eine geschwisterliche Kirche?

Ich möchte noch einen anderen Punkt erwähnen, der uns in jenen Jahren sehr beschäftigt hat und der für die Zeugnis- und Dialogfähigkeit unseres Ordens von größerer Bedeutung ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag: Es war mir nämlich – zusammen mit den Leitungsverantwortlichen der anderen Zweige, vor allem der Kapuziner – ein besonderes Anliegen, im Rückgriff auf das ursprüngliche Charisma des Franziskus für eine Neubesinnung und Neubestimmung unsere Identität als Bruderschaft von Gleichen und damit für – wenn man es so sagen will – eine gewisse „Entklerikalisierung“ des Ordens einzutreten. Dazu hatte ich als Mitglied der Bischofssynode über das Ordensleben im Oktober 1994 in Gegenwart des Papstes u. a. ausgeführt: „Ich hege eine tiefe Überzeugung und eine große Hoffnung: Wir leben in einer Welt voller sozio-politischer, kultureller, ethnischer und religiöser Konflikte. In einer solchen Situation hat nur eine Ordensgemeinschaft und nur eine Kirche, die sich immer tiefer vom Evangelium berühren lassen und folglich selber in ihrem Innersten versöhnt leben, Glaubwürdigkeit und Kraft zum Zeugnis, vor allem im Dienst am Frieden, am Dialog, an der Versöhnung, an der Evangelisierung“⁴. In einer anderen Intervention anlässlich eines römischen Kongresses über das Ordensleben habe ich u. a. ausgeführt „Die Anerkennung als ‚Gemischtes Institut‘ (d. h. weder rein klerikal noch rein laikal, mit fundamentaler Gleichheit aller Brüder) wäre ein

Zeichen dafür, dass der immer noch zwischen Klerikern und Laien in der Kirche herrschende Antagonismus überwunden werden kann. Es wäre ein Zeichen für eine Kirche, die wirklich ‚communio‘ ist und die nicht herrschen, sondern dienen möchte.“⁵ Und obwohl die Synode selber Fortschritte in dieser Frage gewünscht hatte und das Thema bei verschiedenen betroffenen Ordensgemeinschaften weiterhin oben auf der Agenda steht, ist aus dem Vatikan bis heute leider nur beredtes Schweigen zu vernehmen. Es scheint, als ob die Orden, welche sich das Anliegen der fundamentalen Gleichheit aller ihrer Mitglieder auf die Fahnen geschrieben haben, als „gefährliche Türöffner“ für die Forderungen der Laien und insbesondere der Frauen nach mehr Mitbeteiligung und wirklicher Gleichstellung angesehen werden. Als ich in den neunziger Jahren einmal zusammen mit dem damaligen General der Kapuziner zu einem Gespräch beim damaligen Präfekten der „Ordenskongregation“, dem Spanier Martinez Somalo, vorsprach, um ein lange vorher eingesandtes Memorandum zu unseren Anliegen zu erörtern, kam er mit keinem Wort darauf zu sprechen, pries sich stattdessen wortreich als „wahren Freund des heiligen Franziskus und seiner getreuen Söhne“, lud uns nach 10 Minuten Monologs zu einem gemeinsamen Ave Maria ein und entließ uns wieder. Auch das war eine Erfahrung von Kirche – von Kirche als Behörde, die nicht zuhört und Anfragen ohne wirklichen Dialog verschleppen und archivieren möchte.

Kirche als Portiunkula

Portiunkula – das ist die kleine Kapelle in Assisi, in der und bei der die Ursprün-

ge der Franziskanischen Familie liegen. Bei jedem Besuch drängt sich mir die Vision einer wahrhaft pfingstlichen Kirche auf, einer Kirche, die unter der Wucht und Last ihrer Geschichte – dafür drängt sich mir das Bild der über der kleinen Kapellen gebauten späteren Basilika auf – ihre kleinen und armen und zugleich so dynamischen Anfänge nicht vergisst und vergräbt. Denn Portiunkula – das ist eine Erinnerung an dynamische Anfänge, an eine noch frische Quelle, an Pfingsten. Es ist der Ort immer neuer „Pfingstfeste“ – der weltweiten Kirche, nicht nur unserer Franziskanischen Familie. Hier vernahm Franziskus das Wort der Schrift, dass er hinausgehen solle, um das Evangelium zu verkünden, hier empfing er die Brüder, wenn sie von der Mission zurückkamen. Hier nahm er Chiara auf. Dies ist der Ort, an dem die erste „Bruderschaft in Mission“ entstand, hier werden seit Jahrhunderten die Kapitel, die weltweiten Versammlungen der Brüder abgehalten. Sie versuchen dabei zu verstehen, was der Geist in der Kirche durch sie gewirkt hat, und zugleich offen zu sein, was er ihnen für die Zukunft sagen will. In alledem ist die Portiunkula ein lebendiges Symbol der Einheit für Kirche und zugleich einer Vielfalt, die man niemals in eine monolithische Struktur zwängen darf. Denn das ist das Gegenbild: Eine monolithische Macht, die den Menschen unfrei macht, indem sie ihm eine einzige Weltansicht aufzwingt, eine einzige Autorität, ein einziges kulturelles und religiöses Projekt. Es ist das Symbol eines Versuchs, die Religion und die Spiritualität den eigenen Zielen zu beugen, sie in den Dienst von Macht zu stellen und so die Unterschiede zwischen den Personen und den Kulturen einzuebnet. Portiun-

kula ist für mich zum Symbol von Pfingsten geworden, zum unablässigen Bittgebet um den Heiligen Geist. Denn Pfingsten erinnert daran, dass es keine Grenzen der Rasse, des Geschlechts, der Kultur geben soll. Gott ist „Geist und Leben“, er ist Freiheit. Er ist Dialog, Beziehung, Einheit in der Verschiedenheit. Kirche und Orden sind nicht Selbstzweck, sondern Werkzeuge des Heiligen Geistes. Sie dürfen ihre eigenen vorgefertigten Projekte nicht vorschnell Gott und seinem Willen zuschreiben. Die ganze Kirche wird in Portiunkula daran erinnert, dass sie wie der suchende Franziskus – und mit ihm – unablässig beten sollte: *„Gib mir Empfinden und Erkennen, damit ich deinen heiligen und wahrhaftigen Willen erfülle.“* Portiunkula ist für mich auch immer wieder ein Ort gewesen, wo man wie nach dem ersten Pfingsten auch heute noch die Worte des Auferstandenen hören kann: *„Habt keine Angst!“*

Einmal – es war am Abend vor dem Pfingstfest 2003, als wieder ein neues Generalkapitel tagte, durfte ich in der großen Basilika einen Vigilgottesdienst halten. Dabei habe ich einen Text des orthodoxen Metropoliten Ignatios von Lattaquié zitiert, den dieser in einer Rede vor dem Ökumenischen Rat der Kirchen (Uppsala 1968) vorgetragen hatte und der mich seit langem begleitet:

*„Ohne den Geist
ist Gott weit entfernt,
bleibt Christus in der Vergangenheit,
ist das Evangelium toter Buchstabe,
die Kirche eine einfache Organisation,
wäre die Autorität bloße Herrschaft,
die Mission Propaganda,
die Liturgie Magie,
und das christliche Handeln wäre eine
Moral von Sklaven.“*

*Wenn es aber den Geist gibt,
dann wird die ganze Schöpfung erhoben
und seufzt in den Geburtswehen des
Reiches Gottes,
dann ist der auferstandene Christus
mitten unter uns,
dann ist das Evangelium eine lebendige
Kraft,
bedeutet die Kirche trinitarische Ge-
meinschaft,
ist die Autorität ein Dienst der Men-
schen befreit,
ist die Mission ein immer neues Pfing-
sten,
ist die Liturgie Erinnerung und Prophe-
tie,
dann ist das Handeln des Menschen
vergöttlicht.“*

Schwesterkirchen anderer Traditionen

In Abstimmung mit dem „Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen“ (Kardinal Cassidy) und in Zusammenarbeit mit dem ökumenischen Institut „San Bernardino“ in Verona (heute Venedig), das der Universität des Ordens in Rom angegliedert ist, und begleitet von seinem damaligen Leiter besuchte ich im Laufe des Mandates drei Ökumenische Patriarchen. Im Januar 1993 hatte ich zunächst eine längere Begegnung mit dem damaligen russischen Patriarchen Alexis II. in Moskau und Sergej Posad (zu Zeiten der UdSSR „Sagorsk“), dann im März 1995 in Istanbul mit dem Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. und schließlich im April 1997 in Belgrad mit dem damaligen Serbisch-Orthodoxen Patriarchen Pavle. Erwähnt werden darf auch ein Höflichkeitsbesuch beim Koptischen Papst Shenouda III. im Januar 1993 im Kloster Amba

Bishoy in Ägypten. Bei den Begegnungen in Moskau und im Kloster Sergej Posad ging es vor allem darum, im Vorfeld unseres Neubeginns in der ehemaligen Sowjetunion unser Vorhaben zu erläutern, Befürchtungen zu zerstreuen – besonders die des „Proselytismus“ – und der russischen Orthodoxie in der Phase ihres schwierigen Wiederaufbaus als unserer „Schwesterkirche“ Solidarität anzubieten. Die Gespräche, an denen auch der damalige Erzbischof von Smolensk und heutige Patriarch Kyrill teilnahm, waren nicht frei von Spannungen sowie von Erinnerungen an Verletzungen, wirklichen oder vermeintlichen, durch die Kirche Roms. Aber auf der anderen Seite wurde uns auch klar gesagt: Wenn Ihr als Mindere Brüder Eurer Berufung zum Dialog, zur Wertschätzung anderer Religionen und Konfessionen und zum Verzicht auf abwerbendes Verhalten treu bleibt, dann seid Ihr im Bereich der Orthodoxie willkommen. In Istanbul und der Türkei wollten wir nicht neue Gründungen ankündigen, sondern einer alten Präsenz im Herzen der Hauptstadt ein neues Profil geben – das des ständigen Austauschs mit dem Patriarchat und zugleich einer Kern- und Fachstelle des Ordens für den Dialog mit dem Islam. Das Projekt wurde während des Besuchs in seinen Grundlinien entworfen, die konkrete Umsetzung erfolgte unter meinem Nachfolger. Der Besuch in Belgrad, im Patriarchat, in der Theologischen Fakultät sowie in Kloster „Mariä Verkündigung“ in Stragari stand ganz im Zeichen der damaligen kriegerischen Auseinandersetzungen, ethnischen Säuberungen und kulturellen und religiösen Differenzen auf dem Balkan. Wir versicherten den Gesprächspartnern

unsere Unterstützung und unser ständiges Bemühen, unsere Brüder auf dem Balkan unablässig zum Dienst am Dialog, an der Gewaltlosigkeit im Sinne der Bergpredigt und an der Versöhnung anzuhalten und zu bestärken. Pavle dankte uns öffentlich während einer sonntäglichen feierlichen „Göttlichen Liturgie“ für unseren Besuch. Allen drei hohen Würdenträgern der Orthodoxie schenkte ich übrigens zum Abschied eine Reproduktion des Kreuzes von San Damiano. Im Anschluss an die Moskauer Kontakte kam es noch zu einer Begegnung auf einer anderen Ebene: In Abstimmung zwischen Patriarchat und Ordensleitung besuchte zunächst (20.-30. November 1994) eine Gruppe franziskanischer Schwestern und Brüder aus verschiedenen Ländern Westeuropas eine Reihe von Männer- und Frauenklöstern in Russland. Im Gegenzug besuchte eine Delegation von orthodoxen Nonnen und Mönchen vom 25. Januar bis 7. Februar 1997 franziskanische Stätten in Italien – vor allem La Verna, Assisi, Fontecolombo, Greccio und La Foresta – die Apostelgräber und auch die „Generalkurie“ der Franziskaner in Rom. Ich habe bei all diesen Kontakten immer wieder gespürt, wie wichtig jenseits aller Differenzen der vorurteilsfreie und wertschätzende Umgang miteinander im „Dialog des Lebens“ ist, sowie gerade auch das, was Kardinal Walter Kasper später immer wieder die „geistliche Ökumene“ genannt hat, d.h. der gegenseitige Austausch im Glauben, so wie ihn die jeweilige Tradition nun einmal lebt, sowie im Rahmen des Möglichen auch gemeinsame Gebete und liturgische Feiern. In dieser Art der Ökumene stoßen die verschiedenen Traditionen auf das

Fundament, das sie alle eint und trägt, auf Jesus Christus, den Grundstein der einen katholischen Kirche mit ihren unterschiedlichen Überlieferungen.

Von 1992 an entstanden in Russland, der Ukraine und in Kasachstan eine Reihe neuer Gemeinschaften des Ordens: Dazu schrieb ich am 10. Januar 1992 an alle Brüder. „Wir streben den Aufbau einer internationalen Bruderschaft ... in jenen Ländern an Wir glauben, dass diese ein Zeichen des Evangeliums sein können, nach dem Rasse, Geschlecht und Nationalität vor Gott nicht mehr zählen. Wir möchten ... unsere Erfahrungen, Hoffnungen und Utopien von einer brüderlichen und solidarischen Kirche und Gesellschaft ... einbringen. Wir möchten dazu beitragen, dass die gute Botschaft vom menschlichen, heilenden, barmherzigen und befreienden Gott in der früheren Sowjetunion von vielen gehört und verstanden wird. Besonders mit der Russisch-Orthodoxen Kirche wollen wir von Anfang an in Freundschaft, Respekt und Liebe verbunden sein. Aus Respekt vor den Schwesterkirchen jener Länder möchten wir den Ausdruck ‚Mission‘ möglichst vermeiden. Wir möchten ... im Auftrag unserer eigenen Kirche und mit unserem Spezifikum als Minderbrüder anderen Ortskirchen zu Hilfe kommen ... und mit allen friedlich zusammen leben, um gemeinsam der Kirche, dem Reich Gottes und dem Frieden zu dienen.“⁶

Kirche als Mission

Als ich in meiner Kindheit unserer Dorfkirche hin und wieder „Missionare“ auf Heimatbesuch sah und hörte, fand ich das äußerst faszinierend. In den ers-

ten Jahren der Ausbildung in der Franziskanerprovinz trug ich mich lange mit dem Gedanken, Missionar zu werden. Ein klassischer Missionar mit langer und intensiver Erdhaftung in einer anderen Kultur bin ich ja nicht geworden. Aber die Faszination einer missionarischen Kirche und einer Weltkirche mit einem weiten Horizont hat mich nie verlassen. Im Lauf der Jahrzehnte, auch in den Jahren in Rom, vor allem aber bei Begegnungen in aller Welt ist mir deutlich geworden, was Mission ist oder doch sein sollte: Nicht eine Einbahnstraße, nicht Indoktrination, sondern ein Austausch von Glaubenserfahrungen. Ganz stark hatte mich in den siebziger Jahren das Lehrscheiden „Evangelium Nuntiandi“ von Paul VI. beeindruckt, in dem es heißt, die Kirche „habe“ nicht eine Mission – etwa als ein Aktionsfeld neben anderen – sondern sie sei von ihrem Wesen her als ganze „Mission“. Man kann auch entsprechend sagen: Eine Kirche, die nicht missionarisch ist, ist überhaupt nicht Kirche. Dazu passt auch ein Wort des evangelischen Theologen E. Brunner: „Was für das Feuer die Flamme, das ist für die Kirche die Mission.“ Paul VI. hat auch wie kein anderer seither betont, dass Evangelisierung, Mission und Bekehrung im Herzen der Kirche selber beginnen muss. Die Kirche könne nicht glaubwürdig verkünden, wenn sie nicht ständig selber das Evangelium neu annimmt und lebt und wenn sie nicht selber in ihrem Innersten versöhnt ist.

Wenn ich an meine Jahre als Leiter des Hilfswerkes MISSIO in Aachen denke, dann möchte ich an dieser Stelle nicht unsere Prioritäten in der Projektarbeit aufzählen und von interessanten Reisen und Begegnungen in der Weltkirche

berichten, sondern einige Grundeinsichten formulieren, die unsere theologischen und spirituellen Leitlinien waren. Zunächst: Mission ist ein Dialoggeschehen, keine Einbahnstraße, alle Beteiligten geben und empfangen. Und wir, die materiell reicheren Kirchen des Nordens, haben keinen Grund zur Überheblichkeit, wir haben von den Kirchen des Südens vielmehr viel zu lernen.

Es ist eine tiefe Erfahrung von Mission, wenn es gelingt, uns einander davon zu erzählen, worin für jede, für jeden von uns diese gute Botschaft besteht. Wo er/sie diese im eigenen Leben erfahren hat. Was es bedeutet, an den Gott Jesu Christi glauben zu dürfen, der sich vom Vater gesandt wusste, zu heilen was verwundet ist. Jesus wollte den Armen ja eine gute Nachricht bringen. Eine Botschaft von Gerechtigkeit und Freiheit. Er heilte kranke Körper und kaputte Beziehungen, solche zwischen Menschen und solche zwischen Menschen und Gott. Alle ohne Unterschied, Einheimische und Fremde, Männer und Frauen ließ er es wissen: Du hast eine Zukunft. Du bist geliebt.

Auf andere Menschen zugehen, weil wir eine gute Nachricht für sie haben: Das ist und bleibt Mission, was auch immer sonst an Ungutem und Lautem und Gewalttätigem damit assoziiert worden sein mag. Denn leider konnten sich ja damit Ideen verbinden, die weder zum Glück unserer Mitmenschen noch zum Glück der Kirche beigetragen haben: die Idee nämlich, dass wir ein Wissen von Gott haben, mit dem wir anderen überlegen sind, so dass wir anderen nur Gutes tun, wenn wir sie dazu bringen, unseren Glauben anzunehmen. Aber es ist zu fragen: Sind die anderen denn immerzu nur in Not und Elend und Ig-

noranz? Stehen sie uns mit leeren Händen gegenüber, während wir im Besitz des allein wahren Wissens über Gott sind? Sind die anderen fern von der Quelle des Lebens, während wir aus ihr schöpfen? Sind die anderen auf der Suche, wir hingegen schon angekommen? Für eine wirklich missionarische Kirche ist Gott nicht ein subtiler „Machtfaktor“, der durch Kirche und ihre Vertreter die Welt zu ordnen und zu lenken denkt. Gott hat ja in der Geschichte „auf vielfache Weise gesprochen“ (Hebr 1,1) und ist in vielerlei Gestalt in seiner Schöpfung anwesend – eben nicht nur in der Kirche. Der christliche Gott ist keine abstrakte Monade, er ist in sich selber Gemeinschaft und Beziehung. Für Franz von Assisi ist er der „demütige“ Gott. Er hat sich in Jesus „verwundbar“ gemacht und ist ein Gott der Armen und Verwundeten. Diese fundamentale spirituelle Ur-Intuition der christlichen Botschaft muss man in der heutigen Weltkirche und Weltgesellschaft präsent halten, gerade in Zeiten, wo so schmerzlich die Rede ist vom Missbrauch von kirchlicher Macht: Gott „herrscht“ nicht nur über seine Schöpfung, er „fügt“ sich selber in sie ein, er überwindet in Jesus alles, was Menschen trennt. Weil er selber arm wurde (Phil 2), bleibt er nicht der Ferne und Fremde. Er ist sich solidarisch mit den Armen und Schwachen. Kirche – das ist doch nicht in erster Linie ein Gebäude oder ein hierarchisches Machtgefüge, sondern ein Raum der Anbetung, der Feier der Gegenwart des Herrn in Wort und Sakrament, ein Ort auch der freien Rede (parrhesía), der Begegnung, nicht nur mit den eigenen Hausgenossen. Herrschaftsgebaren macht Mission unmöglich. Jesus hat „Leben in Fülle“ (1

Joh 4,8f) versprochen, Heil und Heilung in einer gefährdeten Welt. Und nicht nur für Christen gilt das, sondern für alle ohne Unterschied. Ein solcher Begriff, eine solche Praxis von Mission ist „inklusiv“, d.h. sie grenzt niemanden aus und bedroht nicht den, der anders ist. Eine missionarische Kirche freut sich vielmehr darüber, dass sie Spuren und Offenbarungen Gottes in der Andersheit der Anderen, auch in anderen Religionen und Kulturen entdecken kann. Heute missionarisch leben – das heißt für mich heute: Im Geiste Jesu dem anderen, der anderen Kultur, Religion und der ganzen Schöpfung begegnen. Eine missionarische Kirche – das sind die Christinnen und Christen, die Gemeinden und Gemeinschaften, bei uns und anderswo, die selber erfahren haben und weitersagen: Unser Gott ist ein Gott des Lebens. Er drückt nicht nieder. Er befreit und richtet alle auf, die gebeugt und bedrängt sind. Er lädt alle ohne Unterschied ein zum Tisch des Lebens.

Schlussbemerkungen

Ida Frederike Görres hat geschrieben: „Die Geschichtlichkeit der Kirche bedeutet nach innen Gefahr und Versuchung, die große folgenschwere Versuchung, über dem ‚Felscharakter‘ ihre andere Seite, die ‚Saat‘, das ‚Senfkorn‘ zu vergessen.“ (Die leibhaftige Kirche. Gespräch unter Laien, Frankfurt 1950) Es gibt innerhalb des „neuen geistlichen Liedguts“ einen schönen Kanon von Siegfried Macht. Er lautet: „Die Kirche hat noch lange nicht ausgedient, aber geherrscht hat sie genug ...“ Das erinnert weiter an ein Wort und einen Buchtitel des französischen Bi-

schofs Jaques Gaillot: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“ Ich selber möchte diesen Satz positiv wenden und abschließend sagen: Christlicher Glaube muss eine befreiende Dimension und Kraft haben, sonst ist er nicht christlich. Menschen legen einander schon genug Lasten auf. Für mich war – und ist – die Zugehörigkeit zu dieser Kirche und zu dieser Gemeinschaft des heiligen Franziskus „trotz allem“ zu einer befreienden Erfahrung geworden, für die ich dankbar bin und die ich gern weitergebe.

.....

- 1 Der Artikel beruht auf einem Vortrag, den der Verfasser am 23. April 2012 im Rahmen des Katholischen Bildungswerks der Stadt München gehalten hat.
- 2 Herbert Vorgrimler, *Theologie ist Biographie. Erinnerungen und Notizen*. Münster 2006. Vgl. auch Martha Zechmeister, *Theologie als Biographie. Als politische Theologin in El Salvador*, in: *Concilium* (2009/1) 35-39.
- 3 Vgl. dazu M. Zechmeister, a.a.O.
- 4 Hier zitiert aus *Acta Ordinis* 114 (1995) 8.
- 5 Il Sinodo dei Vescovi sulla Vita Consacrata: Un Evento importante per una Presa di Coscienza del nostro Carisma di Fondazione, in: *Come rileggere oggi il carisma fondazionale (XX convegno dell' Istituto di Teologia della Vita Religiosa Claretianum)*, Roma 1995, 9-30.
- 6 Franziskanische Präsenz in der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS), in: *Acta Ordinis* 111 (1992) 4-7, hier 5.

Wolfgang Allhorn

Wolfgang Allhorn ist Diakon und Leiter der Stabstelle Kirchliche Unternehmenskultur bei der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria in Köln. Nach 13-jähriger Tätigkeit als Seniorenhausleiter beschäftigt sich der Diplom-Pädagoge seit 2003 für den Seniorenhausbereich des Trägers vor allem mit Themen, Entwicklungen und Umsetzungen zur Seelsorge, Ethik und kirchlichen Identität.



Wolfgang Allhorn

„Als wir uns dafür entschieden, ins Seniorenhaus zu gehen, konnten wir wieder aufatmen“

„Altersruhesitze‘ für Ordensleute bei der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria

Ein Sommertag am Ufer des Rheins mit allem, was dazu gehört. Es ist zwar sehr warm, die Hitze lässt sich in unmittelbarer Nähe des großen Stromes aber gut aushalten. Ein Empfinden von Abkühlung und Frische stellt sich ein. Die erhöhte Position bietet einen imposanten Blick auf die vorgelagerte, bewaldete Insel, dann weiter auf die andere Rheinseite und in Richtung der Siegmündung. Es herrscht reger Schiffsverkehr, die Außendecks der Ausflugsschiffe sind gut gefüllt, auf dem Leinpfad unterhalb sind viele Radfahrer und Spaziergänger unterwegs.

Das beschriebene Rheinufer liegt in Bornheim-Hersel, unmittelbar nördlich der Bundesstadt Bonn. Und die schöne Aussicht hat man von der Dachterrasse

des Seniorenhauses St. Angela, ein architektonisch ansprechender Neubau, der sich harmonisch in den hoch ansteigenden Uferbereich einfügt. Ende 2008 konnte nach etwa fünfjähriger Vorplanungs- und Bauzeit der Betrieb aufgenommen werden. Schon im Vorfeld war das Interesse an den Angeboten ‚Seniorenwohnen‘, ‚Hausgemeinschaften‘, ‚Kurzzeit- und vollstationäre Pflege‘ sehr groß, das Haus war in Kürze voll belegt – ein erfolgreicher Start.

Darüber hinaus ist das Entstehen von St. Angela ein Beispiel für eine in vielerlei Hinsicht interessante und erfolgreiche Kooperation von Ordensfrauen einerseits mit einem in der Tradition von Ordensfrauen stehenden Unternehmen andererseits: Das sind zum einen

die so sehr mit Hersel verbundenen, man kann sagen ‚verwachsenen‘ Ursulinen. Sie haben im Seniorenhaus St. Angela, das zwischen Pfarrkirche, dem katholischen Kindergarten und dem von ihnen über so lange Zeit verantworteten Schulkomplex liegt, ein neues Heim gefunden. Auf das Jahr 1852 geht ihre Schultradition im Ort zurück. Und da ist zum anderen die Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria, eine Einrichtung der Stiftung gleichen Namens.

Den Ursulinen war bereits 1991 die Übernahme der Trägerverantwortung für ihr Mädchengymnasium und die Realschule durch das Erzbistum Köln zugesagt worden, was dann im Jahr 2001 realisiert wurde. Die Fortsetzung der guten und erfolgreichen Arbeit in den Schulen, deren Ruf und Resonanz in der Bevölkerung – ein Umstand, der naturgemäß auch den Schwestern im Ruhestand Freude bereitet – führte aber zu einem Problem. Das Klostergebäude in unmittelbarer Nähe der Schule stand deren Erweiterungsplänen im Wege, und zwar früher als zunächst angenommen. Im Interesse der Schülerinnen akzeptierten die Schwestern diese veränderte Situation, mussten aber deshalb kurzfristig eine neue Bleibe suchen. „Ein Schock für alle“, sei das gewesen, erinnert sich Oberin Schwester Lioba Michler. Was zu tun sei, wurde miteinander diskutiert und man kam zu dem Ergebnis, auf jeden Fall zusammenbleiben zu wollen und wenn möglich in Hersel. Eher als Traum hatte eine Schwester die Vorstellung eines ‚Klosterchens‘ als Altersruhesitz im Obst- und Gemüsegarten nebenan – dort steht heute tatsächlich das neue Seniorenhaus. Denn Oberin Schwester Lioba

griff die Idee auf, holte sich allerlei Informationen zum Thema ‚altersgerechtes Wohnen und Bauen‘ ein und kam über eine Empfehlung an die Adresse der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria. Der Kontakt kam schnell zustande und bald stand auch das Angebot, das dieses drängende Problem der Herseler Ursulinen löste: Der Bau eines Seniorenhauses auf dem Grundstück der Schwestern, in das sie einziehen konnten, und zwar in einen eigens für sie errichteten und in sich abgeschlossenen Wohn- und Gemeinschaftstrakt. Schwester Lioba ist dies noch lebendig vor Augen: „Die Freude über dieses Angebot war riesengroß. In unserer Konventsversammlung stimmten wir über das Angebot ab – alle waren dafür. Uns fielen Steine vom Herzen. Wir konnten zusammenbleiben, und das in Hersel mit Blick auf unsere alte Wirkungsstätte, Realschule und Gymnasium ...“ Für alle Beteiligten war es zudem ein großer Vorteil, die Planungs- und Bauphase im Miteinander zu gestalten: „Mein Herz schlägt für dieses Haus, denn vom ersten Moment an waren wir in die Planung von St. Angela eingebunden. An allen Bausitzungen nahmen wir teil und unsere Wünsche wurden alle berücksichtigt.“

Die sechs Ursulinen bringen sich heute auf vielfältige Weise in das Leben des Hauses ein. Schwester Lioba hat die Funktion der stellvertretenden Hausleitung übernommen und ist so an Entscheidungen und Vorhaben beteiligt. Die Kontakte zu den Hausbewohnern sind den Ursulinen besonders wichtig. Eine ganze Reihe von Angeboten für die Senioren wird regelmäßig gemacht. Zwei Schwestern haben sich zu Übungsleiterinnen des Seniorensport-



programms ‚Fit für 100‘ ausbilden lassen und bieten wöchentliche Sportstunden an. Gottesdienste in der hauseigenen Kapelle werden vorbereitet und gestaltet, Bewohner und Mitarbeiter seelsorglich begleitet. Bei den vielen Aktivitäten erfährt das Wort „Altersruhesitz“ deshalb eine ganz neue Bedeutung. Statt sich ‚zur Ruhe zu setzen‘, prägen die Ursulinen ‚ihr Seniorenhaus‘. Sie fühlen sich dabei wohl. „Es war die beste Entscheidung“, fasst dies Schwester Lioba zusammen. „Ich wünsche mir für die Zukunft des Hauses, dass Würde, Wertschätzung und Toleranz weiterhin einen so hohen Stellenwert innehaben. Und dass auch über unsere Zeit hinaus die Seelsorge nicht zurücktreten muss. Die Kräfte des einzelnen Mitarbeiters zu erkennen und zu stärken und den Menschen mit Liebe zu begegnen, soll weiterhin ein wichtiges Merkmal dieses Hauses sein.“

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Hans Mauel, Vorsitzender des Vorstands der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria, bringt die Beweggründe für das Engagement in Hersel auf den Punkt. „Neben der großen Zustimmung vonseiten der politischen und kirchlichen Gemeinde war es uns besonders wichtig, dass die seit 150 Jahren für die Jugend wirkenden Schwestern hier ein neues Zuhause sowie eine neue Aufga-

be gefunden haben.“ Dass ein solches Projekt entstehen konnte, steht jedoch im Zusammenhang mit verschiedenen Entwicklungen, die es in den vergangenen Jahren bei den Werken und Einrichtungen der Cellitinnen zu gestalten galt.

Wie bei den sozial-caritativ tätigen Ordensgemeinschaften im Allgemeinen, veränderten sich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts auch für die Cellitinnen zur hl. Maria die Möglichkeiten und Lebensumstände. Nachwuchsmangel und Überalterung stellten sich mehr und mehr ein. Bereits in den 1950er Jahren zogen sich die Schwestern aus vielen Gestellungsniederlassungen zurück. Dann mussten auch mehr und mehr eigene Besitzungen aufgegeben werden. Unter dem Motto „Der Zukunft verbunden“ stellten sich die Schwestern beim Generalkapitel 1990 den damit einhergehenden Herausforderungen. So kam es damals zum Entschluss, die verbliebenen Einrichtungen trotz stark rückläufiger Schwesternzahlen weiterzuführen sowie bei deren Führung und Betrieb den Mitarbeitern zu vertrauen. Neue Organisationsformen zur Sicherung und zum Fortgang der bestehenden Werke mussten deshalb entwickelt werden. So war 1993 die Gründung der Seniorenhaus GmbH für den Tätigkeitsbereich der stationären Altenhilfe ein in dieser Hinsicht wichtiger Schritt. Schon ab Ende der 1980er Jahre wurden die Häuser an den traditionellen Standorten teils neu-, teils um- bzw. ausgebaut. Aber auch weitere Einrichtungen katholischer Träger, vor allem von anderen Ordensgemeinschaften, kamen hinzu: Die Seniorenhaus GmbH bot die Möglichkeit, den Bestand dieser Einrichtungen zu si-

chern, sie fortzuentwickeln und den Ordenschwestern Heimat und Tätigkeit zu erhalten, bleiben doch deren Konvente weiterhin in den Häusern bestehen. Die Seniorenhäuser konnten ihr Angebot zeitgerecht um Tages- und Kurzzeitpflegeplätze erweitern. Ebenso gibt es ‚Seniorenwohnen‘, also seniorenrechtliche Wohnungen, die Eigenständigkeit mit der Sicherheit und dem Service eines Seniorenhauses verbinden.

2003 wurde die Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria gegründet, die neben dem Schwerpunkt in Köln mit fünf Kranken- und vier Seniorenhäusern über 20 weitere Einrichtungen im gesamten Rheinland verfügt. Als weiterer Standortsschwerpunkt kam 2009 der Klinikverbund St. Antonius und St. Josef mit fünf Krankenhäusern in der Region Wuppertal inkl. angeschlossener Dienstleister hinzu.

Szenenwechsel: Wir sind nun in Köln-Ehrenfeld, ein Stadtteil, der im 19. und 20. Jahrhundert vor allem industriell geprägt war, seit einigen Jahren aber nicht nur zum Wohnen immer beliebter geworden ist. In der an Urbanität nicht gerade armen Domstadt gilt Ehrenfeld als besonders lebendiger Stadtteil. In direkter Nachbarschaft zum St. Franziskus-Hospital, das zur Hospitalvereinigung der Stiftung gehört, errichtete die Cellitinnen-Seniorenhaus GmbH 2009/2010 das Seniorenhaus Heilige Drei Könige. Bezeichnenderweise am 6. Januar 2011 zogen die ersten Bewohner in den Gebäudekomplex ein, der Platz für 95 Menschen bietet. Verschiedene Wohn- und Betreuungsformen, wie etwa ein besonderer Wohnbereich für langzeitbeatmete Bewohner, werden vorgehalten. Ein weiteres markantes Kennzeichen sind aber die Konvente von drei

verschiedenen Ordensgemeinschaften, die im Seniorenhaus einen neuen Wohn- und Lebensort gefunden haben. So werden die erfolgreichen Kooperationen an den verschiedenen Standorten mit dieser neuen Akzentsetzung fortgeführt. „Als Stiftung der Cellitinnen wollen wir auch für andere Ordensgemeinschaften da sein, als Unternehmen mit Knowhow und Kompetenz in Pflege und Betreuung bieten wir Gemeinschaften mit anderem Hintergrund unsere Hilfe an“, so Seniorenhaus GmbH-Geschäftsführer Thomas Gäde.

Auch die Redemptoristen der St. Clemens-Provinz waren, wie die Ursulinen in Hersel, an der Planung des Seniorenhauses beteiligt. Mit zehn Mitbrüdern, die 75 Jahre und älter sind, wohnen sie in einem eigenen Bereich, dem ‚Seniorenkloster Maria Hilf‘. Kommunitätsoberer Pater Michael Kratz: „In den 1980er Jahren wurde immer deutlicher, dass es für die Redemptoristen in Deutschland so nicht weitergehen würde. Der Nachwuchs fehlte.“ Die Ordensleute haben sich mit dieser Situation pragmatisch auseinandersetzen müssen. „Uns ist klar, dass das Seniorenhaus Heilige Drei Könige unsere letzte Station sein wird, aber wir haben uns bewusst dafür entschieden. Wir wollten im Alter gut versorgt sein. Wir werden immer älter. Unser Problem ist, wir bekommen uns nicht mehr verwaltet! Als wir uns dafür entschieden, in Seniorenhäuser zu gehen, konnten wir wieder aufatmen.“

Soweit es noch möglich ist, helfen die rüstigeren Patres den pflegebedürftigen Mitbrüdern bei den Verrichtungen des Alltags. Zwei von ihnen haben eine Einstufung nach den Vorgaben der Pflegeversicherung und werden von



Mitarbeitern des Seniorenhauses gepflegt. Das Mittagessen wird vom Seniorenhaus bezogen und mit Hilfe einer eigenen Wirtschafterin angerichtet, Frühstück und Abendessen werden in eigener Regie zubereitet. Aus dem aufgegebenen Kloster in Bochum stammen einige Bestandteile der Einrichtung des großen Speise- und Gemeinschaftsraums, einen Esstisch hat man sich dazu passend anfertigen lassen.

Die Patres sorgen dafür, dass jeden Sonntag die Heilige Messe in der Hauskapelle gefeiert wird und stehen nach ihren Möglichkeiten für die Krankensalbung und Gespräche zur Verfügung. Dies wird sehr wertgeschätzt, wobei Pater Kratz einräumt, dass „wir uns aus Alters- und gesundheitlichen Gründen nicht mehr regelmäßig und verlässlich in die Geschicke des Hauses einbringen können“. Aber dies ist nach den Vorstellungen der Ordensprovinz zum ‚Seniorenkloster‘ auch gar nicht erforderlich. So ist „nicht Arbeiten müssen vorgesehen, wohl aber Arbeiten dürfen“. Auch das geistliche Leben in der Gemeinschaft der Mitbrüder hat sich verändert: „Wir erfinden unser Ordensleben hier neu. Unser traditionelles Leben können wir nicht weiterführen – wir sind froh, wenn wir alle um 8:30 Uhr am Frühstückstisch sitzen. Den Alterungsprozess nehmen wir ganz bewusst an und verstehen unser Leben als Neubeginn, es ist spannend.“

Dies wird auch in ähnlicher Weise von den Ordensschwestern gesehen, die nach Ehrenfeld gezogen sind. Die fünf Missionsschwestern „Unserer Lieben Frau von Afrika“ mussten sich ebenfalls neu zurechtfinden. Früher war mit der Aussendung nach Afrika auch das Verbleiben in den Missionsgebieten bis

zum Lebensende verbunden. Heute kehren die älteren Schwestern zurück. Die Tätigkeit der jüngeren, meist aus dem Kontinent stammenden Ordensangehörigen, soll nicht zulasten des eigentlichen Auftrages durch Pflege und Versorgung der älteren Schwestern eingeschränkt werden. Die Ordensleitung bemüht sich seit Jahren um eine altersgerechte Unterbringung und Versorgung der älteren Schwestern in den Heimatländern. In Deutschland wurde eine entsprechende Möglichkeit für eine kleine Gruppe im Seniorenhaus der Cellitinnen-Stiftung gefunden.

Die Frage nach der Zukunftsgestaltung und der Verantwortung für das, was aufgebaut und betrieben wurde, war auch für die Schwestern aus der Ursulinen-Kongregation Düsseldorf in der Zeit vor dem Umzug nach Köln zu existenziell. „Zwischen 1960 bis in die 1980er Jahre hinein fragten wir uns, welche Werke zukünftig noch gehalten werden können. Danach war allen klar, dass nicht das die entscheidende Frage war, sondern es darum ging, wie wir für alle Schwestern gute Möglichkeiten für die Lebensgestaltung bei abnehmenden Kräften sowie in Alter und Krankheit schaffen könnten“, sagt Schwester Ursula Klautky. „Mit der Zeit wurde es deutlich, dass das Klostergebäude in Bad Münstereifel für die dort lebenden fünf Schwestern nicht mehr zu managen war, von den Unterhaltskosten, die ein solcher Komplex verursacht, einmal ganz abgesehen.“ In Bad Münstereifel unterhält die Seniorenhaus GmbH eine Einrichtung, die den Ursulinen bekannt war. So ergab sich der Kontakt zur Stiftung der Cellitinnen. Im Gespräch mit deren Vorstandsvorsitzenden Hans Mauel wurden die Schwestern auf ‚Heilige

Drei Könige' aufmerksam gemacht, das sich zu dieser Zeit noch im Bau befand. Ein abgetrennter Bereich mit eigenen Zimmern, Gemeinschafts- und Sanitärräumen wurde schließlich bezogen.

Auch in Ehrenfeld engagieren sich die Missionsschwestern und die Ursulinen zum Wohl aller Bewohner und Mitarbeiter. Dies war von Anbeginn auch ein besonders Anliegen von Seniorenhausleiter Marc Stutenbäumer. Wortgottesdienste und Verabschiedungsfeiern für Verstorbene werden vorbereitet und durchgeführt, es gibt Angebote wie meditativen Tanzen oder Bastelkreise, Tätigkeiten als Organistin, aber auch Dienste am Empfang des Hauses werden von einer Schwester geleistet.

Losgelöst von Verpflichtungen ist die Präsenz von Ordensleuten im Alltagsleben des Seniorenhauses gar nicht hoch genug einzuschätzen. Sei es ein tröstender Zuspruch, der geleistet wird, sei es das ‚gute Wort‘ zur rechten Zeit – das bewirkt schon so viel. Die Ordensleute im Seniorenhaus Heilige Drei Könige erleben eine rundum positive Resonanz: „Wir sind so froh, dass Sie da sind“, diese Worte werden sowohl von Bewohnern als auch von Mitarbeitern immer wieder geäußert.

Die Orientierung an christlichen Werten, die den Menschen als Ganzes in die Mitte aller Bemühungen stellt, ist ein wesentliches Kriterium zur Identität aller Einrichtungen der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria. Für Verantwortliche und Mitarbeiter in den Seniorenhäusern ist es in jeder Weise hilfreich, wenn Ordens-Christen an deren konkreter Umsetzung mitwirken. Sei es im aktiven Dienst, sei es im Ruhestand durch Da-Sein und Zeugnisgabe. „Wir sind [Gottes] Zeugen und das ei-

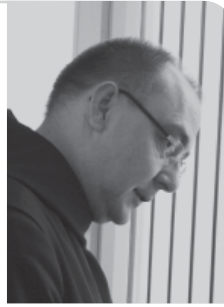
gentlich Ungeheuerliche an dieser Botschaft ist, dass Gott auf uns schwache Menschen setzt, dass wir in der je eigenen Gegenwart des Einzelnen bezeugen können, dass Er mit uns rechnet, sich denkt und sagt: „Die machen schon. Ob sie alt oder krank sind, sie zeigen: Es gibt mich, und es lohnt sich, auf mich die Zukunft zu bauen.“¹

.....

1 Bischof Dr. Felix Genn, Predigt im Pontifikalamt aus Anlass des Ordenstages im Bistum Münster am 01.10.2011.

Dominicus M. Meier OSB

Abt Prof. Dr. Dominicus Meier OSB trat 1982 in die Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede ein und empfing 1989 die Priesterweihe. Seit 2001 amtiert er als Abt seiner Gemeinschaft und ist zudem Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Pallottinerhochschule Vallendar. Er wurde im Rahmen der DOK-Mitgliederversammlung 2012 zum wiederholten Mal in den erweiterten DOK-Vorstand gewählt.



Dominicus M. Meier OSB

Das geistliche und rechtliche Profil von Leitung in den Instituten des geweihten Lebens¹

1. Vorbemerkung

Ordensobere und Ordensoberinnen erleben sich immer häufiger als ohnmächtig im Spannungsfeld von Ideal und Wirklichkeit ihres Leitungsamtes. Die Ereignisse und Erfahrungen mit einer Kirche im Umbruch oder notwendig zu beantwortende Zukunftsfragen einer Gemeinschaft und einzelner Mitglieder führen sie an scheinbar unüberwindbare Grenzen und machen das Leitungsamt immer unattraktiver für jüngere Institutsmitglieder.

Ist die eine Reform noch nicht einmal umgesetzt, wird die nächste schon diskutiert, und damit Fragen von Kompetenz, Abgrenzung, Autorität und in all diesen genannten Facetten die Frage

von Leitungsmodellen und Leitungskompetenz. In einem Klima permanenter Veränderungen stellen auf der einen Seite die Mitglieder von Ordensleitungen immer häufiger die Frage nach der geistlichen-spirituellen Dimension ihres Leitungsdienstes, die im Alltag vor lauter Finanz- und Strukturfragen immer seltener zum Tragen kommt, und auf der anderen Seite werden von ihnen zivil- und kirchenrechtskonforme Schritte gefordert, in deren Handhabung sie sich selbst aber als machtlos und ohnmächtig erfahren.² Eine Folge ist, dass sich auf General- und Provinzkapiteln die Wahl in die Institutsleitung immer schwieriger gestaltet und nur wenige Mitglieder bereit sind, sich der

Verantwortung für die Gemeinschaft zu stellen. Immer häufiger wird in der Kapitelsbegleitung dann die Frage gestellt, wie das Leitungsamt in Instituten des geweihten Lebens aus kirchenrechtlicher Sicht zu verstehen sei und ob es innerhalb der kirchenrechtlichen Regelungen auch eine geistliche Dimension des Amtes gäbe.

2. Geistliche Dimension des Leitungsamtes

Um das Leitungsamt eines klösterlichen Oberen kirchenrechtlich skizzieren und verstehen zu können, muss einleitend daran erinnert werden, dass der kirchliche Gesetzgeber diese Aufgabe als „munus“ bezeichnet. Es handelt sich um ein Kirchenamt im Sinne des c. 145 § 1 CIC, d.h. um einen Dienst, der durch göttliche oder kirchliche Anordnung auf Dauer eingerichtet ist und der Wahrnehmung eines geistlichen Zweckes (*finis spiritualis*) dient. Die Zielorientierung ist eindeutig eine spirituelle Aufgabe.³ Daher wundert es nicht, dass der kirchliche Gesetzgeber zunächst relativ breit die geistliche Dimension des Leitungsamtes skizziert und dann erst von dieser Basis aus die Vollmachten und Wirkungsfelder eines Oberen normiert und die Leitungsaufgabe in den Kontext der Gemeinschaft stellt.

C. 618 CIC erinnert die Oberen in einer ersten pastoralen Norm zur Amtsausübung daran, dass es ihr Auftrag ist, „vertrauensvoll das Verantwortungsbewusstsein der Institutsmitglieder für das Wohl der Gemeinschaft zu wecken und zu fördern, gleichwohl unter Achtung der menschlichen Person und deren freiwilligen Gehorsam. Fruchtbar für das ganze Institut wird eine solche Intention

nur in einem dialogischen Gehorsamsverständnis. Der Obere wird dafür Sorge tragen, dass ein Vertrauensklima geschaffen wird, in dem Fähigkeiten und Empfindsamkeiten der Einzelnen immer mehr anerkannt und gefördert werden. Umgekehrt sollte der, der den Leitungsdienst inne hat, sich davor hüten, selbstherrlich zu glauben, alles hänge von seiner Person ab, während es weniger wichtig sei, die Gemeinschaft in Aktivitäten und Entscheidungen einzubinden. Es ist besser, einen Schritt gemeinsam zu tun, als zwei oder mehr Schritte allein.“⁴ Die Grunddimension ihrer Leitungsvollmacht liegt im Geist des Dienens (*in spiritu servitii*⁵) und bindet die empfangene Vollmacht nochmals an das Verständnis kirchlicher Ämter und Dienste.

Ergänzt wird dieser erste Blick durch eine zweite pastorale Norm zur Amtsführung in c. 619 CIC. Die Oberen helfen dem Institutsmitglied, sich als mitverantwortlicher Träger des Institutsideals einzusetzen, indem sie z.B.

- dafür sorgen, dass es ihm menschlich und geistlich in der Gemeinschaft gut geht;
- zusammen mit ihm den Willen Gottes zu erkennen suchen;
- in ihm die Bereitschaft, selbständig initiativ zu werden, wecken;
- ihm möglichst solche Aufgaben übertragen, die unmittelbar der Verwirklichung des Institutsanliegens dienen;
- ihn ermutigen, sich weiterzubilden.

Es gehört zu den vornehmlichen Pflichten eines Oberen, bei Konflikten zu vermitteln und im Hinblick auf die verschiedenen Neigungen, Ansichten und Unternehmungen der Mitglieder koordinierend und einigend zu wirken, da-

mit das Institutsziel nicht verfehlt wird und die geistliche Grundlage des Zusammenseins in einer Gemeinschaft nicht aus dem Blick gerät.⁶

In diese spirituell-verantwortbare Ausübung ihrer Vollmachten sowohl im Blick auf das Gesamtwohl des Institutes als auch des einzelnen Mitglieds weist die römische Instruktion „Der Dienst der Autorität und der Gehorsam“ aus dem Jahre 2008.⁷ Von ihrer Ausrichtung ist sie eher mahnend als rechtlich normierend. Als vornehmliche Prioritäten des Leitungsdienstes werden in Nr. 13 festgehalten:

- „Im geistigen Leben ist Autorität in erster Linie geistlicher Natur.
- Wer Autorität ausübt, ist gehalten, der eigenen Gemeinschaft Gebetszeiten sowie die Qualität des Gebets selbst zu gewährleisten.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, die Würde der Person zu fördern.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, in schwierigen Situationen Mut und Hoffnung zu wecken.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, das Charisma der eigenen Ordensfamilie lebendig zu halten.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, das ‚sentire cum Ecclesia‘ lebendig zu erhalten.
- Wer Autorität ausübt, ist angehalten, das ständige Wachstum zu fördern.“⁸

All diese Prioritäten des Dienstes gehen von der charakteristischen Natur der kirchlichen Vollmacht als *munus* aus und erinnern den Oberen daran, allen voraus selbst gehorsam zu sein, und im Bewusstsein der eigenen Verantwortung und Verpflichtung zu handeln. Kraft des übernommenen Amtes schuldet er dem Gesetz Gottes Gehorsam, sowie dem Gesetz der Kirche und dem

Eigenrecht des Institutes⁹. Als Mittel der spirituellen Bestärkung seiner Mitglieder kennt das allgemeine Recht das Rechtsinstitut der Visitation (c. 628 CIC), die Residenzpflicht des Oberen (c. 629 CIC), die Anweisungen zu Beichte und Gewissenseröffnung (c. 630 CIC) oder die Weisung, den Mitgliedern die sie betreffenden Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, der Bischöfe und der höheren Oberen zur Kenntnis zu bringen (c. 592 CIC). Die Oberen haben das Amtsgeheimnis zu wahren, wenn Liebe und Gerechtigkeit es erfordern, d.h. alle Angelegenheiten betreffend, die dem Oberen bei seiner amtlichen Tätigkeit – auch zufällig – bekannt werden, sofern es sich nicht um offenkundige Tatsachen handelt. All diese Normen verorten das Leitungsamt mitten in der Gemeinschaft und legen größten Wert darauf, dass der Obere sich nicht aus dem Alltag einer Gemeinschaft herauszieht.

Wie diese Verortung des Leitungsdienstes in Eigenrecht eines Institutes geschehen kann, möchte ich am Beispiel der Österreichischen Benediktinerkongregation aufzeigen. In Nr. 124 heißt es: „Benediktinische Mönche leben in einer klösterlichen Gemeinschaft und dienen unter Regel und Abt. Für eine benediktinische Gemeinschaft ist eine persönliche, geistliche Beziehung zwischen den Mönchen und ihrem Abt wichtig. Sie wird vom Glauben getragen, dass der Abt im Kloster Christi Stelle vertritt und im Blick auf Christus ‚Herr‘ und ‚Vater‘ genannt wird.“¹⁰ Diese geistliche Sicht des Leitungsamtes geht auf die Regel des hl. Benedikt zurück, der dem Abt das Bild vom Guten Hirten vor Augen hält und ihm so seine Verantwortung bewusst macht.¹¹ „Als Lehrer des Wortes

Gottes soll der Abt in Worten und durch sein Beispiel seinen Brüdern auf dem Weg des Heiles vorangehen. Das setzt voraus, dass der Abt selbst im geistlichen Leben erfahren ist und seine Erfahrung im Gespräch mit den Einzelnen und in der Wegweisung der Gemeinschaft weiterzugeben vermag.¹² In all seinen Entscheidungen und bei seinen geistlichen Aufgaben hat der Abt darauf zu achten, dass er die Einheit der Gemeinschaft fördert und so die Gemeinschaft in Christus aufbaut.¹³

Diese nur beispielhaft herangezogenen Quellen verdeutlichen, dass zum rechtlichen Profil einer klösterlichen Gemeinschaft stets ein Individualoberer in Leitungsverantwortung gehört, „der sorgfältig hört, andere zu Rate zieht, sich aber auch nicht scheut, notwendige Entscheidungen persönlich zu treffen und zu verantworten.“¹⁴ Zu seiner spirituellen Aufgabe und Verantwortung gehört es, die ihm anvertrauten Mitglieder zu einem Leben nach der Regel und dem Eigenrecht des Instituts zu ermutigen und ihnen alle notwendigen Hilfen zur Verwirklichung zu geben (c. 421 CCEO).¹⁵ Die Grunddimension seiner Aufgabe ist eindeutig spirituelle und christologisch begründet.

3. Rechtliche Dimension des Leitungsamtes

Bevor ich auf die rechtliche Dimension des Leitungsamtes detailliert eingehe, ist das „Amt des Oberen“ näher zu umschreiben. Wie schon ausgeführt, handelt es sich beim Leitungsdienst eines Ordensoberen um ein kanonisches Amt, dem gewisse Vollmachten anhaften. C. 596 § 1 CIC spricht von einer den Oberen und den Institutskapiteln zukom-

menden Gewalt, die durch Universalrecht und Eigenrecht näher umschrieben wird. Dabei handelt es sich keinesfalls um eine private begründete Gewalt, d.h. dem Oberen von den Untergebenen übertragene Gewalt, sondern um eine öffentliche kirchliche Gewalt, die Teil hat an der von Christus der Kirche zu deren Leitung übertragenen Vollmacht, auf die somit die in den cc. 131, 133, 137-144 CIC niedergelegten Grundsätze zur Anwendung kommen (c. 596 § 2 CIC). Dies bedeutet, dass die Gewalt des Oberen ebenso wie die Jurisdiktionsgewalt entweder eine

- *ordentliche*, d.h. mit dem Amt verbundene Gewalt ist
- oder eine *delegierte*, d.h. einer Person ohne Amt übertragene Gewalt.

Die ordentliche Gewalt ist ihrerseits entweder eigenberechtigt oder stellvertretend, je nachdem, ob sie im eigenen oder fremden Namen ausgeübt wird.¹⁶

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

3.1. Kategorien des Leitungsdienstes

Der Codex unterscheidet ausdrücklich zwischen dem Höheren Oberen (*superior maior*) und dem Oberen (*superior*), der zum Teil als Lokaloberer (*superior localis*) oder Hausoberer bezeichnet wird (cc. 636 § 1, 703 CIC). Als Höhere Obere werden jene bezeichnet, die das ganze Institut, eine Provinz, einen diesen gleichgestellten Teil oder eine rechtlich selbständige Niederlassung

gemäß c. 613 leiten. Bei föderalistischen Verbänden sind die Oberen einer rechtlich selbständigen Niederlassung (monasterium sui iuris) nach c. 615 CIC sowie von deren Zusammenschlüssen in der Form der monastischen bzw. kanonischen Förderation oder Kongregation bzw. Konföderation Höhere Obere.¹⁷ Als den rechtmäßig gewählten und bestätigten Oberen überträgt ihnen die Kirche die Vollmacht zur Leitung in geistlichen und zeitlichen Belangen (vgl. cc. 134 § 1, 596 § 2, 613 § 2, 617-619 CIC).¹⁸ Alle Höheren Oberen können Stellvertreter (Vikare) ernennen, die ebenfalls als Höhere Obere bezeichnet werden.¹⁹

Alle anderen Oberen sind nach kanonischem Recht nicht als „Höhere Obere“ zu bezeichnen. Dabei handelt es sich vor allem um die Leiter von nicht-eigenberechtigten, rechtlich unselbständigen Niederlassungen, die sogenannten Hausoberen²⁰. Sie haben Leitungsgewalt im Rahmen ihres Amtes (c. 622 CIC), d.h. im Rahmen des Eigenrechts eines Institutes und nach den Weisungen des Höheren Oberen.²¹

3.2. Erfordernisse für den Leitungsdienst

Kein Institutsmitglied kann vor Ablauf einer angemessenen Zeit nach der ewigen bzw. endgültigen Profess gültig zum Amt des Oberen bestellt werden (c. 623 CIC). Diese Norm gilt unabhängig davon, ob die Bestellung durch Ernennung durch eine höhere Instanz geschieht oder durch Wahl.²² Obere im Sinne des Rahmenrechtes können nur Institutsmitglieder sein, da es sich um ein Amt innerhalb der kirchlich ordensrechtlichen Struktur handelt. Eine Ernennung oder Wahl eines Oberen, der

noch keine ewige Profess abgelegt hat, wäre ungültig. Eine Dispens von dieser Norm scheidet m.E. aus systemischen Gründen aus, da niemand zum Leitungsamt des Oberen bestellt werden kann, der selbst dem Verband nur bedingt eingegliedert ist.

Die Zeitspanne nach der ewigen Profess bzw. endgültigen Eingliederung in das Institut und das erforderliche Alter sind im Eigenrecht festzuschreiben, d.h. entweder innerhalb der höherrangigen Konstitutionen oder den niederrangigen Statuten (c. 623 CIC).²³ Ebenso ist ein bestimmter und angemessener Zeitraum gemäß der Natur und Notwendigkeit des Instituts zu normieren, für den der Obere eingesetzt wird (c. 624 § 1 CIC). Dabei ist darauf zu achten, dass ein Oberer, sowohl der Höhere Obere wie der Lokalobere, nicht allzu lange ohne Unterbrechung im Leitungsamt verbleibt, wie c. 624 § 2 CIC hinzufügt. Die Abfolge von Amtsperioden und etwaiger einer Einsetzung vorausgehende Befragungen (c. 625 § 3 CIC) sind dem Eigenrecht überlassen. Ausnahmen sind nur vorgesehen für den obersten Leiter (supremus moderator) und den Oberen eines rechtlich selbständigen Klosters (monasterium sui iuris). Hier können die Konstitutionen die Amtsinhaberschaft auf Lebenszeit festsetzen, sie zeitlich begrenzen oder eine Amtsdauer bis zur Erreichung einer Altersgrenze festlegen.²⁴

Neben diesen rahmenrechtlichen Erfordernissen kann das Eigenrecht menschliche, psychologische und geistige Anforderungen an eine Person stellen, die das Amt der Leitung übernehmen soll.²⁵ Hierzu kann gehören, „dass sie ausreichend körperlich und psychisch gesund ist, vernünftig und klug, ein Gefühl für

Billigkeit und eine persönlich spirituelle Lebenshaltung und Reife besitzt, kommunikativ ist und – nicht zuletzt – ein Herz für die Menschen hat, für die Schwachen und Gebrechlichen und dass sie selbst an die Bedeutung des Ordenslebens glaubt.“²⁶

3.3. Kompetenzen im Rahmen des Eigenrechtes

Die Oberen besitzen aufgrund ihres Kirchenamtes Befugnisse, die durch das allgemeine Recht und das Eigenrecht näher bestimmt sind (cc. 131 § 1, 145; 617 i.V.m. 734; 738 § 1 CIC). Daher ist es in jedem Fall notwendig, innerhalb der Konstitutionen zu umschreiben, wo und in welcher Weise ein höherer Oberer seine Autorität erhält, ob er für bestimmte Fälle auf die Mitwirkung seiner Räte angewiesen ist, sich Entscheidungen vorbehalten kann oder welche Kompetenzen und Befugnisse den jeweiligen Institutsebenen zukommen.²⁷

„Das allgemeine Kirchenrecht und die Regeln, Konstitutionen, Statuten, Direktorien etc., d.h. alles, was das Eigenrecht der Verbände ausmacht, bilden Grenze und Rahmen für das amtliche Handeln der Oberen in Vollmacht.“²⁸

Die Amtsvollmacht der Oberen beinhaltet nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten, die ebenfalls durch das Eigenrecht näher zu bestimmen sind. In eingeschränkter Weise erstreckt sich ihre amtliche Autorität auch auf Personen, die im rechtlichen Sinne (noch) keine Mitglieder des Institutes sind, nämlich auf Postulanten, Kandidaten, Gäste und alle, die mit der Gemeinschaft einen Dienst- und Ausbildungsvertrag geschlossen haben. Bei der Beschreibung der Kompetenzen sollte alles Notwendige im Blick auf das Amt

normiert werden, jedoch ist hier vor einer allzu kleinlichen Fixierung zu warnen und vor allem vor der Tendenz, die Konstitutionen zum Erbauungsbuch der Gemeinschaft umzufunktionieren, in denen Bibelzitate, Auszüge aus päpstlichen Dokumenten und Ansprachen, Weisungen des Gründers oder der Gründerin den eigentlichen rechtlichen Sinn einer Norm eher vernebeln, als ihn erhellen.

Im Blick auf den zivilrechtlichen Status eines Institutes kommen den Oberen Verpflichtungen nicht nur aus den Konstitutionen zu, sondern ebenso aus der Satzung des zivilen Rechtsträgers des Institutes, z.B. eines eingetragenen Vereins, der Körperschaft des öffentlichen Rechts oder des Stiftungsrates. Der Oberer vertritt die Gemeinschaft gegenüber allen kirchlichen und zivilrechtlichen Stellen.²⁹ Ob dies eine alleinberechtigte Vertretung ist oder an näher bestimmte Konditionen und Beispruchsrechte der Institutsebenen (vgl. c. 627 § 2 CIC) gebunden wird, sollte sorgfältig im Eigenrecht fixiert werden.³⁰ Ratsam erscheint mir, dass auf Anforderung staatlicher Stellen, z.B. von Banken, Finanzämtern etc., nicht einfach die Konstitutionen als Rechtsbuch für eine Gemeinschaft vorgelegt werden, sondern die Gemeinschaft, die Provinz oder das Institut ein sogenanntes Finanzstatut erstellt, in dem die wirklich notwendigen Aussagen z.B. zur Finanzverwaltung, die Aufgaben von Beratungsgremien, die zustimmungspflichtigen Rechtsgeschäfte und die Vertretungsberechtigungen enthalten sind.³¹ Eine klare rechtliche Darstellung der Notwendigkeiten schützt vor Fehlinterpretationen der Regel- und Konstitutions-texte durch die staatlichen Organe.

3.4. Obere und ihre Räte

Gemäß c. 627 § 1 CIC haben die Oberen einen Rat (Beirat, Konsulta, Consilium), dessen Hilfe sie sich bei der Ausübung ihres Amtes bedienen sollen.³² Dem Eigenrecht sind dabei Zusammensetzung (geborene und gewählte Mitglieder), Anzahl der Ratsmitglieder, Bestellung, Amtsdauer, Rechtsstellung und Vorgehensweise dieses Gremiums überlassen, soweit das allgemeine Recht nicht schon Regelungen vorgibt.³³

Den Räten ist aufgegeben, dem Oberen bei der Erfüllung seines Leitungsdienstes initiativ und kooperativ beizustehen. Der Obere ist seinerseits gehalten, alle wichtigeren Fragen mit seinen Räten zu besprechen (c. 627 § 1 CIC). In bestimmten vom Kirchenrecht oder vom Eigenrecht vorgesehenen Fällen kann der Obere Amtshandlungen ohne die vorausgehende Mitwirkung seines Rates nicht gültig vornehmen. Die Mitwirkungsweise besteht darin, dass die Ratsmitglieder entweder ihre *Zustimmung* oder ihren *Rat* erteilen müssen (c. 627 § 2 CIC).

Aus der Tatsache, dass der Rat des Oberen ein Beispruchsorgan im Sinne der kanonischen Grundregeln von c. 127 CIC ist, ist zu folgern, dass der Obere das Initiativrecht innerhalb des Gremiums hat; er ist Träger und Herr des Handelns, er setzt die Tagesordnung fest und entscheidet letztlich, ob er eine Vorlage zur Entscheidung gibt, sie abändert oder zur erneuten Diskussion zurückstellt. Dieses Beispruchsrecht ist zu charakterisieren als Zustimmungsgewalt und Beratungsrecht, d.h. in Form des *votum deliberativum* und des *votum consultivum* ausgeübt.³⁴ Grundsätzlich sind folgende Arten von Rechtshandlungen zu unterscheiden:³⁵

- der Obere handelt alleine;
- der Obere muss den Rat hören;
- der Obere bedarf der Zustimmung des Rates;
- der Obere und der Rat handeln als Kollegium (dies ist nur bei der Entlassung nach c. 699 CIC der Fall).

Sooft der Obere zum rechtsgültigen Handeln zur *Anhörung* (consilium) des Rates verpflichtet ist, handelt er ungültig, wenn er dies unterlässt. Er soll die Meinung der Ratsmitglieder nicht einzeln einholen, sondern sie dazu zusammenrufen. Sofern aber ein Mitglied an der Ratssitzung nicht teilnehmen kann, ist der Obere befugt, die Meinung des abwesenden Mitgliedes brieflich, fernmündlich oder durch sonstige Kommunikationsmittel einzuholen.³⁶

Der Obere ist aber aufgrund seiner Handlungsfreiheit nicht verpflichtet, sich der, wenn auch übereinstimmenden Stellungnahme seines Rates anzuschließen, er soll jedoch nicht ohne einen *seinem Ermessen nach* überwiegenden Grund von deren Stellungnahme, vor allem von einer übereinstimmenden, abweichen (c. 127 § 2, 2° CIC). Der Obere stimmt dabei nicht mit ab. Der Beschluss des Rates ist keine Entscheidung, sondern Ergebnis einer Beratung, dem der Obere aber nicht zu folgen braucht. Der Rat kann den Oberen nie zu einem bestimmten Handeln zwingen.³⁷

Benötigt der Obere die *Zustimmung* (consensus) des Rates, so handelt er ungültig, wenn er diese Zustimmung nicht eingeholt hat. Ist die Ratszustimmung verlangt, kann der Obere nicht ohne oder gegen diese gültig handeln. Es liegt jedoch beim zuständigen Oberen, ob er nach der eingeholten Zustimmung die Handlung vornimmt oder nicht; er



muss den Beschluss nicht zur Ausführung bringen. Die gegebene Zustimmung zwingt den Oberen nicht zur Durchführung einer Amtshandlung. Der Obere bleibt Herr der Handlung. Nach der Erteilung der Zustimmung des Rates hat der Obere die Freiheit, in diesem Sinne zu handeln oder die Handlung zu unterlassen oder auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben.³⁸ Somit wird dem Oberen hier ein Ermessensspielraum eingeräumt. Er kann die zustimmungspflichtige Handlung unterlassen, sofern ihn nicht andere Gründe zum Handeln verpflichten.³⁹

Der Obere selbst stimmt bei einer zustimmungspflichtigen Angelegenheit des Rates nicht mit ab. Die Zustimmung des Rates liegt bei Konsens der absoluten Mehrheit derer vor, die anwesend sind. Bei Stimmgleichheit kann der Obere die Sache mit seiner Stimme nicht entscheiden, sondern die Vorlage gilt als abgelehnt, da sie die im Eigenrecht normierte notwendige Zustimmung nicht erhalten hat.⁴⁰ Denn nach c. 127 i.V.m. 627 § 2 u. 734 CIC „setzt die zum gültigen Handeln des Oberen verlangte Mitwirkung des Rates voraus, dass der Obere

- nicht zu dem Personenkreis (consiglio) gehört, der ihn zustimmend oder beratend unterstützen soll, sondern diesem gegenübersteht;
- nicht an den Abstimmungen des Rates teilnimmt;
- auch bei Stimmgleichheit im Rat nicht durch seine Stimme die notwendige Zustimmung herbeiführen kann.“⁴¹

Diese Auslegung von c. 127 CIC wurde im Juli 1985 durch eine authentische Interpretation ausdrücklich bestätigt.⁴² Der Obere besitzt danach im Rat kein

Stimmrecht und auch kein Entscheidungsrecht, auch wenn dies noch in einzelnen Statuten normiert ist und leider nach 1985 von der Religiosenkongregation in einzelnen Fällen noch bei der Vorlage der Konstitutionen genehmigt bzw. bestätigt wurde.

Im Fall der *kollegialen Entscheidung* – und nur in diesem – ist der Obere Mitglied des Rates und sozusagen in den Rat eingebettet. Er ist dessen Vorsitzender und stimmt mit ab. Träger der Handlung ist das Kollegium als ganzes. Ein solcher Beschluss muss mit der absoluten Mehrheit der Anwesenden gefasst werden, wobei nach c. 699 § 1 CIC zur Gültigkeit mindestens vier Ratsmitglieder anwesend sein müssen.⁴³ Der Obere muss den Beschluss ausführen, auch wenn er selbst dagegen gestimmt hat. Bei Stimmgleichheit ist die Angelegenheit nach einer erneuten Diskussion und dem Austausch von Argumenten einer neuen Abstimmung zu unterwerfen.

Die Oberen müssen – so c. 627 § 1 CIC – ihren Beirat haben nach Norm der Konstitutionen. Diese müssen, wie gesagt, bestimmen, welche Zahl von Ratsmitgliedern jeweils angemessen ist, wie diese bestellt werden, ob sie ernannt oder gewählt werden. Dabei ist es m.E. ratsam, für eine ungerade Zahl von Ratsmitgliedern zu sorgen, damit eine Entscheidung zustande kommt und der Rat nicht mit Stimmgleichheit (2:2) entscheidet und sich selbst lahmlegt. Stimmenthaltungen dagegen beeinträchtigen das Zustandekommen einer Entscheidung nicht, da sie sich wie negative Stimmen auswirken.

Im Allgemeinen wird über einen Antrag nur einmal abgestimmt, wobei z.B. eine vom Oberen oder von einem Ratsmit-

glied beantragte Probeabstimmung noch keine rechtlich relevante Abstimmung darstellt. Findet der Antrag nicht die Zustimmung der überhäftigen Mehrheit der Anwesenden bzw. des im Eigenrecht festgelegten Quorums, ist er abgelehnt. Wird ein Antrag daraufhin entsprechend von Vorbehalten geändert, handelt es sich bei der erneuten Vorlage wieder um die erste Abstimmung über einen neuen Antrag.

3.5. Obere und die Verwaltung des Institutsvermögen

Gemäß c. 635 § 2 CIC bezeichnet der Begriff der „Verwaltung von Vermögen“ allgemein die Verwendung zeitlicher Güter nach deren Zweckbestimmung und juridischer Natur⁴⁴, wobei daran erinnert sei, dass es sich beim Ordensvermögen um Kirchenvermögen handelt, das nach den Vorschriften des fünften Buches des Codex über das Kirchenvermögen (cc. 1254-1310 CIC) sowie des Eigenrechts zu verwalten ist. Das Eigenrecht ist bei den vermögensrechtlichen Regelungen an die Vorgaben des Rahmenrechts gebunden (cc. 135 § 2, 638 § 1 CIC). Die cc. 636 (Ökonom und Verwalter), 638 (ordentliche und außerordentliche Verwalter) und 639 CIC (Haftung für Verbindlichkeiten) sind gegenüber den allgemeinen Regelungen Spezialgesetze, die im Falle eines normativen Widerspruchs diesen vorgehen.

Nach dem kirchlichen Gesetzbuch ist die Unterscheidung des Institutsvermögens in *Stammvermögen* (*patrimonium stabile*) und *frei verfügbares Vermögen* (*patrimonium liberum*) rechtsrelevant. Die entsprechenden Vermögenswerte müssen als solche gekennzeichnet werden (durch *legitima assignatio*). Diese

Widmung kann z.B. durch einen Kapitelsbeschluss oder eine entsprechende Inventarisierung in der Institutsverwaltung erfolgen.⁴⁵ Nach c. 1283 CIC sind alle kirchlichen Vermögensverwalter verpflichtet, Bestandsverzeichnisse (Inventare) anzufertigen, bestehende Inventarverzeichnisse zu überprüfen und zu aktualisieren.⁴⁶ Durch die Qualifikation als Stammvermögen soll diesen Vermögensteilen ein besonderer Bestandschutz zur finanziellen Absicherung des Institutes zukommen. Was in der Praxis dem Stammvermögen zuzurechnen ist, wird nicht einfach zu beantworten sein, wenn es in einem Institut keine qualifizierende „Bilanzierung“ des Vermögens gibt. Doch sollte der Obere um eine qualifizierte Vermögensverwaltung bemüht sein und sich dafür einsetzen. Sicherlich ist auch auf ihn die Weisung des c. 1284 § 1 CIC bezogen, nachdem alle Verwalter von kirchlichen Vermögenswerten ihr Amt mit der Sorgfalt eines guten Hausvaters führen sollen.

Bei den zu erlassenden Normen des Eigenrechts ist eine weitere Unterscheidung zwischen *ordentlicher* und *außerordentlicher* Verwaltung zu treffen (c. 638 § 1 CIC). Eine Verwendung von Gütern, die deren ursprünglicher Zweckbestimmung entspricht, ist *ordentliche*, eine darüber hinausgehende wäre *außerordentliche* Verwaltung.

Nach kanonistischer Lehre fällt z.B. unter die *ordentliche Verwaltung*:

- alles, was der Erhaltung der Gebäude, Ländereien, Kapitalien und deren notwendigen Sanierungen und Modernisierungen dient, nicht aber Neubauten und wesentliche Änderungen der Substanz;
- die sachgemäße Bewirtschaftung der Güter;

- die Entlohnung angestellter Mitarbeiter und die notwendige Abfuhr von Sozialbeiträgen;
- das Versicherungswesen;
- alles, was zur Bestreitung des täglichen Lebensunterhalts des Instituts und seiner Mitglieder notwendig ist;
- der gewöhnliche Zinsendienst bei Schulden und Darlehen;
- der Haushaltsvorschlag, die ordnungsgemäße Kassen- und Buchführung, das Rechnungswesen und die Rechnungslegung am Ende eines Wirtschaftsjahres.⁴⁷

Handlungen der *außerordentlichen Verwaltung* sind demnach solche, die die Zwecke und die Art und Weise der zuvor umschriebenen ordentlichen Verwaltung überschreiten. Geht entweder

- der Zweck der Handlung oder
 - die Art und Weise ihrer Vornahme
 - oder ihr Umfang über das hinaus,
- was der alltägliche Verwaltungsablauf an mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrenden Handlungen mit sich bringt, liegen Akte der außerordentlichen Verwaltung vor, für die besondere Genehmigungsverpflichtungen gelten, wie z.B. die Romgrenze bei Veräußerungen, die derzeit in Deutschland bei 5.000.000 Euro liegt. „Was für das einzelne Kloster außerordentliche Verwaltung ist, kann für eine Provinz oder für ein Gesamtinstitut ein Geschäft der ordentlichen Verwaltung sein. Somit sind die kirchenrechtlichen Ausdrücke ordentliche und außerordentliche Verwaltung als komplementär anzusehen: bezogen auf eine konkrete Einrichtung bzw. juristische Person kann eine Handlung entweder als Rechtsakt der ordentlichen oder außerordentlichen Verwaltung definiert werden. Bei der Festlegung dessen, was für eine konkre-

te juristische Person außerordentliche Verwaltung sein soll, können deshalb besonders folgende Kriterien richtungweisend sein:

- der finanzielle Umfang des Geschäfts;
- mit dem Geschäft verbundene Risiken;
- die Auswirkungen der Maßnahme auf den Vermögensbestand und die wirtschaftliche Weiterentwicklung des Trägers;
- die Natur und die näheren Merkmale des Geschäfts, z. B. die Laufzeit des Vertrages; einmalige Verpflichtung oder Dauerschuldverhältnis usw.;
- welche Gegenstände (je nach wirtschaftlicher Bedeutung) im Vermögen des Rechtsträgers vom Geschäft betroffen werden;
- die Vermögenssituation zum Zeitpunkt des geplanten Geschäftes, z. B. könnte festgelegt werden, dass bestimmte Maßnahmen erst dann als außerordentliche Verwaltung gelten, wenn die Rücklagen des Trägers einen gewissen Wert unterschritten haben.“⁴⁸

Unabhängig davon, wer der zivilrechtliche Rechtsträger oder Vertreter vor der weltlichen Behörde ist, gilt: Organe für die Verwaltung des Vermögens sind die Oberen und die Ökonomen⁴⁹. Sie tragen die Verantwortung für das ihnen anvertraute Vermögen und haben die Verfügungsmacht über dasselbe. Sie vollziehen kraft ihres kirchlichen Auftrages die eigentliche, unmittelbare Vermögensverwaltung. Die juristische Person, der das Vermögen gehört, kann ja nicht selbst handelnd auftreten. Sie bedarf deshalb einzelner Organe, die in ihrem Namen für Bestand, Gebrauch und Nutzung des Vermögens sorgen und dieses nach außen vertreten, indem sie im

rechtsgeschäftlichen Verkehr für die juristische Person tätig werden und das Vermögen gegebenenfalls gerichtlich oder außergerichtlich schützen.⁵⁰

Die Oberen sind aufgrund ihres Amtes erstzuständig und –verantwortlich für den Erhalt, den zweckentsprechenden Gebrauch und die Nutzung der zeitlichen Güter (c. 618 CIC). Sie haften als unmittelbare Verwalter nicht bloß für vorsätzliche Pflichtverstöße, sondern im Rahmen der ihnen abverlangten Sorgfalt eines guten Hausvaters (c. 1284 § 1 CIC) auch für fahrlässige Handlungen oder Unterlassungen des Ökonoms oder anderer Mitarbeiter (c. 1289 CIC).

Das Recht sieht vor, dass die Oberen zum gültigen Handeln in Vermögensangelegenheiten die Erlaubnis, Zustimmung oder Genehmigung einer höheren Autorität, d.h. ihres Rates, Kapitels oder einer sonstigen Autorität innerhalb oder außerhalb des Instituts einholen müssen (c. 636 § 1 CIC).⁵¹ Sollte ein Ökonom geborenes oder gewähltes Mitglied des Oberenrates sein, hat er sich m.E. bei allen Entscheidungen in wirtschaftlichen Belangen der Stimme zu enthalten und nicht seine eigenen Vorschläge gutzuheißen.

Neben den Oberen und in Abhängigkeit von ihnen ist die Vermögensverwaltung den Ökonomen aufgetragen (c. 638 § 3 CIC). Die mit ihrem Amt verbundene Vertretungsbefugnis erstreckt sich aber nur auf die ordentliche Vermögensverwaltung. Für Maßnahmen, welche die Grenzen oder die Ausübungsweise der ordentlichen Verwaltung überschreiten, bedürfen die Ökonomen der ausdrücklichen Ermächtigung durch den zuständigen Oberen (c. 638 § 2 CIC) und gegebenenfalls dessen Ratsgremiums.

Zu den Aufgaben eines Oberen gehört schließlich die Aufsicht über die Vermögensverwaltung. Innerklösterliche Aufsichtsorgane sind die Oberen und ihre Räte; extern wird die Vermögensverwaltung durch den Papst (cc. 1256, 590 CIC) bzw. die Ortsoberhirten entsprechend der rechtlichen Anerkennung und Stellung eines Institutes überwacht. Die Oberen üben die erste Kontrollfunktion gegenüber dem Ökonom und seinen Mitarbeitern aus. Zeit und Zeitabstände und die Art und Weise der Rechenschaftslegung (c. 1284 § 2, 8° CIC) sind im Eigenrecht des Institutes zu normieren. Allgemein stellt die Rechenschaftslegung ein unverzichtbares Element der Aufsicht über die Verwaltung in Form einer sukzessiven Kontrolle dar und verpflichtet alle öffentlichen juristischen Personen.⁵² Daher ist die Anweisung des Codex gut zu verstehen, dass die Ämter des höheren Oberen und des Ökonomen nicht kompatibel sind (c. 636 § 1 CIC).⁵³

3.6. Nichtmitglieder im Leitungsdienst
Angesichts der derzeitigen Umbrüche in den Ordensinstituten sind einzelne Gemeinschaften dazu übergegangen, Nichtmitglieder an der Gemeinschaftsleitung z.B. als Ökonome zu beteiligen oder sie zu (Konvents)Oberen zu ernennen. Wie Sie sicher aus meinen bisherigen Ausführungen gemerkt haben, stehe ich diesen Entwicklungen kritisch gegenüber. Deutlich gesagt: Das Amt des Oberen im kanonischen Sinn kann nicht durch Nicht-Mitglieder ausgeübt werden und wir sollten uns davor hüten, dies zu tun. Ebenso kann das Amt des Ökonomen nicht durch Nicht-Mitglieder ausgeübt werden. Bisher beschriebene Formen und angedachte

Modelle bedürfen jeweils einer Dispens des Hl. Stuhls und stellen damit einmalige Ausnahme und nicht Regelfälle dar. Kirchenrechtlich ist es jedoch möglich, bestimmte Aufgaben, die mit einem Amt nach unserem Eigenrecht verbunden sind, an Nichtmitglieder zu delegieren. Die Delegation ist die Übertragung einer Vollmacht ohne die Verleihung eines Kirchenamtes (c. 131 § 1 CIC). Während das Kirchenamt stets genau umschriebene Befugnisse mit sich bringt, so auch das Amt des Oberen wie zuvor aufgezeigt wurde, werden bei der Delegation Art, Umfang und Dauer der Vollmacht jeweils vom Deleganten im einzelnen bestimmt (cc. 133, 142 § 1 CIC).

Die Delegation ermöglicht, die Amtsträger zu entlasten und die Ausübung der Leitung flexibler und entsprechend den Möglichkeiten einer Gemeinschaft zu gestalten. Nach dem kirchlichen Gesetzbuch können die ausführende Leitungsgewalt und die kanonische Verbandsgewalt, die von Rechts wegen mit dem Kirchenamt verbunden sind, sowohl für einen oder mehrere bestimmte Fälle als auch für alle vorkommenden Fälle zeitlich begrenzt oder unbefristet delegiert werden, wenn nicht das Recht ausdrücklich etwas anderes vorsieht, was im Ordensrecht aber nicht gegeben ist. Somit können gerade auf der unteren Institutsebene notwendige Pflege-, Betreuungs- und Koordinationsaufgaben an Nicht-Mitglieder delegiert werden.

Man sollte sich aber selbst davor hüten, diese Personen und ihre Aufgaben aus Gewohnheit als Obere, Kommunitätsleiter bzw. ihre Tätigkeit als Leitungs- oder Oberenaufgabe zu bezeichnen. Nicht-Mitglieder übernehmen kein Amt, son-

dern eine delegierte Aufgabe, die sie im Auftrag der eigentlichen Ordensleitung wahrnehmen und ihr gegenüber zu verantworten haben.

Es sei an dieser Stelle nochmals daran erinnert, dass es zur Amtsaufgabe des Oberen gehört, die Gemeinschaft nach Innen und Außen zu vertreten, somit auch bei allen behördlichen Notwendigkeiten. Hier kann es bei einem nicht klar formulierten Delegationsauftrag zu Spannungen zwischen Delegant und Delegierten kommen, wer z.B. das Letztentscheidungsrecht bei medizinischen Eingriffen oder Unterbringungsfragen mit ihren finanziellen Verwobenheiten hat.

Selbstverständlich können solche Delegationen auch innerhalb eines Institutes vorgenommen werden, so dass z.B. einem Mitglied des Generalrates alle notwendigen Leitungsaufgaben eines Konventes delegiert werden. Das bringt es jedoch m.E. mit sich, dass sich dieses Mitglied bei notwendigen Entscheidungen des Rates im Blick auf den konkreten Konvent seines Stimmrechtes enthalten sollte.

Die delegierte Gewalt erlischt nach c. 142 § 1 iVm 596 § 3 CIC:

- mit Erfüllung eines konkreten Auftrages;
- mit Ablauf der Zeit oder Erledigung der Fälle, für die sie gewährt wurde;
- mit Wegfall der Zielsetzung der Delegation;
- durch Widerruf seitens des Deleganten, der dem Delegierten zugestellt wurde;
- durch Verzicht seitens des Delegierten, der dem Deleganten angezeigt und von ihm angenommen wurde.

Delegierte Gewalt erlischt aber nicht mit dem Aufhören der Gewalt des Dele-

ganten, d.h. in unserem Fall des Oberen, es sei denn, dass bei der Delegation dies ausdrücklich festgelegt wurde (c. 142 § 1, S. 5 CIC), um dem neuen Oberen die Möglichkeit eigener Initiativen einzuräumen.

4. Resümee

Die Betrachtung der kirchenrechtlichen und insbesondere der ordensrechtlichen Bestimmungen des kirchlichen Gesetzbuches haben gezeigt, dass die Aufgabe eines Oberen in den Instituten des geweihten Lebens sich nicht auf wirtschaftliches Management und rechtskonformes Handeln allein begrenzen lässt. Ein kirchliches Amt ist stets vom Grundsatz des Dienens geprägt. Erste Aufgabe eines Ordensoberen ist der spirituelle Aufbau einer Gemeinschaft und die Förderung der Einheit aller Institutsmitglieder. Seine erste Aufgabe ist – und hier sollen noch einmal die Satzungen der Österreichischen Benediktinerkongregation zu Wort kommen – „diehörende, liebevolle Aufmerksamkeit, mit der er sich täglich für den Ruf Gottes öffnet, um zu ‚hören, was der Geist den Gemeinden sagt.‘ Stets muss der Abt unter der Führung des Evangeliums prüfen, ob er und seine Brüder Wege gehen, die der Herr ihnen zeigt, und ob das Kloster in Wahrheit eine ‚Schule für den Dienst des Herrn‘ ist. Die Klostergemeinschaft wird so ein sichtbares Zeichen für das Kommen des Reiches Gottes in dieser Zeit.“⁵⁴ Gerade die cc. 618 und 619 CIC bieten hierzu eine Anzahl von Anregungen für die geistliche Amtsführung eines Oberen, um eine menschliche und geistliche Entwicklung einer Gemeinschaft voranzutreiben.

Sicher wäre es der derzeitigen schwierigen Situation der Institute des geweihten Lebens nicht angemessen, die geistliche Aufgabe des Leitungsamtes einseitig zu betonen, um so den Alltagsproblemstellungen und dem Spannungsbogen, in dem sich ein Verantwortlicher als machtlos empfinden kann, zu entgehen. Gerade in Zeiten des Umbruchs braucht es Obere und Ratsmitglieder, die um ihre Rechte und Pflichten wissen und diese zielorientiert anwenden können. Mit diesem Beitrag wurde versucht, rechtliche Aspekte des Leitungsamtes in den Blick zu nehmen, Fehlentwicklungen zu benennen und auf rechtlich stabile Lösungsmöglichkeiten hinzuwirken. Es wäre wünschenswert, wenn die Verantwortlichen in den Instituten des geweihten Lebens sich entschiedener für ein rechtskonformes Handeln einsetzen würden.

.....

- 1 Der Artikel beruht auf einem Vortrag, den der Verfasser bei einem Studientag von Oberinnen und Oberen im Bistum Trier am 3. September 2012 gehalten hat.
- 2 Vgl. zur Thematik: Dominicus M. Meier, Im Bewusstsein der eigenen Verantwortung – Ordensobere im Spannungsfeld von Gehorsam und Ungehorsam, in: OK 52 (2011) 424-436; ders., Machtlos? Ordensobere angesichts von Klosterflucht und Amtsmüdigkeit von Institutsmitgliedern, in: EuA 88 (2012) 57-64.
- 3 Zur rechtlichen Umschreibung des Kirchenamtes vgl. Hubert Socha, Kommentar zu c. 145, in: MKCIC 145. Zu den Formen der Amtsübertragung vgl. ders., Kommentar zu c. 147, in: MKCIC 147.
- 4 Rudolf Henseler / Dominicus M. Meier, Kommentar zu c. 618, in: MKCIC 618/1.
- 5 Th. J. Welz, Kirchliche Autorität als Dienst. Der kirchenrechtliche Begriff des spiritus

- servitii in der Leitung von Ordensinstituten gemäß C.I.C., can. 618 (=Corona Lateranensis 24) Rom 2005.
- 6 Socha, Rechtlicher Kommentar zum Gesetz der Gesellschaft des Katholischen Apostolates, Rom 2000, 1411-1412.
 - 7 Instruktion „Der Dienst der Autorität und der Gehorsam. Facem tuam, Domine, requiram“ vom 11.5.2008 der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens, Vatikanstadt 2008. Vgl. dazu: Maria Areito Arberas, Aspectos iuridicos de la Instrucción „El servicio de la autoridad y la oboediencia, in: Ius Canonicum 49 (2009) 653-673.
 - 8 Henseler/ Meier, Kommentar zu c. 601 CIC, in: MKCIC 601/1.
 - 9 Zum Begriff des Eigenrechts in den Instituten des geweihten Lebens und seiner kanonischen Verwendung vgl. Dominicus M. Meier, „... secundum ius proprium“. Kanonistische Anmerkungen zum Eigenrecht der Institute des geweihten Lebens, in: EuA 89 (2013) – im Druck.
 - 10 Die Satzungen der Österreichischen Benediktinerkongregation, hrsg. durch die Österreichische Benediktinerkongregation, ohne Ortsangabe, 2006.
 - 11 Vgl. RB 2,7 f. u. 39; 27,8; 63,2; 64,18.
 - 12 Satzungen Nr. 125.
 - 13 Satzungen Nr. 126-128.
 - 14 Bruno Primetshofer, Ordensrecht auf der Grundlage des CIC 1983 und des CCEO unter Berücksichtigung des staatlichen Rechts der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz, Freiburg 2003, 94; ebenso: Winfried Aymans / Klaus Mörsdorf, Kanonisches Recht. Lehrbuch aufgrund des Codex Iuris Canonici, Bd. II: Verfassungs- und Vereinigungsrecht, Paderborn 1997, 641. Er spricht davon, dass es neben den kollegial strukturierten Kapiteln stets eine personale Spitze geben muss.
 - 15 Dieser spirituelle und die Gemeinschaft prägende Auftrag des Oberen wirft m.E. die Frage auf, ob Nicht-Ordensmitglieder, die mit der Konventsseelsorge beauftragt werden, dies in ausreichendem Maße wie Institutsmitglieder leisten können? Hierzu wird im Zusammenhang mit den rechtlichen Implikationen des Leitungsamtes nochmals ausführlicher Stellung zu nehmen sein.
 - 16 Für abschließende Überlegungen ist festzuhalten, dass, wer ordentliche Gewalt, sowohl die eigenberechtigte wie die stellvertretende, besitzt, diese im Rahmen bestimmter rechtlicher Vorgaben delegieren kann und durch die Delegation wesentliche, mit dem Leitungsamt verbundene Aufgaben anderen anvertrauen kann.
 - 17 Diese rein formale Unterscheidung sei hier erwähnt, da im Rahmen der Beteiligung von Nichtmitgliedern an der Leitung eines Institutes diese Unterscheidung m.E. von Bedeutung sein wird. Es spielt eine entscheidende Rolle, ob es um das Leitungsamt eines Höheren Oberen in der Struktur einer Kongregation geht oder um die Aufgaben eines Lokaloberen.
 - 18 Vgl. Satzungen, Nr. 129.
 - 19 Vgl. Stephan Haering, Die Stellvertretung der Höheren Oberen in klerikalen Religioseninstituten päpstlichen Rechts, in: OK 35 (1994) 309-326.
 - 20 Zum Begriff vgl. Rudolf Henseler, Hausleitung ein schwieriger Begriff. FS für Hugo Schwendenwein, in: ÖAKR 44 (1995-1997) Heft 1, 60-72.
 - 21 Vgl. Aymans / Mörsdorf, Kanonisches Recht II, 645.
 - 22 Vgl. c. 147 CIC: „Die Übertragung eines Kirchenamtes erfolgt: durch freie Verleihung seitens der zuständigen kirchlichen Autorität; durch die von ihr gegebene Einsetzung, wenn eine Präsentation vorausgegangen ist; durch die von ihr vollzogene Bestätigung oder Zulassung, wenn eine Wahl oder Wahlbitte vorausgegangen ist; schließlich durch einfache Wahl und Annahme seitens des Gewählten, wenn die Wahl der Bestätigung nicht bedarf.“ Dazu: Socha, Kommentar zu c. 147, in: MKCIC 147.
 - 23 Satzungen, Nr. 140: „Wählbar ist jeder

Mönch der Kongregation, der wenigstens dreißig Jahre alt ist, mindestens sieben Professjahre – von der ewigen Profess an gerechnet – zählt und die Priesterweihe empfangen hat.“

- 24 Vgl. Henseler / Meier, Kommentar zu 624, in: MKCIC 624,3. Gemäß den Satzungen der Österreichischen Benediktinerkongregation endet die Amtsdauer eines Abtes mit der Vollendung des 70. Lebensjahres, ausgenommen seine Wahl fand nach Vollendung des 64. Lebensjahres statt. Wiederwahl ist möglich (Satzungen, Nr. 150). Die Amtsdauer eines Abtes, der nach Vollendung des 64. Lebensjahres gewählt wird, beträgt sechs Jahre. Wiederwahl ist möglich (Satzungen, Nr. 151). In besonders gelagerten Fällen ist die Wahl eines Abtes auf eine befristete Amtsdauer von zwölf Jahren möglich, wenn sich das Kapitel vor der Wahl in geheimer Abstimmung mit absoluter Mehrheit dafür entscheidet (Satzungen, Nr. 152).
- 25 Vgl. Libero Gerosa, Charisma, geistliche Vollmacht und Leitung in den Instituten des geweihten Lebens, in: Dienst an Glaube und Recht, FS für Georg May zum 80. Geburtstag, hrsg. von Anna Engler und Wilhelm Rees (=KSt 52), Berlin 2006, 397-423.
- 26 Myriam Wiljens, Wenn die eigenen Kräfte für eine Ordensleitung nicht mehr ausreichen. Eine kirchenrechtliche Betrachtung der Situation in den Niederlanden, in: OK 51 (2010) 30-48, 36. Ich möchte jedoch deutlich anmerken, dass durch solche wertende Bestimmungen die Bereitschaft für die Übernahme eines Amtes eher sinkt. Es wird den idealtypischen Oberen nur selten geben, auch wenn die Konstitutionen diesen umschreiben!
- 27 Vgl. dazu: Alois Riedlsperger, Entscheidungsabläufe in den Ordensgemeinschaften, in: ON 26 (1987) 143-150; Franziskus Berzdorf, Der Abtpräses und seine Vollmachten. Zum Verhältnis von allgemeinem Verbandsrecht des CIC und Eigenrecht der Kongregationen in der Confoederatio Benedictina, in: Communio in Ecclesiae Mysterio. FS für Winfried Aymans zum 65. Geburtstag, hrsg. von Karl-Theodor Geringer und Heribert Schmitz, St. Ottilien 2001, 29-39; Stephan Haering, Der Abtpräses der Bayerischen Benediktinerkongregation. Bemerkungen zu seiner Stellung und seinen Befugnissen besonders nach geltendem Recht, in: Froh in gemeinsamer Hoffnung. Festschrift für Abt Gregor Zasche OSB, hg. von Wolfgang Winhard, St. Ottilien 2002, 31-59.
- 28 Henseler, Kommentar zu c. 617, in: MKCIC 617. Eine genauere Auflistung der möglichen Formen des Eigenrechts gibt Dominicus M. Meier, „...secundum ius proprium“. Kanonistische Anmerkungen zum Eigenrecht der Institute des geweihten Lebens, in: EuA 89 (2013) – im Druck.
- 29 Frank Eckert / Noach Heckel, Vertretung und Genehmigungserfordernisse bei Rechtsgeschäften kirchlicher Vermögenträger in Bayern – Teil II: Römisch-Katholische Kirche, in: MittBayNot 6 (2006) 471-475.
- 30 Vgl. Raphael Thunhardt, Rechtsgeschäftliche Vertretung – Katholische Kirche, in: öarr 51 (2004) 297-318.
- 31 Ein solches Finanzstatut gehört m.E. zu den Standards einer soliden und damit nachvollziehbaren Finanzführung. Vgl. dazu: Dominicus M. Meier, Klösterliche Finanzvisitation. Anforderungen an ein internes Kontrollsystem, in: Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft, hrsg. von Dieter A. Binder u.a., Innsbruck u.a. 2006, 405-420.
- 32 Satzungen, Nr. 131: „Manche Entscheidungen kann oder darf der Abt nach Maßgabe des Rechts nicht ohne vorausgehende Zustimmung (consensus) oder Anhörung (consilium) des Kapitels, des Senioren- oder Wirtschaftsrates treffen.“
- 33 Dominicus M. Meier, Die Generaloberin und ihr Rat. Anmerkungen aus kirchenrechtlicher Sicht, in: OK 42 (2001) 323-331 = ON 40 (2001) 46-56.
- 34 Aymans / Mörsdorf, Kanonisches Recht II, 652.
- 35 Zu den folgenden Erwägungen vgl. Henseler / Meier, Kommentar zu c. 627, in MKCIC 627.

- 36 Das Eigenrecht könnte jedoch ein solches Vorgehen vorsehen. Vgl. Socha, Rechtlicher Kommentar, 1430; Elmar Güthof, „Consensus“ und „consilium“ in c. 127 CIC/1983 und c. 934 CCEO. Eine kanonistische Untersuchung zur Normierung der Beispruchsrechte im Recht der Lateinischen Kirche und der Orientalischen Kirchen, Würzburg ²1994, 120-123.
- 37 Aymans / Mörsdorf, Kanonisches Recht II, 653.
- 38 Ebd.
- 39 Vgl. Socha, Rechtlicher Kommentar, 1438-1439. Es ist daher streng zu unterscheiden zwischen dem die Rechts-handlung vorbereitenden Akt des Rates und der nachfolgenden Rechtshandlung selbst, die nur der Obere vornehmen kann.
- 40 Vgl. Helmuth Pree, Kommentar zu c. 127, in: MKCIC 127, 7.
- 41 Socha, Rechtlicher Kommentar, 1426.
- 42 PCI, Responsio vom 5.7.1985, in: AAS 77 (1985) 771.
- 43 Durch diese quantitative Erwähnung hat sich in den meisten Konstitutionen die Festlegung von vier Ratsmitgliedern ergeben.
- 44 Althaus, Rüdiger, Kommentar zu c. 1273, in: MKCIC 1273, 2.
- 45 Vgl. Helmuth Pree / Bruno Primetshofer, Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung. Eine praktische Handreichung, Wien, 2007, 62-64.
- 46 Ebd. 83. Wenn auch die universalrechtlichen Regelungen die Erstellung von Haushaltsplänen über die Einnahmen und Ausgaben einer kirchlichen Institution dringend empfehlen, so bleibt es dem Eigenrecht des Instituten überlassen, dies verbindlich für ihren Bereich anzuordnen (c. 1284 § 3 CIC).
- 47 Vgl. Henseler / Meier, Kommentar zu c. 635, in: MKCIC 635,5.
- 48 Ebd. Dazu vgl. auch: Pree / Primetshofer, Das kirchliche Vermögen, 65-68; Dominicus M. Meier, Ordentliche und außerordentliche Verwaltung, in: EuA 84 (2008) 311-313.
- 49 Der Ökonom führt in den unterschiedlichen Instituten des geweihten Lebens verschiedene Bezeichnungen, wie z.B. Vermögensverwalter, Cellerar, Prokurator, Schaffner oder Minister. Gemäß Nr. 221 der Satzungen ist es die Pflicht des Wirtschafters, „im Rahmen der ihm anvertrauten Möglichkeiten zu schaffen, die Aufgaben des Klosters im Dienste der Kirche zu erfüllen. Nach den sozialen Grundsätzen der Kirche soll er die Güter des Klosters unter der Leitung des Abtes gut verwalten, die wirtschaftlichen Möglichkeiten nutzen und die Rechte des Klosters wahren.“
- 50 Es sei hier erwähnt, dass Verwalter des Institutsvermögens ohne die schriftliche Erlaubnis des eigenen Oberen einen Prozess im Namen des Institutes vor einem weltlichen Gericht weder beginnen noch sich auf einen Streit einlassen dürfen. Dies betrifft sowohl die Kläger- auch die Beklagtenrolle in einem Zivilverfahren und wird mit dem Prozessrisiko und den durch das Verfahren verursachten Kosten begründet. Vgl. Pree / Primetshofer, Das kirchliche Vermögen, 92-93.
- 51 Vgl. Dominicus M. Meier, Die „licentia“ für Veräußerungen von Ordensvermögen, in: OK 46 (2005) 190-195.
- 52 Zu den Formen der Rechenschaftsablegung bei päpstlichen und bischöflichen Instituten vgl. Henseler, Kommentar zu c. 637, in: MKCIC 637.
- 53 Dieses Referat bietet nicht den Rahmen, über die Aufgabe des Verwalters angesichts der Umbrüche in den Ordensinstituten und des Fehlens geeigneter Institutsmitglieder nachzudenken und Lösungen aufzuzeigen. Es sei allgemein verwiesen auf meinen Artikel: Der klösterliche Vermögensverwalter (c. 636 CIC) – Kirchenrechtliche Anforderungen an seine Person, in: EuA 84 (2008) 194-196.
- 54 Satzungen, Nr. 124.

Dokumentation

M. Beate Brandt CBMV

Geistliche Entscheidungsprozesse in Gemeinschaft

Ein Seminar in Dernbach vom 19.11. – 22.11.2012

Unter dem Thema „*geistliche Entscheidungsprozesse in Gemeinschaft*“ trafen sich 12 in Leitungsverantwortung stehende Brüder und Schwestern im Aloysia Löwenfels Haus in Dernbach. Geleitet wurde dieses Seminar von Pater Franz Meures SJ, dem Leiter von RUACH. Die Frage nach geistlichen Entscheidungsprozessen in Gemeinschaft wurde in den drei zur Verfügung stehenden Tagen immer mehr aufgeschlüsselt.

In Gruppen, Gremien und Konventen stehen häufig Entscheidungen an. Wie sind sie zu gestalten, damit alles „im guten Geiste“ geschieht? Zu Beginn des Seminars haben wir uns allgemein Gedanken darüber gemacht, welche Personen (*wer*) an einer gemeinsamen Beratung und Entscheidung teilnehmen soll, *was* zur Klärung der Sachfrage dienlich ist, und *wie* ein Vorgehen zu einer Entscheidung hin aussehen könnte. Die Ergebnisse wurden zusammen getragen und bildeten eine erste Synopse zu geistlichen Entscheidungsprozessen in Gemeinschaft.

Nun werden Entscheidungen nicht im „luftleeren Raum“ gefällt. Jede Person hat ihre eigene Berufung von Gott her,

und sie gibt auf ihre Weise Antwort auf Seinen Ruf. So gilt es auch für Gemeinschaften, den Gott angemessenen Weg zu suchen und auf Ihn hin zu gehen. In diesem Zusammenhang haben wir uns die *drei Pole der Aufmerksamkeit* vergegenwärtigt. Jeder Einzelne, oder auch eine Gemeinschaft, steht in der Dynamik zwischen der Aufmerksamkeit für die inneren Ereignisse, das, was ich in mir wahrnehme („Mystik der geschlossenen Augen“), der Aufmerksamkeit für die äußeren Ereignisse, das, was von außen aus meiner Umgebung oder den Medien auf mich zukommt („Mystik der offenen Augen“) und der Aufmerksamkeit für die Offenbarung Gottes. Diese drei Pole können nicht unabhängig voneinander gesehen werden. Wenn ein Pol zu viel oder zu wenig Aufmerksamkeit erhält, kommt der ganze geistliche Entscheidungsprozess ins Ungleichgewicht und würde die anderen beiden Pole negativ beeinflussen. Eine ausgeglichene Aufmerksamkeit für sich, für die anderen und für Gott ist grundlegend für geistliche Entscheidungsprozesse.

Als Mensch ist man allerdings nicht in der Lage, stets auf gleichem Niveau sei-

ne Aufmerksamkeit auf alle drei Pole zu richten. Jedes Leben erfährt Höhenflüge, alles gelingt, mit Euphorie werden Arbeiten und Lebensentwürfe erfüllt. Dagegen gibt es aber auch die Tiefpunkte im Leben, in denen nichts gelingen mag, man weder ein noch aus weiß, nur noch Gottferne erlebt. Ein geradförmiges Leben auf Gott hin wird es nicht geben. Sich dessen bewusst zu werden ist bereits eine sehr große Hilfe. Wo stehe ich? Ist es sinnvoll, in der jetzigen Phase meines Lebens an Entscheidungen mitzuwirken? Vielleicht habe ich gerade nicht den rechten Blick für das, was überlegt werden muss?

So wie es der einzelnen Person gehen kann, ist dies auch für eine Gemeinschaft möglich. Auch sie kann „ganz oben“ sein, aber auch „ganz unten“. Genau hinzuspüren, wo sie gerade steht, hilft, angemessene Wege in Entscheidungsprozessen zu gehen.

Als ganz wichtig wurde immer wieder herausgestellt, sich Zeit zu lassen, nichts zu überstürzen und den Kairos für die anstehende Entscheidung zu finden. Nach Konferenzen ist es immer wieder wertvoll, sich zurückzuziehen und im Gebet das zu überdenken, was gesagt und gehört wurde. So wird der nötige Raum geschaffen, in dem es zu einem guten Entschluss kommen kann. Als Kriterium für eine gute Entscheidung ist weiterhin zu fragen: Trägt die Entscheidung grundsätzlich, oder ist sie aus Argumenten entstanden, die nicht nachhaltig waren? Spendet die Entscheidung im Ganzen eher Trost, oder wird mehr eine Trostlosigkeit empfunden?

Um einen einzelnen geistlichen Entscheidungsprozess genauer zu verstehen, haben wir uns den Film „Von

Menschen und Göttern“ von Xavier Beauvois angesehen und erörtert. Es geht um die Frage, ob die neun Mönche eines Trappistenkonventes in der algerischen Berglandschaft wegen politischer Unruhen das Land verlassen sollen. Wunderbar inszeniert wurde dieser Entscheidungsprozess über den anfänglich eigenmächtig auftretenden Prior Christian bis hin zur einmütigen Entscheidung des ganzen Konventes vor Ort zu bleiben, mit allen Konsequenzen, die kommen würden. Ein sehr empfehlenswerter Film.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Um in einer Fragestellung zu einer guten Einigung zu kommen, ist es sinnvoll, dass alle Betroffenen ihre Meinung darlegen können. So können Argumente pro und contra ausgetauscht und erörtert werden. Dies führt zu einem geistlichen Unterscheidungsprozess, der sich dahingehend konkretisiert, wo die größere Frucht gemäß Gottes Willen erreicht werden kann. Es geht nicht um „schlecht und gut“, sondern um „gut und besser“. Die Verantwortung der Leitungsperson besteht hierbei im Wesentlichen darin, mit innerer Aufmerksamkeit den Prozess zu begleiten. Haben alle Beteiligten die Möglichkeit erhalten, sich zu äußern? Gibt es noch Klärungsbedarf in einzelnen Punkten? Wie ist mit auftretenden Emotionen umzu-

gehen? Ist genügend Raum vorhanden, dass die Entscheidungsprozesse reifen können? Letztendlich hat die Leitungsperson eine getroffene Entscheidung zu verantworten.

Um das Thema der geistlichen Entscheidungsprozesse in Gemeinschaft auch auf die konkrete Ebene der Kursteilnehmer zu bringen, gab es immer wieder Gelegenheiten, sich über eigene erlebte Entscheidungsprozesse auszutauschen und sie genauer zu analysieren. Diese Erzählungen boten zum einen die Mög-

lichkeit, über den eigenen Tellerrand hinaus zu blicken, zum anderen gaben sie Anlass, eigene Entscheidungsprozesse in vielleicht ähnlichen Situationen zu reflektieren.

Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars „geistliche Entscheidungsprozesse in Gemeinschaft“ waren dankbar für die vielen Anstöße, mit denen Pater Meures SJ dieses Thema nahe gebracht hat. Mögen in den Gemeinschaften die Früchte wachsen, deren Samen in diesem Seminar gelegt wurden.

Ulrich Engel

PD Dr. theol. habil. Ulrich Engel OP, geboren 1961, ist Direktor des Institut M.-Dominique Chenu - Espaces Berlin, Privatdozent an der Philosophisch-Theologischen Hochschule SDB Benediktbeuern, Lehrbeauftragter für Philosophisch-theologische Grenzfragen an der Philosophisch-Theologischen Hochschule OFMCap Münster und für Systematische Theologie an der Universität Potsdam sowie Verantwortlicher Co-Schriftleiter der Zeitschrift „Wort und Antwort“.



Ulrich Engel

Das Andere in der alltäglichen Ordnung ansichtig machen

Zur Pastoral der Orden
in einer säkularen /religionsaffinen Welt

Im Rahmen einer zweijährigen Untersuchung zur „Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen und religiösen Transformationsprozessen“¹ trafen sich am 23./24. November 2012 ein gutes Dutzend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einem pastoraltheologischen Workshop in Berlin. Das von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster (PTH) und dem in Berlin ansässigen Institut M.-Dominique Chenu (IMDC) verantwortete Forschungsprojekt bearbeitet insbesondere die Säkularisierungsthematik.² Das Phänomen der *Säkularisierung* wird dabei in seiner ganzen Breite (Pluralisierung, Individualisierung, Entinstitutionalisierung) und Widersprüchlichkeit (Säkularisierungstendenzen bei gleichzeitig zu beobachtender *Religionsaffinität*) als die Herausforderung für Religion, Kirche, Orden, Glau-

ben und Theologie in Europa verstanden. In diesem Sinne ist auch die Formel von der „säkularen/religionsaffinen Welt“ in der Überschrift des Beitrags zu lesen.

Im Anschluss an ein 2009 in Madrid durchgeführtes internationales Symposium „Woran glaubt Europa? / What does Europe believe in?“ und den im zweisprachigen Kongressband veröffentlichten Diskussionsergebnissen³ wird im aktuellen Projekt die Frage untersucht, wie eine in der Tradition der franziskanischen Bewegung bzw. der Mendikanten verankerte Ordenstheologie auf die heutigen gesellschaftlichen Herausforderungen reagieren kann. Dabei gilt es auch zu diskutieren, welche Konsequenzen die skizzierten Entwicklungen für die Ausbildung der nächsten Religionsgeneration und für das pastorale Handeln der Orden haben.

Kloster und Welt

In Berlin stellten Michael N. Ebertz und Lucia Segler (beide Katholische Hochschule Freiburg/Br.) erste Zwischenergebnisse einer im Gesamt des Projekts angesiedelten empirischen Studie vor. Die vom Zentrum für Kirchliche Sozialforschung (ZEKIS) in Freiburg/Br. durchgeführte sozialwissenschaftliche Erhebung untersucht Säkularisierungstendenzen in den männlichen Mendi-kantenorden in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In einem ersten qualitativen Angang (Einzelinterviews und Gruppengespräche) fragten Ebertz und Segler nach dem *Weltverständnis* der Ordensmänner. Die in Berlin vorgestellte „Zwischenstation“ der Auswertung ließ drei unterschiedliche Beziehungsmuster bzw. Interpretationen von Welt erkennen: 1. ein striktes Gegenüber, das die Welt als das dem Kloster Andere und Fremde deutet, 2. eine Totalitätsvorstellung, in der das klösterliche Leben als Teil der umfassenderen Welt gedacht und erlebt wird, sowie 3. die Welt des Individuums, das vor allem die eigenen Optionen betont. Diese drei aus einer lebensweltlichen Alltagsperspektive gewonnenen Verhältnisbestimmungen können im Blick auf ihre sachlichen, zeitlichen, sozialen und räumlichen Dimensionen noch weiter ausdifferenziert werden. Sowohl auf der kollektiven als auch auf der individuellen Ebene produzieren die verschiedenen Weltverständnisse Konflikte, die Bedeutung, Werte und Normen tangieren. Die zentrale Aufgabe der Ordensmitglieder wie auch der Leitungen besteht darin, sich diesen Konflikten zu stellen und ein Leben mit Dissonanzen einzuüben. Im Blick darauf lassen die Zwischenergebnisse der Erhebung deutlich den dualis-

tischen Typus vom synthetisierenden unterscheiden. Neben der Herausforderung eines jeden einzelnen Ordensmitglieds, den persönlichen Alltag zu managen, bergen die präsentierten Resultate auch interessantes Material für die Entwicklung von Zukunftsstrategien im institutionellen Bereich.

Auf der Grundlage der Auswertung der qualitativen Untersuchung wird im nächsten Arbeitsschritt ein Fragebogen für die quantitativen Erhebungen erstellt werden. Die Ergebnisse der gesamten empirischen Studie sollen im Rahmen des Abschlusskongresses des Forschungsprojekts im Sommer 2013 in Freising präsentiert werden.⁴

Theologie und Öffentlichkeit

Der Berliner Workshop war als pastoraltheologisches Fachgespräch konzipiert. Die Initiatoren erhofften sich von den eingeladenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern kreative Anregungen und weiterführende Antworten auf Fragen u.a. nach der Rolle der männlichen/weiblichen Ordensgemeinschaften in den aktuellen Umbrüchen der pastoralen Landschaft im deutschen Sprachraum. Insbesondere waren Erwartungen der Pastoraltheologie an das Handeln der Orden in einer zukünftigen Gestalt von Kirche von Interesse. Und wo, so die dritte, topologisch fokussierte Frage an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, kann der Platz der Orden in einer Gesellschaft sein, die einerseits zunehmend säkularer und andererseits immer religionsfreundlicher wird? Innen- und Außenperspektiven waren gefragt. Georg Kleemann (Universität Münster) brachte eine dezidiert fundamentaltheologische Sichtweise in die pastoraltheo-

logische Diskussion ein. Das im ersten Teil des Treffens leitende Paradigma der *Welt* substituierte er durch den Begriff der *Öffentlichkeit*. Sein Interesse an einer „Public Theology“ gilt den *topoi* ihrer kirchlich-gesellschaftlichen Verortung. Gesucht sind Erfahrungsräume gelingender Gesprächsfähigkeit der Glaubenden. Ob die Orden für diese Aufgabe ein Potential bieten, das theologisch genutzt werden kann, wurde offen diskutiert. Einerseits können die von David Tracy aufgeführten drei Öffentlichkeiten – Universität, Kirche, Gesellschaft⁵ – deutlich als die zentralen Aktionsfelder des Dominikanerordens zur Zeit seiner Gründung im 13. Jahrhundert identifiziert werden: Predigt auf den Marktplätzen der zu jener Zeit aufblühenden Städte einschließlich der Übernahme ihrer demokratischen Selbstorganisation (Gesellschaft), die Erfindung des kleinen, beweglichen Personenverbands als neue ekklesiale Vergemeinschaftungsform (Kirche), sowie das Studium bzw. die Lehre an der neu entstandenen Institution der *universitas* mitsamt ihrer Methodik der scholastischen *disputatio* (Universität). Andererseits, das machte das Berliner Fachgespräch auch deutlich, bedarf es unbedingt der Translokation dieser historischen Konstellationen aus der Totalität der mittelalterlichen *christianitas* in eine post/moderne, in vielerlei Hinsicht säkular und plural gewordene Gesellschaftsformation. Ob die Orden diese Translokationen und die damit einhergehenden identitätsrelevanten Transformationen politisch wie theologisch zu leisten in der Lage sind, steht m.E. angesichts der heute in mehrfacher Hinsicht prekären Situation des Ordenslebens in Deutschland und Europa in Zweifel.

Kompetenz und Zeugnis

Ausgehend von der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils plädierte Stefan Knobloch OFMCap (Universität Mainz) für das pastorale Ernstnehmen der Ereignisse, Bedürfnisse und Wünsche der Subjekte (vgl. GS 11). Eine Vergegenwärtigung des Evangeliums in

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

den nachchristlichen Gesellschaften westeuropäischer Provenienz kommt demnach nicht umhin (etwa im Gefolge von Edward Schillebeeckx OP⁶), den menschlichen *Erfahrungen* höchste theologische Dignität zuzuerkennen. Im Rückgriff auf die traditionelle Volksnähe der Seelsorge der Kapuziner plädierte Knobloch für eine neue basisnahe Pastoral der Orden. Allerdings bedarf es dabei tiefgreifender Metamorphosen, Transformationen und Umwälzungen (vgl. Michel de Certeau SJ) hinsichtlich der Gestalt einer solchen Praxis. Das betrifft, so Katharina Karl fmvd (LMU München), sowohl den Aspekt der *Kompetenzen* (in gewisser Weise damit auch den der Professionalität) als auch den des *Zeugnisses* (vgl. LG 46 und nochmals GS 11), speziell im Sinne einer *compassio* im Modus des Mit-Seins.⁷ Ordensleute können auf diese Weise durch ihre Existenz das Andere in der alltäglichen Ordnung sichtbar machen. Auf diese Weise, so Reinhard Feiter (Universität Münster), kann der außer-ordentliche Überschuss

der Ordnung deutlich werden. Allerdings muss diese Außeralltäglichkeit im alltäglichen pastoralen Handeln ansichtig werden – was angesichts der von Feiter beobachteten Entwicklungen, dass viele (Männer-)Orden am Tropf der diözesanen Gestellungsverträge hängen und zunehmend mehr Werke von v.a. weiblichen Ordensgemeinschaften in gGmbH-Strukturen überführt werden, nicht so leicht realisierbar sein wird. Allerdings, das machte die Diskussion auch deutlich, können die anstehenden Transformationsprozesse nicht bewerkstelligt werden, wenn die Themenfelder Geld und Macht kollektiv oder individuell einfachhin ausgeblendet werden.

Zu suchen ist, so ein mögliches, sicherlich vorläufiges Fazit des Berliner Fachgesprächs, nach praktischen Formen dessen, was Dietrich Bonhoeffer einst ein „religionsloses Christentum“⁸ nannte. Für die Pastoral der Orden in einer zu Beginn des 21. Jahrhunderts gleichermaßen säkularen wie religionsaffinen Gesellschaft stellen sich dann seine 1944 formulierten Fragen nochmals neu: „Wie sprechen (oder vielleicht kann man eben nicht einmal mehr davon ‚sprechen‘ wie bisher) wir ‚weltlich‘ von ‚Gott‘, wie sind wir ‚religionslos-weltlich‘ Christen, wie sind wir ekklesiä, Herausgerufene, ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen, sondern vielmehr als ganz zur Welt Gehörige?“⁹

.....

1 Vgl. die Website des Forschungsprojekts: www.saeculum.eu. – Verantwortlich für das im Sommer 2011 gestartete Projekt zeichnen Thomas Dienberg OFMCap (PTH), Thomas Eggensperger OP (IMDC/PTH), Ulrich Engel OP (IMDC/PTH) und Bernhard Kohl OP (IMDC).

2 Vgl. auch den in Kürze erscheinenden Band: Thomas Dienberg / Thomas

Eggensperger / Ulrich Engel (Hrsg.), *Sakrale Frömmigkeit. Theologische Beiträge zu Säkularisierung und Individualisierung*, Münster 2013. Das Buch ist im Rahmen des Forschungsprojekts aus einem Dozierendenseminar der PTH Münster entstanden und versammelt Beiträge aus verschiedenen theologischen Disziplinen.

- 3 Thomas Dienberg / Thomas Eggensperger / Ulrich Engel (Hrsg.), *Woran glaubt Europa? Zwischen Säkularisierung und Rückkehr des Religiösen / What does Europe believe in? Between secularization and the return of religious life*, Münster 2010.
- 4 Eine Buchpublikation ist geplant.
- 5 Vgl. z.B. David Tracy, *Theologie als Gespräch. Eine postmoderne Hermeneutik*, Mainz 1993.
- 6 Vgl. dazu Thomas Eggensperger / Ulrich Engel / Angel F. Méndez Montoya (Hrsg.), Edward Schillebeeckx. *Impulse für Theologien im 21. Jahrhundert / Impetus Towards Theologies in the 21st Century*, Ostfildern 2012.
- 7 Vgl. Ulrich Engel, „Being with“. Spurensuche in den USA: Bausteine einer Ordens-theologie unter den Bedingungen post/moderner Pluriformität, in: *Ordenskorrespondenz* 53 (2012), 280-284.
- 8 Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. von Eberhard Bethge. Neuausgabe, München ²1977, 306.
- 9 Ebd.

Vom 1. bis 5. Juli 2013 findet in Freising das internationale Abschluss-symposium zum Forschungsprojekt statt. Anmeldung bis zum 14. März 2013 an: Thomas Dienberg OFMCap, Rektor der PTH, Hohenzollernring 60, D-48145 Münster, E-Mail: rektorat@pth-muenster.de, Fon +49 251 4825-0. Weitere Informationen: www.saeculum.eu

Gisela Fleckenstein OFS

Dr. Gisela Fleckenstein OFS, geboren 1962 in Ludwigshafen, studierte Geschichte und Germanistik und absolvierte eine Ausbildung zur Archivarin. Seit 2009 ist sie am Historischen Archiv der Stadt Köln und nebenamtlich für die Archive im Haus der Orden tätig. Sie ist Mitbegründerin des „Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Mitglied der Franziskanischen Gemeinschaft.



Gisela Fleckenstein OFS

Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

13. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 1. – 3. Februar 2013

Schwerpunkthema der Tagung unter Leitung von Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein war „Die 1960er Jahre als Umbruchszeit in religiösen Gemeinschaften“. Dabei ging es um die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Orden und Kongregationen. Daneben wurden aktuelle Arbeiten zur Ordensgeschichte vorgestellt und von den 35 Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich und den Niederlanden intensiv diskutiert.

Im Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens von 1965 wurde bestimmt, dass das Ordensgewand als Zeichen der Weihe den Umständen der

Zeit, des Ortes und den Erfordernissen des Dienstes angepasst werden sollte. Dr. Gisela Fleckenstein (Köln) zeigte auf, wie die traditionelle Kleiderordnung, insbesondere bei Frauengemeinschaften, stark in Bewegung geriet. Zwischen den Orden und auch innerhalb der Ordensgemeinschaften gibt es ein weites Spektrum des Umgangs mit der Kleiderfrage. Es reicht vom Festhalten am traditionellen Ordenskleid bis hin zu vollständigem Ablegen und Tragen ziviler Kleidung. Sämtliche Zwischenstufen sind darin eingeschlossen. In der Kleiderfrage kommt auch zum Ausdruck, wie es um die Akzeptanz und Toleranz innerhalb einer Gemeinschaft



bestellt ist. Kann man es gegenseitig akzeptieren, dass einige das Ordensgewand beibehalten und andere komplett zu Zivilkleidern wechseln? Ist dies wichtig für das Selbstverständnis einer Gemeinschaft nach außen? Das Konzilsdekret hat Veränderungen ausgelöst, deren Prozess bis heute nicht abgeschlossen ist. Das veränderte Symbol des Ordensgewands wurde zum Synonym für Ordensleben im Wandel.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Prof. Dr. Reimund Haas (Köln) leitete seinen Beitrag über das Ruhrgebiet mit der bekannten Formel Österreich-Klösterreich ein und implizierte damit die ungewöhnliche Verbindung Ruhrgebiet-Klosterreich. Im heutigen Ruhrgebiet waren Werden (799) und das Stift Essen (um 845) die bedeutendsten Klostergründungen. Bis zur Säkularisation gab es insgesamt 30 Klöster. Ein Klosterfrühling setzte erst mit der Industrialisierung und der damit einhergehenden Bevölkerungsentwicklung im 19. Jahrhundert ein. Mit der Zahl der Zechen und Hochhöfen stieg auch die Zahl der Pfarreien und die der klösterlichen Niederlassungen. Bis 1995 zählte man im Ruhrgebiet 450 Klöster bzw. Ordensniederlassungen (57 von Männern, 393 von Frauen). Damit war das Ruhrgebiet die größte Klosterlandschaft des deutschen Katholizismus. Das Tätigkeitspektrum der Ordensleute reichte vom

Altenheim bis zum Waisenhaus. 2012 gibt es im Ruhrbistum Essen 35 Gemeinschaften mit 396 Mitgliedern. Einzelstudien über die verschiedenen Tätigkeiten der Gemeinschaften stehen noch aus, doch es lohnt auch eine Gesamtuntersuchung dieses Netzes kirchlicher Einrichtungen in seiner Entwicklung zwischen Zechenboom und Klosterboom bzw. Zechensterben und Klostersterben. Haas plädiert für ein eigenes Klosterbuch Ruhrgebiet, das die Klöster bis zur Gegenwart erfassen soll und sich damit von der zeitlichen Teilung der bisherigen Werke (Westfälisches Klosterbuch und Nordrheinisches Klosterbuch) abhebt.

Eine Spezialstudie zum Katholischen Krankenhauswesen im Ruhrrevier legte Dr. Arne Thomsen (Bochum) vor. Für ihn war der Blick auf die Akteure wichtig. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die Arbeit der verschiedenen Schwesternkongregationen in katholischen Krankenhäusern, deren Träger die Pfarrgemeinden waren. In einem Gebiet, das dem heutigen Regionalverband Ruhr entspricht, waren in 85 Krankenhäusern überwiegend Klemenschwestern, Mauritzer Franziskanerinnen, Dernbacher Schwestern, Barmherzige Schwestern von der Hl. Elisabeth und Vinzenterinnen tätig. Die Pfarrgemeinden forderten von den Gemeinschaften Schwestern für ihre Krankenhäuser an. Der Bedarf stieg analog zur Bevölkerungsentwicklung des Ruhrgebiets. Die Schwestern mussten in den Anfängen mit viel Improvisationstalent gesegnet sein. Ihre Arbeit war anstrengend und anspruchsvoll. Die Motivation nahmen die Schwestern aus der Verknüpfung ihres religiösen Lebens mit ihrem Dienst an den Kranken. Dies

lässt sich nur allgemein formulieren, weil es keine Quellen gibt (Egodokumente), die individuelle Schlüsse zulassen. Konfliktrichtig war das Verhältnis zur Ärzteschaft. Im Gegensatz zu den Schwestern, waren die Ärzte, die neben der Krankenhaustätigkeit eine eigene Praxis hatten, nicht durchgehend bei den Patienten. Die Schwestern wollten Krankheiten auch seelisch und moralisch heilen und die theologische Sicht auf die Krankheit prallte oft auf das medizinische Wissen der Ärzte. Beide hielten die andere Seite für nicht kompetent. In jedem Fall trugen die Schwestern zu einer Professionalisierung der Krankenhäuser bei.

Prof. Dr. Leonhard Lehmann OFMCap (Rom) nahm die Restauration des Kapuzinerordens unter dem Generalminister Bernhard Christen von Andermatt (1884-1909) in den Blick. Ausgehend von der Autobiographie des Schweizer Kapuziners mit dem Titel „Meine Wiege stand in Andermatt“ stellte er die Selbst- und Fremdeinschätzung seiner Erfolge für die Erneuerungen im Gesamtorden gegenüber. Andermatt schrieb sein Buch, „um allen Ungenauigkeiten über mich, vielleicht auch Übertreibungen zuvorzukommen“. Nach seiner ersten Wahl 1884 – er sollte das Amt bis 1908 bekleiden – ging er, wie schon in seiner Heimatprovinz in der Schweiz, zielstrebig Reformen an. Vorrangig förderte er die Ausbildung und die Studien der Brüder durch die Einrichtung von Kollegien und Studienhäusern in allen Ordensprovinzen. Er führte ein eigenes kapuzinisches Brevier für das Stundengebet ein. Er visitierte alle Provinzen des Ordens, darunter erstmals die USA. Richtungsweisend war die Neuorganisation der Missionen.

Das Missionsstatut sah vor, dass jede Provinz ein eigenes Missionsgebiet/Missionsland überantwortet bekam. Dies führte zu einer vorher nicht gekannten Intensivierung der Missionsarbeit, die zu einem kapuzinischen Markenzeichen wurde. Die erfolgreich durchgesetzten Reformen Andermatts hatten im Orden bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil Bestand. Er war ein Erneuerer des Ordens, der dem Kapuzinerorden in seiner 24-jährigen Amtszeit auch ein neues geistliches Profil gab.

Der Jesuit Prof. Dr. Klaus Schatz (Frankfurt) berichtete aus eigener Erfahrung und aus archivischen Quellen von den unmittelbaren Umbrüchen des 1925 gegründeten Berchmannskolleg der Jesuiten, welches sich bis 1972 in Pullach befand. In diesem Studienhaus lebten 130-140 Studenten (Scholastiker) und etwa 40 Dozenten, die alle der Gesellschaft Jesu angehörten. Im Kolleg absolvierten die Studenten aus allen deutschen Jesuitenprovinzen jeweils ein dreijähriges Philosophiestudium. Auf dem Hintergrund des begonnenen Konzils gab es von den Studenten und aus den Provinzen seit 1962 verschärfte Kritik an der von Rektor Johannes (Janos) Hegyi (Rektor von 1957-1965) vertretenden strengen Ordensdisziplin. Viele Regeln des ritualisierten Umgangs („Sie“-Regel, Verbot gegenseitiger Zimmerbesuche, Lateinsprechen außerhalb der Rekreation) fanden keine Akzeptanz mehr. Die Krise spitzte sich zu, als vor dem Ignatiusfest 1964 von Studenten eine Herz-Jesu-Statue entwendet wurde. Diese Tat – die bis zum Generalat drang – darf in ihrer symbolischen Bedeutung nicht unterschätzt werden. Nach einem Wechsel in der Ordensleitung, fanden ab 1964/66 Veränderungen



gen im Kolleg statt. Mit Franz von Tattenbach wurde ein neuer Rektor ernannt, der die herkömmliche Kollegsordnung einer fundamentalen Revision unterzog. Trotz interner Kritik, die Dozenten waren nicht immer einverstanden, führte er erfolgreiche Änderungen ein, appellierte dabei an die Selbstverantwortung und das Urteilsvermögen der Scholastiker und fand Beteiligungsmöglichkeiten auf verschiedenen Ebenen. Die durch das Konzil ausgelöste Krise konnte stabilisiert werden und erst mit den 1968er Jahren wurde es erneut turbulent.

Jan Sloot (Utrecht) analysierte die Franziskanische Bewegung in den Niederlanden seit 1965. Ganz progressiv wurde 1962 „Franciscaanse Samenwerking“ als Organisation aller 24 niederländischen franziskanischen Orden und Kongregationen gegründet. Dazu gehörten ca. 13.700 Schwestern und Brüder. Man wollte sich im Sinne des Konzils an den Gründern, d.h. an Franziskus und Klara von Assisi orientieren und eine franziskanische Spiritualität entwickeln und leben. Erfolgreich waren die Gründung einer Zeitschrift, die von 1970-1980 jährlich angebotenen Pfingstwanderungen, die Gründung der Franziskanischen Akademie (heute Franziskanisches Studienzentrum), das Projekt K750 (Übersetzung der Franziskuschriften ins Niederländische) und Studien zur Spiritualität. Ein Problem war aber der fehlende Ordensnachwuchs (2012 gibt es noch 10% der Mitglieder von 1965).

Ab 1978 übernahmen verstärkt Laien, die franziskanisch leben wollten, die Initiative und brachten Themen ein, die sich an Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung orientierten.

Die Organisation „Samenwerking“, in der einst nur Gemeinschaften Mitglied sein konnten, wurde 1996 in die „Franziskanische Bewegung“ umgewandelt, die nun aus Einzelmitgliedern bestand, die nicht konfessionell gebunden sein mussten. Die Zukunft der „Franziskanischen Bewegung“ ist ungewiss. Es fehlt jemand, der eine Führungsrolle übernimmt; die franziskanischen Kongregationen haben keine Zukunft, da es nach 1967 kaum noch Eintritte gab. Nur wenn Laien und Religiösen zu einer aktiven und verantwortungsvollen Zusammenarbeit auf einer franziskanischen Basis finden, hat die „Franziskanische Bewegung“ noch eine Chance.

Dr. Kirsten Oboth (Bochum) stellte Ergebnisse ihrer Dissertation vor. Im Mittelpunkt standen Transformationsprozesse bei den Schwestern vom Guten Hirten zwischen 1945-1985. Diese 1835 in Frankreich gegründete Kongregation ist international verbreitet. Ihre Aufgabe ist die Sorge und Begleitung von (straffällig) gewordenen Frauen und Mädchen in Krisensituationen im Geiste Jesu, des Guten Hirten. Der Wandel des Selbstverständnisses der Kongregation spiegelt sich in den verschiedenen Fassungen ihrer Konstitutionen. Oboth hat die Konstitutionen von 1955, 1969 und 1985 in Bezug auf das dort vermittelte Verständnis von Gehorsam untersucht. In den Texten wurde die monastische, weltabgewandte Ausrichtung zugunsten einer offenen Begegnung mit der Welt aufgegeben. Der apostolische Auftrag wurde auf Menschen in Not ausgeweitet und die Gemeinschaft rückte verstärkt in den Vordergrund. Die Bestimmungen über das Amt der Oberin traten zurück. Die Kongregation setzte sich in den nachkonziliaren Kapiteln

intensiv mit Themen der Zeit auseinander (Armut, Sendung, Soziale Gerechtigkeit, Menschenwürde). Gehorsam wurde nun aufgefasst als ein aktives Suchen nach dem Willen Gottes in den Lebensbezügen. In den veränderten Konstitutionen zeigte sich ein starker theologischer Wandel, der die Lebenspraxis noch nicht unbedingt betrafte.

Eugène van Deutekom ('s-Hertogenbosch) gab eine Einführung in die Bierproduktion belgischer Trappistenklöster. Trappistenbier ist ein durch oder unter Aufsicht von Trappistenmönchen gebrautes Bier. Es muss im Kloster oder in unmittelbarer Umgebung hergestellt und der Verkaufserlös darf nicht der Gewinnmaximierung des Klosters dienen, sondern muss für (soziale) Werke eingesetzt werden. Das obergärige Bier mit dem vollen Geschmack darf, wenn es so hergestellt wird, das Label „Authentic Trappist Product“ tragen. Die Biere folgender Abteien wurden vorgestellt: Westmalle (seit 1836), Westvleteren (seit 1839), Achel (seit 1852/ 1998), Tilburg (seit 1884), Chimay (seit 1862), Rochefort (seit 1886) und Orval (seit 1932). Das Bierbrauen in den Trappistenklöstern geht auf den Reformator des Ordens Armand Jean Le Bouthillier de Rancé (1626-1700) zurück, der den Wissenschaften abgeneigt, aber den praktischen Arbeiten zugewandt war. Er milderte die strengen Regeln ab und ließ die Mönche nicht nur Wasser trinken. Auch die Tagungsteilnehmer und -teilnehmerinnen konnten sich von der Qualität der Trappistenbiere anhand praktischer Beispiele überzeugen.

Dr. Clemens Brodkorb (München) beleuchtete das Konzil aus der Perspektive der Münchener Kirchenarchive. In der

Ausstellung „Erneuerung in Christus“ zeigten die Archive 2012, welche Bedeutung die Archive für die Konzilsforschung haben. Präsentiert wurden Akten aus privaten Nachlässen, die für die Benutzung bereits frei zugänglich sind. Ein Beispiel sind die Konzilsakten von Julius Kardinal Döpfner, der als einer der vier Moderatoren eine zentrale Rolle spielte. Die Akten befinden sich im Archiv des Erzbistums München und Freising. Aus dem Archiv der deutschen Provinz der Jesuiten wurden Dokumente aus dem Privatnachlass von Augustin Kardinal Bea präsentiert und Akten aus den Nachlässen von Pater Karl Rahner sowie den Patres Otto Semmelroth, Johannes Hirschmann, Alois Grillmeier und Friedrich Wulf, die als Periti am Konzil teilnahmen. In der Ausstellung, die mit zahlreichen Fotos vom Konzil illustriert wurde, konnte an den ausgewählten Dokumenten beispielhaft aufgezeigt werden, wie das Konzil arbeitete und welche Netzwerke gebildet wurden. Die vom Publikum gut angenommene Ausstellung war keine Würdigung des Konzils, sondern es wurde gezeigt, dass Konzilsforschung ohne die Archive unmöglich ist. Ein Begleitband (Katalog und Aufsätze) lud ein, das Gesehene zu vertiefen.

Erik Soder von Guldenstube (Würzburg) zeigte an der Erarbeitung der neuen Lebensregel (Konstitutionen) der 1849 von Alphonsa Maria Eppinger gegründeten „Kongregation der Schwestern des Erlösers“ die Umsetzung der wesentlichen Forderungen des Konzilsdekretes Perfectae Caritatis auf. Es ging wesentlich um die Orientierung am Evangelium, an den ursprünglichen Stiftungsabsichten und an den aktuellen Lebensbedingungen. Obwohl bereits



die Tendenz der Konzilsergebnisse absehbar war, fand das Konzil in den 1964 genehmigten Konstitutionen noch keinerlei Berücksichtigung. Erst 1969 wurde die Lebensregel grundlegend überarbeitet und durchgängig an evangelische Grundlagen angepasst. Jetzt waren kleinliche Regelungen verschwunden und der Geist der Freiheit spürbar. Den Schwestern wurde mehr Eigenverantwortung aufgelegt und die Ausführungen über die Mission wurden richtungweisend. 1970 wurden weitere Texte miteinbezogen. Man orientierte sich an den Kommentaren zu den Konzilstexten und an aktuellen theologischen Schriften. Durch die Änderung des Kirchenrechts von 1983 war eine erneute Anpassung der Lebensregel notwendig, die dann 1985 approbiert wurde. Die Schwestern sind auf drei Kontinenten vertreten und die Abstimmung der Lebensregel war ein mühsamer, aber letztlich erfolgreicher Prozess.

Die Rezeption der Dekrete des Zweiten Vatikanischen Konzils führte zu tiefgreifenden Veränderungen bei den Orden und Kongregationen. Die Änderung des Ordensgewandes war nach außen sichtbar, doch viel einschneidender waren die Änderungen im Innern, im Zusammenleben und in den Lebensregeln der Gemeinschaften. In den Gemeinschaften gibt es viele Parallelen bei der Durchführung von Reformkapiteln und bei der Erarbeitung neuer Konstitutionen. Formal ist der durch das Konzil ausgelöste Prozess abgeschlossen, doch die Buchstaben müssen immer wieder mit Leben gefüllt werden.

Die nächste Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert findet vom 31. Januar – 2. Februar 2014 in Vallendar statt. Themenvorschläge und Meldungen zu Vorträgen sind herzlich willkommen.

Aus Rom und dem Vatikan

Ordensstimmen zum Rücktritt des Papstes

Die Nachricht vom bevorstehenden Rücktritt Papst Benedikts XVI. zum 28. Februar 2013 ist von vielen Menschen mit Bestürzung, zugleich aber auch mit großer Hochachtung und hohem Respekt vor der Entscheidung aufgenommen worden.

Unter den Stimmen zum Rücktritt war unter anderem auch die des Generaloberen der Jesuiten, Adolfo Nicolás SJ, der seine Bewunderung für die Entscheidung des Papstes zum Ausdruck brachte. In einem Schreiben an alle Jesuiten würdigte der Generalobere vor allem die geistliche Freiheit des Papstes, „seine Demut und seine tiefe Liebe zur Kirche.“ Die Jesuiten seien zutiefst dankbar für das Vertrauen und die Inspiration, die Papst Benedikt XVI. ihnen während der Jahre seines Pontifikates gegeben habe. Zudem rief er das vierte Gelübde der Jesuiten ins Gedächtnis, „das die Gesellschaft Jesu in besonderer Weise mit dem römischen Papst verbindet“ und bat seine Mitbrüder für Papst Benedikt XVI. und für die Wahl des Nachfolgers zu beten: „Mit der ganzen Kirche lasst uns schließlich in besonderer Weise um die Erleuchtung und Führung des Heiligen Geistes beten, wenn ein neuer Nachfolger Petri gesucht und gewählt wird. Wir vertrauen weiterhin darauf, dass der auferstandene Herr sei-

ner Verheißung treu ist, immer mit seiner Kirche zu sein.“

Der Abtprimas der Benediktinischen Konföderation, Notker Wolf, betonte in einem Interview, dass von Papst Benedikt XVI. nicht nur sein Rücktritt in Erinnerung bliebe, sondern auch „seine Bemühungen, in einer fast glaubenslosen Zeit Gott wieder in das Zentrum unseres Lebens zu rücken“. Der Papst habe sich auch nach der Aufdeckung des Missbrauchs-Skandals nicht von den Medien treiben lassen, sondern konsequent gehandelt und die entsprechenden Anweisungen gegeben. Das werde genauso in Erinnerung bleiben wie seine persönlichen Gespräche mit den Betroffenen.

Im Namen aller Konferenzen von Ordensmännern und Ordensfrauen, die der Union der Europäischen Konferenzen angehören (UCESM) brachte Präsident P. Giovanni Peragine in einer Botschaft an den Papst seine tiefe Dankbarkeit zum Ausdruck. Zudem versicherte er dem Papst die Verbundenheit aller Brüder Schwestern im Gebet zu und dankte ihm für die Lehre und die Ermutigung, die der Papst in seinen „Mitteilungen und Enzykliken“ an die Ordensleute gerichtete habe, um ihr Zeugnis als Gottgeweihte zu nähren.

(sj/rb/ucesm/dok)

Benedikt XVI: Ordensleute sollen Zeichen des Widerspruchs sein

Ordensleute sind nach Worten von Papst Benedikt XVI. ein „Zeichen des Widerspruchs“ in der um Effizienz und Erfolg bemühten Gesellschaft. Sie müssten für die Kleinen, Schwachen und Minderheiten einstehen und sich für diejenigen einsetzen, die keine Stimme haben, sagte er wenige Tage vor der Ankündigung seines Rücktritts im Rahmen des Gottesdienstes am 2. Februar 2013 zum „Welttag des gottgeweihten Lebens“. Vor mehreren tausend Ordensleuten unterstrich Benedikt XVI. die herausragende Bedeutung ihres Lebensstils. Sie sollten nicht in den Chor der „Unheilspropheten einstimmen, die das Ende des gottgeweihten Lebens oder dessen Sinnlosigkeit in der heutigen Kirche proklamieren“. Stattdessen sollten sie sich um eine Vertiefung ihres Glaubens bemühen und sich immer wieder ihr persönliches Berufungserlebnis vor Augen halten.

Audienz zum 900-jährigen Jubiläum des Malteserordens

Im Rahmen einer Audienz zum 900-jährigen Jubiläum des Malteserordens am 9. Februar hat Papst Benedikt XVI. die Ordensmitglieder ermahnt, die Ordensweihe – jene der Professoren –, die das Herz des Ordens bilde, besonders zu pflegen und zu beachten: „Niemals dürfen Sie diese Ihre Wurzeln vergessen: als der selige Gerhard und seine Kameraden sich mit den Gelübden dem Dienst an den Armen weihten und das Privileg ‚Pie postulatio voluntatis‘ ihre Berufung be-

stätigte.“ Das Ablegen der drei Gelübde, das Charisma, dem sie sich verpflichteten, und die Brüderlichkeit unter den Mitgliedern unterscheidet den Orden von den anderen Einrichtungen, die sich auf internationaler Ebene in der Krankenpflege, für die Solidarität und für den menschlichen Fortschritt einsetzen, durch die christliche Grundorientierung: „Bewahren und pflegen Sie diese Ihre besondere Eigenart und handeln Sie mit erneuertem apostolischem Eifer, immer in der Haltung tiefer Übereinstimmung mit dem Lehramt der Kirche.“ Aber auch auf das geistliche Leben aller Mitglieder sei zu achten. (zenit)

Generalminister des Franziskanerordens ist neuer Präsident der Union der Generaloberen (USG)

Den aktuellen Mitteilungen der Deutschen Franziskanerprovinz entnehmen wir, dass der Generalminister des Franziskanerordens, José Rodríguez Carballo OFM, am 23. November 2012 zum Präsidenten der Union der Generaloberen (Unione Superiori Generali, USG) gewählt worden ist. Er ist damit Nachfolger von Don Pascual Chávez Villanueva SDB in diesem Amt.

Neue Büroleiterin der Religiosenkongregation

Papst Benedikt XVI. hat Dr. Daniela Leggio zur Leiterin des Büros der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens ernannt. Dies geht aus einer Mitteilung des Vatikans vom 11. Dezember hervor. (rv)

„Haus der Orden“ • Wittelsbacherring 9 • 53115 Bonn

Seine Heiligkeit
Benedikt XVI.
00120 Citta del Vaticano
VATIKAN

- vorab per Mail -

Bonn, 19. Februar 2013

Heiliger Vater,

mit Wehmut, aber auch mit großem Respekt und Verständnis haben wir Ihre Ankündigung aufgenommen, dass Sie auf das Amt des Bischofs von Rom, des Nachfolgers Petri, verzichten werden. Im Namen der katholischen Ordensgemeinschaften in Deutschland möchten wir Ihnen unsere tiefe Dankbarkeit für Ihre Hirtensorge zum Ausdruck bringen.

Wir haben stets Ihr Wohlwollen gegenüber uns Ordensleuten verspürt. Mit der Kraft Ihres Wortes und durch Ihr Lebenszeugnis sind Sie uns ein geistlicher Lehrer und prophetischer Mahner. Sie haben uns bei vielen Gelegenheiten Mut zugesprochen und uns auf das Wesen unseres Dienstes für die Welt und die Kirche hingewiesen. So werden wir z. B. Ihre programmatische Rede im Freiburger Konzerthaus in nachhaltiger Erinnerung behalten, denn Sie sprechen darin Kernfragen christlichen Lebens an. Ihre Worte haben deshalb innerhalb der Orden in Deutschland eine breite Resonanz gefunden und die selbstkritische Frage ausgelöst, wie wir als Ordenschristen unser Verhältnis zur Welt leben.

Ihr beharrliches und unmissverständliches Drängen, die Schuld des Missbrauchs Minderjähriger, die auch Mitglieder unserer Gemeinschaften auf sich geladen haben, einzugestehen und den Betroffenen Hilfe anzubieten, war und ist uns ein schmerzhafter, aber heilsamer Stachel im Fleisch. Wir versichern Ihnen, dass wir den Weg der Umkehr und Versöhnung weiter gehen wollen.

In Dankbarkeit bleiben wir Ihnen im Gebet verbunden.



Abt Hermann-Josef Kugler O. Praem
1. Vorsitzender der DOK



Sr. Miriam Altenhofen SSpS
Stellvertretende Vorsitzende

Haus der Orden
Wittelsbacherring 9
53115 Bonn

Tel. (02 28) 6 84 49 - 0
Fax (02 28) 6 84 49 - 44

info@orden.de
www.orden.de

Amtsgericht Bonn
VR Nr. 8623

Liga Bank
BLZ 750 903 00
Konto 9 02 20 23

Bank im Bistum Essen
BLZ 360 602 95
Konto 30 26 20 18

Aus der Weltkirche

Russland/Westeuropa

Eine Konferenz über „Monastische Kultur als transkonfessionelles Phänomen“ hat vom 11. bis 14. September 2012 in Vladimir und Suzdal bei Moskau stattgefunden. Dabei ging es vor allem um westeuropäische katholische und russische orthodoxe Klöster in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit den frühchristlichen Wurzeln des Mönchtums und Byzanz. Die Tagung wurde vom Deutschen Historischen Institut Moskau und dem Historischen Seminar der Universität Kiel durchgeführt. Weitere Veranstalter waren das Institut für russische Geschichte an der Russischen Akademie der Wissenschaften und der Staatliche historische Architektur- und Kunstmuseumskomplex Vladimir-Suzdal. An der Konferenz nahmen etwa 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler teil, ungefähr je zur Hälfte aus der Russischen Föderation und aus dem westlichen Ausland, zumeist Deutschland. In neun Themenblöcken ging es um Themen wie Entstehungsbedingungen und religiöse Anliegen des Mönchtums, Liturgie, Klöster in Familienstrategien der Herkunftsfamilien, Kloster als Baukörper, als Wirtschaftsfaktor, als Integrationsfaktor im städtischen Leben und im Prozess von Reichsbildungsprozessen. Ein ausführlicher Tagungsbericht findet sich auf der Historikerplattform H-Soz-u-Kult unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4621>.

Großbritannien

Der Oberste Gerichtshof in London hat dem katholischen Schulorden „Brothers of the Christian Schools“ die Mithaftung für sexuellen Missbrauch durch dessen Lehrkräfte zugewiesen. Geklagt hatte die Diözese Middlesbrough, die in einem früheren Berufungsverfahren zu hohen Entschädigungen an Pädophilieopfer einer Schule in ihrer Trägerschaft verurteilt worden war. Das Oberste Gericht befand dagegen, es sei „fair, gerecht und vernünftig“, dass auch der Orden für Vergehen seiner Angehörigen hafte. Träger der 1992 geschlossenen Schule St. Williams für verhaltensauffällige Jungen war das Bistum Middlesbrough, zahlreiche Lehrer stammten jedoch von den „Brothers of the Christian Schools“. Die Kirchenleitung erklärte in einer Stellungnahme, es gehe um das „Prinzip der Gerechtigkeit“, dass diejenigen die Last der Entschädigungen mittragen sollten, die seinerzeit für den Alltagsbetrieb der Schule verantwortlich gewesen seien.

(kna)

Vereinigte Staaten (USA)

Jedes zehnte Mitglied im neuen US-Kongress ist Absolvent einer Jesuitenschule. 11 von 100 Senatoren und 41 der 435 Abgeordneten im Repräsentantenhaus haben eine Bildungseinrichtung des Jesuitenordens besucht. Allein von der von Jesuiten geleiteten Universität Georgetown fanden sich 21 im Kongress

wieder, gefolgt von den sieben Alumni des Boston College und den fünf Absolventen der Fordham University. Neun Jesuitenzöglinge wurden laut dem Bericht 2012 in den Kongress gewählt. Zugleich ist die Zahl der Katholiken im 113. Kongress mit 163 höher als je zuvor in der Geschichte des US-Parlaments. In der vergangenen 112. Legislaturperiode waren 156 Volksvertreter katholisch.

(kna)

Belgien

Der Ex-Komplize des belgischen Kinderschänders Marc Dutroux, Michel Lelievre (41), will nach einer möglichen Freilassung in einem Kloster leben. Wie belgische Medien berichten, habe er mit der Bitte um Aufnahme mehrere Klöster angeschrieben. Bisher habe er aber nirgendwo eine Zusage erhalten. Michel Lelievre sitzt seit 1996 im Gefängnis. Er wurde 2004 zu 25 Jahren Haft verurteilt. Seit acht Jahren bemüht er sich um vorzeitige Freilassung. Lelievre folgt mit seinem Kloster-Gesuch dem Beispiel von Dutroux-Ex-Frau Michelle Martin, die seit ihrer vorzeitigen Freilassung Ende August 2012 im Klarissenkloster in Malonne bei Namur lebt. Die Schwestern hatten ihre Bereitschaft zur Aufnahme Martins erklärt.

(kna)

Großbritannien

Elf anglikanische Ordensfrauen in Südengland sind gemeinsam mit ihrer Oberin zum Katholizismus übergetreten. Die Frauen aus der „Community of St Mary the Virgin“, einem der ältesten Orden der englischen Staatskirche, wurden in Oxford feierlich in die katholische Kirche aufgenommen. Die Konvertitinnen be-

ziehen ein neues Heim; in ihrem alten Konvent bleiben 16 Frauen zurück.

Die Ordensfrauen wurden durch Ablegen des Glaubensbekenntnisses und die Firmung in die katholische Kirche aufgenommen. Sie sind jetzt dem Personalordinariat „Our Lady of Walsingham“ eingegliedert. Diese bistumsähnliche Struktur war von Papst Benedikt XVI. geschaffen worden, um anglikanischen Christen die katholische Kirchenzugehörigkeit unter Beibehaltung der anglikanischen Tradition zu ermöglichen. Solche Personalordinariate gibt es neben Großbritannien inzwischen auch in Nordamerika und Australien.

(kna)

Frankreich/Algerien

Frankreichs Staatspräsident Francois Hollande will sich für eine Aufklärung der Mönchsmorde im algerischen Kloster Tibhirine 1996 einsetzen. Französischen Medienberichten zufolge soll er das Thema bei seinem Staatsbesuch in Algerien im Dezember 2012 angesprochen haben. Opferfamilien hatten Hollande gebeten, die ordnungsgemäße polizeiliche und juristische Untersuchung der Morde bei Staatspräsident Abdelaziz Bouteflika einzufordern. Islamische Fundamentalisten hatten im März 1996 sieben Trappistenmönche aus dem Kloster im Atlasgebirge entführt. Einige Wochen später wurden sie enthauptet aufgefunden. Bis heute ist unklar, ob sie von ihren Entführern oder irrtümlich vom algerischen Militär getötet wurden. Der französische Regisseur Xavier Beauvois griff die Ereignisse 2010 in seinem vielfach preisgekrönten Film „Von Menschen und Göttern“ auf.

(kna)



Syrien

Am 15. Januar ist nach Angaben der Apostolischen Nuntiatur Syriens die erste katholische Ordensfrau Opfer des Bürgerkriegs in Syrien worden. Sr. Rima, Mitglied der im Bildungswesen tätigen „Lehrschwestern der heiligen Dorothea, Töchter der Heiligsten Herzen“, kam bei einem Bombenanschlag auf die Universität Aleppo ums Leben.

Weitere Ordensgemeinschaften leiden unter den syrischen Kriegswirren. Die Unbeschuhten Karmelitinnen in Aleppo berichten: „Als Kommunität versuchen wir, das Ganze im Glauben und in der Hoffnung durchzustehen. Wir vertrauen auf Euer Gebet, damit wir unserer Berufung treu bleiben und offen bleiben für den Ruf des Herrn.“ Die Karmelitinnen haben, obwohl die Region jetzt unter der Kontrolle der Aufständischen ist, bislang noch keine Todesopfer zu beklagen; wohl sind aber in einigen Fällen die Häuser von Verwandten zerstört worden. Mehrere Freunde der Kommunität sind jedoch bei den Angriffen ums Leben gekommen.

Auch der Jesuit und chaldäisch-katholische Bischof der Stadt Aleppo berichtet bei seinem Besuch in Rom von der Kriegsregion: „Wir haben in Aleppo die Sicherheit in der Stadt eingebüßt - und damit alles verloren. Jeder ist jetzt in der Stadt arm geworden, Aleppo ist gar nicht mehr wiederzuerkennen. Es war mal eine sehr schöne, gut organisierte und zivilisierte Stadt. Als Caritas-Vorsitzender versuche ich, all diesen verarmten Familien zu helfen, den Kindern vor allem, damit sie weiter zur Schule gehen können und etwas zum Anziehen haben.“ (rv/communicationes/div)

Libyen

Nach Drohungen und Restriktionen durch Islamisten verlassen mehrere Ordensgemeinschaften die Kyrenaika, die Ostregion Libyens. Im Vorfeld einer für den 20. Februar angekündigten Großdemonstrationen hätten die Schwestern von der Heiligen Familie ihre Niederlassung in Derna sowie Franziskaner-schwestern ihr Haus in Barce verlassen, meldet der vatikanische Pressedienst Fides. Auch ein Ordenshaus in Beida werde schließen. Zudem solle ein polnischer Salesianerpater nach Misshandlungen durch Fundamentalisten aus Derna fortgehen. Der Apostolische Vikar von Tripolis, Giovanni Innocenzo Martinelli, hatte die Ordensleute im Osten des Landes aufgefordert, sich in Sicherheit zu bringen. Die Kirche ist in der Region insbesondere im Erziehungs- und Sozialbereich tätig.

Während die Situation in der Hauptstadt Tripolis „einigermaßen ruhig“ sei, werde sie in der Kyrenaika zunehmend kritischer, so Martinelli. Der Abzug der Ordensleute bedeute nicht, dass die Kirche sich ganz und für immer zurückziehe, denn sie können die Christen, die vor Ort blieben, nicht im Stich lassen. Die Kirche werde außer in der Hauptstadt weiterhin in Bengasi mit zwei Ordensniederlassung, mit einer kleinen Gemeinschaft in Tobruk sowie mit einer Kommunität indischer Schwestern in Beida vertreten bleiben. (fides)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Zur Neuen Provinzoberin der Steyler Missionsschwestern ist *Sr. Anna-Maria Kofler SSpS* ernannt worden. Die bisherige Formationsleiterin ihrer Gemeinschaft und Vorsitzende der DOK-Arbeitsgemeinschaft der Formationsleiterinnen hat das Amt am 16. Februar 2013 von Sr. Miriam Altenhofen übernommen, die damit auch aus dem Amt als stellvertretende Vorsitzende der DOK ausgeschieden ist. Dieses Amt hatte Sr. Miriam seit 2010 inne, zuvor war sie seit der Gründung im Jahr 2006 Mitglied des erweiterten Vorstands der DOK.

Neuer Provinzial der Herz-Jesu-Provinz der Pallottiner ist *P. Helmut Scharler SAC*. Seine dreijährige Amtszeit hat am 2. Februar 2013 begonnen. Er löst in diesem Amt P. Hans-Peter Becker SAC ab.

Das Provinzkapitel der Schwestern vom Heiligen Kreuz (Provinzialat Altötting) hat *Sr. Chiara Hoheneder* zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie wird das Amt am 1. Mai von Sr. Hedwig Cichy übernehmen.

Die Amtszeit von *Sr. Christel Peters RSCJ* als Provinzoberin der Ordensprovinz Zentraleuropa der Ordensfrauen vom Heiligen Herzen Jesu (Sacré Coeur) ist um ein drittes Mandat verlängert worden.

Nach Wahl durch den Konvent, Dispens durch die Religiosenkongregation sowie Freistellung durch die Kongregation der Franziskanerinnen von Thuine wurde Sr. M. Uto Brockschmidt am 2. Februar 2013 von Bischof Dr. Franz-Josef Bode erneut als Oberin des Konventes der Ursulinen in Osnabrück für drei Jahre eingesetzt.

Der aus Bad Reichenhall stammende *P. Korbinian Birnbacher OSB* ist am 30. Januar 2013 zum Erzabt der Benediktinerabtei St. Peter in Salzburg gewählt worden. Die Abtsbenediktion in der Stiftskirche durch Erzbischof Dr. Alois Kothgasser SDB ist für den 21. April geplant.

Am 14. Januar 2013 hat der Generalobere der Oblaten M.I. mit Sitz in Rom, *P. Stefan Obergfell OMI* für eine Amtszeit von drei Jahren zum neuen Provinzial der Mitteleuropäischen Provinz ernannt. Er wird das Amt am 21. Mai antreten. P. Obergfell (52) stammt aus Brigachtal-Klengen im Schwarzwald. Der gelernte Drucker trat 1991 in die Ordensgemeinschaft ein und wurde 1999 zum Priester geweiht. Er war in der Jugend- und Schulseelsorge tätig und leitete verschiedene Häuser der Oblaten in Deutschland. P. Obergfell folgt als Provinzoberer auf P. Dr. Thomas Klosterkamp OMI (47), der als Provinzi-



al zunächst die Deutsche und dann die Mitteleuropäische Provinz der Ordensgemeinschaft zehn Jahre lang geleitet hat. Er ist seit der Gründung im Jahr 2006 Mitglied des erweiterten Vorstands der DOK.

Das Provinzkapitel der Missionare von der Heiligen Familie hat am 9. Januar 2013 P. *Dieter Knoche MSF* für eine weitere Amtszeit zum Provinzial gewählt. Die neue dreijährige Amtszeit beginnt am 1. März 2013.

Die Zisterzienser des Klosters Langwaden haben am 2. Januar 2013 erstmals einen Prior gewählt. Die Wahl fiel auf den bisherigen ernannten *Prior P. Bruno Robeck OCist* und ist Ausdruck der damit erreichten kirchenrechtlichen Selbständigkeit. P. Bruno studierte Theologie in Einsiedeln (Schweiz) und an der PTH Benediktbeuren. 1994 legte er die Ewigen Gelübde ab und wurde 1998 zum Priester geweiht. Bis zu seiner Ernennung zum Prior im Jahr 2004 war Pater Bruno als Gästepater tätig und hielt vor allem Einkehrtage für Gruppen und Einzelexerziten.

Die Niederdeutsche und Oberdeutsche Provinz der Karmeliten haben sich am 1. Januar 2013 zur „Deutschen Provinz der Karmeliten“ zusammengeschlossen. Generalprior P. Fernando Millán Romeral O.Carm. hat den bisherigen Provinzial der Oberdeutschen Ordensprovinz, P. *Dieter Lankes O.Carm.*, zum ersten Provinzial der neuen Provinz bis zum ersten Provinzkapitel in der Pfingstwoche 2015 ernannt. Die Provinz steht unter dem Patronat des seligen Titus Brandsma. (O.Carm.)

Im Rahmen der Provinzwahlen in der Provinz der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau am 27. bis 30. Dezember 2012 in München wurde Sr. M. Charlotte Oerthel als Provinzoberin wiedergewählt. Die neue Amtszeit beginnt am 1. August 2013.

Am 12. Dezember 2012 fand in der Hegge-Gemeinschaft turnusgemäß die Wahl der Oberin statt. *Frau Dipl. Theol. Lic. Theol. Dorothea Mann* wurde dabei für sechs weitere Jahre im Amt bestätigt.

Am 8. Dezember 2012 wurde Sr. M. *Lioba Zezulka* aus dem Kloster Zangberg vom Ordensreferenten der Erzdiözese München-Freising, Prälat Lorenz Kastenhofer, als Oberin der Schwestern von der Heimsuchung Mariä in Beuerberg eingeführt. Die Ernennung per Dekret durch die Religiosenkongregation erfolgte am 8. November. Sr. M. Lioba hat ihren Hauptsitz weiterhin im Kloster Zangberg.

Die Schwestern von der Heimsuchung Mariä des Klosters Oberroning (Salesianerinnen) haben am 4. Dezember 2012 Sr. M. *Michaela Stanglmeier* zur neuen Oberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. M. Alberta Winzinger OVM.

Die Delegierten des europäischen Ordensbezirkes der Spiritaner haben Ende November 2012 in Brüssel den Nigerianer P. *Emeka Nzeadibe CSSp* zum neuen Ordensoberen gewählt. P. Nzeadibe, geboren 1974 in Nguru in Nigeria, lebt seit 2004 in Deutschland. Zuvor hatte er sein Philosophiestudium in Nigeria beendet und dann das Theologiestudium in Frankreich fortgesetzt. Nzeadibe ge-

hört bislang zur Spiritanerkommunität in Rostock. Er war zunächst in der Christusgemeinde in Rostock tätig. 2009 ernannte ihn der Hamburger Erzbischof Dr. Werner Thissen zum Landesjugendseelsorger für Mecklenburg und zum Studentenseelsorger für die Katholische Studentengemeinde (KSG) an der Universität Rostock. Der Sitz des Provinzialats der Spiritaner ist Brüssel. (kontinente.de)

Sr. Teresia Ancilla Wissling OCD ist am 21. November 2012 für eine weitere Amtszeit als Priorin des Karmel Maria vom Frieden (Köln) wiedergewählt worden.

Die Generalleitung der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz hat *Sr. Benedicta-Maria Kramer* für weitere drei Jahre als Provinzoberin der Provinz Baden-Württemberg (Kloster Hegne) ernannt. Amtsbeginn war der 31. Oktober 2012.

Jeremias Schröder OSB, bislang Erzabt von St. Ottilien und damit zugleich Präses der Kongregation von St. Ottilien, ist für acht Jahre zum Abtpräses der Kongregation gewählt worden. Das Amt des Erzabtes und das des Präses sind seit dieser Wahl getrennt.

Zu seinem Nachfolger als Erzabt haben die Mitbrüder aus St. Ottilien am 17. Dezember 2012 *P. Wolfgang Öxler OSB*, gewählt. Öxler, geboren 1957 in Dillingen, gehört seit 1979 den Missionsbenediktinern von St. Ottilien an und erhielt 1988 die Priesterweihe. Anschließend war er als Lehrer und Präfekt am Gymnasium und im Internat von St. Ottilien tätig und wechselte als Kursleiter 1991 an das dortige Exerziti-

enhaus. Im Jahr 2011 übernahm er die Leitung der Gemeinschaft auf dem Jakobsberg bei Bingen. Die Abtsweihe fand am 20. Januar 2013 statt.

Im Rahmen des Generalkapitels der Benediktinerkongregation von der Verkündigung BMV vom 25. September bis 5. Oktober 2012 in Assisi ist Abtpräses Ansgar Schmidt OSB für sechs Jahre wiedergewählt worden.

Bereits am 21. September 2012 haben die 235 Teilnehmer des gesamtbenediktinischen Äbtekongresses Abtprimas *Dr. Notker Wolf OSB (72)* für eine weitere Amtszeit von vier Jahren wiedergewählt. Er hat das Amt seit dem Jahr 2000 inne und war zuvor Erzabt von St. Ottilien.

Die Generaloberin der Missions- und Anbetungsschwestern von der Heiligen Familie (Sitz des Generalats: Kriens/Schweiz) hat *Sr. Marie-Claire Schilling* am 29. Oktober 2012 zur neuen Oberin der deutschen Niederlassung der Gemeinschaft in Mainz ernannt. Sr. Marie-Claire tritt die Nachfolge von Sr. Edwina Griebel an.

Sr. M. Cordula Hofmann ist am 25. Oktober 2012 zur Generaloberin der Kreszentia-Schwestern (München) wiedergewählt worden.

Priesterbruderschaft St. Petrus ist neues DOK-Mitglied

Neues Mitglied der DOK ist die Priesterbruderschaft St. Petrus – Deutschsprachiger Distrikt. Sitz des Distriktsoberen ist Opfenbach-Wigratzbad im Allgäu;



amtierender Distriktoberer ist *P. Axel Maußen FSSP*. Der Vorstand der DOK hat den Aufnahmeantrag im Rahmen seiner Sitzung am 16. Januar 2013 satzungsgemäß bestätigt. Die Priesterbruderschaft St. Petrus hat in Deutschland derzeit 34 Mitglieder.

Aus der Koordinierungskonferenz zwischen DBK und DOK

Am 11. Dezember 2012 fand im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz die reguläre Sitzung der Koordinierungskonferenz zwischen DBK und DOK statt. Bei dem Meinungs- und Informationsaustausch ging es u. a.

- um aktuelle Problemstellungen der Orden mit den Vorgaben der DBK zur Übernahme der Grundordnung.
- Beim gemeinsamen Rückblick auf die Tagung des Dialogprozesses im Herbst in Hannover wurde unterstrichen, dass einerseits die drängenden Fragen in unserer Kirche intensiv besprochen wurden, andererseits das eigentliche Thema, „die Zivilisation der Liebe“ hätte mehr vertieft werden können. Die Ordensvertreter berichteten, dass sich die DOK noch mit „Selbstverpflichtungen“ befassen werde, die die in Hannover anwesenden Ordensleute dort abgegeben haben.
- Ein weiteres Thema war eine Vereinbarung mit den Bundesministerien Jugend und Familie, Justiz und Bildung bezüglich der Errichtung eines Hilfesystems für Missbrauchsopfer und einer Clearingstelle entsprechend den Ergebnissen des Runden Tisches.
- Im Blick auf das Konzilsjubiläum werden im Auftrag sowohl der DBK-Kommission „für Geistliche Berufe und kirchliche Dienste“ als auch der

DOK spezifische Konzilstexte „neu“ gelesen und auf ihre heutige Bedeutung hin reflektiert. Eine gemeinsame Publikation ist in Planung. Veranstaltungen zu diesem Thema sind seitens des Arbeitskreises Ordenstheologie und RUACH in Vorbereitung.

Sexueller Missbrauch Minderjähriger: Gemeinsamer Beraterstab eingesetzt

Einen gemeinsamen Beraterstab für Fälle sexuellen Missbrauchs haben die Höheren Oberen des sogenannten „Münchner Kreises“ für ihre Gemeinschaften eingerichtet. Die Oberen setzen damit Punkt 7 der für Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts aktuell gültigen Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger um und nutzen die Möglichkeit, sich bezüglich eines darin geforderten Beraterstabes zusammenzuschließen.

Karmelitinnen ziehen um

Die Karmelitinnen aus dem westfälischen Dorsten-Lembeck ziehen nach Hannover. Voraussichtlich im Herbst werden die 13 Ordensfrauen den Karmel Sankt Michael im Bistum Münster verlassen und das Kloster am Mittellandkanal beziehen. Sie lösen fünf polnische Karmelitinnen ab, die Hannover verlassen wollen. Als einen der Gründe für den Umzug nannte die Priorin, Schwester Teresa Benedicta, die steigenden Heizkosten in dem alten Lembecker Klostergebäude. Die Räumlichkeiten in Hannover seien kleiner, mit ausreichend Gruppenräumen ausgestattet und damit besser nutzbar als in Lembeck. Der Karmelitinnenkonvent war bereits vor 14

Jahren einmal umgezogen: Im Jahr 1998 kamen die Schwestern aus Bonn-Pützchen. Ihr dortiges Zuhause war ihnen zu groß geworden. Nun zieht es die inzwischen 13 Frauen wieder weiter an die Leine.

Karmelzelle in Hamburg baut neues Gästehaus

Die 1999 vom Karmel Hainburg aus gegründete Karmelzelle „von der Menschwerdung“ in Hamburg baut neben dem Kloster ein neues Gästehaus. Angesichts von bis zu 150 Besuchern im Monat sei dieser Bedarf gegeben, berichtet die Katholische Nachrichtenagentur. Das mit Mitteln des Erzbistums Hamburg und mit Spendenmitteln finanzierte Gästehaus soll im Sommer 2013 fertig sein.

Drei kontemplative Klöster aufgelöst

Drei kontemplative Klöster sind in den vergangenen Monaten in Deutschland aufgelöst worden. Die letzten vier Schwestern des Karmels „Mutter vom Guten Rat“ (O.Carm.), der 1961 in Duisburg gegründet worden ist, waren bereits im Jahr 2002 in das Mutterhaus der Elisabeth-Schwestern in Essen-Schuir umgezogen. Nach dem Tod der letzten Priorin Sr. M. Carmela Wassenberg O.Carm. im vergangenen Sommer lebt mit Sr. Baptista Melten nur noch eine der Duisburger Schwestern. Ebenfalls aufgelöst wurde im vergangenen Jahr der Tübinger Karmel (OCD). Das Dekret der Religiösenkongregation für die Auflösung trägt das Datum vom 22. Mai 2012. Auch das Klarissenkloster in Köln Kalk ist offiziell aufgelöst worden. Die letzten Schwestern werden von an-

deren Konventen aufgenommen; die letzte Äbtissin Benedicta Vögler geht nach Kevelaer.

Kloster-Neugründung in Hagen

In Hagen ist ein neues Kloster eröffnet worden. Ein Konvent indischer Unbeschuhter Karmeliten bezog das leer stehende Pfarrhaus der Gemeinde Heilig Geist in Hagen-Ernst. Vier Patres werden im neuen St. Edith-Stein-Kloster leben und im Erzbistum Paderborn die Seelsorge unterstützen. Der Paderborner Weihbischof Matthias König bezeichnete das Kloster als „ein wahres Geschenk in der heutigen Zeit“. Das Gebetsleben im Kloster sei besonders in einer säkularer werdenden Gesellschaft unverzichtbar. Neben der Seelsorge-Tätigkeit wollten die Patres auch für Außenstehende ein regelmäßiges spirituelles Angebot entwickeln, darunter Einzelgespräche und die Teilnahme am Stundengebet. (kna)

Abtei-Umbau in Siegburg

Das Kölner Architekturbüro Meyer Schmitz-Morkramer hat den Wettbewerb für die Sanierung und Erweiterung der Abtei Michaelsberg in Siegburg gewonnen. Auf dem bisherigen Parkplatz 17 Meter unterhalb des Klosters soll ein Neubau für ein Restaurant und Tagungsräume für das Katholisch-Soziale Institut des Erzbistums Köln (KSI) entstehen. Die Benediktiner hatten die Abtei 2011 nach knapp 950 Jahren wechselvoller Geschichte aus personellen und finanziellen Gründen verlassen. Das Erzbistum Köln plant das Katholisch-Soziale Institut (KSI) aus Bad



Honnef in die Gebäude des Klosters zu verlegen und möchte dort zudem einen Konvent mit sechs indischen Unbeschuhten Karmeliten (OCD) errichten. Laut Erzbistum Köln sollen die Bauarbeiten 2014 beginnen. Derzeit werde mit Kosten in Höhe von 40 Millionen Euro gerechnet. In dem Komplex ist auch das Edith-Stein-Exerzitienhaus der Erzdiözese untergebracht. (kna)

Molkereirechtsstreit in Andechs

Das Benediktinerkloster Andechs hat seine kritische Haltung gegenüber der ortsansässigen Molkerei Scheitz verteidigt. Das Kloster ist darüber besorgt, dass die Molkerei den Namen „Andechs“ verwendet. Durch den Einfluss des Lebensmittel-Konzerns Bongrain bestehe die Gefahr, dass die ortsansässigen Landwirte der Region mit einem noch härteren Preis- und Existenzkampf konfrontiert werden. Laut Stellungnahme des Klosters produziert die Molkerei schon jetzt zu einem erheblichen Teil im Ausland. Dies könnte darauf hindeuten, dass Scheitz zu einem Logistikzentrum über überregionale und ausländische Produkte umstrukturiert werden solle. Zudem befürchtet das Kloster, dass bei einem eventuellen Verkauf von Scheitz an einen Großkonzern, Ortsfremde mit dem Namen Andechs, der eng mit der klösterlichen Tradition verbunden sei, werben würden. Dies würde mit Produkten geschehen, die weder in Andechs hergestellt noch auf eine solche Tradition zurückzuführen wären, für die das Kloster seit Jahrhunderten mit seinem guten Namen stehe. Das Landgericht München 1 hatte im Februar 2012 entschieden, dass

die Molkerei sich Namensrechte anmaße, die sie nicht besitze. Für das Wort „Andechser“, das Scheitz auf Produkten exklusiv führen wollte, besteht danach kein Markenschutz. Gegen dieses Urteil legte die Molkerei jedoch Berufung ein. (kna)

Einladung an Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar: zweiten Standort in Berlin eröffnen

Die Erzdiözese Berlin treibt ihre Pläne für eine eigene katholisch-theologische Fakultät in der Hauptstadt voran. Wie eine Sprecherin des Erzbistums Anfang Februar bestätigte, hat Kardinal Rainer Maria Woelki die Philosophisch-Theologische Hochschule in Vallendar bei Koblenz (PTHV) eingeladen, einen zweiten Standort in Berlin zu eröffnen. Dort werde der Antrag derzeit „wohlwollend geprüft“, einen Zeitplan sowie Pläne zur Größe seien aber derzeit noch nicht klar. „Wir werden zunächst überprüfen, was dieses Angebot personell und finanziell für uns bedeutet“, sagte der Rektor der PTHV, Paul Rheinbay SAC, auf Anfrage der Katholischen Nachrichten-Agentur. Bei der Ausarbeitung eines Konzepts werde es keinen „Zeitdruck“ geben. Die Hochschule in Vallendar wird gemeinsam von den Pallottinern und den Waldbreitbacher Franziskanerinnen getragen und hat den Status einer freien Universität. Woelki hat wiederholt betont, dass er die katholische Theologie in Berlin verstärken wolle. Das Fach ist seit 1957 im „Seminar für katholische Theologie“ an der Freien Universität vertreten. An der Humboldt-Universität gibt es zudem seit 2005 im Rahmen der Evangelischen Fakultät eine Guardini-

Stiftungsprofessur für Religionsphilosophie und Katholische Weltanschauung. Weitere Lehrangebote macht die Katholische Hochschule für Sozialwesen in Karlshorst. (kna)

ZDF-Film über Schwester Isa Vermehren

Das ZDF hat das Leben der Ordensfrau Isa Vermehren (1918-2009) verfilmt. Die Rolle der ehemaligen Kabarettistin und späteren Ordensschwester spielt Nadja Uhl. Vermehren wuchs in einem protestantischen Elternhaus in Lübeck auf und führte ein bewegtes Leben: Anfang der 1930er Jahre trat sie gegen den Willen ihrer Eltern (Iris Berben, Friedrich von Thun) in Berlin in Werner Fincks Kabarett „Die Katakombe“ auf, das 1935 von den Nationalsozialisten verboten wurde. 1938 konvertierte Vermehren zum Katholizismus. 1944 wurden sie und weitere Familienmitglieder in ein Konzentrationslager verschleppt, nachdem der jüngere Bruder Erich (Max von Thun) auf die Seite der Alliierten gewechselt war. 1946 veröffentlichte Vermehren das Buch „Reise durch den letzten Akt“, in dem sie über ihre Erfahrungen in den Vernichtungslagern von Ravensbrück, Buchenwald und Dachau berichtete. Nach dem Krieg trat sie in die Gemeinschaft der Ordensfrauen vom Heiligen Herzen Jesu (Sacré Coeur) ein, wo sie vor allem als Pädagogin arbeitete. Von 1969 bis 1983 war sie Direktorin des katholischen Hamburger Gymnasiums „Sophie-Barat-Schule“. Dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) gehörte sie von 1979 bis 1987 an. Zwischen 1986 und 1998 war sie Sprecherin des „Wortes zum Sonntag“. Für ihr publizistisches Lebenswerk

erhielt sie den „Deutschen Predigtpreis 2003“. Sr. Vermehren starb 2009 in Bonn im Alter von 91 Jahren. Der Fernsehfilm „Ein weites Herz“ von Regisseur Thomas Berger soll – so die Planungen des ZDF bei Redaktionsschluss – am Ostermontag um 20.15 Uhr gezeigt werden. (kna/div)

Filmische Gottessuche

Der Filmemacher Hans-Gunther Kaufmann arbeitet an einem Kinofilm über Mönche und Nonnen. Mit der Kamera will er versuchen einzufangen, wie Ordensleute ihre Sehnsucht nach Gott leben. Dafür drehte der 69-Jährige in der Abtei Sankt Ottilien, im Kloster Rabanal am spanischen Jakobsweg und in der Benediktinerinnenabtei in Eibingen. Dem Filmemacher geht es darum, Bilder aufzunehmen, die die Regel des heiligen Benedikt illustrieren und in die Gegenwart holen. Dabei will er einzelne Mönche und Nonnen auf ihrer „Suche nach dem Ganzen“ begleiten. Die Zuschauer sollen so einen Einblick in das monastische Leben erhalten. Dazu kommen Eindrücke von der Arbeit der Ordensleute sowie Naturaufnahmen. Am meisten habe ihn an dem Filmprojekt gereizt, das eigentlich Paradoxe und Unsichtbare über Bild und Ton sichtbar zu machen, so Kaufmann. (kna)



... Neue Bücher

Spuren. Essays zu Kultur und Glaube

St. Ottilien, EOS-Verlag.

Gut gemachte und schön gestaltete Bücher verdienen besondere Aufmerksamkeit. Das gilt auch für die hier anzuzeigende Reihe „Spuren“ aus dem EOS-Verlag der Benediktinerabtei St. Ottilien. Zuerst einmal fallen die monochromen Buchumschläge auf: dunkel- und hellblau, rot, ins Orange changierend, grün und wieder rot, diesmal weinrot. Die markante Farbgebung der Reihe kommt jedoch keineswegs plakativ daher, sondern – ganz im Gegenteil – mit Understatement. Das ist Meinrad Dufner OSB zu verdanken. Der Benediktiner aus der Abtei Münsterschwarzach hat die Buchumschläge künstlerisch gestaltet. Seine Arbeiten tragen die Titel „spuren I“ bis „spuren VI“. „Spuren“ will auch die gesamte, von Joachim Hake (Katholische Akademie Berlin) und Elmar Salmann OSB (Benediktinerabtei Gerleve) verantwortete Reihe erkunden. Programmatisch heißt es dazu im Klappentext: „Christliche Zentralmotive und Lebenshaltungen werden lesbar als Spuren eines verborgenen Reichtums christlicher Lebenskunst und Weltinterpretation.“ Die 2008 ins Leben gerufene Bibliothek versammelt „Essays zu Kultur und Glaube“ – so annonciert es auch der Untertitel der Reihe. Indem die Herausgeber der „Spuren“ bewusst und ausdrücklich auf die literarische Form des Essays setzen, markieren sie eine doppelte Alternative: zur wissenschaftlichen Studie auf der einen, und in Abgrenzung zum umsatzträchtigen Mainstreamspiritualitätsramsches auf der anderen Seite. Inhaltlich sucht man über die essayistische Akzentsetzung an zu Unrecht übersehene, marginalisierte oder völlig vergessene kulturelle Dimensionen des Christentums zu erinnern. In diesem Sinne gilt: „Christentum ist Kulturarbeit“ (Bd. 6, S. 191). Joachim Hake hat in seinem, dem jüngsten Band der Reihe – „Loben“ – dem Essay gemeinsam mit E. Salmann mit einem „Plädoyer für eine vernachlässigte theologische Form“ (Bd. 6, S. 253-261) ein



Bd. 1 Corona Bamberg
Askese. Faszination und
Zumutung.
2008. – 220 S.
ISBN 978-3-8306-7329-3.
EUR 14.80.

Bd. 2 Gottfried Bachl
Eucharistie. Macht und Lust
des Verzehrens.
2008. – 195 S.
ISBN 978-3-8306-7332-3.
EUR 14.80.

kleines Denkmal gesetzt. Der Text skizziert die Gattung im Kontext der Glaubenstradierung wie folgt: „Seine im routinisierten Staunen gegründete Subjektivität, sein ebenso ernster wie spielerischer Umgang mit den Motiven der Überlieferung, der nüchterne Wille zur Form und die Akzeptanz der Endlichkeit sowie die Sorgfalt und Skepsis im Umgang mit der Sprache machen den Essay zu einer eigensinnigen Form christlicher Überlieferungsgeschichte.“ (Bd. 6, S. 253). Zentral ist hier m.E. das Stichwort „Stauen“, das die zu ganz unterschiedlichen Anlässen entstandenen und an verschiedensten Orten erstveröffentlichten Texte Hakes wie ein *cantus firmus* durchzieht (vgl. Bd. 6, S. 26, 159, 253 u.ö.).

Allen inzwischen sechs publizierten Bänden ist ihr spiritueller Fokus gemeinsam. In ihrer luziden Rezension zu Elmar Salmanns „Geistesgegenwart“ hat Elisabeth Thérèse Winter dies gültig auf den Punkt gebracht: „Es geht (...) um eine Theologie, die sich auf Lebenserfahrung gründet, die zu einer bestimmten Lebensgestaltung führt.“ (Ordenskorrespondenz 53 [2012], 252-253, hier 252.)

Schon Titel und Thema des Essays von Corona Bamberg OSB (Benediktinerinnenabtei Herstelle) lassen aufhorchen, gehört doch die Auseinandersetzung mit dem Topos „Askese“ nicht unbedingt zu den heute priorisierten theologischen Projekten. Viele (ehemalige) Kirchgänger erinnert der Begriff zu sehr noch an eine moralinsaure, leibfeindliche oder weltflüchtige Verkündigung vergangener Tage, als dass er (s)eine befreiende Kraft entfalten könnte. „Un- gleichzeitig“ dazu ist in der kulturfeuilletonistischen Öffentlichkeit so etwas wie eine neue „Lust“ (Bd. 1, S. 57) an Askese zu konstatieren. Bamberg formuliert vor diesem Hintergrund die Chance, die einer christlich gegründeten asketischen Lebensgestalt innewohnen kann, als Paradox: Gerade weil eine Haltung der Askese „nicht nur sich selbst beobachtet“ (Bd. 1, S. 163), entfacht sie Leidenschaft für den Anderen, den ganz Anderen: Gott. Sie leitet an, „leidenschaftlich gelassen zu werden. So hilft sie, auf dem irdischen Pilgerweg ‚apatheia‘ zu erringen, *nach Meister Eckhart ein brennendes Gemüt, in dem doch eine ungetrübte schweigende Stille herrscht.*“ (Bd. 1, S. 164)

An genau diesen Gedanken einer leidenschaftlichen Gelassenheit schließt das kluge Buch des heute in Stockholm tätigen Theologen Dominik Terstriep SJ an. In Auseinandersetzung mit klassischen Denkern wie Michel de Montaigne und Friederich Hölderlin, mit Literaten wie Fernando Pessoa und Georges Bernanos, mit geistlichen Schriftstellern wie Meister Eckhart und Ignatius von Loyola, mit Naturwissenschaftlern, Moralisten und literarischen Figuren spürt der Jesuit der Pluralität nach: „Wie hält man es mit dem Vielen aus, mit einer Unzahl von Informationen, Ansprüchen, Wahrheiten und Optionen? Indif-

Bd. 3 Dominik Terstriep
Indifferenz. Von Kühle und Leidenschaft des Gleichgültigen.
2009. – 263 S.
ISBN 978-3-8306-7387-3.
EUR 18.50.

Bd. 4 Elmar Salmann
Geistesgegenwart. Figuren und Formen des Lebens.
2010. – 187 S.
ISBN 978-3-8306-7430-6.
EUR 19.80.

Bd. 5 Alex Stock
Andacht. Zur poetischen Theologie von Huub Oosterhuis.
2011. – 213 S.
ISBN 978-3-8306-7503-7.
EUR 19.80.

Bd. 6 Joachim Hake
Loben. Vom Warten, Lesen und Bewundern.
2012. – 263 S.
ISBN 978-3-8306-7561-7.
EUR 19.80.

ferenz reagiert auf das Viele: strategisch als kühles Spähen, kalt als unempfindliche Gleichgültigkeit, menschlich-geistlich als gastfreundliche Offenheit, leidenschaftlich als Wahl des als richtig Erkannten.“ (Bd. 3, S. 8) Terstriep gelingt dies im Ton und in der Haltung einer nichtdefinitiven „Schwebelage“ (Bd. 3, S. 9), die möglicherweise als typisch essayistisch zu bezeichnen wäre. Inhaltlich habe ich gelernt, vor allem in Kapitel VIII über den Gründer der Gesellschaft Jesu, dass Indifferenz ganz wesentlich zur ignatianischen Spiritualität gehört (vgl. „Warum nicht?“: Bd. 3, S. 103-121).

In einen ähnlichen Spannungsbogen führt auch die Reflexion des emeritierten Salzburger Dogmatikers Gottfried Bachl ein. Und das, obwohl sein Text über das christliche Essen auch als Gegenstück zu Bambergs Einlassungen gelesen werden könnte. So ist es bei Bachl jedoch nicht gemeint. Sein Essay zur Eucharistie beschreitet einen anderen gedanklichen Weg. Er geht von der – eigentlich naheliegenden, in vielen theologischen Traktaten jedoch stillschweigend unterschlagenen – Einsicht aus, dass in der Eucharistie verzehrt und einverleibt wird. Das sind gewalttätige Vorgänge. Und erst inmitten dieser Gewalten von Verschlingen und Verzehren wird – so eine der zentralen „Vermutungen“ (Bd. 2, S. 161) Bachls – die Eucharistie als Sakrament der Rettung verständlich und wirksam.

Mein letztes Wort gilt dem Beitrag des Kölner Theologen Alex Stock. Sein Buch zur poetischen Theologie des niederländischen Priesters, Theologen und Dichters Huub Oosterhuis ist mein persönlicher Favorit in der „Spuren“-Reihe. Stock hat mit der vorliegenden Veröffentlichung seiner vielbändigen „Poetischen Dogmatik“ (Paderborn, 1995ff.) einen kleinen Begleiter zur Seite gestellt. So wie er schon im Projekt der Poetischen Dogmatik Liturgie und Kultur als *loci theologici* deutete, tut er es nun mit den Liedern, Liturgien, Gebeten und Litaneien Oosterhuis'. Stock würdigt das beeindruckende Werk des niederländischen Theologen in ebenso beeindruckender Weise als eine Spiritualität des Alltags, wenn er den Begriff der „Andacht“, der sowohl seinem Band als auch einer Sammlung Oosterhuis'scher Texte – „*Aandachtig* liedboek“ (Baarn 1983) den Titel gibt, wie folgt deutet: „*Aandacht* hat im heutigen Niederländisch den durchaus weltlichen Sinn von Aufmerksamkeit, Achtung; *Aandacht!* kann an der Straße stehen.“ (Bd. 5, S. 13f.) Ihren tieferen Grund hat diese alltagsrelevante Andachtsspiritualität im Horchen auf die Worte der Schrift – vornehmlich der Psalmen –, kurz: im Andenken an Gott. In diesem Sinne ist Andacht nichts anderes als ein Staunen, ist „Ausruf der Verwunderung“, wie Oosterhuis an anderer Stelle autobiographisch (vgl. Wir alle zusammen. „Menschen guten Willens“ [Lk 2,14], in: Wort und Antwort 47 (2006), 40-43, hier 43) einmal bemerkt hat. Im Sinne des *Erfahrens* und des *Stauens*, als *Paradox* und *Schwebelage*, in Gestalt der *Andacht* und der *Vermutung* wollen Haltungen eingeübt werden. Daran ist der Autorin und den Autoren der „Spuren“ gelegen.

Ulrich Engel OP

Barbara Schmitz

Geschichte Israels

Paderborn: Schöningh, 2011. – 184 S. – (UTB; Bd. 3547)

Mit ihrer „Geschichte Israels“ hat Barbara Schmitz ein Werk vorgelegt, das mehr bietet, als es der Titel verspricht. Die Professorin für Altes Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Würzburg verbindet darin zwei Aspekte miteinander, die Darstellung der Geschichte Israels, also der Historie, und die der (biblischen) Geschichten über die Geschichte Israels, die ihrerseits als Erinnerungen wieder historisch zu verorten sind. Das führt zu einer interessanten Anordnung der herkömmlichen Epochen der Geschichte Israels, die Schmitz in ihren hermeneutischen Überlegungen zur Einführung in das Buch wie folgt begründet: „Da die Exils- und Perserzeit ein wichtiger Kristallisationspunkt für die biblische Überlieferung ist, schildert die vorliegende Darstellung der Geschichte Israels die Ereignisse nicht in der üblichen linearen Weise und damit eben nicht in der Logik des Zeitstrahls, sondern denkt von den Orten und Kristallisationspunkten, die in entscheidender Weise die Literaturproduktion bedingt haben.“ (S. 10f.) Die Darstellung beginnt dementsprechend mit dem Babylonischen Exil und der Perserzeit (2. Kapitel, S. 16-62), blickt anschließend zurück auf die Königszeit Israels und Judas ab der sog. Reichsteilung (4. Kapitel, S. 70-119), fragt erst dann auf die Frühzeit zurück (6. Kapitel, S. 124-156), um abschließend mit einem bewusst ganz kurzen und marginalen Ausblick auf die Geschichte Israels in hellenistisch-römischer Zeit zu enden (8. Kapitel, S. 159-161). In dieses Raster sind literarhistorische Fragen zur Entstehung der Geschichtswerke des Alten Testaments eingestellt: Kap. 3, Die Entstehung des Pentateuchs. Literarische Verarbeitungen in der Exils- und Perserzeit (6.-4. Jh. v. Chr.), S. 63-69; Kap. 5, Die Entstehung des „Jerusalemers Geschichtswerk“ und anderer Textüberlieferungen (8.-7. Jh. v. Chr.), S. 120-123; sowie Kap. 7, Die Entstehung erster Erzählkränze (vor 700 v. Chr.), S. 157f.

Die Darstellung ist gediegen, teilweise einfach, da das Buch für Studienanfänger viele Sachverhalte elementarisiert, eignet sich aber bestens für alle, die ihre vielleicht schon vor mehreren Jahrzehnten erworbenen Kenntnisse in Bezug auf die Geschichte Israels und die Entstehung der alttestamentlichen Schriften auf den neuesten Stand bringen und damit zu einem aktuellen Verständnis der biblischen Texte finden wollen. Was kann man heute von den Erzählern historisch sagen? Was hat es historisch mit dem



ISBN 978-3-8252-3547-5.
EUR 15.90.

Exodus auf sich? Gab es ein Großreich Davids? Wie und wann entstand der Pentateuch? – Auf diese und viele weitere Fragen erhalten interessierte Leserinnen und Leser auch jenseits des Theologiestudiums im eigentlichen Sinne kompetente Antworten. Grenzen hat das Werk natürlich auch, aber diese werden vor allem den Experten aufstoßen, etwa, dass die Entstehung des Pentateuch ausschließlich im Rahmen des keineswegs unproblematischen sog. Münsteraner Pentateuchmodells (Erich Zenger) erklärt wird oder dass die zahlreichen Infokästen im Buch teilweise Informationen bieten, die hinter dem sonst im Buch präsentierten aktuellen Forschungsstand in Bezug auf die Geschichte Israels und die Entstehung der biblischen Literatur zurückbleiben.

Jürgen Werlitz

Monika Peshty-Simon

Theologie der Versuchung im frühen Christentum

Bern u.a.: Peter-Lang-Verlag, 2011. – XCV, 281 S.
– (Traditio Christiana; Bd. 15).

Die Reihe „Traditio Christiana“ setzt sich als Ziel, wichtige literarische Zeugen aus den ersten fünf Jahrhunderten über zentrale Themen christlicher Theologie, wie die Taufe, das Gebet, die Schriftauslegung, mit einer kurzen Kommentierung darzubieten. Inhalt und Struktur der Arbeit der Verfasserin über die Theologie der Versuchung sind von diesem Ziel her zu verstehen.

Durch das Thema bedingt, werden Texte aufgenommen, die nicht zur christlichen Literatur gehören. Es sind insgesamt 134 Texte, die von Gen 3 bis zur Nasai, dem Theologen der Nestorianer, reichen (S. 2–263). Über den Rahmen der biblischen Literatur hinaus hat Peshty-Simon auch Textabschnitte aus der intertestamentarischen Literatur ausgewählt: das Buch der Jubiläen, Testamente der zwölf Patriarchen, Texte aus Qumran (1QS; 4Q 184: Hinterlist der Frau), das Leben Adams und Evas.

Der erste Teil der Einführung (S. IX–LXXIV) charakterisiert kurz die Passagen, die im Hauptteil zitiert werden und versucht, „die Entwicklungen in der Verwendung des Begriffes *peirasmos* vom AT bis zum ‚goldenen Zeitalter‘ der Patristik“ nachzuzeichnen (S. LXXIV). Der zweite Teil der



ISBN 978-3-03910-603-5.
EUR 81.70.

Einführung stellt „einige grundlegende Gedanken“ in der Form einer thematischen Zusammenfassung dar: das Böse in der Welt; der Mensch zwischen Gut und Böse: wer ist der Versucher?; wer wird versucht?, welches sind die Mittel der Versuchung?; die Psychologie der Versuchung; eine Theologie der Versuchung?; die Dämonen, die Versuchung Christi; die sechste Bitte des Vaterunsers; die Urversuchung; die drei Schlingen des Beliar (S. LXXIV-LXXXIII).

Bei einer Auswahl zwischen Texten, die in einem zeitlichen Rahmen von vielen Jahrhunderten entstanden sind, versteht sich von selbst, dass man nicht selten anderer Meinung über die getroffenen Entscheidung sein wird, sei es, weil manches vermisst, sei es, weil anderes als unwichtig betrachtet wird. Hinzu kommt der kaum überschaubare Umfang der Literatur, die zum Thema „Versuchung“ herangezogen werden könnte bzw. müsste, die auch bei einer starken thematischen Einschränkung eine vollständige Bestandsaufnahme der Quellen unmöglich macht.

Das Phänomen der Versuchung ist sehr komplex, und lässt sich nur unzureichend durch ein lexikalisches Verfahren erfassen. Hier liegt ein methodisches Problem, dem die Verfasserin m.E. zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die Auflistung der Stellen, die den Begriff „peirasmos“ belegen, kann eine Hilfe sein, aber nicht mehr als dies. Zwei andere Fragen kommen ebenfalls zu kurz:

1. Die Frage nach dem Gottes- und Menschenbild, das dem Phänomen der Versuchung zugrunde liegt. Die Rede von Gott und vom Menschen in den biblischen Texten spiegelt unterschiedliche Erfahrungen in einer langen Geschichte wider. Ihre Vielfältigkeit kann beschrieben, aber eine strenge Systematik kann nicht erreicht werden. Damit ist eine Begrifflichkeit verbunden, die nur vor dem jeweiligen historischen Hintergrund richtig bestimmt werden kann. Der Dualismus zwischen Leib und Seele prägt zwar das platonische Denken, aber die gleichen Begriffe bedeuten nicht das gleiche in biblischen Texten. Wenn Peshty-Simon Gal 5,16-23 (der Gegensatz von Geist und Fleisch) als platonisch geprägte Aussage versteht, verkennt sie die Vieldeutigkeit beider Begriffe und gerät in ein grundlegendes Missverständnis des paulinischen Denkens (S. XXVIIff). – Dass Origenes als erster Systematiker einer „Theologie der Versuchung“ bezeichnet wird (S. XXX; XLII), mag zutreffend sein, aber es darf nicht vergessen werden, dass sein System mit einem Wirklichkeitsverständnis zusammen hängt – etwa die Lehre von der Präexistenz der Seelen, vom Fall und von der Entstehung der Materie und des menschlichen Leibes –, das sich in seinen Äußerungen über die Versuchung niederschlägt und doch dem Gottes- und Menschenbild biblischen Denkens fremd ist. Es handelt sich um eine Etappe christlichen Denkens, die ganz andere Voraussetzungen hat als die der biblischen Schriften. Mir scheint, dass Peshty-Simon die Entwicklung im Verständnis der Versuchung wenig reflektiert und eine nahtlose Kontinuität voraussetzt. Jedenfalls beachtet sie die Diskontinuität im Denken und in der Sprache nicht.

2. Biblische Texte und ihre Wirkungsgeschichte. Der Kern der Theologie der Versuchung, so wie die Verfasserin sie versteht und darstellt, dürfte in den „grundlegenden Gedanken“ enthalten sein, welche die Einführung beschließen. Die ersten Autoren, die als Vertreter einer Systematik in der Theologie der Versuchung genannt werden, sind Origenes in der griechischen, Tertullian in der lateinischen Kirche, denen spätere Zeugen folgen. Wie die Auslegung von wichtigen biblischen Stellen zeigt, werden ihre Deutungen als maßge-

bend für das Verständnis der Texte betrachtet. Das gehört zur Wirkungsgeschichte der Texte, und es kann hilfreich für ein besseres Verständnis sein. Aber solche Deutungen dürfen das Ergebnis einer historischen Hermeneutik, die sich um den Sinn des Textes bemüht, nicht ignorieren. Es geht nicht darum, den Sinn des Textes auf einen einmaligen, einzigen aus dem historischen Zusammenhang gewonnenen Inhalt zu reduzieren, aber dieser Inhalt darf nicht als irrelevant abgetan und durch andere Deutungen abgelöst werden. Bei der Verwurzelung der alten christlichen Schriftsteller in der Bibel kann nicht überraschen, dass sie die Versuchung auf der Grundlage der biblischen Botschaft charakterisieren, aber sie tun das mit dem gedanklichen und sprachlichen Instrumentarium ihrer Zeit. Die Tendenz zu einer dogmatischen oder moralisierenden Auslegung ist dabei unübersehbar. Kann unter diesen Umständen eine *Theologie* der Versuchung herausgestellt werden, die nicht direkt auf den biblischen Texten begründet ist, sondern auf den vielfältigen Stimmen ihrer Wirkungsgeschichte?

Selbstverständlich ist eine Sammlung von Texten zum Thema Versuchung für einen informativen Überblick nützlich, aber das stellt noch keine Theologie der Versuchung dar. So gesehen verspricht der Titel des Werkes mehr als der Inhalt leistet. Es ist schließlich zu fragen, ob es *die* Theologie der Versuchung geben kann. Sachlich richtiger wäre eine Bezeichnung wie etwa „Anschauungen über die Versuchung im Frühchristentum“.

Horacio E. Lona SDB

Melanie Köhlmoos

Altes Testament

Tübingen: Narr-Verlag, 2011. – 334 S. – (UTB basics, Bd. 3460).

Das Lehrbuch der Professorin für Altes Testament am Fachbereich für Evangelische Theologie der Goethe-Universität Frankfurt/Main bietet einen aktuellen Querschnitt zu Themen der Alttestamentlichen Wissenschaft, die in der Regel Stoff für mehrere Bücher sind, in diesem Buch aber kompakt zusammengefasst werden, um den geänderten Studienbedingungen des modularisierten Theologiestudiums gemäß dem Bologna-Prozess zu entsprechen. So findet der Leser darin nicht nur konzise, aber trotzdem bestens verständliche Überblicke über die Fragen der Kanongeschichte (S. 1-24) und den Umgang mit dem Alten Testament, also der Auslegung (S. 25-52), sondern darüber hinaus auch eine Darstellung der Geschichte Israels von der Vorgeschichte bis in die hellenistische Zeit (S. 57-145), ein Kapitel zur Entstehung des Alten Testaments, das chronologisch und damit im Sinne einer israelitischen Li-



ISBN 978-3-8252-3460-7.
EUR 19.90.

teraturgeschichte angeordnet ist (S. 146-259) und schließlich einen thematischen, theologisch-religionsgeschichtlichen Querschnitt zum Thema „Was das Alte Testament glaubt“ (S. 260-332).

Wozu man früher vier Lehrbücher anschaffte, hat man also im Buch von Melanie Köhlmoos in einem einzigen alles dafür Erforderliche versammelt. Jedoch nicht ganz: Seltsamerweise wird bei zwei der Kapitel im thematischen Querschnitt, nämlich Schöpfung und Erzeltern, der Leser auf die Internetseite www.utb.mehr-wissen.de verwiesen und zwar nicht etwa für ergänzende Informationen, z. B. für eine Vertiefung von im Buch selbst kurzen Darlegungen, sondern für das jeweils komplette Thema. Beide machen immerhin 50 zusätzliche Seiten im Layout des Buches aus. Das ist gewöhnungsbedürftig, m. E. auch nicht gelungen und macht das Werk zumindest partiell zu einem Zwischending von gedrucktem Buch und E-Book. Regelrecht geärgert habe ich mich als Rezensent und Leser, dass ich mich auf der Internetseite genötigt sah, für die Einsicht in diese Kapitel einen Zugang anzulegen, bei dem persönliche Daten wie die Emailadresse angegeben werden müssen. Mag das auch in anderen Bereichen längst üblich und selbstverständlich sein, finde ich diese doch offensichtlich auf Kundendaten abzielende Maßnahme des UTB-Verlagskonsortiums regelrecht skandalös. Ein bereits gekauftes Buch sollte auch in Zukunft ohne Weitergabe von persönlichen Daten an den Verlag vollständig lesbar sein. Mittlerweile habe ich nun festgestellt, dass die beiden Kapitel unter http://www.utb-shop.de/downloads/dl/file/id/88/exklusive_online_zusatzkapitel_zum_download.pdf frei verfügbar sind. Um von der Seite www.utb.mehr-wissen.de dorthin zu kommen, ist keineswegs einfach und selbstverständlich, so dass die meisten Käufer des Buches wohl den einfacheren Weg der Anlegung eines Zugangs beschreiten werden. UTB sollte m. E. in Zukunft dafür sorgen, dass in den Büchern selbst der Pfad zu Zusatzmaterial vollständig angegeben ist.

Aber nun wieder zum Buch: Wer seine Kenntnisse, auch jenseits eines bereits abgeschlossenen oder auch länger zurückliegenden Studiums der Theologie, in den alttestamentlichen Themenbereichen Kanon, Auslegung, Geschichte, Entstehung und Theologie/Religionsgeschichte auffrischen und updaten will, wird von dem Werk von Melanie Köhlmoos erheblich profitieren. Die klare und ansprechende Gestaltung ermöglicht einen schnellen und unproblematischen Zugriff selbst auf Details, so dass das Buch auch als Kompendium gute Dienste leisten wird, obwohl es als Lehrbuch zum Durcharbeiten konzipiert ist und zu Lernzwecken zahlreiche Kästen mit Aufgaben/Arbeitsanweisungen enthält, die der lediglich inhaltlich interessierte Leser wohl regelmäßig „links liegen lassen“ wird. Leider hat man einer möglichen Doppelfunktion des Buches nicht genügend Rechnung getragen und auf ein Stichwortverzeichnis verzichtet, als Anhang findet der Leser lediglich ein Abkürzungsverzeichnis vor (S. 333f.). Auch ein abschließendes Literaturverzeichnis fehlt, es wird aber durch Literaturhinweise zu einzelnen Abschnitten, die wenige, aber bestens ausgesuchte und aktuelle Literatur bieten, mehr als kompensiert.

Jürgen Werlitz

Christian Bauer

Ortswechsel der Theologie

M.-Dominique Chenu im Kontext seiner Programmschrift „Une école de théologie: Le Saulchoir“

Münster u.a.: LIT-Verlag, 2010. – (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik; Bd. 42).

Christian Bauer, seit 2012 Professor für interkulturelle Pastoraltheologie an der Universität Innsbruck, hat 2010 an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen seine Dissertation zum Dominikanertheologen Marie-Dominique Chenu vorgelegt. Von 2001 bis 2003 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Marie-Dominique Chenu in Berlin und von 2002 bis 2004 hat er in Paris Forschungsarbeiten im Archiv der Dominikaner durchgeführt. Das Institut Marie-Dominique Chenu in Berlin und die deutsche Dominikanerprovinz, vor allem die Patres Ulrich Engel und Thomas Eggensperger haben in den letzten Jahren durch die Vorlage von deutschen Übersetzungen von Texten Chenus wichtige Impulse für eine Rezeption des Denkens des großen Dominikanertheologen in Deutschland gegeben. In diesem Zusammenhang steht die Monographie von Christian Bauer. Sie stellt – nicht nur durch ihren Umfang (ein 2-bändiges Werk mit fast 906 Seiten hat der Verfasser vorgelegt, 839 Seiten Text, dazu ein Anhang mit Bildteil und ausführlichem Quellen- und Literaturverzeichnis) und die präzise Arbeit mit im deutschsprachigen Kontext noch nicht erschlossenen Texten Chenus – eine Meisterleistung dar und ragt unter den theologischen Dissertationen weit heraus. Christian Bauers Studie zu Marie-Dominique Chenu ist zwar auf dessen 1937 veröffentlichter und 1942 vom Lehramt verurteilter Methodenschrift „Une école de théologie: le Saulchoir“ fokussiert, von dem in dieser Schrift vollzogenen „Ortswechsel“ theologischen Arbeitens ausgehend werden Biographie und theologischer Denkweg Chenus im ganzen in den Blick genommen und mit dem „Ortswechsel“ verzahnt, den das 2. Vatikanische Konzil und vor allem die Pastorkonstitution „Gaudium et Spes“ für Theologie und Kirche bedeutet haben und immer noch bedeuten. Marie-Dominique Chenu wird als einer der entscheidenden „Vordenker“ dieses Ortswechsels vorgestellt, und der Blick in die Quellen dieses Ortswechsels, Chenus eigenen theologischen Weg – sein neues Erschließen der großen Traditionen des 13. Jahrhunderts und gleichzeitig seine Zeitgenossenschaft mit einer sich verändernden Kirche in Frankreich, der Arbeiterpriesterbewegung oder der neuen „Mission de France“ –, wirft ein klares Licht auf die Bedeutung und Notwendigkeit des mit dem 2. Vatikanischen Konzil vollzogenen Ortswechsels für die Kirche heute.



ISBN 978-3-643-11213-2.
EUR 79.00.

Es ist interessant, dass Bauers Studie auf dem Feld der Praktischen Theologie vorgelegt worden ist. Das ist ein Indiz für die Verortung der Rezeption der neuen theologischen und ekklesiologischen Impulse des Konzils auf den verschiedenen Feldern der Pastoral. Gerade in der deutschen Ortskirche ist der systematisch-theologische und ekklesiologische Stellenwert der Pastoralkonstitution nur mit Vorbehalt gesehen worden; bereits in der ersten Kommentierung der Pastoralkonstitution durch Joseph Ratzinger sind diese Vorbehalte benannt worden. Nur an wenigen theologischen Zentren wie in Würzburg und Tübingen sind die in der Pastoralkonstitution ausgelegten neuen Spuren für Kirche und ihre Pastoral aufgegriffen worden. Christian Bauer stellt sich in diese von dem Rahner-Schüler Elmar Klinger in Würzburg begründete und in Tübingen auf dem Feld der Pastoraltheologie von Otmar Fuchs weiter entfaltete Schule. Historische, systematische und praktische Theologie finden so in der Dissertation zusammen. Der Verfasser hat ausführliche Archivrecherchen unternommen und über die „Archäologie“ dieser Texte aufgezeigt, dass der „dogmatische“ Stellenwert der Pastoral und die Verwiesenheit des Dogmas auf Pastoral im von Chenu bedachten „Ortswechsel“ der Theologie und seinem neuen Blick auf die „loci theologici“ impliziert sind und dann – im Blick auf die praktischen Diskurse der Kirche – in der Pastoralkonstitution Gestalt angenommen haben.

Die vorgelegte Studie ist in ihrer Schulung am Denken Chenus, dem christlichen Glauben und dem Evangelium im Heute auf der Spur zu sein, selbst Zeugnis für die neuen Wege einer interkulturellen Pastoraltheologie in der Gegenwart. Methode und Stil der Studie – ihre historisch präzisen und doch im guten französischen Sinne „essayistischen“ Kapitel – sind Ausdruck einer Inkulturation deutschsprachiger Theologie in das französische Denken. Christian Bauer ist in die Schule der postmodernen französischen Denker Michel de Foucault und Michel de Certeau gegangen, beide Ansätze – die Archäologie Foucaults und die Ethnologie de Certeaus – sind zentrale methodische Referenzen für die Durchführung der Studie und ihren Beitrag zu einer neuen Theoriebildung der Praktischen Theologie, die sich in Chenus Spur als „Ethnologie des Volkes Gottes“ (839) versteht.

Die Dissertation ist in drei Teile gegliedert: Der erste Teil (17-156) besteht in einer „Ortsbestimmung“, in der Bauer das Projekt, den Kontext und die Methode seines Arbeitens bestimmt. Es geht Bauer um die „Nobilitierung (Chenu: „theologische Wertschätzung“) einer kleinen Theologie inmitten des Alltags. Kleine Theologien sind mehr als nur lokale Anwendungen von Theologie mit einem regionalen Geltungsanspruch. Denn sie sind wirkliche Theologien am Ort. Und das heißt auch, dass sie über ihre partikulare Situation hinaus auf universale Zusammenhänge weisen.“ (57) Auf dem Hintergrund der Konzilslektüren, wie sie in Würzburg und in Tübingen in der Fundamentaltheologie und Pastoraltheologie vorgenommen werden, verortet Bauer sich in den Ortswechsel der Theologie, den das 2. Vatikanische Konzil angestoßen und der in der Programmschrift Chenus „Une école de théologie“ begründet ist: „Dieser signifikante theologische Ortswechsel führte dazu, dass pastorale Praxisfelder heute immer mehr ‚fundamentaltheologisch‘ und dogmatische Diskursarchive in zunehmendem Maße ‚pastoraltheologisch‘ wahrgenommen werden.“ (90) Teil 2 (157-596) zum Thema „Archivrecherchen“ stellt das Herzstück der Dissertation dar. Im Sinne der Archäologie Michel de Foucaults geht es Bauer durch die präzise Entfaltung der theologischen Biographie Chenus – über die Stationen Soisy-sur-Seine, Kain-les-Tournai, Rom und wieder Kain-les-Tournai, dann den neuen Stand-

ort der Dominikanerhochschule von Le Saulchoir in Etioilles-sur-Seine – um „ein Ensemble von Praktiken des Archivierens, die bestimmte diskursive Aussagen in ihrem Sinn anordnen (‘Formation’) und zugleich verändern (‘Transformation’).“ (133) Diese Archäologie des Denkens von Chenu orientiert sich am Ortswechsel, den die Methodenschrift „Une école de théologie“ in ihrer neuen Interpretation der großen Texte des 13. Jahrhunderts – vor allem Thomas von Aquin – bedeutet hat, und führt dabei immer wieder aus den Quellen der „scientia Dei“ in aktuelle kirchliche und pastorale Herausforderungen wie die Neuaufbrüche der französischen Kirche in der Vorkonzilszeit, zu Chenus konkretem Engagement an der Seite der Arbeiterpriester und der „Mission de France“. Im dritten Teil (597-839), der „Ergebnissicherung“, legt Bauer Spuren für „Genealogien“ der Historischen, Systematischen und Praktischen Theologie der Gegenwart aus, die aus dem „Ortswechsel“ erwachsen, den Chenu in „Une école de théologie“ für die theologische Arbeit vorgenommen und der dann im Blick auf die pastorale Praxis vom 2. Vatikanischen Konzil vollzogen worden ist. „Diese drei Fächergruppen sind nicht nur von sich selber her eng miteinander verbunden, sondern auch in jener systematisch-praktischen Historischen Theologie Chenus, die ihre Kreativität aus einer entsprechenden Differenz von theologischen Diskursarchiven der Vergangenheit und pastoralen Praxisfeldern der Gegenwart gezogen hat.“ (598) Es ist in keinsten Weise in dieser Rezension möglich, dem Facettenreichtum und den fundierten neuen theologischen Bezügen der Überlegungen Bauers gerecht zu werden. Faszinierend ist so z.B. seine Interpretation der Brücke, die er – in den Spuren von Marie-Dominique Chenu – zwischen der Theologie des Thomas und der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ baut (653): Der entscheidende Impulsgeber der neuen „Theologie der Welt“ ist Thomas gewesen. Spannend ist in gleicher Weise sein Blick auf die theologischen Differenzen zwischen Marie-Dominique Chenu und Joseph Ratzinger, deren Konsequenz unterschiedliche pastorale Praktiken sind. Ob nun die von Bauer – in Anlehnung an eine Formulierung von Ulrich Beck und postmoderner „Vermittlung“-genannte „katholische Synthese“ (711) beider Ansätze möglich ist, ist angesichts der gegenwärtigen kirchenpolitischen Entwicklungen sicher eher ein Wunsch, darf aber eine offene Frage bleiben. Spannend ist auch die – von Rüdiger Bubner, Michel de Foucault und Michel de Certeau angeleitete – Fortschreibung der „loci-theologici-Lehre“, die Bauer auf dem Hintergrund der von Chenu skizzierten „lieux théologiques en acte“ (723ff) vornimmt. Mit Chenu kann er aufzeigen, wie die „theologischen Praxisorte des Alltags eine diskurskonstitutive Größe“ (726) bereits in den Impulsen der „nouvelle théologie“ bilden und Dogma und Pastoral wechselseitig zu erschließen sind. „Une école de théologie steht damit für einen grundlegenden theologischen Ortswechsel. Für einen ‚Autoritätenwechsel‘ innerhalb der Theologie, der eigentlich ein Hinzufügen neuer theologischer Autoritäten auf dem Boden des skizzierten ‚locus generalis‘ des pastoralen Alltags von Menschen darstellt.“ (727) So umfasst dann die Pastoral „wirkliche theologische Orte, an denen ihre ‚theologischen‘ Akte diskursives Potential entfalten können, während das Dogma hingegen mögliche pastorale Orte beinhaltet, an denen sein pastorales Potential zum praktischen Akt werden kann.“ (728) Demzufolge stehen die Impulse für eine neue Genealogie der praktischen Theologie, die Chenu im letzten Abschnitt seiner Studie formuliert, im Zusammenhang einer „Ethnologie des Volkes Gottes“, die sich an der Messianität des gekreuzigten Mensch gewordenen Gottes orientiert.

Marie-Dominique Chenu Denken ist dem „Hier und Heute“ des Glaubens verpflichtet, durch eine christliche Zeitgenossenschaft, die aus der Schulung am „Dort und Damals“ (598) erwächst. Im Zentrum seiner theologischen Biographie steht, wie auch Bauer herausarbeitet, der Gedanke der Inkarnation. Auch wenn Chenu selbst die biblische Theologie weniger im Blick hatte, so ist „eine inkarnatorische Theologie des Wortes Gottes (...) die geheime Mitte seiner praktisch-systematischen Historischen Theologie“ (599). „Die kirchliche Tradition erwacht immer dann zu neuem Leben, wenn durch sie eine Rückkehr zur Heiligen Schrift erweckt wird. Das Wort Gottes spricht immer dann im Hier und Heute, wenn die Differenz von Diskursarchiven und Praxisfeldern des Volkes Gottes eine kreative ist.“ (600) Chenus theologische Impulse warten im deutschsprachigen Kontext immer noch auf ihre entsprechende Rezeption; sie können Wegbegleiter in den anstehenden gegenwärtigen Veränderungen der Kirche sein. Eine wirkliche Reform ist nur auf dem Hintergrund der Schrift und des je neu aus ihr sprechenden „Evangeliums“ möglich, sie bedarf des je neuen fundierten Rückgangs in die Quellen, um aus ihnen die „Zeichen der Zeit“ des „Hier und Heute“ zu erschließen.

„Es gibt immer nur einen Père Chenu in jedem Jahrhundert“, so hat Etienne Gilson es formuliert. Gerade darum ist der Dissertation von Christian Bauer eine breite Rezeption zu wünschen. Selbst die Lektüre einzelner kleiner Kapitel lohnt, eine „lectio continua“ der Studie ist wünschenswert, aber nicht notwendig, auch ein „Seiteneinstieg“ führt in die Tiefe der Sache. Genau das ist die Kunst und Meisterleistung der Methodik, die Christian Bauer gewählt hat. Der „Ortswechsel“, zu dem die Dissertation einlädt, wird auch der deutschsprachigen Theologie und den Suchbewegungen der Pastoral in Zeiten der „Dialogprozesse“ gut tun. Wirklich im „Hier und Heute“ verankert sein, aus den Quellen schöpfen, den Weg der Inkarnation gehen, um der Zukunft des Christentums und der Kirche willen.

Margit Eckholt



Michael N Ebertz / Monika Eberhardt / Anna Lang

Kirchenaustritt als Prozess: Gehen oder bleiben?

Eine empirisch gewonnene Typologie

Münster u.a.: LIT-Verlag, 2012. – 260 S.

Die relativ hohen Kirchenaustrittszahlen der letzten Jahre fordern nicht nur die jeweiligen Kirchenleitungen, sondern auch die theologische Forschung heraus (vgl. z.B. E. Güthoff [Hg.], *Der Kirchenaustritt im staatlichen und kirchlichen Recht*, Freiburg 2011; D. Dütemeyer, *Dem Kirchenaustritt begegnen. Ein kirchenorientiertes Marketingkonzept* Frankfurt 2002). Was aber bisher noch weithin fehlte, war eine neuere solide und differenzierte empirische Erforschung der Austrittsmotive, die die Ergebnisse der älteren und mehr quantitativ angelegten Studien von Andreas Feige (*Kirchenaustritt*, Gelnhausen, 1977) und die Allensbach-Studie von 1992 durch qualitative Methoden ergänzt.

Im Hinblick auf dieses Forschungsdefizit leistet die hier zu besprechende Studie, die im Auftrag der Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge, von Michael N. Ebertz, Monika Eberhardt und Anna Lang erstellt wurde, einen wichtigen Beitrag. Die beteiligten Forscher gehen von der These aus, dass der „Kirchenaustritt als Prozess“ verstanden werden muss. Die Studie kann allerdings, worauf die Autoren selber hinweisen, keine repräsentativen Ergebnisse liefern; dafür ist die Zahl der Probanden (50 interviewte Personen) zu gering, ihr Alter zu einseitig jung (18–35) und ihr formaler Bildungsgrad überdurchschnittlich hoch. Trotz dieser Schwächen kommt das Forschungsprojekt zu interessanten Einsichten. So lassen sich fünf relevante Faktorengruppen im Hinblick auf einen möglichen Kirchenaustritt identifizieren:

- 1) Faktoren, die die *Verbundenheit mit der Kirche* stärken und so den Kirchenaustritt eher verhindern, sind z.B. eine gute religiös-kirchliche Sozialisation in der Herkunftsfamilie, ein ausgeprägtes Interesse am Glauben oder positive Erfahrungen mit der Heimatgemeinde.
- 2) Zu den Negativfaktoren, die zum Kirchenaustritt animieren, gehören dagegen *ungute Erfahrungen auf der Interaktionsebene* mit der Kirche wie Zwang und Strafe, Enttäuschungen und Verletzungen oder *weltbildverändernde Impulse von außen*.
- 3) Auf der *Institutions- und Organisationsebene* sind es vor allem Amts- und Systemkritik bzw. Ablehnung von bestimmten kirchlichen Moral- oder Glaubenspositionen, die die Neigung zum Kirchenaustritt erhöhen.



ISBN 978-3-643-11836-3.
EUR 19.90.

- 4) Negativ wirken sich weiter *Reflexionsmomente* aus, die die eigene Distanz zum kirchlichen Glauben bewusst machen oder durch das Kennenlernen anderer Weltbilder bestehende Entfremdungsmomente verstärken.
- 5) Zum tatsächlichen Vollzug des Kirchaustritts braucht es meist *konkrete Auslöser* wie das erstmalige Bezahlenmüssen der Kirchensteuer oder kritische Ereignisse – wie z.B. das Bekanntwerden von Fällen sexuellen Missbrauchs durch Priester.

Die aufgrund solcher Faktoren aus der katholischen Kirche ausgetretenen Personen lassen sich nach der Studie in sieben Typen einteilen:

- I) „Die engagierten Umdenker“ sind religiös hoch engagierte Leute, die aber im Lauf ihres Lebens eine immer stärker werdende kritische Haltung gegenüber ihrer Kirche ausprägen, bis sie die hohe Diskrepanz zwischen eigener und kirchlicher Glaubensposition zum Austritt motiviert.
- II) „Die Herausgezogenen“ werden durch frühe positive Erfahrungen mit anderen Religionsgemeinschaften immer stärker motiviert, die als problematisch erlebte Herkunftskirche zu verlassen, um in die als „aufrichtiger“ empfundene neue Religionsgemeinschaft eintreten zu können.
- III) „Die Kirchenfernen“ haben in ihrer Biographie ein Welt- und Kirchenbild ausgeprägt, das deutlich „konträr zur katholischen Kirche“ steht. Ihren Austritt vollziehen sie dann meist aufgrund von Kosten-Nutzen-Kalkulationen.
- IV) „Die Befreiten“ haben vielfach während der Kindheit/Jugend in ihrer Kirche die Erfahrung von Zwang gemacht – sei es von Seiten der Eltern oder der Religionslehrer bzw. Pfarrer. Mit der Pubertät entwickeln sie deswegen eine zunehmend kritischere Einstellung zur Kirche und erleben dann den Austritt als Befreiung.
- V) „Die Enttäuschten“ sind ursprünglich engagierte Gemeindemitglieder mit hohen Erwartungen an die Kirche gewesen. Durch wiederholte Enttäuschungen kommt es dann aber zu einer schrittweisen Distanzierung, die schließlich zum Austritt führt.
- VI) „Die Kurzeinsteiger“ sind an sich Kirchenferne, die aber irgendwann bewusst den näheren Kontakt zur Kirche gesucht haben. Dabei erhielten sie aber religiöse Informationen, die sie zumindest teilweise innerlich ablehnen. Dies führt dann zu einer erneuten Abwendung von der Kirche – bis hin zum Austritt.
- VII) „Die Abgeschreckten“ sind im Regelfall ursprünglich der Kirche zugehörige Menschen, die sich als Erwachsene zunächst von einer anderen Religion negativ irritiert und abgeschreckt fühlen. Darüber fangen sie an, kritischer auch über die eigene Kirche nachzudenken; sie entdecken in ihr ähnliche negative Züge und treten schließlich aus.

Interessant ist in diesem Zusammenhang das Ergebnis, dass die „Bleiber“ – also Leute, die nicht austreten – durchaus teilweise Übereinstimmungen mit den „Austretern“ aufweisen, aber daneben eben „bleiberspezifische Momente“ aufweisen – z.B. anders als die „engagierten Umdenker“ kein neues Welt- oder Kirchenbild ausprägen.

Abschließend können die Autoren als Fazit festhalten, dass der Austritt tatsächlich Resultat eines Prozesses ist, wobei Impulse von außen eine wichtige Rolle spielen und die Pubertät und das junge Erwachsenenalter besonders kritische Zeiträume darstellen.

Die Studie leistet insgesamt einen wichtigen Beitrag, um im Kontext postmoderner individueller Biographiegestaltung die Wandlungen und Brüche im Bezug auf Religions- und Kirchenzugehörigkeit differenzierter zu verstehen. Ein Kirchenaustritt wird zwar oft durch einen konkreten Anlass ausgelöst, aber die biographischen Voraussetzungen dafür sind vielfältiger und differenzierter, als das innerhalb der Kirchen bisher wahrgenommen wurde. In einer kultur- und religionspluralen Gesellschaft begegnet der gläubige Katholik heute deutlich häufiger *weltbildverändernden Impulsen von außen*; und gerade diese Impulse erhöhen dann das subjektive *Reflexionsbedürfnis über die eigene Religion*. Wenn dann auf der *Interaktionsebene* mit der eigenen Kirche noch ungute Erfahrungen wie Zwang und Strafe, Enttäuschungen und Verletzungen dazukommen, genügt ein relativ banaler Anlass, um den Austritt aus der eigenen Kirche konkret zu vollziehen. Wie unterschiedlich dabei die Mischung der jeweiligen biographischen Austrittsvoraussetzungen, -motive und -prozesse sein kann, zeigen die sieben Austrittstypen deutlich. Was der Studie etwas fehlt, ist eine fundierte *theologische* Klärung von Kirchenmitgliedschaft und Kirchenaustritt; ebenso wird die religionswissenschaftliche Konversionsforschung zu wenig wahrgenommen.

Trotz dieser kleineren Schwächen leistet die Studie insgesamt einen wichtigen sozialwissenschaftlichen Beitrag, um das Phänomen des Kirchenaustritts besser verstehen und dadurch auch pastoral angemessener und differenzierter darauf reagieren zu können.

Karl Bopp SDB

Cristino Bohnert

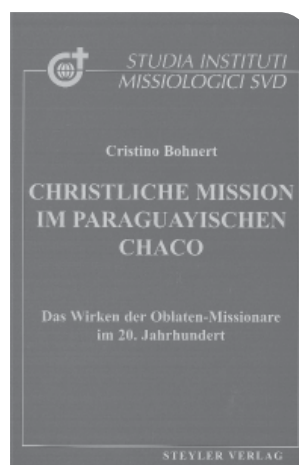
Christliche Mission im paraguayischen Chaco

Das Wirken der Oblaten-Missionare im 20. Jahrhundert.

Nettetal: Steyler-Verlag, 2009. – 362 S. – (Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, Bd. 91).

Der paraguayische Diözesanpriester Cristino Bohnert hat mit seiner Studie zur „christlichen Mission im paraguayischen Chaco“ einen wichtigen Beitrag zur Missionsgeschichte und zum Wirken der Oblaten-Missionare (OMI) in Paraguay vorgelegt. Die an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Mainz im Wintersemester 2008/9 eingereichte und von den Lateinamerika-Experten Prof. Dr. Michael Sievernich SJ und Prof. Dr. Johannes Meier betreute Dissertation zeichnet die Geschichte der Oblaten-Missionare in Paraguay seit ihrer Ankunft in den 20er Jahren des 20. Jahrhundert nach und beleuchtet vor allem die Wandlung des Missionsverständnisses, zu der vor allem das 2. Vatikanische Konzil und die neuen theologischen Impulse des Missionsdekrets „Ad Gentes“ beigetragen haben. War der Impuls der ersten Missionare vor allem der, „Seelen (zu) retten, Seelen armer Menschen“ (S. 15), so versteht sich das missionarische Wirken heute – auch nicht ohne Selbstkritik – als ein Beitrag zur „menschlichen Förderung“, als eine dialogische Präsenz vor Ort mit dem Ziel der Ausbildung einer lebendigen, einer „autochthonen“ Kirche (S. 308).

„Auch unsere Arbeit“, so der Oblaten-Bischof Lucio Alfert OMI, „als Missionare wird hinterfragt und kritisiert von Politikern, Anthropologen, von Theologen und Missionaren wie auch von den Indígenas selbst: Haben wir heute noch ein Recht zu evangelisieren? Haben wir überhaupt verstanden, was Christus eigentlich wollte? Sind wir als Missionare genügend vorbereitet, um den wirklichen Bedürfnissen der Menschen gerecht zu werden? [...] Wir wissen heute nicht, wohin uns diese Wege führen werden. Sicher ist, dass wir nicht stehen bleiben dürfen.“ (S. 15) Nach einer Skizzierung des Forschungsstandes ist die Studie in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil (S. 26-92) werden die Rahmenbedingungen der Mission der Oblaten skizziert, die Region und Bevölkerung des Chaco, es wird ein Überblick über die verschiedenen Missionsperioden seit Ankunft der Jesuiten im südlichen Chaco 1609 gegeben. Der zweite Teil (S. 93-156) zeichnet zunächst die Gründung der Mission der Oblaten im bolivianischen Chaco nach, danach die eigentliche Missionstätigkeit der Oblaten in Paraguay bis zur Errichtung des Apostolischen Vikariates Pilcomayo und dann bis zum Beginn des 2. Vatikanischen



ISBN 978-3-8050-0561-6.
EUR 29.80.

Konzils. Der dritte Teil (S. 191-309) stellt die neuen Impulse des 2. Vatikanischen Konzils in den Mittelpunkt und seine Rezeption in der Kongregation der Oblaten-Missionare. Die praktische Umsetzung der neuen Missionsmethoden wird anhand verschiedener Formen der Pastoral aufgezeigt, der Indianerpastoral, der Landpastoral, Berufungspastoral, der Katechese, der Jugendpastoral, Erziehungspastoral und Gesundheitspastoral. Ein ausführliches Literaturverzeichnis mit Angabe der Quellen und Vorlage zentraler Dokumente, in denen der Wandel des Missionsverständnisses deutlich wird, ist angefügt (S. 310-360).

Bislang liegen Einzelstudien über den Beginn der missionarischen Tätigkeit der Oblaten vor, vor allem die von Pater Miguel Fritz OMI über die ersten Oblaten-Missionare. Ebenso sind verschiedene wissenschaftliche Arbeiten zur Missionstätigkeit bei den verschiedenen Indianervölkern des Chaco erstellt worden. Bohnerts Studie zeichnet sich gerade durch den Blick auf den Wandel des Missionsverständnisses bei den Oblaten-Missionaren aus und ist so ein wichtiger Beitrag zur Selbstvergewisserung der Missionstätigkeit der Oblaten in Paraguay. Cristino Bohnert hat das Wirken der Oblaten-Missionare mit großem Verständnis und Respekt nachgezeichnet und sich präzise auf die vorliegenden Quellen bezogen. Gerade der durch das 2. Vatikanische Konzil eingetretene Wandel im Missionsverständnis wird sehr klar herausgearbeitet und auf diesem Hintergrund die Desiderate gegenwärtiger Missionsarbeit formuliert, vor allem die stärkere interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den Religionswissenschaften und der Ethnologie sowie die ökumenische Zusammenarbeit mit anderen christlichen Gemeinschaften, insbesondere den Mennoniten (S. 309). Weitere Arbeiten, so Bohnert, werden möglich sein, wenn das Generalarchiv der Oblatenmissionare in Rom und das Archiv der römischen Kongregation für die Glaubensverbreitung zugänglich sind. Notwendig seien Studien zum Missionar Joseph Seelwische und seinem Einfluss auf die Indianermission in Paraguay, eine Studie über den Wandermissionar und späteren Bischof Piet Shaw und vor allem auch die Erarbeitung einer Missionsgeschichte aus der Perspektive der Indígenas, wie es bereits der bolivianische Missionswissenschaftler Roberto Tomichá leistet. Eines der genannten Desiderate ist von Michael Krischer, Mitarbeiter von Missio-München, bearbeitet worden. Er hat auch im Zusammenhang mit der angestrebten Seligsprechung des volkstümlichen Bischofs Piet Shaw – genannt Pa'i Puku, langer Vater – eine Studie vorgelegt, die 2011 in einem Paraguay-Aufenthalt entstanden ist.

Margit Eckholt

Philipp Neri

Eine Richtschnur für jeden Tag

Die Maximen des hl. Philipp Neri. – Hrsg. von Markus Dusek und Paul Bernhard Wodrazka. – Augsburg: Dominus-Verlag, 2012. – 36 S.
– ISBN 978-3-940879-27-1. – EUR 1.50.

In der vorhergehenden Nummer der Ordenskorrespondenz schloss die Besprechung der Edition der Schriften Philipps Neri mit dem Wunsch, es möge „eine kleine, auf die Praxis des Betens und des persönlichen Umgangs gerichtete Ausgabe“ veranstaltet werden (vgl. 53 (2012), S. 495). Dass eine solche bereits erschienen ist, wusste ich damals nicht. Das oben angezeigte Buch sei darum nachdrücklich empfohlen. Allerdings werden darin nicht die ebenfalls sehr wertvollen Kurzgebete des Heiligen, sondern seine von Schülern zusammengetragenen Maximen wiedergegeben. Im Verlagstext heißt es dazu:

„Die Maximen des hl. Philipp Neri – kurze Sinnsprüche für jeden Tag des Kalenderjahres – möchten die Leserinnen und Leser einladen, sich von den geistlichen Leitgedanken des heiligen Philipp Neri führen zu lassen. Seine Worte erleichtern durch ihre einfache Sprache und ihre praktische Dimension die Nachfolge Christi im Alltag. Ohne dabei das rechte Maß aus den Augen zu verlieren, führen sie den Beter zu jener innerlichen Freiheit, die für die Vereinigung mit Christus unerlässlich ist. In Philipps Worten: ‚Man wird nicht in vier Tagen heilig, aber nach und nach, von Stufe zu Stufe‘“

Philipp Gahn

Teresio Bosco

Don Bosco : Priester und Erzieher

/ Teresio Bosco. – München : Don Bosco Medien GmbH, 2012. – 328 S.
– (Topos Taschenbücher ; 792) – ISBN 978-3-8367-0792-3 Kevelaer:
(Topos) 2012, 328 S. – EUR 12.90.

Don Giovanni Bosco (1815-1888) ist im deutschen Sprachraum kein Unbekannter - zumal in katholischen Kreisen. Schon zu seinen Lebzeiten waren die ersten Lebensbeschreibungen erschienen (1883 und 1885) und zur Zeit seiner Heiligsprechung 1934 weitere gefolgt. Die 1978 in Italien und 1987 in deutscher Sprache erstmals erschienene Biographie des Salesianers Teresio Bosco stellt eine wesentlich neue Darstellung des Heiligen dar. Die Don-Bosco-Forschung war deutlich fortgeschritten und die Interessen der Leserinnen und Lesern suchten weniger den "Wundertäter" als vielmehr den Menschen, der in einer historisch bedeutsamen Epoche Italiens und der Kirche einer konkreten Bevölkerungsgruppe sein Leben widmete.

Teresio Bosco, geboren 1931 in Montemagno im Piemont, ist seit 1966 als Journalist und Schriftsteller überwiegend für den Verlag Elledici tätig. Aus seiner Hand entstanden weitere Biographien über Persönlichkeiten der Salesianer Don Bosco und des kirchlichen

Lebens, wie etwa zu Edith Stein, Mutter Teresa, Johannes XXIII. und Martin Luther King. Teresio Bosco nimmt die zu Lebzeiten Don Boscos herrschenden sozialen, politischen und kirchlichen Gegebenheiten in den Blick. Er stellt auch die Beziehungen Don Boscos zu Persönlichkeiten seiner Zeit dar. Er beschreibt sein pastorales Bemühen und das sich rasch ausbreitende erzieherische Wirken im Kontext jener Epoche. Dabei gelingt es ihm, das Proprium des Heiligen hervorzuheben, das den Alltag überstieg: Die von der Landflucht in die rasch wachsende Industriestadt Turin getriebene und angelockte Jugend, die dort aber lästig war und ausgebeutet wurde – und keine Lobby hatte; die armen Bevölkerungsschichten, die nichts als Objekte der Politik waren; schließlich einfache Laien, die Don Bosco zu unersetzlichen Mitarbeitern machte. Das alles ereignete sich vor dem Hintergrund der auch ihm angstmachenden Liberalisierung der Gesellschaft, der Revolutionen um 1848, der Einigung Italiens und der Auflösung des Kirchenstaates. – Dennoch vergisst Teresio Bosco nicht die Persönlichkeit des entschlossenen, mutigen und gläubigen Priesters, des Charismatikers, des "Träumers" und des "Visionärs". Don Bosco wird nicht wie so oft als der "Gaukler Gottes" oder der "Erzieher mit Spürnase" dargestellt, sondern als ein Mensch, der trotz unzähliger Hindernisse und Rückschläge seinen Weg sucht. Einen Weg, den er als Neunjähriger in einem Traum gesehen haben will. Der gläubige Don Bosco, der seine Hoffnung auf Maria setzte, bedingungslos für die „arme, verlassene Jugend“ stritt und arbeitete, der die Stadt Turin entwickeln half, die „Kongregation vom heiligen Franz von Sales“ gründete, der sich auch für die Erziehung und Bildung der Mädchen engagierte, der Schulen, Lehrwerkstätten und Kirchen baute, der Papst Pius IX. um Rat fragte und sein Berater wurde, in seinen alten Tagen Salesianer nach Patagonien aussandte – wird, aus verlässlichen Quellen schöpfend, unspektakulär, aber in ruhigem erzählerischem Stil dargestellt.

Die deutsche Übersetzung der Don-Bosco-Schwester Johanna Schepping (1921-2002) verkürzt das italienische Original um einige Passagen, die für den Leser nördlich der Alpen nicht von Bedeutung sind. Ihre Sprache gibt wieder, was die Absicht des Autors war, nämlich die Vorstellungskraft der Leser anzuregen.

Der vorliegenden Taschenbuchausgabe stellt mit einem neuen Titel der Leiter des Instituts für Salesianische Spiritualität in Benediktbeuern, Pater Reinhard Gesing SDB, ein Vorwort voran und fügt eine knappe Tabelle mit „Stationen des Lebens- und Berufungswegs Don Boscos“ hinzu. Auch einige schwarz-weiß Abbildungen zur Person Don Boscos, seinen Wirkungsorten, Bauten und Publikationen sind beigegeben.

Franz Schmid SDB

Christoph Goldschmidt

Aus der Mitte leben

Einheit bei Pierre de Bérulle. Mit einem Vorwort von Christoph Kardinal Schönborn. – Freiburg: Johannes-Verlag, 2009. – 325 S. – (Sammlung Horizonte / Neue Folge, Bd. 36). – ISBN 978-3-89411-404-6. – EUR 25.00.

Pierre de Bérulle (1575-1629) war zu seinen Lebzeiten eine der einflussreichsten Persönlichkeiten in Frankreich. In einer Zeit, in der die mangelnde Einheit besonders schmerzlich spürbar war, setzte er seine ganze Lebenskraft ein, um der Einheit in der Kirche und im politischen Leben zu dienen.

Seine zentrale Schau, dass der fleischgewordene Gottessohn uns in all seinen Verhaltens- und Seinsweisen die Erlösung ermöglicht hat und so zum Quell und Vorbild für ein neues Leben in der Einheit geworden ist, liefert einen wichtigen Beitrag zu manchen brennenden Themen: Für die Ökumene und die Frage nach dem Weg zur Einheit der Kirche, für das Verhältnis zu den anderen Religionen und nicht zuletzt für die Frage nach der Bedeutung Jesu Christi.

Der Autor, Mitglied der Gemeinschaft der Nachfolge Jesu, versucht im vorliegenden Buch, das Thema der Einheit nicht nur rein systematisch zu betrachten, sondern stets sowohl die Lebenswelt Bérulles wie auch die der heutigen Zeit mit einfließen zu lassen. Er zeigt auf, warum Einheit nach dem Sündenfall nur in und durch Jesus Christus möglich ist und warum Jesus Christus der einzige Weg zur Einheit mit dem dreifaltigen Gott ist. Pierre de Bérulles unermüdlicher Einsatz für die Erneuerung der Kirche nach dem Bild und Gleichnis Jesu Christi fügt sich hilfreich ein in die große Sehnsucht unserer Tage nach Erneuerung.

Theologische Kommission des Katholischen Deutschen Frauenbundes (Hg.)

Die Tür ist geöffnet

Das Zweite Vatikanische Konzil – Leseanleitungen aus Frauenperspektive. – Münster: Aschendorff Verlag, 2013. – 151 S. – EUR 14,80.

Das II. Vatikanische Konzil war und ist keine Männersache. Wer nur von „Konzilsvätern“ spricht, verschweigt die Rolle, die damals die „Konzilsmütter“ gespielt haben. Insbesondere der KDFB, dessen Theologische Kommission dieses Werkbuch herausgibt, hat die Vorbereitung und Durchführung des Konzils intensiv begleitet. Der vorliegende Band erinnert im ersten Teil (S. 12-32) an Frauen, die das „Aggiornamento“ und den Aufbruch des Konzils aktiv mitgetragen haben. Dazu zählen die insgesamt 23 Auditorinnen, die zum Konzil berufen wurden, dazu zählen genauso die Verfasserinnen von Konzilseingaben u. a. zur Reform der Liturgie und des Kirchenrechts oder zum Priesteramt der Frau. Im zweiten Teil (S. 33 bis 113) werden zentrale Konzilsdokumente vorgestellt, kommentiert und durch Interpretationshilfen aus Frauenperspektive ergänzt. Der abschließende

dritte Teil (S. 114–139) bietet unterschiedliche methodische Ideen zum Umgang mit den Konzilstexten sowie Erinnerungen von Zeitzeuginnen an das Konzil. Diese Erinnerungen belegen eindrucksvoll, welchen nachhaltigen Eindruck dieses Konzil hinterließ, welche Hoffnungen es weckte, aber auch wie groß bei vielen Frauen heute die Enttäuschung über ausgebliebene Reformen ist. Die Herausgeberinnen versuchen mit dieser Publikation die Hoffnung wach zu halten, dass das II. Vatikanische Konzil doch noch zu einem „Konzil der Frauen“ werden könne (vgl. S. 11). Ernüchternder klingt dagegen das Fazit einer Zeitzeugin: „Solange ich die Möglichkeit habe, für eine geschlechtergerechte und humane Kirche zu kämpfen, wo Menschenrechte auch Frauenrechte sind, will ich in dieser Gemeinschaft, in die ich hineingetauft wurde, bleiben. Irgendwann aber, wenn meine Kräfte nachlassen und ich alt und müde geworden bin, werde ich diese Institution (wenn sie sich nicht schnell wesentlich ändert) verlassen müssen“ (S. 32).

Das mit zahlreichen Bilddokumenten und Zusatzmaterialien ausgestattete Buch ist informativ, anregend und verständlich geschrieben. Es eignet nicht nur zur privaten Lektüre, sondern insbesondere auch als Grundlage für Seminare und Workshops in der kirchlichen Weiterbildung oder im Theologiestudium.

Andreas Benk

Ein ganzer Kapuziner: Bernhard Christen von Andermatt (1837-1909).

Erneuerer des Kapuzinerordens. Hrsg. von Christian Schweizer. – Luzern: Verlag der Schweizer Kapuziner, 2012. – 156 S. – (Helvetia Franciscana, Bd. 41, 1). Die Hefte der Helvetia Franciscana sind zu beziehen über: Provinzarchiv Schweizer Kapuziner, Wesemlinstraße 42, CH-6006 Luzern.

Bernhard Christen von Andermatt – ‚Er war geliebt von Gott und den Menschen, sein Andenken bleibt Segen‘, so steht es auf der Gedenktafel in der Kapuzinerkirche Wesemlin Luzern. Als Generalminister bewirkte er 1884-1908 von Rom hinaus in die Welt visitierend eine Erneuerung mit der Rückbesinnung auf Observanz und Spiritualität und der neuen Ausrichtung der weltweiten Mission. Am Abend seines Ordenslebens wurde er gegen seinen Willen 1908 von Papst Pius X. mit dem Titel eines Erzbischofs von Stauropolis geehrt. Er empfand aber Titel und Ehre als seelische Last, denn er wollte als einfacher Kapuziner sterben ohne Amt und Würde. Bernhard Christen war ein ‚heiligmäßiger Ordensmann, ein ganzer Kapuziner, ein seeleneifriger Sohn des Armen von Assisi‘, wie ihn an den Beerdigungsfeierlichkeiten der Abt der Benediktinerabtei Einsiedeln, Thomas Bossart, beschreibt.“ (Vorwort)

Des 100. Todestages gedachte – um ein Jahr verspätet – im März 2010 das Istituto Storico dei Cappucini am Collegio San Lorenzo da Brindisi in Rom. Die dort gehaltenen Referate von Niklaus Kuster, Anton Rotzetter und Christian Schweizer erscheinen nun in diesem Heft.

Raymund Fobes

In den Fußspuren des Poverello

Franziskanisch geprägte Persönlichkeiten vom Mittelalter bis in die Gegenwart. – Mönchengladbach: Kühlen-Verlag, 2012. – 144 S. – ISBN 978-3-87448-362-9. – EUR 9.80.

Franziskus, der Poverello, war eine in Liebe entbrannte und von Christus ergriffene Person. Im Laufe der Jahrhunderte sind viele zu Franziskus und seinen Gemeinschaften gekommen und haben gespürt, dass es ihnen gut tut, dass es für sie stimmig ist, mit ihm Christus nachzufolgen. Die Wege dieser Frauen und Männer sind ganz unterschiedlich, und so zeigen sie, wie vielfältig das Charisma des Poverello war.

In diesem Buch werden einige Persönlichkeiten vorgestellt, die den franziskanischen Weg als Berufung entdeckt haben: von Klara von Assisi bis zu dem in unserer Zeit lebenden Künstler Bert Gerresheim, Menschen, die zeigen, dass ein franziskanischer Lebensweg bereichernd ist und Erfüllung gibt. Ihre Biographien zeigen, dass und wie Franziskus über die Jahrhunderte hinweg fasziniert hat. Es wird deutlich, dass seine Botschaft letztlich zeitlos ist.

David Steindl-Rast

Und ich mag mich nicht bewahren

Vom Älterwerden und Reifen. – Innsbruck: Tyrolia-Verlag, 2012. – 44 S. – ISBN 978-3-7022-3184-2. – EUR 12.95.

Dieses Buch ist nach einem Vortrag entstanden, den Br. David im September 2005 in der Propstei St. Gerold im Großen Walsertal (Voralberg) zum Thema „Fragen, die uns bewegen“ gehalten hat. John Henri Nouwen schreibt über den Benediktiner: „Inmitten einer Welt, deren Bewusstsein von Hass und Gewalt beherrscht wird, lenkt Br. David unsere Aufmerksamkeit in eine andere Richtung und zeigt uns, dass Friede und Freude näher sind, als wir dachten. Mitten in einer Welt, wo Furcht und Misstrauen uns ein enges und kleines Leben führen lassen, streckt Br. David seine Arme aus, lächelt und sagt: Liebe aus ganzem Herzen, lass dich überraschen, danke und juble, dann wirst du die Fülle des Lebens erfahren.“

Hans-Dieter Mutschler

Gemeinsam mehr von der Welt wissen

Zum Verhältnis von Spiritualität und Naturwissenschaft. – Würzburg: Echter-Verlag, 2012. – 72 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 54). – ISBN 978-3-429-03481-8. – EUR 7.90.

Naturwissenschaft und Spiritualität liegen weit auseinander. Brückenschläge sind schwierig, aber sie sind möglich. Während die esoterischen Ansätze dies auf direktem Weg anzielen, indem sie Welt, Seele und Gott unmittelbar zur Einheit verschmelzen und

alle Gegensätze verschwinden lassen, sieht Hans-Dieter Mutschler nur die Möglichkeit des indirekten Weges. Eine Vermittlung gelingt höchstens über Grundhaltungen: über das Staunen, dass es überhaupt etwas gibt; über die Sensibilität gegenüber der Schönheit; das Gefühl der Dankbarkeit; die Anerkennung vom Geschenkcharakter der Realität. Nur so sind ein Einander-sich-Öffnen, Begegnung und wechselseitige Anerkennung möglich.

Hermann Wohlgshaft

Die Sehnsucht des Menschen – eine Liebe, die nicht vergeht

Würzburg: Echter-Verlag, 2012. – 183 S. – ISBN 978-3-429-03487-0.
– EUR 14.80.

Keinen Wunsch mehr zu haben, ist das erstrebenswert? Lebendig ist der Mensch, wenn er eine Sehnsucht, eine unendliche Sehnsucht hat. Wir hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, nach Glück und Erfüllung, nach Heimat und Geborgenheit, nach Freundschaft und Liebe, letztlich nach einer Liebe, die nicht vergeht, nach Gott. Dem entspricht in biblischen Texten die Darstellung Gottes als eines bedingungslos Liebenden, dem seine Schöpfung kostbar ist und der sich nach der Gegenliebe des Menschen sehnt. Wie sich göttliche und menschliche Sehnsucht entsprechen und welche Konsequenzen dies für unser Leben und für die zwischenmenschliche Liebe hat, zeigt Hermann Wohlgshaft an vielen, auch literarischen Beispielen auf gut verständliche Weise.

Im nächsten Heft...

... sind erneut Entwicklungen und Konsequenzen, die sich im Ordensbereich aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil ergeben haben, Thema der Ordenskorrespondenz. Wir fragen nach (neuen) Wegen, die das Konzil gewiesen hat, aber auch nach bleibenden Grundsätzen, die jenseits aller Veränderung das Ordensleben prägen. Daneben wird es um eine Analyse des Zeitschriftenapostolats der Orden in Deutschland heute und um eine soziologische Verortung der Orden und ihrer Pastoral in der Gesellschaft der Gegenwart gehen.

54. Jahrgang 2013, Heft 2

ok

ordens
korrespondenz

2013/Heft 2

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

● II. Vatikanum:
Erinnerungen und
Konsequenzen

● Der Ordensmann
Papst Franziskus

● Ordens- und
Missionspresse
heute

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

54. Jahrgang 2013, Heft 2

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator der OK-Rezensionen, Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, Don-Bosco-Straße 1, 83671 Benediktbeuern, E-Mail: gahn.pth@ksfh.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Als Manuskript gedruckt.

Vorwort



In der letzten Ausgabe der Ordenskorrespondenz haben Ordensfrauen und -männer der Konzilsgeneration ihre Erinnerungen bezüglich des Konzils zu Papier gebracht und sehr persönlich Bilanz des Konzils und der Folgejahre gezogen. Im vorliegenden Heft greift die OK dieses Thema zunächst nochmals auf: In meditativer Form erinnert sich Victor Hahn CSsR an das Konzil, von dem der Ratzingerschüler heute bekennt, es habe sein Leben geprägt. Aus kirchenrechtlicher Sicht beleuchtet Dominicus Meier OSB die Erneuerungsimpulse, die von „Perfectae caritatis“ ausgegangen sind. Wie sehr die Reformen im Anschluss an das Konzil auch grundlegende Prinzipien des Ordenslebens in Frage stellten wird inzwischen auch historisch-wissenschaftlich aufgearbeitet. Der Beitrag von Kirsten Oboth „Ein Sturmwind der Erneuerung“ zeigt dies am Beispiel des Gehorsamsgelübdes und der Konstitutionen der Schwestern vom Guten Hirten. Darin wurde das Gelübde im Nachgang zum Konzil vollkommen neu interpretiert. Dass es jedoch auch für eine Erneuerung des Ordenslebens bleibende Grundsätze gibt, zeigt Franz Meures SJ in seinem Artikel auf.

Vieles ist in den vergangenen Wochen und Monaten bereits über Papst Franziskus - den ersten Ordensmann seit 167 Jahren auf dem Stuhl Petri - geschrieben worden. Dass sich der Jesuit mit der Wahl seines Namens in den Zusammenhang einer weiteren großen Ordenstradition gestellt hat, greift die Ordenskorrespondenz in zwei Beiträgen auf: Aus ignatianischer Perspektive fragt Cosima Kiesner SJ nach der Bedeutung dieser Wahl und aus franziskanisch-lateinamerikanischer Sicht formuliert Augustinus Diekmann OFM Erwartungen für das Pontifikat. In seinem Beitrag über Ordenleute als „Grenzgänger des Glaubens“ fragt auch Stefan Kiechle SJ, was es für die Kirche bedeutet, dass ein Ordensmann zum Papst gewählt worden ist. Kiechles abschließenden Sätzen kann man sich nur anschließen: „Er braucht viel Heiligen Geist, um recht zu entscheiden und das Rechte durchzusetzen. Wir Ordensleute sichern ihm unsere Unterstützung und unser Gebet zu.“

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	1
--------------------------	---

Ordensleben

Viktor Hahn CSsR Das Zweite Vatikanische Konzil, fünfzig Jahre danach	133	Katharina Karl Vollmacht – Auftrag – Verheißung	175
Kirsten Oboth „Ein Sturmwind der Erneuerung“	139	Franz Meures SJ „Ein anderer wird dich gürten und führen“ (Joh 21,18)	185
Dominicus M. Meier OSB Umbruch – Wandel – Kontinuität	150		
Cosima Kiesner CJ Jorge Maria Bergoglio – Papst und Jesuit	160		
Augustinus Diekmann OFM Franziskus von Rom	164		
Stefan Kiechle SJ Ordensleute – Grenzgänger des Glaubens?	168		

● Dokumentation

- Christian Klenk
Der Markt der Ordens-
und Missionspresse 193
- Bernhard Meiners
Katholische Christen als Zielgruppe
für Orden und ihre Angebote 207

● Nachrichten

- Aus dem Vatikan 218
- Aus der Weltkirche 221
- Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 226

● Neue Bücher

- Kirchengeschichte 233
- Spiritualität & Frömmigkeit 238
- Kurzanzeigen 250

Viktor Hahn CSsR

P. Dr. Viktor Hahn CSsR, Jahrgang 1931, trat 1953 in den Orden der Redemptoristen ein und wurde 1959 zum Priester geweiht. Nach seiner Promotion 1965 in Münster war er von 1969 bis 1998 Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik in Hennef (Hochschule der Redemptoristen) und Sankt Augustin (Hochschule der Steyler Missionare). Danach war er in der Erwachsenenbildung und Exerzitienbegleitung tätig.



Viktor Hahn CSsR

Das Zweite Vatikanische Konzil, fünfzig Jahre danach

Eine meditative Erinnerung

„Vom Zweiten Vatikanischen Konzil ist derzeit in der Katholischen Kirche allüberall die Rede, und das wird auch einige Zeit so bleiben. Dieser Tage wird an die Eröffnung des Konzils vor fünfzig Jahren erinnert, in den nächsten Jahren wird es im Zusammenhang mit dem Datum ihrer Verabschiedung vor allem um einzelne Dokumente des Zweiten Vatikanums gehen, und 2015 kann man dann den fünfzigsten Jahrestag des Konzilsabschlusses feiern“, so Ulrich Ruh im Editorial von Herder Korrespondenz *Spezial* „Konzil im Konflikt“, Oktober 2012. In Summa wird diese Prognose richtig sein. In Bezug auf das Ganze des Konzils möchte ich im Folgenden ein persönliches Zeugnis geben.

Ein ganz persönliches Bekenntnis

Dieses Konzil hat mein Leben geprägt. Drei Monate vor meiner Priesterweihe kündete Johannes XXIII. 1959 am Ende der Weltgebetsoktav um die Einheit im Glauben sein Vorhaben an, ein Konzil einzuberufen. Neun Monate nach meiner Weihe traf ich auf meinen späteren Doktorvater, der auf diesem Konzil einer der bahnbrechenden deutschen Theologen werden sollte: Joseph Ratzinger. Und am Tage meines letzten Examens, am 18. November 1965, hat das Konzil das Dokument *Dei Verbum* über Gottes Offenbarung, eines seiner wichtigsten Schriftstücke, verabschiedet.

Das Konzil hat mich in meinen fundamentaltheologischen Vorlesungen, in meinen Predigten und Vorträgen begleitet. Ich bin darüber alt geworden. Wenn ich mich zu erinnern versuche, so geschieht dies in der Hoffnung, damit auch für andere einen Zugang zu diesem weltbewegenden Ereignis der jüngeren Kirchengeschichte zu ebnet. Johannes Paul II. hat das Konzil als „Kompass für das dritte Jahrtausend“ bezeichnet (*Novo Millennio ineunte*, 57f), insofern stehen wir erst am Anfang seiner Wirkungsgeschichte.

Die alles entscheidende Frage und ihre Antwort

Wenn ich das Bild des Kompasses weiterdenke, dann führt mich das zu der Frage, wie es denn weitergehen soll mit der Kirche. Das hat auch das Konzil gefragt in einer Zeit, da die Kirche in Gefahr war, in der modernen Welt zum Fremdkörper zu werden, wenn sie es denn nicht schon geworden war mit einer geistigen Macht wie vielleicht noch nie zuvor, aber eben sperrig und so nicht eigentlich wirksam. „Wie soll es weitergehen“ fragen wir uns heute in der Kirche unserer Heimat, da die Ressourcen an Geld sowie die an Menschen schwinden. „Wie soll es weitergehen?“: Das ist die Frage damals wie heute. Ich habe erlebt, dass das Konzil zu mir spricht.

Es sagt mir, dass man zusammenkommen muss, damit es weitergehen kann. Dann müssen wir nicht die finanziellen Mittel zählen, um zu wissen für wie viele Gotteshäuser sie reichen, sondern wir müssen überlegen, was wir zu tun haben. Das Konzil hat nicht gerechnet, es hat Theologie getrieben. Es hat lo-

gisch von unserem Gott her weitergedacht (denn das heißt das Wort Theologie: logisch und konsequent von unserem Gott her denken), der den Auftrag gegeben hatte, hinauszugehen „zu allen Völkern, alle Menschen zu seinen Jüngern zu machen und gewiss zu sein, dass Er dabei bleibt“ (vgl. Mt 28,19f).

Man muss zusammenkommen, das sagt mir das Konzil, alle müssen sich einbringen, alle müssen gehört werden. Nicht ohne Grund hatte das Konzil eine Bewegung ausgelöst, die zwar nicht alle in die Konzilsaula bringen konnte, aber damals doch irgendwie wenigstens in den Disput einbezog und sie über ihre „Lobby“, die Gruppe der Theologen und Beobachter und über die Medien, zu Wort kommen ließ.

Man muss zusammenkommen *und man muss übereinkommen*. *Es müssen* Entscheidungen gefunden werden, die dann von allen getragen werden. Genau dies hat das Konzil getan. Es hat Entscheidungen getroffen, die zwar deutlich die Sprache von Kompromissen zeigen (weshalb die Konzilstexte bisweilen so schwer auszulegen sind), aber so und *nur* so richtig waren, weil die Wahrheit nicht durch Mehrheitsbeschlüsse erreicht wird, sondern durch Zustimmung. Wahr ist, was stimmt. Und so gelang es denn dem Konzil, nicht Sondermeinungen zu hofieren, sondern den gemeinsamen Glauben zu bezeugen. Deshalb haben die großen Dokumente des Konzils eine Zustimmungsrate von weit über 2000 Stimmen, bei vier bis sechs Gegenstimmen. So ist das Konzil für mich *Kirche im Vollzug*, Kirche dargestellt im Konkreten. Denn das ist sie theologisch nach der Lehre des Konzils: Volk Gottes.

Noch konkreter formuliert: Die Kirche ist die Gruppe der Freunde Jesu, die weitersagen, was er gesagt hat; weitertun, was er getan hat; und zusammenbleiben. Dies geschieht so, dass es *alle* Getauften tun, die vielen Hirten in leitender Funktion und dann nochmals ganz besonders und letztverantwortlich der *eine* Hirte in Rom.

Und so hat denn auf dem Konzil der Papst bisweilen eingegriffen, um dieses Kompromisses und so um der Einheit willen, wenn auch das in den Akten vermerkte „auf Weisung von oben“ sehr deutlich die Spannung nachspüren lässt, die entstehen kann, wenn spirituelle Vorgänge in technische Verfahrensordnungen umgesetzt werden müssen. Aber das ist das Konzil. Eine Hilfe ist es mir schon dadurch, dass es diese Versammlung gegeben und wie sie funktioniert hat. So wird mir das Konzil zur Wegweisung. Auch das gibt das Bild vom Kompass noch her.

Die spirituelle Wegweisung

In einer spirituellen Wegweisung liegt die eigentliche Bedeutung des Konzils. Auch hier will ich mich ganz einfach erinnern, ohne die Texte nachlesen zu müssen. Ich möchte in Dankbarkeit vor der Kraft des Geistes Gottes den Mut haben, ganz einfach die großen Gesten zu deuten, die das Konzil in seinen großen Lehrdokumenten gesetzt hat und die Wahrheiten zu erfassen suchen, die es betont hat.

Sacrosanctum Concilium überschreibt das Konzil sein erstes Lehrdokument (Dez. 1963). „Eine heilige Versammlung“ sollen wir als Kirche sein, versammelt, um miteinander Gott zu danken, ihn zu bitten und unseren Glauben

zu bekennen. Und so hat das Konzil in seiner ersten Stellungnahme „Über die heilige Liturgie“ gesprochen. Nicht nur weil auf diesem Gebiet durch die liturgische Bewegung der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts die Vorbereitung am weitesten gediehen waren, sondern aus der Überzeugung, dass die Liturgie die elementarste Lebensäußerung der Kirche ist, aus der dann wie von selbst ihr Wirken lebt. Und so wächst aus dieser Überzeugung das Nachdenken über die Kirche selbst, das in dem zweiten Lehrdokument seinen Niederschlag fand.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

„*Ein Licht für die, die nicht glauben*“, will die Kirche sein. *Lumen Gentium* steht als Überschrift über dem zweiten Dokument und nennt so knapp und eindeutig ihre eigentliche Aufgabe (Nov.1964). Und wie wir oben schon kurz gezeigt haben, begreift die Kirche sich auf dem Konzil als Volk Gottes, als die Gruppe der Freunde Jesu, die weitersagen, was Jesus gesagt hat, und weitertun, was Jesus getan hat, und dabei zusammenbleiben wie damals um ihn. Die Kirche begreift sich als die Sache aller Glaubenden, geleitet durch ihre Hirten, versammelt um den einen in Rom. Und wenn dieses faszinierende Modell von Kirche mit den Worten *Lumen Gentium* beginnt, dann zeigt es

genau unsere Aufgabe an, „ein Licht zu sein für alle, die nicht glauben“, was dann in ihrem dritten Lehrdokument näher beschrieben wird.

„*Im Hören auf Gottes Wort*“ will die Kirche ihrem Auftrag genügen. So überschreibt sie auf dem Konzil ihr drittes großes Lehrdokument *Dei verbum* (November 1965) und denkt darin über die Vorgabe nach, der sie dabei zu folgen hat. Es ist dies die Offenbarung Gottes, die als Gottes Wort in der Geschichte des Volkes Israel und von diesem her in Jesus und seiner Kirche ergangen ist. Und bevor ich davon noch das eine und andere festhalten möchte, kommt mir das letzte große Lehrdokument in den Sinn, in dem die Kirche über sich selbst nachdenkt:

Zur „Freude und Hoffnung“ aller Menschen will das Konzil seine Arbeit verstanden wissen, und setzt deshalb *Gaudium et spes* an den Anfang und damit als seine Überschrift über dieses sein letztes, großes Lehrschreiben (Dezember 1965). Das ist das eigentliche Ziel des Konzils: Freude und Hoffnung in die Welt zu tragen, so getrost in die Zukunft zu gehen und damit das Werk dessen weiterzutragen, der es damals begonnen hatte, als er zu sagen wagte „ich bin das Licht der Welt“ (Jo 8,12).

Diese Gedanken steigen in meiner Erinnerung auf; das war die Antwort des Konzils auf die Frage, wie es weitergehen soll. Genau so, genau mit dieser Zielsetzung: „als Heilige Gemeinschaft zu leben, so zu einem Leuchtfener für die zu werden, die nicht glauben, und im Hören und Verkünden von Gottes Wort Freude und Hoffnung in die Welt zu tragen“. Was für ein Impuls! Ich will für mich diese Kurzformel der Botschaft des Konzils im Bewusstsein halten, und

es wäre gut, wenn alle in der Kirche sich von dieser Formel leiten ließen. Das wäre eine gültige Erinnerung an das Konzil, eine Verinnerlichung seiner bleibenden Aufgabe, den Glauben weiter zu bezeugen und so Kirche weiterzuleben vom Heute ins Morgen.

Diese Kurzformel könnte eine Brücke der Versöhnung zwischen den polarisierenden Gruppen werden; zwischen jenen, die gerne und immer wieder – weinerlich wie kämpferisch – das Konzil für die moderne Glaubensproblematik verantwortlich machen, und denen, die in der Euphorie fortschreitenden Lebens den Zusammenhang mit der Vergangenheit missachten und dabei Warnungen davor, wie etwa durch Benedikt XVI., als konservatives Ausbremsen des Heiligen Geistes verdächtigen. Denn ihn glauben wir doch in seiner Kirche wirksam. So ist das Konzil mehr noch als ein Kompass, es ist auch bleibend Anstoß und tragende Kraft.

Ein konkreter Impuls

Und dann ist da noch diese großartige Dogmatische Konstitution über die Offenbarung *Dei Verbum*, die ich bei den Gedanken der Wegweisung nur kurz erwähnt habe, die aber eine wirkliche Hilfe für ein Weitergehen in die Zukunft ist. Hier steigen drei Grundgedanken in meiner Erinnerung auf: Die Kirche kann getrost den Weg in die Zukunft gehen, denn sie ist *mit einer Offenbarung beschenkt*, sie ist *von der Heiligen Schrift geleitet* und sie ist *als Gemeinde unterwegs*.

Mit einer Offenbarung beschenkt weiß sich das Konzil und übernimmt gerade hier eine moderne, historisch argumentierende Theologie (nicht zuletzt und

gerade hier beeinflusst durch den Konzilstheologen und späteren Papst Joseph Ratzinger). Es befreit uns in ihr von der Vorstellung, Offenbarung wäre eine vom Himmel gefallene Liste von Wahrheiten oder ein von Gottes Geist diktiertes heiliges Buch, wie es lange doch ein wenig vereinfacht von vielen Frommen gesehen wurde und im Islam auch heute noch vielfach so gesehen wird. – *Mit einer Offenbarung beschenkt*, das meint eine lange Geschichte, die mit der Erschaffung der Welt beginnt, weil sich Gott auch in ihr ausdrückt und somit ausspricht, bis er dann, seit es den Menschen gibt, mit diesem in einen ausdrücklichen Dialog eintritt. *Mit einer Offenbarung beschenkt*, das meint dann die Geschichte dieses Dialogs, der immer konkreter wird, seit Gott mit Abraham eine ganz spezielle Geschichte begonnen hat, die über Moses und die Propheten bis hin zu Jesus führt. – *Mit einer Offenbarung beschenkt* sind wir seit Christus, in dem diese Geschichte dann ihren Höhepunkt findet, weil in seinem Wort und Werk Gott sich endgültig ausspricht und zu erfahren gibt, was nach Jesu Tod und Auferstehung in Jesu Gemeinde weiterlebt, woraus dann das andere große Geschenk erwächst: die Heilige Schrift.

Von der Schrift geleitet sind wir nach der Lehre des Konzils. Denn in dieser Geschichte der Offenbarung und deren Weitergabe und als ein Teil dieser Geschichte entstehen heilige Schriften und Bücher, die so selbst ein Teil dieser Offenbarung sind, weil sie von Gott durchdrungen, in ihrer Entstehung von Gott geführt, geleitet, inspiriert sind. *Von der Schrift geleitet* wird die Kirche, weil in der Bibel Gottes Wort fassbar und nachlesbar geworden ist, auch

wenn es letztlich, wie Gott auch, geheimnisvoll bleibt. *Von der Schrift geleitet*, das meint so den festen Halt, den die Kirche bei ihrer Verkündigung und Predigt in diesen für sie heiligen Texten findet, ohne von der Notwendigkeit entbunden zu sein, sie immer neu zu verstehen und neu zu erklären. Das aber bringt dann das dritte Element in den Blick, das bei dem Weitergeben der Offenbarung maßgebend bleibt: die Kirche selbst, die da als Gemeinde unterwegs ist.

Als Gemeinde unterwegs ist die Kirche. Das ist der starke Eindruck, das ist die Grundüberzeugung, die sich durch die Aussagen des Konzils hindurch Ausdruck schafft. Die Kirche ist es, die diesen Prozess lebt, denn mit ihr ist Gott „ohne Unterlass im Gespräch“ (DV 8); die Kirche ist es, die in Einheit mit ihren Hirten diesen Schatz hütet; die Kirche ist es, die in ihrem Lehramt Gottes Wort hört, bewahrt und auslegt. *Als Gemeinde unterwegs* ist die Kirche, die sich so in gleicher Weise vom Tisch des Wortes wie auch vom Tisch des Brotes nährt, weshalb denn auch für alle, die zur Kirche gehören, ermunternde Worte gefunden werden, sich der Heiligen Schrift zuzuwenden. Sie muss für alle zugänglich sein und von allen entsprechend ihrer Verantwortung gelesen und studiert werden. Sie ist die Seele von Theologie und Verkündigung, weshalb sich alle dem Wort Gottes überantworten sollen und von ihm leben müssen wie von der Eucharistie.

Was für ein glaubensstarkes Selbstbewusstsein, man möchte vor Freude singen über dieses Geschenk des Konzils und weinen über den Umgang mit ihm bei jenen, die es missbrauchen. Und es ist dann eigentlich nur von marginalem

Interesse, ob es in extrem rechter Verherrlichung alter Zeiten als Verrat an der Vergangenheit diskriminiert wird, oder aber in dumm-liberaler Verherrlichung der Moderne einfach zum Synonym für Eigenwillen und Ungebundenheit umgebogen wird. Das eine ist so traurig und verrückt wie das andere und versperrt sich so der Begegnung mit Gottes lebendigem Geist, den das Konzil atmet. Es ist diese Seite der Kir-

che, die geheimnisvoll die Anwesenheit Gottes atmet, sie so zum *Sakrament der Einheit* (SC 8) macht. Dies ist allerdings im Unterschied zum Gedanken des *Volkes Gottes* (LG Kap. II) nicht in gleichem Maße rezipiert worden. Das beklagte Kardinal Kurt Koch beim Treffen des Schülerkreises Benedikt XVI. in Castel Gandolfo 2010. Nun, das Dritte Jahrtausend hat ja erst begonnen und der Kompass liegt bereit.

„Die Kirche kann getrost
den Weg in die Zukunft gehen,
denn sie ist
mit einer Offenbarung beschenkt,
sie ist von der Heiligen Schrift geleitet
und sie ist als Gemeinde unterwegs.“

P. Dr. Viktor Hahn CSsR

Kirsten Oboth

Dr. theol. Kirsten Oboth, Jahrgang 1983, ist Studienreferendarin für die Fächer Katholische Theologie und Latein in Duisburg und wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Ruhr-Universität Bochum.



Kirsten Oboth

„Ein Sturmwind der Erneuerung“

Das Zweite Vatikanische Konzil und die Transformationsprozesse der Schwestern vom Guten Hirten

„In unserer Zeit geht ein Sturmwind der Erneuerung über die Welt und folglich auch über die Kirche. Eine Menge von Büchern, Artikeln und Konferenzen, das eine noch kühner als das andere, bezeugt das Bestreben, die Sorge und selbst die Ungeduld vieler, und es ist unvermeidlich, dass jeder Orden und jede Kongregation davon betroffen wird. Wenn der Sturm heftig über ein Land weht, was geschieht dann mit den Bäumen, die er antrifft? Diejenigen, die keinen Saft haben und folglich vertrocknet und abgestorben sind, werden abgebrochen; diejenigen, welche keine tiefen Wurzeln haben, werden umgelegt; die Bäume aber, die gesund und tief

verwurzelt sind, neigen sich unter dem Sturm und lassen den Wind durch die Zweige wehen, ohne Schaden zu leiden, ausser dass sie ein paar Blätter verlieren.“¹

Das obige Zitat stammt aus einem kongregationsinternen Rundschreiben des Jahres 1963, verfasst von Sr. Thomas von Aquin Lee, der damaligen Generaloberin der Gemeinschaft der Schwestern ‚Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten‘. Hier beschreibt Lee die neue, ungewisse Situation der Ordensgemeinschaften während der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) und formuliert in diesem Zuge kritisch-sorgenvolle, aber auch hoffnungsvolle Äußerungen. Was war passiert?

Ab Mitte der 1960er Jahre beobachtet der deutsche Religionssoziologe und Theologe Michael Ebertz in der Gesellschaft einen „Werteknick“, der „als deutliche Abwertung von Pflicht- und Akzeptanzwerten zugunsten einer noch deutlicheren Aufwertung von Selbstentfaltungswerten“² verstanden wurde. Traditionen, Autoritäten und Gehorsam wurden gesellschaftlich nicht mehr als selbstverständlich akzeptiert, sondern mussten sich einer Reflexions- und Diskussionskultur stellen und gegebenenfalls weichen. Der sich abzeichnende Wertewandel stellte die katholische Kirche, die für die traditionellen Werte stand, vor große Herausforderungen. Schon 1959 berief Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil ein mit dem Ziel, die ganze Kirche zu erneuern. Die feierliche Verkündigung des Dekrets über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens *Perfectae Caritatis* (PC), das konkrete Grundsätze und Richtlinien im Hinblick auf eine Ordensreform kreierte³, erfolgte am 28.10.1965. Ganz im Sinne des Zweiten Vatikanums wurde in diesem Dekret die Anpassung der Orden an die veränderten Zeitverhältnisse gefordert.⁴ *Perfectae Caritatis* brachte „allgemeine Grundsätze“ hervor und wollte „Leitlinien [...], wie das Ordensleben erneuert und an die heutige Zeit angepaßt werden könne“⁵, aufzeigen. Eine erste zentrale Maßgabe war hierbei die Bemühung um die ständige Rückkehr „zu den Quellen des christlichen Lebens im Allgemeinen als auch zum Geist des Ursprungs der Institute und [...] deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“⁶. Die Orden sollten demgemäß der Frage nachgehen, was genau ihr Gründer bewirken wollte und wie

sein Werk und seine Intention in der modernen Zeit aussehen könnten, um diese Erkenntnisse anschließend in die Praxis umzusetzen. Die Ausrichtung an der Moderne bezog sich auf die Lebensweise, das Gebet und die Arbeit der leitenden Institute, wobei u.a. die körperlichen und seelischen Voraussetzungen der Menschen in der Epoche berücksichtigt werden sollten.⁷ Weitere relevante reformierende Prinzipien des Dekretes waren die Aufhebung von Ständen für die Frauenorden, die Modifizierung der Klausur in den Nonnenklöstern, also den kontemplativen Frauenorden, die Ausübung des Gehorsams nur unter Anwendung der eigenen Verstandes- und Willenskraft, die Reform der Ordensgewänder im Hinblick auf Hygiene und Praktikabilität, die Verbindung von Kontemplation mit apostolischen Diensten sowie die Prüfung der psychologischen und affektiven Reife der Kandidaten als Voraussetzung für die Ablegung des Gelübdes.⁸

Die Umsetzung dieser Vorgaben sollte in den künftigen Generalkapiteln sukzessive erfolgen. Die einzelnen Gemeinschaften waren dazu angehalten, in den überarbeiteten Konstitutionen ihrer Erneuerung Ausdruck zu verleihen.⁹

Das zu Beginn genannte Zitat der Generaloberin Lee spiegelt die Stimmung vor allem der weiblichen Orden in Anbetracht der Anforderungen wider, die im Jahre 1963 zumindest erahnt werden konnten: Die konziliare Forderung nach Zeitgemäßheit ließ einen „Sturmwind der Erneuerung“ aufbrausen. Der Appell an die Ordensgemeinschaften, sich wieder auf ihre Quellen zu beziehen, sollte einer möglichen Entwurzelung vorbeugen. Die hier angedeutete Spannung zwischen Tradition und Erneuerung im

Rahmen der nachkonziliaren Reformprozesse sollte sich in den folgenden zwei Jahrzehnten halten und die Orden und Kongregationen vor große Herausforderungen stellen.

Die Kongregation der Schwestern ‚Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten‘

Wie sich diese nachkonziliaren Reformprozesse in den Ordensgemeinschaften abspielen konnten, soll im Folgenden anhand der Kongregation ‚Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten‘ (kurz: Schwestern vom Guten Hirten) exemplarisch aufgezeigt werden.

Die Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten wurde im Jahr 1835 von der Französin Maria Euphrasia Pelletier (1796-1868) gegründet, die 1814 in den Frauenorden ‚Unserer Frau von der Liebe‘ eingetreten war. Diese Gründung stammt aus dem 17. Jahrhundert und geht auf den französischen Priester, Mystiker und Volksmissionar Jean Eudes zurück. Noch als Schwester des Ordens ‚Unserer Frau von der Liebe‘ gründete Maria Euphrasia ihre eigene Kongregation mit dem Namen ‚Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten‘.

Der ursprüngliche Zweck der zumeist als ‚Schwestern vom Guten Hirten‘ bezeichneten Kongregation bestand in der Betreuung von „Mädchen und Frauen [...], welche in Ausschweifungen geraten sind und nun der Sünde entsagen und sich zu Gott bekehren wollen“¹⁰. Konkreter waren damit Frauen und Mädchen gemeint, die straffällig geworden sind oder zumindest gefährdet waren sowie diejenigen, die der Prostitution nachgingen. Für die Aufnahme der Klientel sollte das Prinzip der Freiwilligkeit

gewahrt werden, jedoch waren viele junge Frauen auf Veranlassung ihrer Familien oder Vormundschaften in den Einrichtungen der Gemeinschaft untergebracht. Zu Lebzeiten Maria Euphrasias, also bis zum Jahre 1868 entstanden 110 Gründungen des Guten Hirten in Europa, Nordamerika, Afrika, Südamerika und Australien, wobei die erste Überschreitung der nationalen Grenze durch die Übernahme einer Einrichtung in Rom im Jahre 1838 geschah. Die erste Niederlassung auf deutschem Territorium bezogen die Schwestern vom Guten Hirten 1840 in München-Haidhausen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Bis zum Vorabend des Konzils folgten die Schwestern vom Guten Hirten Konstitutionen, die im Wesentlichen auf das Regelwerk Jean Eudes‘ zurückgingen, da Maria Euphrasia dieses für ihre Neugründung übernommen hatte. Im Rahmen der nachkonziliaren Reformprozesse erarbeiteten die Schwestern vom Guten Hirten erstmalig selbständig ihre Konstitutionen. Hierbei wurden die bisherigen Konstitutionen nicht bloß redigiert, sondern gänzlich neu formuliert.

Die vorkonziliare Zeit

Ungefähr 30 Jahre nach der letzten Edition der Regelwerke gab die Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten

im Zuge der Ordensreform Papst Pius' XII. im Jahre 1955 aktualisierte Konstitutionen heraus. In diesen vorkonziliarischen Konstitutionen finden sich neben Informationen über Zweck und Spiritualität verschiedene Kapitel über die Gestaltung des Alltags. Die Regelungen betrafen den genauen Tagesablauf sowie das Gebetsleben – und waren für die Guthirtinnen in allen Ländern gleichermaßen verbindlich. Zu der Frage nach dem Zweck der Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten liefern die Konstitutionen von 1955 folgende Antwort:

„Durch das Beispiel eines heiligen Lebens, durch inniges Gebet und glühenden Eifer arbeiten die Schwestern mit ganzer Seele an der Bekehrung und sittlichen Hebung der Mädchen und Frauen, die ein ungeordnetes Leben geführt haben. Sie nehmen sich auch jener an, die in Gefahr sind, einem solchen Leben zu verfallen.“¹¹

Die Schwestern vom Guten Hirten hatten sich der ‚Seelenrettung‘ der so genannten ‚gefallenen Mädchen‘ verschrieben, die nur mit Hilfe von Gebet und Buße erreicht werden könne. Das von Maria Euphrasia stammende Leitmotiv „Eine Seele ist mehr wert als die ganze Welt“ bestimmte den klösterlichen Alltag der Schwestern vom Guten Hirten in Bezug auf ihr Gebets- und Gemeinschaftsleben sowie auf das Apostolat.

Demgemäß war die Gemeinschaft – obwohl es sich bei den Schwestern vom Guten Hirten seit jeher um eine apostolisch-tätige Kongregation handelt – in den 1950er Jahren noch sehr monas-

tisch geprägt. Durch Eucharistiefeier, Stundengebet, zusätzliche Gebete, Bußakte, Gewissenserforschungen, Betrachtungen und geistliche Lesungen, die z.T. mehrmals täglich stattfanden, waren die Schwestern mehr als fünf Stunden pro Tag mit ihrem Gebetsleben beschäftigt. Die Integration der apostolischen Tätigkeit in den monastischen Lebensstil der Guthirtinnen war aus praktischer Sicht aufgrund der Art ihres Apostolates nicht nur möglich, sondern zuträglich: Die Betreuung von Mädchen und jungen Frauen erfolgte innerhalb der Klostermauern. Während die Klausur aus theologischer Perspektive dem Gehorsamsgelübde zugeordnet war und durch ihren Schutz den Ordensgeist der Schwestern erhalten sollte¹², sahen die Schwestern in ihr ein wichtiges Element des Erziehungskonzeptes – nicht zuletzt dadurch, dass sie Fluchtversuche der Mädchen vereiteln und vor allem unerwünschten Kontakt zur Außenwelt unterbinden konnte.

Zudem banden die Schwestern ihre Klientel in den klösterlich geprägten Alltag ein, indem sie diese einerseits zum Gebet und – nach Möglichkeit – zu weiteren frommen Übungen erzogen. Andererseits verpflichteten die Schwestern die Mädchen zu ähnlichen Regeln, die sie auch selbst einhalten mussten. Diese Ge- und Verbote betrafen beispielsweise den Gebrauch von Medien, den Post- und Besuchsempfang, aber auch den Umgang mit gleichgeschlechtlichen Mitbewohnerinnen, der vor dem Hintergrund des Keuschheitsgelübdes streng reglementiert wurde.

Eng mit der monastischen Ausprägung, die sich in Gebet und körperlicher Abtötung artikuliert, hing die Abtötung des eigenen Willens zusammen, die sich

aus dem Gehorsamsgelübde ergab. Das Gelübde des Gehorsams umfasste für die Schwestern die Pflicht, „ihren rechtmäßigen Obern zu gehorchen, wenn sie kraft des Gelübdes und gemäß den Konstitutionen befehlen.“¹³ Die Einhaltung des Gehorsams beinhaltete eine vollkommene Unterwerfung unter den Willen Gottes, der stellvertretend von der Oberin ausgeführt wurde.¹⁴ Der Gehorsam war in den 1950er Jahren bereits auf die Regelwerke begrenzt, so dass eine Schwester keinen Befehlen gehorchen musste bzw. durfte, die der Ordensregel oder den Konstitutionen entgegenstanden. Nichtsdestotrotz wurde erwartet, dass alle Schwestern

„der Oberin wie ihrer Mutter [gehorsamen]: treu und pünktlich, schlicht, aufrichtig und von Herzen; sie gehorchen ihr mit kindlicher Liebe, bringen ihr innerlich und äußerlich die schuldige Ehrfurcht und Achtung entgegen, und zwar aus Liebe zum göttlichen Heiland und Seiner heiligsten Mutter, die sie in ihrer Oberin sehen sollen.“¹⁵

Die Gründe, weshalb eine Ordensschwester sich dieser Unterwürfigkeit und Selbstaufgabe aussetzte, lagen freilich in theologischen Motiven: So wurde das Ablegen des eigenen Willens als „miterlösendes Opfer“¹⁶ angesehen, dass die Schwestern wie Christus zur Sühne der Sünden und zum Heil für sich und die Mitmenschen – insbesondere ihre Klientel – aufbrachten. Die ‚imitatio Christi‘ mit Fokus auf dem Leidensaspekt zur Erlösung der Menschheit stellte einen Leitgedanken dar, der die Denk- und Handlungsweisen der Schwestern zu dieser Zeit maßgeblich beeinflusste.

Weiterhin lässt sich der „Geist der Kinderschaft“¹⁷ in diesem Gelübde finden: Die Schwestern gehorchten der Oberin wie ihrer Mutter. Das Lösen vom eigenen Willen wurde innerhalb der Kongregation positiv bewertet: Eine Schwester, die es vermochte, sich gänzlich zu unterwerfen, hat ihren Eigenwillen besiegt, sich „von den Sklavenketten des eigenen Ichs“ befreit und konnte „um so leichter in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ hineinwachsen.¹⁸ Mit dem Gehorsam konnten die Schwestern gemäß dem hier vorliegenden Verständnis ein innigeres Gottesverhältnis aufbauen und einen Schritt auf dem ‚Weg zur Vollkommenheit‘ vorangehen¹⁹, der nicht nur ihnen selbst, sondern auch ihrer Klientel zu Gute käme.

Insgesamt war die Spiritualität der Schwestern vom Guten Hirten in der vorkonziliaren Zeit jenseitsorientiert. Die ‚Rettung des Seelenheils‘ stellte ein Ziel dar, das dezidiert auf ein Leben nach dem Tod ausgerichtet war. Den Schwestern oblag es, durch strenge Befolgung der drei evangelischen Räte, Gebet und Buße für die Seele zu kämpfen, deren Rettung ein ewiges und heilvolles Leben im Reich Gottes versprach.

Das Zweite Vatikanische Konzil / Konstitutionen von 1969

Die Schwestern vom Guten Hirten führten ihr erstes nachkonziliares Sonder-Generalkapitel im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils und den Dokumenten Perfectae Caritatis und Ecclesiae Sanctae im Jahre 1969 durch.

An dieser Stelle soll noch einmal hervorgehoben werden, dass die in der Nachkonzilszeit entstandenen Konstitutionen erstmalig von den Schwestern

selbst konzipiert wurden. Hierzu band die Generalebene die verschiedenen Provinzen zur Mitarbeit ein, indem beispielsweise zwei bis drei Provinzen gemeinsam ein Kapitel der Konstitutionen gänzlich neu formulieren sollten. Ferner kam es zu Fragebogen-Aktionen sowie zur Bildung von Arbeits- und Diskussionsgemeinschaften auf allen Ebenen der Kongregation. Die gewünschte Partizipation aller Schwestern stellte ein Novum dar, das in der Praxis nicht zuletzt aufgrund des oftmals verinnerlichten traditionellen Gehorsamsverständnisses in den Anfängen zu Schwierigkeiten führte. Die Konstitutionen von 1969 besaßen einen vorläufigen Charakter und wurden ‚ad experimentum‘ befolgt, d.h. dass sie erprobt und gegen Ende der konziliaren Reformen bewertet sowie infolgedessen modifiziert wurden.

Das neu erarbeitete Selbstverständnis in den Konstitutionen von 1969 lautete folgendermaßen:

„Durch den Geist der Liebe, der uns innewohnt, antworten wir auf seinen Ruf mit einer besonderen Weihe, die zutiefst in unserer Taufweihe wurzelt. Auf seinen Anruf antworten wir durch ein gemeinschaftliches Leben, ein Leben des Gebetes, der schwesterlichen Liebe, ein Leben nach den Räten des Evangeliums und durch unseren Dienst an Menschen, die in Not sind.“²⁰

Das theologische Leitbild wurde hierbei in unübersehbarer Weise mit den Dekreten des Zweiten Vatikanischen Konzils in Einklang gebracht: Die Antwort der Schwestern auf den Ruf Gottes verweist darauf, dass die Kongregation die

Berufung zur Ordensschwester als einen Dialogprozess deutete. Mit Bezug auf die Taufweihe, die allen Christen zuteil geworden ist²¹, bettete sich die Kongregation hier in das Gesamtgefüge der katholischen Kirche ein und umschrieb den kirchlichen Auftrag, an dem sich die Guthirtinnen beteiligten. Der Aspekt der Gemeinschaft, verwurzelt in der Gottesvolk-Metapher²², wurde in den Konstitutionen der Guthirtinnen ebenso hervorgehoben, wie der Versöhnungsgedanke, der zuvor in der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* Eingang gefunden hatte und unweigerlich mit der Mittlerschaft Jesu Christi verbunden war.²³ Ebenfalls nahm der Aspekt des Gemeinschaftslebens in *Gaudium et Spes* eine wichtige Position ein, da die Sozialität hier als „mitkonstitutive [...] anthropologische Grundgegebenheit“²⁴ gedeutet wurde und mit einem veränderten, ganzheitlichen Menschenbild korrelierte. Dass die Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten dem Leben in Gemeinschaft nunmehr ebenfalls einen sehr hohen Stellenwert einräumte, kann anhand der obigen Reihenfolge interpretiert werden: Das Gebetsleben wurde hinter das gemeinschaftliche Leben gesetzt – im Gegensatz zu den vorangegangenen Konstitutionen, in denen „das Beispiel eines heiligen Lebens“ sowie „inniges Gebet“²⁵ zuvorderst angegeben wurden. Zwar wurde dem Gebetsleben innerhalb der Kongregation weiterhin eine hohe Bedeutsamkeit zugemessen, da sich die vorgeschriebenen Gebete und geistlichen Übungen weiterhin sehr zeitintensiv gestalteten. Jedoch kam es – nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch – zu einer ersten Schwerpunktverschiebung, welche die dezidiert monastische, weltabge-

wandte Ausprägung zu Gunsten einer Weltzuwendung relativierte und die Aspekte ‚Gemeinschaft‘ und ‚Apostolat (in der Welt)‘ aufwertete. Im Zuge dessen wurden beispielsweise in der Provinz Münster zu Beginn der 1970er Jahre die bisherigen Klausurregelungen getilgt und der Umgang mit Medien und Mitmenschen offener gestaltet.

Die apostolische Aufgabe der Guthirtinnen wurde in den Konstitutionen von 1969 nicht allein auf ‚Frauen in Not‘ bezogen, sondern auf notleidende Menschen im Allgemeinen ausgeweitet. Zwar wurde weiterhin dem ursprünglichen Apostolat „Mädchen und Frauen zu helfen, die sich in einer persönlichen oder umweltbedingten Not befinden“²⁶ höchste Priorität eingeräumt, doch erging der Zusatz: „Die Vielgestaltigkeit hat jedoch stets das eine Ziel vor Augen, die Schönheit des Ebenbildes Gottes in jedem Menschen zu entdecken, vor allem, wenn diese Ebenbildlichkeit gestört worden ist.“²⁷ Aufgrund der stärkeren Diesseits-Verortung der Guthirtinnen unterlag der traditionelle Kampf um das ‚Seelenheil‘ einem semantischen Wandel, der sich durch eine veränderte Anthropologie ergab: Die Schwestern vom Guten Hirten strebten nicht mehr nach dem Seelenheil an sich, sondern danach, notleidende Menschen in ihrer Ganzheit, also seelisch und körperlich, zu retten. Die bisher vorgenommene moralische Bewertung der Klientel als ‚gefallene Mädchen‘, d.h. als Personen, die gesündigt und selbstverschuldet ihr Seelenheil gefährdet hatten, wurde getilgt. Vielmehr rückte die – durchaus unverschuldet entstandene – Notlage der Klientel als solche in den Fokus.

Aufgrund der zahlreichen Paradigmenwechsel, denen die Schwestern in der

nachkonziliaren Epoche unterlagen, war eine Neuinterpretation der Evangelischen Räte unentbehrlich. Wiederum soll hier als Beispiel für den tiefgreifenden Wandel im Verständnis des Gehorsams gelübde dienen. Als wichtige Faktoren für die Neukodierung des Gehorsams können die nachkonziliare Forderung nach aktiver Teilnahme aller Schwestern an den Reformprozessen und die damit zusammenhängende Entwertung der nunmehr obsoleten ‚Willensabtötung‘ genannt werden. In den Konstitutionen von 1969 heißt es:

„Der Ordensgehorsam beinhaltet auch, daß wir als Gemeinschaft in Vereinigung mit Christus den Willen des Vaters suchen und erfüllen. In Gebet und Aussprache suchen wir gemeinsam die Absichten Gottes in seinem Wort, in seinen Gnadengaben, in den Zeichen der Zeit und in den Bedürfnissen des Volkes Gottes zu erkennen. Damit dieses Bemühen glaubwürdig ist, unterstellen wir es dem Urteil der Oberin, denn ihr steht kraft der ihr verliehenen Autorität eine letzte Entscheidung zu.

Jede von uns soll in der Erfüllung der ihr anvertrauten Aufgabe die eigene Verstandes- und Willenskraft einsetzen und die Gaben, die Natur und Gnade ihr verliehen haben, in dem Bewußtsein gebrauchen, zur Auferbauung des Leibes Christi beizutragen.“²⁸

Die Unterschiede zu den Konstitutionen von 1955 fallen auf: Die Oberin blieb zwar als letzte Instanz für Entscheidungen bestehen, jedoch rückte die Gemeinschaft als geeigneter Ort für die

Suche nach dem Willen Gottes in den Vordergrund. Die Schwestern wurden hier dezidiert dazu aufgefordert, aktiv, bewusst und z.T. selbständig Verantwortung innerhalb der Kongregation zu übernehmen.

Neue Themen auf den Generalkapiteln von 1973 und 1979

Die Konstitutionen von 1969 blieben bis zum Generalkapitel von 1985 bestehen, auf dem die nachkonziliaren Reformen durch die Abstimmung über die (vorerst) endgültigen Konstitutionen abgeschlossen wurden. In der Zwischenzeit hielten die Schwestern vom Guten Hirten zwei weitere Generalkapitel ab, die in den Jahren 1973 und 1979 stattfanden.

Auf dem erstgenannten Generalkapitel setzten sich die Kapitularinnen hauptsächlich mit dem Thema ‚Gerechtigkeit und Armut‘ auseinander. Der Impuls für dieses Motto ergab sich aus der Erklärung *De iustitia in mundo*, die die Welt-Bischofssynode des Jahres 1971 im Hinblick auf das Thema ‚Gerechtigkeit‘ veröffentlichte. In diesem zur katholischen Soziallehre gehörigen Dokument bezog sich die Bischofssynode auf die „Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten“²⁹ in den zeitgenössischen Sozialstrukturen, die sich durch technischen Fortschritt, Globalisierung und asymmetrische Machtkonstellationen ergaben. Die Bischofssynode stellte klar, dass die Kirche „das Recht, ja sogar die Pflicht [habe], für die Gerechtigkeit im sozialen, nationalen und internationalen Bereich einzutreten und die Ungerechtigkeit anzuprangern, wo die Grundrechte des Menschen und sein Heil es verlangen.“³⁰ In diesem Rahmen

verdeutlichte die Synode auch, dass die Kirche nur dann das Evangelium den Armen verkünden könne, wenn sie sich selbst nicht mit Reichtum schmücke. Deshalb appellierte die Bischofssynode an alle Christen, ihren Lebensstil zu überprüfen.

Dementsprechend trafen die Schwestern vom Guten Hirten auf dem Generalkapitel von 1973 die Vereinbarung, in der Folgezeit unter Berücksichtigung des Armutsgelübdes den eigenen Lebensstils zu evaluieren, aber auch kongregationseigene sowie außergemeinschaftliche Strukturen kritisch zu hinterfragen. Das Generalkapitel appellierte an alle Schwestern vom Guten Hirten, fortan Ungerechtigkeiten gegenüber aufmerksam zu werden und in kritischer Weise Stellung zu beziehen. Zudem forderte es von den Guthirtinnen aktives Engagement zur Entwicklung der Gemeinschaft, aber auch zur Reformierung sozial ungerechter Strukturen sowie zur Konzeptionierung praktischer Handlungsmöglichkeiten in diesem Feld.³¹

Auf dem Generalkapitel im Jahre 1979 rezipierten die Guthirtinnen einige Aspekte des apostolischen Schreibens *Evangelii nuntiandi* (8.12.1975), indem der thematische Schwerpunkt auf die ‚Verkündigung in der Welt‘ fiel. Bereits die Frage nach sozialer Gerechtigkeit, die sich die Schwestern auf dem vorangegangenen Kapitel gestellt hatten, aber insbesondere die Diskussionen auf dem Kapitel von 1979 ließen erkennen, dass sich das Apostolat der Guthirtinnen immer stärker an aktuellen gesellschaftlichen Notlagen orientieren sollte. Die ‚Sendung‘ der Schwestern wurde spätestens auf diesem Kapitel dezidiert als ‚Tätigkeit in der Welt‘ verstanden, wel-

che die weltfliehende Sicht des Ordenslebens endgültig ablöste. In Form einer Erklärung definierten die Schwestern, wie das Apostolat innerhalb der Kongregation fortan gestaltet werden sollte:

„Wir Schwestern vom Guten Hirten aus den sechs Kontinenten sind heute aufgerufen, auf die Erwartungen einer neuen Menschheit zu antworten, die sich in den verschiedenen Kulturen, Mentalitäten und Bestrebungen darstellt. Innerhalb der Sendung der Kirche haben wir einen besonderen Auftrag. [...] Unsere Sendung gilt den Verstoßenen, den durch die Sünde und ihre Folgen Verwundeten: Einzelnen Menschen, Familien, der Gesellschaft, vornehmlich Mädchen und Frauen. Durch die Qualität unserer Beziehungen bezeugen wir den Wert und die Würde jedes Menschen. Der apostolische Ausdruck unserer Sendung wird bestimmt durch die Nöte und Erwartungen derer, denen wir dienen. Der Kern unserer Sendung ändert sich nicht. Die äußeren Formen sind dynamisch und entwickeln sich weiter.“³²

Die Anpassung an die Bedürfnisse der zeitgenössischen Gesellschaft erforderte die sukzessive Abkehr vom traditionellen ‚Mädchenapostolat‘. Die Erklärung zur Sendung der Guthirtinnen sollte eine Brücke schaffen, um die neuen Apostolatsformen mit dem Charisma der Kongregation in Einklang zu bringen. An dem Zitat wird deutlich, dass der Prozess, den Fokus vom Seelenheil abzuwenden und vielmehr auf die Menschenwürde und die soziale Gerechtigkeit zu legen, fortgeführt wurde.

Abschluss: Konstitutionen von 1985

Die auf dem Generalkapitel von 1985 verabschiedeten Konstitutionen stellten im Ergebnis eine Synthese aus den Konstitutionen von 1969, den Themenschwerpunkten der 1970er Jahre sowie einer stärkeren Rückkopplung an die Tradition der Kongregation dar. Diese Konsolidierung war typisch für die zweite Phase der nachkonziliaren Reformen innerhalb der Ordensgemeinschaften.³³

Im Vergleich mit den Konstitutionen von 1969 traten einige traditionelle Elemente wieder stärker in den Vordergrund. Neben dem Festhalten an der Berufung durch Jesus Christus sowie der Verwurzelung des Ordenslebens in der Taufweihe, wurde im Selbstverständnis das Gebetsleben fest mit dem Gemeinschaftsleben verknüpft, indem die Schwestern zuvorderst ihre Berufung „in Gemeinschaft durch Gebet“³⁴ leben sollten. Die Relativierung des Gebetslebens in den Konstitutionen von 1969 wurde durch diese Umformulierung wiederum ein Stück weit aufgehoben und ist als Betonung der Relevanz des Gebetslebens zu bewerten. Diese Entwicklung ergab sich nicht zuletzt durch die während der ‚ad experimentum‘-Phase oftmals geäußerten Ängste vieler Schwestern, die den Verlust des Gebetslebens fürchteten.

In Bezug auf das Apostolat wurde die Zielgruppe der notleidenden Mädchen und Frauen – im Gegensatz zu den Konstitutionen von 1969 – wieder im Selbstverständnis an erster Stelle erwähnt. Es erging der Zusatz, dass die Schwestern auch andere apostolische Tätigkeiten übernahmen, sofern sie im

Einklang mit ihrem Charisma standen. Durch die erneute Erwähnung des Gebetslebens sowie des traditionellen Apostolats wurden die Wurzeln bzw. das ursprüngliche Charisma der Kongregation wieder betont. Diese Maßnahme sollte einen Identitätsverlust vermeiden, der aufgrund der nachkonziliaren Spannung zwischen Zeitgemäßheit und Tradition eine Gefahr darstellte. Gerade für jene Schwesterngeneration, die diese Gemeinschaft als monastisch geprägt erlebt hatte, stellten die unverzüglich einsetzenden Transformationsprozesse innerhalb der Kongregation eine große Herausforderung dar.

Wie bereits im Jahre 1969 anklang, war der nachkonziliare Ordensgehorsam nur durch eine gemeinsame Suche der Schwestern nach dem Willen Gottes umsetzbar. Ein Novum an der Definition von 1985 war die Ansicht, dass Gott sich nunmehr allen Schwestern kundtat. Die Stellvertreterfunktion Gottes, welche der Oberin bis dato zukam, wurde bereits auf dem Generalkapitel von 1969 revidiert und auf dem abschließenden Reform-Generalkapitel endgültig auf die Gesamtgemeinschaft übertragen. Die Schwestern wurden nun qua Gehorsam dazu verpflichtet, sich aktiv in das Kongregationsleben einzubringen.

Insgesamt und bis in die heutige Zeit hinein festigte sich in der Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten das Verständnis einer ‚Sendung in der Welt‘ für Menschenwürde und soziale Gerechtigkeit. Dieses soll realisiert werden durch die Gewährung von Hilfestellungen für notleidende Menschen, eine aktive Reformierung ungerechter gesellschaftlicher Strukturen, die Reflexi-

on der eigenen Gewohnheiten vor dem Kontext des Armutsgelübdes sowie ein aktiv gestaltetes Leben in Gemeinschaft und Gebet.

Die Lebensweise der Schwestern vom Guten Hirten in der vorkonziliaren Zeit war geprägt von einer hierarchischen Ordnung, die in Gesellschaft und Kirche verankert war. In dieser Epoche waren Ordnung, Disziplin und das Seelenheil eng miteinander verbunden. So steht der Wegfall der Klostermauern für eine neue Kirche nach dem Konzil, die das Heil nicht mehr in der Absonderung von der Welt sieht, sondern in einem Apostolat, das sich der Welt öffnet. Sie will der Welt das Heil Gottes dort bringen, wo die Menschen – und in diesem Fall Frauen – in Not sind.

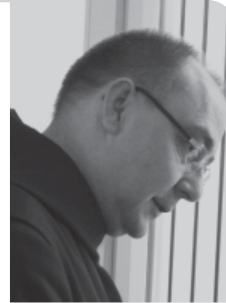
.....

- 1 Kongregationsinternes Rundschreiben ‚Kapitel unserer lieben Würdigen Generalmutter‘, August 1963, in: Archiv der Deutschen Provinz der Schwestern vom Guten Hirten (ADPSvGH), NDP 64, 1.
- 2 Michael N. Ebertz, Erosion der Gnadenanstalt? Zum Wandel der Sozialgestalt von Kirche, Freiburg i. Br., 1998, 79.
- 3 Vgl. Martin Leitgöb, Die Orden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Erneuerung, Krise, Transformation, in: Erwin Gatz (Hg.), Klöster und Ordensgemeinschaften (= Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts – Die Katholische Kirche 7), Freiburg im Breisgau 2006, 369-412, hier 372.
- 4 Vgl. Leonard Holtz, Geschichte des christlichen Ordenslebens, aktual. und erw. Aufl., Zürich 19912, 321.
- 5 Audomar Scheuermann, Das Ordensdekret des II. Vatikanischen Konzils, in: OK 7 (1966), 40-65, hier 45.
- 6 Karl Rahner / Herbert Vorgrimler, Kleines

- Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums, Freiburg 2007⁶, 312.
- 7 Vgl. Holtz: Geschichte, 321.
- 8 Vgl. ebd., 312, sowie vgl. Rahner/Vorgrimler: Konzilskompendium, 312-315.
- 9 Vgl. Anna Elisabeth Fürst (Sr. Kunigunde), Entwicklung von Satzungen in einem Religiosenverband am Beispiel der Kongregation der Armen Schulschwestern Vöcklabruck, in: Klaus Lüdicke / Hans Paarhammer / Dieter A. Binder (Hgg.), Recht im Dienste des Menschen. Eine Festgabe Hugo Schwendenwein zum 60. Geburtstag, Graz 1986, 79-97, hier 79.
- 10 Konstitutionen der Schwestern vom Guten Hirten von 1926, Nr. 4, in: ADPSvGH, IX-45.
- 11 Ebd., 13-14, 1. Kapitel.
- 12 Vgl. ebd., 73, 16. Kapitel.
- 13 Ebd., 63, 14. Kapitel.
- 14 Vgl. Kongregationsinternes Dokument ‚Arbeitstage zur Verinnerlichung‘ 1954, 82, in: ADPSvGH, Gen 62.
- 15 Konstitutionen der Schwestern vom Guten Hirten 1955, 65, 14. Kapitel.
- 16 Kongregationsinternes Dokument ‚Arbeitstage zur Verinnerlichung‘ 1954, 78, in: ADPSvGH, Gen 64.
- 17 Ebd., 82.
- 18 Vgl., Rundbrief der Generaloberin vom 20.09.1951, 1-3, in: ADPSvGH, NDP 63; Zitate: Werbeprospekt ‚Der Meister ist da‘, 22, in: ADPSvGH, NDP 149.
- 19 Vgl. Kapitel unserer lieben würdigen Generalmutter, November 1959, 2, in: ADPSvGH, Gen 79; Richtlinien für die Oberinnen und Novizenmeisterinnen 1947, 18, in: ADPSvGH, NDP 349.
- 20 Konstitutionen der Schwestern vom Guten Hirten 1969, 8, Kapitel II, Teil I, in: ADPSvGH, NDP 514.
- 21 Vgl. Vaticanum II: Dogmatische Konstitution „Lumen gentium“ (AAS 57 [1965], 5-67), LG 7.
- 22 Vgl. LG 9-17.
- 23 Vgl. Vaticanum II: Pastorale Konstitution „Gaudium et spes“ (AAS 58 [1966], 1025-1115), GS 22 und 78.
- 24 Knut Wenzel, Kleine Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Freiburg i. B. 2005, 187.
- 25 Vgl. Konstitutionen 1955, 13-4, Kapitel 1.
- 26 Konstitutionen und Statuten der Schwestern vom Guten Hirten 1969, Kapitel II, Teil I, 10, in: ADPSvGH, NDP 514.
- 27 Ebd., 10, Kapitel II, Teil I.
- 28 Ebd., 17, Kapitel IV, Teil I.
- 29 Erklärung der Welt-Bischofssynode 1971 De Iustitia in Mundo.
- 30 Ebd..
- 31 Vgl. Kongregationsinternes Dokument ‚Gerechtigkeit und Armut‘, in: ADPSvGH, NDP 77.
- 32 Kongregationsinternes Dokument ‚Unsere Sendung als Schwestern vom Guten Hirten‘, Generalkapitel 1979, in: ADPSvGH, NDP 80.
- 33 Vgl. Viktor Dammertz, Die Orden zwischen Krise und Erneuerung, in: OK 25 (1984), 413-426, hier 414-415.
- 34 Konstitutionen der Schwestern vom Guten Hirten 1985, Nr. 2, in: ADPSvGH, Gen 278.

Dominicus M. Meier OSB

Abt em. Prof. Dr. Dominicus Meier OSB trat 1982 in die Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede ein und empfing 1989 die Priesterweihe. Seit 2001 amtierte er bis Pfingsten 2013 als Abt seiner Gemeinschaft und ist zudem Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Pallottinerhochschule Vallendar. Er wurde im Rahmen der DOK-Mitgliederversammlung 2012 zum wiederholten Mal in den erweiterten DOK-Vorstand gewählt.



Dominicus M. Meier OSB

Umbruch – Wandel – Kontinuität

Der Erneuerungsimpuls von „Perfectae caritatis“
und die Erneuerungsverpflichtung der Institute des geweihten Lebens¹

Vom Zweiten Vatikanischen Konzil ist derzeit in den Medien, vor allem den kirchlichen, viel zu lesen und zu hören. Im vergangenen Jahr erinnerten wir uns an die Eröffnung des Konzils vor fünfzig Jahren, in diesem und den folgenden Jahren wird es um die Verabschiedung und Veröffentlichung einzelner Konzilsdokumente gehen. Die Struktur, das Glaubensverständnis und nicht zuletzt die Beziehung der katholischen Kirche zu ihrem kirchlich-religiösen und gesellschaftlichen Umfeld sind in vieler Hinsicht von den Beschlüssen der Konzilsväter und den daraus erwachsenen Anstößen geprägt und bestimmt, so auch die Beziehung zu den Instituten des geweihten Lebens. Sie waren aufgefordert, die „Zeichen der

Zeit“ zu verstehen und eine der Zeit gemäße Antwort auf die Frage nach einem Leben nach den evangelischen Räten zu geben.²

Das Dekret des Zweiten Vatikanischen Konzils „Perfectae caritatis“ vom 28. Oktober 1965 über die Erneuerung des Ordenslebens ist als ein Erneuerungsimpuls seitens der Konzilsväter an die Institute des geweihten Lebens zu bewerten.³ Es forderte die Ordensgemeinschaften auf, ihre ordensspezifischen Grundlagentexte, ihre Regelungen über die Ordensleitung und die Eigenart des Institutes zu überdenken und mit den Dokumenten der Heiligen Synode in Einklang zu bringen: „Lebensweise, Gebet und Arbeit müssen den körperlichen und seelischen Voraussetzungen der

Menschen von heute, aber auch – soweit die Eigenart des Instituts es verlangt – den Erfordernissen des Apostolats, den Ansprüchen der Kultur, der sozialen und wirtschaftlichen Umwelt entsprechen. Das gilt überall, vor allem in den Missionsgebieten. Nach denselben Kriterien ist auch die Art und Weise der Leitung in den Instituten zu überprüfen. Darum sind die Konstitutionen, die ‚Direktorien‘, die Gebräuchebücher, Gebetbücher, Zeremonienbücher und dergleichen entsprechend durchzusehen und nach Ausscheiden veralteter Bestimmungen mit den Dokumenten dieser Heiligen Synode in Einklang zu bringen.“⁴

In ihrer Bedeutung kann eine solch eher spröde und rechtliche Handlungsanweisung nur verstanden werden, wenn sie auf der Folie der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der damaligen Zeit betrachtet wird, wenn sie die Veränderungsbereitschaft innerhalb der Kirche und der Ordensinstitute bei aller Hermeneutik im Blick behält und wenn sie als Kontinuum die unterschiedlichen im Laufe der Geschichte gewachsenen Ansätze von Ordensleben bejaht und fördert.

1. Umbruch – Die Umwelt des Konzils

„Es war ein wirklicher Umbruch, eine Zeitenwende, als auf den herrscherlichen Stadtrömer Pius XII. 1958 der verschmitzt-gemütsvolle Bauernsohn Angelo Giuseppe Roncalli aus den Bergamasker Bergen folgte“, so schreibt Hans Maier in seiner Bewertung der Konzilszeit.⁵ Größer hätte der Kontrast nun wirklich nicht sein können. Hier der asketisch-schlanke, aristokratische

Pacelli-Papst, dort ein gedrungener und fröhlich dreinschauender Roncalli-Papst. Doch gerade von letzterem sollten Impulse zur Versöhnung innerhalb der Kirche und für ihre Umwandlung zur Kirche in der Welt von heute ausgehen.

Gleichzeitig erreichte der Ost-West-Konflikt mit der Kubakrise und der Drohung eines neuen Weltkriegs seinen Höhepunkt. Die internationale Politik war in heftiger Bewegung. Neue Akteure traten auf den Plan: de Gaulle, Chruschtschow, Kennedy. Die Jahre 1958 bis 1962 waren erfüllt von Kriegsdrohungen und gleichzeitig von Bemühungen um internationale Entspannung. Es verwundert daher nicht, dass sich unter die vom Konzil angestoßene Aufbruchsstimmung auch ängstliche Stimmen mischten und Töne laut wurden, die vor einem zu großen Euphorismus und einer Anpassung an die Zeit warnen.

Am 29. Juni 1959 wurden die Ziele des II. Vatikanums definiert: innere Erneuerung der Kirche und Aggionamento ihrer äußeren Ordnung an die Bedingungen unserer Zeit. Damit legte Johannes XXIII. den Grundstein für die pastorale Ausrichtung des Konzils, dessen Aufgabe diesmal nicht darin bestand, kirchliche Fundamentallehren neu zu formulieren, Abgrenzungen zu Irrlehren zu formulieren oder Abweichler zu maßregeln, sondern nach einer heutigen Form des Glaubens und der Darstellungsweise der Kirche in der Welt von heute zu fragen. Gemeint war damit nicht eine billige Anpassung an den Zeitgeist, sondern vielmehr die Absicht, den Gehalt des überlieferten Glaubens in neuer Form ‚heutig‘ zur Sprache zu bringen.⁶ „Große Erwartun-

gen beflügelten die Konzilsväter. Eine Zeit der Erstarrung, des gebannten Blicks nach rückwärts, der Unglückspropheten und des historischen Pessimismus schien zu Ende zu gehen. Der Papst selbst gab dieser Stimmung in seiner Eröffnungsrede beredten Ausdruck, als er von der in katholischen Kreisen oft üblichen Mittelalter-Romantik warnte und sich gegen eine Sicht der Geschichte wandte, die in den heutigen Verhältnissen nur Unheil und Untergang sehen wollte.⁷

Das Zweite Vatikanische Konzil bot fast hundert Jahre nach dem Ersten Vatikanum (1869/70) die Möglichkeit, dass Bischöfe aus der ganzen Welt sich den Problemen der Zeit und der Kirche stellten, die Probleme der heimischen Diözesen miteinander diskutierten und sich als Bischofskollegium überhaupt kennenlernten. Man hatte sich bisher kaum untereinander gekannt, sondern immer nur im Blick auf Rom oder bei römischen Besuchen. Die Kirche als Weltkirche trat durch die Anwesenheit der Bischöfe und ihre Kollegialität deutlicher in den Blick der Öffentlichkeit. Ein Umbruch im Blick auf das Miteinander zeigte sich ferner in der Einladung an die Orthodoxie und die anderen christlichen Kirchen, Beobachter zum Konzil zu senden. Diese Geste unterstrich die Bedeutung der Konzilsversammlung als weltkirchliches Ereignis und gab ihr eine besondere Note.

2. Wandel – Der Auftrag zur zeitgemäßen Erneuerung

Der in „*Perfectae caritatis*“ angestoßene Weg der Erneuerung der Institute des geweihten Lebens kann nur in seiner Tragweite verstanden werden, wenn

seine Anregungen mit den Aussagen der Konzilsväter über die allgemeine Berufung der Christgläubigen zur Heiligkeit in der Kirche (Kapitel 5 „*Lumen gentium*“) und zum Stand der evangelischen Räte (Kapitel 6 „*Lumen gentium*“) in Beziehung gesetzt werden. Beide Kapitel der Kirchenkonstitution „bilden eine innere Einheit und überwinden die alte Rede von den zwei Heilswegen in der Kirche, nämlich dem der Gebote, welchem die Laien folgen, und dem der evangelischen Räte, den die Ordensleute gehen und dabei zu größerer Vollkommenheit gelangen. Nunmehr sind alle Christen zum Streben nach Heiligkeit und Vollkommenheit eingeladen, und dieses Streben kommt in der Übernahme der evangelischen Räte in besonderer Weise zum Ausdruck (Art. 42, 39 LG).“⁸ Die Konzilsväter betonen in Art. 43 LG, dass die evangelischen Räte eine göttliche Gabe an die Kirche sind, die in Christi Wort und Leben gründen und durch die Tradition bekräftigt sind. Somit sind sie zeitgebundene Ausdrucksformen und Lebensgestalten der Liebe, zu denen das Wort Gottes und sein Geist die Impulse und Anregungen geben und deren geistvoller Vollzug immerfort vom Wirken Gottes getragen ist.⁹ So sind es Christgläubige, die diese Anregungen und Impulse des Geistes aufnehmen und in Gestalten des Lebens transformieren. Die Konzilsväter bekräftigen in Art. 46 LG nochmals ihre Hochschätzung, die sie gegenüber allen Männern und Frauen hegen, die in Klöstern, Schulen, Krankenhäusern oder in den Missionen „durch ihre beständige und demütige Treue in der vorgenannten Weihe“ das kirchliche Leben auszeichnen und den Menschen ihre großmütigen Dienste leisten. Das 6.

Kapitel über die Ordensleute stellt m.E. ein beachtenswertes Grundlagendokument der Neukonzeption des Ordenslebens dar, das dann in „Perfectae caritatis“ eine Konkretisierung auf Fragen der zeitgemäßen Erneuerung der Lebensgemeinschaften erfährt und einen Wandel im Denken und in der Darstellungsweise der Ordensinstitute einleitet.

2.1. „Zeitgemäße Erneuerung“ – der Schlüsselbegriff

Wie die vorangegangenen Konzilien der Katholischen Kirche stand auch das II. Vatikanische Konzil vor der Aufgabe, die überlieferte Tradition zu erforschen, sie auszulegen und gleichzeitig den Blick in die Gegenwart zu richten. Wie sollte eine zeitgemäße Erneuerung aussehen? Die Konzilsväter hatten die schwierige Frage zu beantworten, ob es im Ordensleben um Erneuerung und Anpassung, oder Erneuerung durch Anpassung gehen sollte. Letztlich ging es um die innere Einheit zweier nicht voneinander zu trennender Vorgänge. „Erneuerung (renovatio) bedeutet dabei nicht eine bloße Rezeption bereits bekannter und gelebter Impulse aus der Anfangszeit der Institute; auch ging es nicht um eine bloße religiöse und asketische Vertiefung. Im Sinn der Anpassung müssen die Herausforderungen der jeweiligen Zeit von den Orden aufgegriffen werden.“, so schreibt P. Joachim Schmidl in seinem Kommentar zu „Perfectae caritatis“ treffend¹⁰, und die an sie gerichteten Fragen einer Beantwortung zugeführt werden.

Dabei ging es nicht zuerst um eine äußere Erneuerung, z.B. der klösterlichen Rituale oder der Form des Ordensgewandes, sondern um die innere Erneuerung aufgrund der Quellen des christli-

chen Lebens und der Geschichte des Institutes. Die Rückbesinnung auf das Charisma der Gründerinnen und Gründer oder den Geist des Ursprungs meint dabei aber nicht ein starren Festhalten am Unwandelbaren, nicht einen engherzigen Konservatismus, keine Buchstabentreue gegenüber der Tradition und den gewachsenen Consuetudines eines Institutes, sondern eine Besinnung auf die Kraft des Geistes und die aus dem Geist genährte Bereitschaft zum Aufbruch und zur Veränderung. Den Konzilsvätern ging es um die Erneuerung der Ordensinstitute aufgrund der „charismatischen Gaben“ des Geistes. Das „Charismatisch-Inspirative“ kennzeichnet die Aufbrüche der Gründerzeit und ist darin jeder Form von Institutionalisierung voraus.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine zeitgemäße Erneuerung kann nur in der Kraft dieses Geistes geschehen und so auf die Herausforderungen von heute reagieren. „Denn Treue zur Tradition besteht nicht darin, einfach an den alten Formen und Gestalten festzuhalten, sondern die Verkündigung der Kirche so zu reformieren, dass die Tradition lebendig und wirksam bleibt. Die Tradition schließt daher immer die Bereitschaft zur Reform ein.“¹¹, schreiben die Deutschen Bischöfe in ihrem Wort

zum Auftakt der Jubiläumsfeierlichkeiten aus Anlass des Zweiten Vatikanischen Konzils. Genau hier setzt das viel zitierte „aggiornamento“ an. Es geht bei der begrifflichen Fassung des Schlüsselbegriffs „zeitgemäße Erneuerung“ darum, das Charisma eines Institutes zu verlebendigen und es wieder neu zum Sprechen zu bringen in der heutigen Zeit, in den jeweiligen kulturellen, intellektuellen und gesellschaftlichen Herausforderungen, in die sich ein Ordensinstitut gestellt sieht.

So stellen die Konzilsväter in PC 2 fest: „Zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt: ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse.“

2.2. Ausgewählte Aspekte einer Erneuerung nach Art. 2 PC

Die Konzilsväter versuchen nach der Definition des Schlüsselbegriffs der „zeitgemäßen Erneuerung“ in fünf Einzelaspekten die Erneuerung des Ordenslebens zu umschreiben und eine Orientierung für das aufgetragene Reformwerk zu geben. Es geht ihnen dabei um die gesunde Spannung, die zwischen der Rückbesinnung auf die Ursprünge der Spiritualität und Vitalität eines Institutsgründers, der Traditionsentwicklung eines Institutes und der notwendigen Anpassung an die Verhältnisse der Zeit liegt.

2.2.1. Orientierung am Evangelium

Die Rückbesinnung auf die Ursprünge der Spiritualität eines Ordensinstitutes greift zu kurz, wenn es dabei nicht vor allem um die Rückbesinnung auf das

Evangelium geht. Dieses und die Rückbesinnung auf die Nachfolge Christi bilden das Fundamentalkriterium einer Erneuerung. Das tiefer liegende Ziel der Erneuerung liegt nicht so sehr in der Anpassung der Konstitutionen, sondern in der Suche nach einem Weg der unmittelbaren Begegnung eines Institutes und dessen Mitglieder mit dem Evangelium Jesu Christi. Die Lebensordnungen, Konstitutionen und das Eigenrecht eines Institutes sollen von diesem her neu gelesen und interpretiert und in einem weiteren Schritt den Gegebenheiten der Zeit angepasst werden. Allen Instituten des geweihten Lebens ist das Evangelium als verbindende Quelle und erste Regel für ihre Lebensform gegeben.

2.2.2. Wertschätzung der unterschiedlichen Ausformungen der Institute

Die Ordenslandschaft lebt von der Vielfalt der einzelnen Institute des geweihten Lebens und ihrer unterschiedlichen Ausformungen entsprechend der Identität und den Charismen eines Institutes. Damit verbunden ist eine je eigene Sendung in Welt und Kirche. Diese Pluralität wird von den Konzilsvätern als Geschenk zum Wohl der Gesamtkirche anerkannt. „Darum sind der Geist und die eigentlichen Absichten der Gründer wie auch die gesunden Überlieferungen, die zusammen das Erbe jedes Institutes ausmachen, treu zu erforschen und zu bewahren.“ Die Konzilsväter sprechen sich hier deutlich für eine Pluralität in Blick auf die Lebensformen der Ordensinstitute aus und wenden sich gegen eine falsch verstandene Uniformität. Die Erneuerung im Sinne des II. Vatikanums fordert von den Instituten eine

stärkere Profilierung im Blick auf das Institutspatrimonium, das festgemacht wird

- am Geist des Gründers und der mit der Gründung des Instituts verbundenen Absicht,
- am Gründungscharisma und seiner geschichtlichen Entfaltung
- und einer Aktualisierung der Lebensform.

Erneuerungsaufgabe der Institute wird es sein, sich dieser Quellen zu vergewissern, sie zu schützen und eine geeignete Form der Erneuerung zu beginnen.

2.2.3. *Teilnahme am Leben der Ortskirche*

Das Apostolat eines Institutes ist in die Gesamt- und Teilkirche eingebunden. Auch wenn das Apostolat sämtlicher Institute in erster Linie im Zeugnis ihres geweihten Lebens liegt, ergibt sich aufgrund der verschiedenen Ausformungen eine breite Fächerung der Apostolatsaufgaben und -methoden. Hierdurch kam es in der Geschichte immer wieder zu Spannungen zwischen den Ortsbischöfen und den Ordensinstituten. Im Vorfeld des Konzils war der Ruf einer großen Zahl von Bischöfen deutlich geworden, die eine stärkere Kontrolle und Aufsicht über die pastoralen und wirtschaftlichen Tätigkeiten der Orden forderten. Diese Klagen bildeten gleichsam die Negativfolie für die Bitte der Konzilsväter an alle Institute, am Leben der Kirche teilzunehmen, sich entsprechend ihrem besonderen Charakter deren Erneuerungsbestrebungen zu Eigen zu machen und sie nach Kräften zu fördern. Die aufgeführten Beispiele, die sich auf die Bereiche Gottesdienst, Verkündigung, Ökumene, Mission und Caritas beziehen, verdeutlichen, dass den

Konzilsvätern viel an einer stärkeren Einbeziehung der Institute des geweihten Lebens in die Strukturen der Seelsorge lag. Was hier als vorsichtige Bitte geäußert wird, steht in einer direkten Verbindung mit den konkreteren Anweisungen in Art. 33-35 von „Christus Dominus“, dem Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche.

2.2.4. *Sensibilität für die „Zeichen der Zeit“*

Eine Erneuerung des Ordenslebens ist für die Konzilsväter nur möglich, wenn die Institute des geweihten Lebens und ihre Mitglieder um die Lebensverhältnisse der Menschen von heute, die Zeitlage sowie die Erfordernisse der Kirche wirklich wissen. In einer großen Sensibilität für die „Zeichen der Zeit“ sollen sie diese erkennen und im Licht des Evangeliums zu deuten lernen, wie es in Art. 4 der Pastoralconstitution „Gaudium et spes“ formuliert ist. Nur so können die Kirche und in ihr die Ordensinstitute „in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander eine Antwort geben. Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen.“ Aus der sensiblen Zusammenschau der wichtigen Angelegenheiten von Welt und Kirche sollen sie dann die notwendigen Handlungskriterien für das institutsspezifische Apostolat erkennen und verwirklichen. „Der aus der Christlichen Arbeiterjugend stammende Dreischritt ‚sehen – urteilen – handeln‘ wird vom Konzil den Ordensleuten ausdrücklich als Er-

kennntnis- und Handlungskriterium für den Willen Gottes empfohlen.“¹²

2.2.5. Spirituelle Erneuerung durch Bildung

Das letzte Kriterium bezieht sich auf die spirituelle Erneuerung der Institute des geweihten Lebens und ihrer Mitglieder. Diese kann im Ordensleben nur eine beständige Erneuerung sein, die nicht mit Abschluss der Formationsphase, d.h. der Profess oder der Priesterweihe, abgeschlossen sein darf. Weil das Ordensleben sich auf die Verwirklichung der evangelischen Räte ausrichtet und diese ihre Sinnerfüllung in der Nachfolge Christi und der Bereitschaft zur persönlichen Heiligkeit ihrer Mitglieder haben, geht es vorwiegend um eine Erneuerung der geistlichen Mentalität innerhalb der Institute des geweihten Lebens. Eine rein äußerlich vollzogene Erneuerung und Anpassung an die Erfordernisse unserer Zeit ohne eine Erneuerung des geistlichen Fundamentes entspräche nicht der Intention der Konzilsväter.

Die Konzilsväter geben so in Art 2 von „Perfectae caritatis“ nicht nur den notwendigen Erneuerungsimpuls für das Ordensleben im Blick auf die Anpassung an die Erfordernisse der Zeit, sondern bieten gleichzeitig fünf Einzelaspekte, durch die Erneuerung und damit Wandel geschehen kann. Diese Eckpunkte sind getragen durch eine deutliche Betonung des gemeinsamen biblischen Fundamentes als Grundregel für alle Institute, einer Wertschätzung für die vielfältigen Ausdrucksformen der Ordensinstitute und ihrer je eigenen Spiritualität, und den Wunsch nach einem gemeinsamen Zeugnis von Kirche in der Welt von heute.

3. Kontinuität – Die Besinnung auf das Fundament

Ein Blick auf „Perfectae caritatis“ wäre unvollständig, würde man nur vom Erneuerungs- und Umwandlungsimpuls des Textes sprechen. Zu einer glaubwürdigen Konzilshermeneutik¹³ gehört in jedem Fall auch ein Blick auf die Kontinuität in den Aussagen der Konzilsväter zu den Grundlagen des Ordenslebens und ihrer spirituellen Entwicklung. Immer wieder verweisen sie die Ordenschristen auf das Grundfundament ihrer Nachfolge. Wie wir schon zuvor gesehen haben, ist dies sicher die Besinnung auf das Evangelium. Allen Instituten des geweihten Lebens ist das Evangelium als verbindendes Kontinuum und erste Regel für ihre Lebensform gegeben. Die evangelischen Räte sind in diesem Denken die Antwort der Ordenschristen auf den Ruf Gottes (PC 12-14); ihre von der kirchlichen Autorität bestätigte und angenommene Profess ist ein besonderer Ausdruck der gemeinsamen Taufweihe aller Christgläubigen (PC 5). Diese theozentrische Beziehung aber muss immer neu gelebt und gestärkt werden. So fordern die Konzilsväter die Institutsmitglieder auf, sich der Urquelle ihrer Berufung und ihres geistlichen Lebens stets bewusst zu sein und sich ihr immer neu anzunähern. „Täglich sollen sie die Heilige Schrift zur Hand nehmen, um durch Lesung und Betrachtung des Gotteswortes ‚die überragende Erkenntnis Jesu Christi‘ (Phil 3,8) zu gewinnen. Im Geist der Kirche sollen sie die heilige Liturgie, zumal das heilige Mysterium der Eucharistie, mit innerer und äußerer Anteilnahme feiern und aus diesem überreichen Quell ihr geistliches Leben nähren“

(PC 6). Bleibender Auftrag ist die Gottsuche und Gottesliebe. Es geht im Ordensleben um eine aus dem Evangelium gespeiste christliche Gottesbeziehung, weniger um eine bloße Anhäufung von möglichen Frömmigkeitsübungen. So unterschiedlich und mannigfach die Charismen der Institute im Laufe der Geschichte sich ausprägten, so verbindend ist die Quelle ihrer Berufung. Das Leben einer Ordensgemeinschaft hat sich daher nach der Sicht der Konzilsväter am Beispiel der Urgemeinde zu orientieren und wird durch die Lehre des Evangeliums genährt (PC 15). Der entscheidende Ort, an dem Gemeinschaftsleben erfahrbar wird, ist der gemeinsame Bezug auf das Evangelium, die Pflege verschiedener Frömmigkeitsformen und die Eingebundenheit in das Gebet der gesamten Kirche.

Unter dem Begriff der Kontinuität, der Besinnung auf das Fundament eines Institutes, müssen sicher auch die Erhebung der Grundlagen einer Gemeinschaft und die Vergegenwärtigung der Intention eines Gründers bzw. einer Gründerin subsumiert werden. Wer sich den Notwendigkeiten von Zeit und Kultur stellen will, muss um das Profil des Institutes wissen, damit nicht der genuine Institutsansatz verändert, sondern geschichtlich geformte und terminierte Spiritualitätsausformungen angepasst werden. Daher haben die Institute aus der Sicht der Konzilsväter den „Geist der Gründer“, ihre eigentlichen Absichten und ihre daraus erwachsene Tradition zu erforschen. Wer diese Quellen kennt, kann sich den notwendigen Veränderungen stellen. Das Konzil weist daher in PC 2 auf das gesunde Erbe der Institute hin und fordert sie auf, in Treue zu diesem zu stehen. „Dabei kann

es freilich nicht um eine buchstabentreue Übertragung von teilweise jahrhundertalten Überlieferungen in das Heute gehen. Gefordert ist vielmehr eine ‚schöpferische Treue‘, die aus den Herausforderungen der Gegenwart die konkreten kommunitären, spirituellen und apostolischen Lebensvollzüge beurteilt und gestaltet.“¹⁴ Doch wer das Gründungsscharisma aktualisieren will, hat zuvor diese Quellen als ein weiteres Kontinuum zu studieren. Dabei dürfen die spirituellen, geschichtlichen und politischen Wurzeln eines Spiritualitätsansatzes nicht übersehen werden. Die Originalquellen und die Traditionen der ersten Generationen eines Institutes sind zu sichten, wertzuschätzen und zu edieren, damit es nicht zu einem Abbruch des gesunden Erbes kommt.

4. Topoi für die heutige Erneuerungsverpflichtung

Das Dekret „Perfectae caritatis“ ist eines der wenigen Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils, das keine expliziten Reformanforderungen stellt, sondern die Hauptverantwortung für die Erneuerung in die Hände der einzelnen Institute des geweihten Lebens legt.¹⁵ Dem Konzil geht es um einen Erneuerungsimpuls, nicht um eine –anforderung, wie der abschließende Artikel des Dekretes erahnen lässt. „Die Institute, für die diese Normen einer zeitgemäßen Erneuerung aufgestellt sind, mögen bereiten Herzens ihrer göttlichen Berufung und ihrer Aufgabe in der Kirche zur gegenwärtigen Stunde entsprechen. Die Heilige Synode schätzt ihren Stand des jungfräulichen, armen und gehorsamen Lebens, dessen Vorbild Christus der Herr selbst ist, und setzt

eine große Hoffnung auf die Fruchtbarkeit ihrer verborgenen und offenkundigen Werke“ (PC 25).

In diesen Schlussworten kann eine besondere Wertschätzung der Konzilsväter für die Pluralität der existierenden Institutsformen gesehen werden. Unterstützt wird diese Auffassung dadurch, dass das Konzil in „Perfectae caritatis“ sogar eine Definition des Ordenslebens vermieden hat, sondern eher wichtige Strukturelemente und Erneuerungsimpulse betonte und in den Blick der Orden stellte. Es geht den Konzilsvätern weniger um eine deskriptive Analyse des Ordenslebens, sondern um Ermutigung, sich den notwendigen Herausforderungen auf der Grundlage der tragenden Fundamente ihres Ordenslebens zu stellen. „Trotz des Verzichts auf lehramtliche und kanonistische Bezüge bietet PC allerdings einen zentralen Fortschritt: Das Dokument vollzog die konziliare Wende zu einer stärkeren biblischen Orientierung mit. Durch die herangezogenen Referenzstellen wurden die johanneische und paulinische Theologie stärker in das geweihte Leben integriert. Insgesamt konnte dadurch den einzelnen Gemeinschaften ein größerer Spielraum zur je neuen Erarbeitung ihres Charismas eröffnet werden.“¹⁶ Doch stellt dieser gewährte größere Spielraum m.E. einen Auftrag dar, den wir heute, fünfzig Jahre nach der Veröffentlichung von „Perfectae caritatis“, nicht vergessen sollten. Denn den derzeitigen Umbrüchen in der Kirche und den Ordensinstituten in Deutschland können wir nicht ohne einen erneuten Struktur- und Denkwandel begegnen. Heute, 50 Jahre später, leben wir in einer sich stetig verändernden globalisierten Welt mit neuen Fragen und

neuen Herausforderungen. Die Berufung auf das Zweite Vatikanische Konzil fordert uns heute noch deutlicher heraus, uns diesen Veränderungen zu stellen und dabei die grundlegenden Fundamente unseres Lebensentwurfes zu bewahren. Das Zweite Vatikanische Konzil war ein Konzil des Übergangs und sein Dekret „Perfectae caritatis“ ein Dokument, bei dem, ohne das Alte aufzugeben, Akzente der Erneuerung des Ordenslebens zu Wort kamen. Vielleicht kann ja gerade in den Kontinua der Ordensinstitute eine Antwort auf die vielen Fragen und Herausforderungen von heute liegen.

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist den Instituten des geweihten Lebens schon einmal die Erneuerung zu einem guten Teil gelungen. Daher sollten wir weniger das Jahr der Veröffentlichung von „Perfectae caritatis“ feiern, sondern uns vom Geist der Konzilsväter anregen lassen und ihren Erneuerungsimpuls wieder aufnehmen. Die Orden sind wandlungsfähig und auch heute in der Lage, auf die Herausforderungen einer schwierigen Zeit eine Antwort zu geben. Die Konzilstopoi Umbruch – Wandel – Kontinuität sind aktueller denn je und nehmen uns Ordenschristen wieder in die Verantwortung zur Erneuerung der Kirche.

.....

- 1 Bei dem hier dokumentierten Beitrag handelt es sich um einen Vortrag, den der Verfasser am 7. Mai auf der Mitgliederversammlung der Paderborner Ordensobernkongferenz (POK) gehalten hat.
- 2 Zur Begriffsbestimmung vgl. Christian Bauer, Zeichen der Zeit? Ortsbestimmungen des Zweiten Vatikanums, in: Lebendige Seelsorge 63 (2012), 203-210. Unter der

- theologischen Kategorie „Zeichen der Zeit“ „sind nicht einfach nur Rahmenbedingungen kirchlichen Handelns zu verstehen. Sie sind jene Herausforderungen der Gegenwart, auf welche die Kirche noch keine Antwort hat, denen sie aber auch nicht ausweichen kann. Die Zeichen der Zeit erkennen bedeutet, die aktuelle Handlungskonstellation wahrzunehmen, in der die Kirche sich aufgrund ihres eigenen Existenzgrundes, des Evangeliums, befindet, es bedeutet Optionen zu treffen, die in der Gegenwart aus dem Evangelium gefordert sind“, so Rainer Bucher, Stabilität in einer „Fluid Church“. Die Chancen der Orden in der Transformationskrise der katholischen Kirche, in: zur debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern, 8/2012, 28-30, hier: 30.
- 3 Vgl. Dominicus M. Meier, Gestalten statt veralten. Der Erneuerungsimpuls von „Perfectae caritatis“ und seine Rezeption im Ordensrecht. Teil 1: Grundzüge der Erneuerung, in: EuA 89 (2013) 212-215.
 - 4 Dekret „Perfectae caritatis“, vom 28. Oktober 1965, in: AAS 58 (1966) 702-712, Nr. 3.
 - 5 Hans Maier, Die Umwelt des Konzils, in: IKZ „Communio“ 34 (2005) 546-550, hier: 547.
 - 6 Vgl. Walter Kasper, Erneuerung aus dem Ursprung. Zur Interpretation und Rezeption des II. Vatikanischen Konzils, in: IKZ Communio 41 (2012) 588-602, hier: 589.
 - 7 Ebd.
 - 8 Stephan Haering, Grundlagen der Lebensgemeinschaften der evangelischen Räte, in: Handbuch des katholischen Kirchenrechts, hrsg. von Joseph Listl und Heribert Schmitz, ²1999, 591-603, hier: 591-592.
 - 9 Vgl. Peter Hünemann, Theologischer Kommentar zur dogmatischen Konstitution über die Kirche – Lumen gentium, in: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, hrsg. von Peter Hünemann und Bernd Jochen Hilberath, Freiburg, 2004, Bd.23, 264-582, hier: 496.
 - 10 Joachim Schmiedl, Theologischer Kommentar zum Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens, in: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, hrsg. von Peter Hünemann und Bernd Jochen Hilberath, Freiburg, 2005, Bd. 3, 491-550, hier: 514.
 - 11 Erinnern – Bewahren – Weitergeben. Wort der deutschen Bischöfe zum Auftakt der Jubiläumsfeierlichkeiten des II. Vatikanischen Konzils, in: Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz vom 28.9.2012, in: www.dbk.de.
 - 12 Joachim Schmiedl, Theologischer Kommentar, 516.
 - 13 Zur Konzilshermeneutik vgl. Walter Kasper, Erneuerung aus dem Ursprung, 594-596.
 - 14 Joachim Schmiedl, Theologischer Kommentar, 515.
 - 15 Ein Ausdruck der Wertschätzung und der Verantwortungsübertragung für die zeitgemäße Erneuerung in die Hände der Ordensinstitute ist im kirchlichen Recht dort zu erkennen, wo der Gesetzgeber innerhalb des Ordensrechtes immer wieder auf das Eigenrecht der Institute (ius proprium) verweist. Vgl. Dominicus M. Meier, „...secundum ius proprium.“. Zum Eigenrecht der Institute des geweihten Lebens, in: EuA 89 (2013) 92-98.
 - 16 Joachim Schmiedl, Theologischer Kommentar, 536.

Cosima Kiesner CJ

Sr. Cosima Kiesner CJ, geboren 1962 in Berlin, trat 1986 in die Congregatio Jesu ein. Sie absolvierte Studien und Ausbildung in den Bereichen Kirchenmusik, Theologie, Germanistik, Pädagogik, Exerzitienleitung, Systemische Strukturaufstellung. Sr. Cosima leitet das Zentrum Maria Ward in Augsburg, ein geistliches Zentrum in der Spiritualität des Ignatius von Loyola und Mary Wards.



Cosima Kiesner CJ

Jorge Maria Bergoglio – Papst und Jesuit

Ein Jesuit wird Papst. Die erste Reaktion: Befremden. Wie ist dieses Konklave verlaufen? Da waren so viele Namen im Gespräch, die Favoriten für das Papstamt waren aufgestellt. Von denen wusste man als Normalbürger schon ein wenig über ihre Lebensgeschichte und den Situationen in ihren Heimatdiözesen, und dank den spekulativen Interviews der engagierten Medien wurde erwartet: Wenn sich das Konklave schnell auf einen der Favoriten einigen kann, dann wissen wir bald, wer Papst ist. Wenn nicht, kann die Wahl unberechenbar lange dauern. Nun, die Wahl ging schnell, aber das Ergebnis überraschte. Ein Kardinal, über den nicht spekuliert worden war, einte nach 24 Stunden genügend Stimmen. Dieser Kardinal kommt aus Südamerika, wählt den Namen Franziskus und ist Jesuit. Ein Meer von Überraschungen. Dass er

Jesuit ist, war sicher kein entscheidendes Kriterium für seine Wahl, eher eine Zugabe zu seiner Person, aber diese Zugabe umhüllt die Gestalt des Papstes mit einer besonderen Aura, so wie in Papst Benedikt XVI immer auch der große Theologe gesehen wurde. Herkunft und Ausbildung sind nicht zu verleugnen, und die Formation eines Jesuiten prägt einen Menschen. Welche Spuren kann diese Formation bei Papst Franziskus gelegt haben, die sich nun auf die Gestaltung seines Leitungsamtes auswirken?

Geprägt durch die Geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola

Wer ignatianische Exerzitien macht und auch die großen Geistlichen Übungen über die Dauer von ca. 30 Tagen auf

sich nimmt, wird mit einigen Erkenntnissen belohnt. Zuerst stellt sich der Übende dem eigenen begrenzten und brüchigen Menschsein, all dem, was ihn ganz persönlich an der engen Verbindung mit Gott hindert. Dann geht er viele Tage in die Schule Jesu. In besonderen Übungen findet ein Klärungs- oder gar ein Läuterungsprozess statt, durch den der Übende erkennt, wie weit er bereit ist, dem konkreten Ruf Gottes in seinen vielfältigen Auswirkungen auf das eigene Leben Folge zu leisten. Dabei erfährt der Exerzitant die Spannung zwischen seiner begrenzten Bereitschaft und der Größe des Rufs, der nach dem ungeteilten Herzen verlangt, die Fähigkeiten eines Menschen weit übersteigt und der einlädt, zum hingegabenen Werkzeug in der Hand Gottes zu werden.

Wenn bei Papst Franziskus in den ersten Tagen seiner Wahl seine Bescheidenheit gelobt wird, so mag die Erfahrung der ignatianischen Exerzitien diese Haltung gefördert haben: Ich bin bereit, handle Du, Gott, durch mich, wozu auch immer Du mich erwählen willst. Was der Exerzitant in den Geistlichen Übungen anbietet, gewinnt im konkreten Leben seinen Ausdruck: Gottes Wille geschehe.

Die größere Ehre Gottes

Gottes Wille wird zum obersten Prinzip, aber der ist nicht so leicht erkennbar. Der Mensch wird von unterschiedlichen Geistern bewegt, und deswegen ist es gut zu erkennen, wie die verschiedenen Geister sich zeigen. Als Jesuit ist Papst Franziskus in dieser Unterscheidung der Geister geübt. Er weiß um die Fallstellungen der Geister, die von Gott

wegbringen wollen, und um die Hilfestellungen derer, die näher zu Ihm führen. Er weiß um die Notwendigkeit, sich in eine Haltung der Indifferenz zu bringen, um nicht nach eigenen Vorlieben zu handeln, sondern um klarer zu sehen, was der Ehre Gottes mehr dient. Das ist eine schwierige Methode, die einen Menschen herausfordert, die eigene Ansicht, die persönlichen Präferenzen zurückzustellen und die Entscheidungsfragen in einer gewissen Neutralität anzuschauen. Das gibt Gott einen Raum, durch den der Heilige Geist seine Wirkung entfalten kann.

Das Ergebnis des Konklaves mit der Wahl des Jorge Maria Bergoglio zum neuen Papst lässt viele Christen an die Wirkung des Geistes glauben. Was mag daraus entstehen, dass ein Mensch das Leitungsamt innehat, der schon mit dem Eintritt in den Jesuitenorden sich ganz und gar auf die größere Ehre Gottes ausgerichtet hat und die Bewegung der Geister zu unterscheiden lernte, um in eine indifferente Haltung zu finden? Gott ist für Überraschungen gut. Er ist unbequem und wird so manche Erwartung und Hoffnung nicht erfüllen. Gottes Zeit ist eine andere Dimension als die Zeit, in der wir leben, und für manches wird jetzt noch nicht Gottes Zeit sein. Die ersten Spuren für Veränderung aber sind schon gelegt: Papst Franziskus proklamiert eine missionarische Kirche, die sich den Armen zuwendet und mit ihnen lebt.

Arm mit dem armen Christus

Verwunderlich war es schon: da wird ein Jesuit Papst und wählt den Namen Franziskus. Verbirgt sich hinter dem Jesuiten ein heimlicher Franziskaner?

– so könnte man fragen. Aber der Armutsgedanke ist durchaus ignatianisch. Hier steht Papst Franziskus zunächst einmal in der Tradition der ersten Jesuiten in Südamerika, die sich gegen die Ausbeutung und Versklavung der Indios stellen, ihnen Rückzugsorte bieten und die Armen und Rechtlosen vor den Eroberern verteidigen. Diese Haltung setzt sich fort in der Positionierung südamerikanischer Jesuiten, die in der Befreiungstheologie ein systematisches Konzept entwickeln. In diesem geistlichen Kontext bewegt sich der Jesuit Jorge Maria Bergoglio als Theologiestudent, Priester, Provinzial und Kardinal in Südamerika und findet zu den Sorgen und Ängsten der ihm anvertrauten Menschen seine persönliche Position: er ist ihnen Bruder und Seelsorger.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Doch dieses Einstehen für die Armen wurzelt ebenso in der Erfahrung der Geistlichen Übungen wie das Trachten nach der größeren Ehre Gottes. In der Betrachtung der „drei Weisen der Demut“ (EB 164ff) setzt sich der Übende damit auseinander, dass die Nachfolge Jesu darin gipfelt, dass er „eher mit dem armen Christus Armut will und erwähle als Reichtum“. Papst Franziskus hat diese Übung nicht nur als junger Jesuit selbst durchbetet, sondern als Novizenmeister auch andere darin begleitet. Ei-

ne Auswirkung dieser Übung erlebt die Welt in diesen ersten Tagen seines Pontifikats.

Tägliche Reflexion

Viele Menschen fragen sich: Was für Überraschungen werden noch kommen? Wie lange wird der neue Papst seine eigene Spur legen? Wie wird er konsequent seine Anliegen verfolgen? Als Jesuit steht ihm ein Handwerkszeug zur Verfügung, das jedem zugänglich und allen ignatianisch geprägten Menschen vertraut ist: das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit, wie die Reflexion über den Tag heute genannt wird. Ignatius empfiehlt es als wichtigstes tägliches Gebet. In ihm überlässt sich der Beter mit allen Eindrücken und Erfahrungen des Tages den Bewegungen des Heiligen Geistes und bringt sich stets neu in die Haltung der Indifferenz, um ein auf Gott Hörender zu sein. Im Blick Gottes wird geschaut und wahrgenommen, aus Seiner Anregung der Auftrag für den nächsten Tag, den nächsten Schritt gewonnen. Wer dieses Gebet übt, bleibt nicht bei der eigenen, menschlichen, subjektiv gefärbten Deutung und Beurteilung der Ereignisse stehen. Er lässt sich täglich neu anregen, alles in Beziehung zu Gott zu setzen und zu schauen, ob es hilft oder hindert, Ihm näher zu kommen. Viele Entscheidungen, so vermute ich, wird der Papst nach dem Beispiel des Ignatius in der Eucharistiefeier Gott hinhalten, um auch auf diese Weise noch einmal zu schauen, ob Er innere Bewegungen auslöst, die bestätigen oder warnen. Ich sehe den Papst als einen Menschen, der aufmerksam diese Bewegungen des Geistes anschaut und alles Geschehen in

der Weise des Gebets der liebenden Aufmerksamkeit reflektiert.

Im Dienst des Papstes

Als ignatianischer Orden nach den Regeln des Ignatius von Loyola legen auch wir Schwestern der Congregatio Jesu ein besonderes Papstgelübde ab, das uns verpflichtet, jede Aufgabe zu übernehmen, die uns der Papst als Oberhaupt der Kirche anvertrauen will. Es ist ein Gehorsam zur Sendung. Wo wird der Papst uns brauchen? Die Wahl des Namens Franziskus erinnert viele Gläubige an den Auftrag Gottes an den heiligen Franz von Assisi: „Geh und baue mein Haus wieder auf.“ Die Erwartungen der Menschen an den neuen Papst sind hoch. Vieles soll er tun und ändern. Es werden viele Aufgaben an ihn herangetragen. Unsere Lesart als ignatianischer Orden aber lautet: Der Papst ist ein Beauftragter Gottes, nicht ein Ausführer der Erwartungen des Volkes. Zur Durchführung dieses Auftrags Gottes braucht er Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Er darf und er muss dele-

gieren. Wir sind zu dieser Mitarbeit bereit, und viele andere Christen auch.

Gott vertrauen

Es ist nicht wichtig, alles zu verstehen, was der neue Papst sagt, tut und entscheidet. Dass er vor Gott und von Gott mit diesem Amt betraut wurde, ist der entscheidende Fakt. Dass wir in Papst Franziskus einen Menschen vermuten dürfen, der sich nach dem Magis, der größeren Ehre Gottes und dem größeren Heil des Menschen ausstreckt, macht es leichter. Doch ist das hoffentlich nicht wirklich etwas Besonderes. Aber die ignatianischen Methoden, in denen er geschult ist, können einen Unterschied machen in der Weise, wie er das Leitungsamt eines Papstes ausübt. Alles Vertrauen gründet auf Gott, nicht auf die Begrenzungen des Menschen, auch wenn er das päpstliche Leitungsamt der Kirche trägt. Gottes Spuren werden sich nicht leicht lesen lassen, auch heute nicht. Wenigstens das können wir aus der Geschichte Jesu gelernt haben.



Augustinus Diekmann OFM

P. Augustinus Diekmann OFM war von 1983-2002 Missionar im Nordosten Brasiliens. Seit 2004 ist er Leiter der Franziskaner Mission in Dortmund, eines internationalen Hilfswerks der Deutschen Franziskanerprovinz von der Heiligen Elisabeth, das mit Hilfe von Spendengeldern Entwicklungs- und Menschenrechtsprojekte in Nordost-Brasilien, Ostafrika und Vietnam unterstützt.



Augustinus Diekmann OFM Franziskus von Rom

Vor einigen Jahren besuchte ich mit anderen Franziskanern das Europäische Parlament in Straßburg. Ein Vertreter des Vatikans führte uns durch die imposanten Gebäude. Am Ende unseres Rundgangs fragte einer der Mitbrüder den Prälaten, warum der Vatikanstaat hier nur Beobachter-Status habe. Die Antwort war klar und ehrlich gemeint. Nur Demokratien könnten volle Mitgliedschaft im Europäischen Parlament innehaben, der Vatikan sei aber doch eine „Monarchie“. Wir waren von dieser Aussage zunächst sehr überrascht, dennoch fanden wir diese Einschätzung des Kirchendiplomaten nicht ganz abwegig. In der Passionsgeschichte nach Johannes fragt Pilatus den gefangenen Jesus: „Bist du der König der Juden?“ In seiner Antwort stellt Jesus klar: „Mein König-

tum ist nicht von dieser Welt.“ Ja, dieser König ist völlig anders als die Mächtigen dieser Welt. Sein Palast war ein Kuhstall, seine Nachbarn arme Hirtenfamilien, seine Freunde einfache Fischer, sein Regierungsprogramm ein Skandal für den Kaiser und den Tempel. Er trug eine Dornenkrone, wurde gefoltert und wählte freiwillig das Kreuz als Thron. Viele Königtümer der Weltgeschichte sind bereits in Vergessenheit geraten, das von Jesus ist bis heute lebendig.

Aber die Hauskirche der ersten Christen wurde im Laufe der Jahrhunderte immer größer, mächtiger und reicher. Monarchische Züge raubten ihr mehr und mehr die ursprüngliche Identität von einem Königtum, das definitiv nicht von dieser Welt sein sollte. Adel wurde



ein Ideal – auch in der Kirche. Im Mittelalter strebte ein Franziskus von Assisi zunächst diesen hohen gesellschaftlichen Stand an. Aber es kam alles ganz anders! Der junge Mann versagte als Mönchtegern-Ritter, wurde krank und bekam Halluzinationen. Er stürzte gleichsam vom Pferd und fand sich auf Augenhöhe mit den Aussätzigen wieder, außerhalb der Stadtmauern von Assisi. Mit einer 180-Grad-Wende verzichtete er auf das Erbe seines reichen Vaters, pflegte die Leprakranken, nannte alle Geschöpfe seine Geschwister, verdiente sein Brot als Hilfsarbeiter und zog mit dieser radikalen Umkehr immer mehr begeisterte Anhänger in seinen Bann. Im Traum will er eine einladende Stimme gehört haben: „Franziskus, geh und bau meine Kirche wieder auf. Sie liegt in Ruinen.“ Zunächst begann er, die verfallenen Gotteshäuser in Umbrien wiederaufzubauen. Aber dann machte er sich mit seinen ersten Brüdern auf den Weg nach Rom und bat Papst Innozenz III um Erlaubnis, das Evangelium ohne Umschweife als seine Ordensregel leben zu dürfen.

Der Franziskusfilm von Franco Zeffirelli hat auf mich zwar immer recht kitschig gewirkt, aber von der Szene vor dem Papst war ich begeistert. Denn Innozenz, inmitten von all dem Prunk und Pomp des damaligen Kirchenstaates, umgeben von reich gekleideten Kirchenfürsten, erklärt dem Armen aus Assisi, dass er, der Nachfolger Petri, doch eigentlich als Erster das Evangelium Jesu Christi leben und vorleben müsse. Er sieht aber wohl traurig ein, dass dies in den mittelalterlichen Umständen wohl nicht mehr als eine Illusion sein könne. Und dann gibt er Franziskus seinen päpstlichen Segen für ein

wirklich evangelisches Leben und delegiert damit an ihn die radikale und unmissverständliche Option Jesu für die Armen, eben ein Königtum, das nicht von dieser Welt ist.

Die Armutsdiskussion in den mehr als 800 Jahren unseres Ordens schlug immer wieder hohe Wellen. Es kam zu einer nach dem Soziologen Max Weber klassischen „Veralltäglichung“ des ursprünglichen franziskanischen Charismas. Aber es gab in unserer langen Ordensgeschichte auch immer wieder Brüder, die sich auf die franziskanischen Quellen besonnen haben, wie es zuletzt ja auch das II. Vatikanische Konzil gefordert hat. Sie stellten sich unerschrocken an die Seite von Verarmten und gesellschaftlich Ausgestoßenen, wenn sie dabei auch nicht selten ihr eigenes Leben riskierten. Doch wir Franziskaner heute sind nicht schon deshalb überzeugend, weil wir an diese entschiedenen Brüder erinnern. Schon Franziskus warnte seine Gefährten immer wieder, nicht nur das Leben der Heiligen zu predigen, sondern sich selbst auf einen gradlinigen Weg in der Nachfolge Christi zu machen.

Als jetzt die Wahl des neuen Papstes auf dem Peterplatz in Rom ausgerufen wurde, haben wir uns natürlich gefreut, weil gerade ein Jesuit den Namen Franziskus gewählt hatte. Und sofort begannen die Medien, unsere Klöster zu bestürmen, um unsere Meinung zum neu gewählten Papst zu erfragen und unsere mit ihm verbundenen Hoffnungen zu hören. Doch dabei können und wollen wir unsere Option für die Armen nicht an den Papst zurückdelegieren. Das Evangelium ruft uns alle gemeinsam in die Verantwortung, das ist mir klar. Als ich meine persönlichen Hoffnungen im

Internet kommentierte, kam über Facebook prompt ein kritischer Kommentar aus einer österreichischen Benediktinerabtei, ob ich denn das alles auch selber leben würde, was ich vom neuen Papst da so alles erwartete. Aber: Maßstab für einen Papst, der sich Franziskus nennt, ist natürlich nicht mein armseliges Leben als Franziskanerbruder heute, sondern die Werte des Evangeliums, die sich in Jesu Lebenszeugnis zeigen.

Der frühere Erzbischof von Buenos Aires, Jorge Mario Bergoglio, kennt die krassen Unterschiede zwischen Arm und Reich in seiner Heimat nur zu gut. Argentinien hatte zwar mal den Ruf eines recht wohlhabenden Landes, aber heute geht auch hier – wie überall in Lateinamerika – die viel zitierte soziale Schere, trotz über 500 Jahren Evangelisierung, immer weiter auseinander. Es kommt zur Verarmung großer gesellschaftlicher Gruppen. Erzbischof Bergoglio hat in seiner Diözese regelmäßig Suppenküchen, Asyle für ältere Menschen und Straßenkinderprojekte besucht. Man nannte ihn liebevoll den „Kardinal der Armen“. Nach der jüngsten Papstwahl will er jetzt Anwalt der verarmten Menschen weltweit bleiben. Dieser „Franziskus von Rom“ ist mir sehr willkommen. Unsere Kirche kann heute den „Geist von Assisi“, von dem ja schon die Rede war, gut gebrauchen, und das nicht nur im interreligiösen Friedensgebet. Ich wünsche dem neuen Papst viel Mut zum Wiederaufbau der Kirche mit einfacheren und transparenteren Strukturen, ein unerschütterliches Eintreten für soziale Gerechtigkeit durch Verteidigung der Würde aller Menschen, unermüdliches Werben für weltweite Geschwisterlichkeit zwischen Menschen und Nationen, prophetische

Sorge für Gottes Schöpfung – aber vor allem eine klare evangelische Option für die Armen. Damit wäre Papst Franziskus nicht nur als Jesuit in der „Gesellschaft Jesu“. Als erster südamerikanischer Oberhirte der weltweiten Kirche kann Franziskus die Theologie der Befreiung, nach dem Beispiel Jesu, jetzt zur Chefsache machen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Und es gibt schon zahlreiche Hoffnung weckende Zeichen aus Rom: Papst Franziskus vereinfacht die päpstliche Kleiderordnung, begnügt sich mit schlichteren Transportmitteln, verzichtet auf besondere Throne, umarmt – zum Entsetzen der Sicherheitskräfte – liebevoll Kinder und Behinderte auf dem Petersplatz, wäscht und küsst jungen Gefangenen die Füße, betet und spendet großzügig für die vielen Opfer der Flutkatastrophe in Buenos Aires, wünscht nicht, wie es nach dem Segen „urbi et orbi“ üblich war, in über 60 Sprachen Frohe Ostern, aber fordert mit klaren Worten Frieden für die Kriegsschauplätze dieser Welt. So will er in Worten und Gesten den Menschen und ihren Nöten nahe sein.

Dennoch bleibt abzuwarten, wie Papst Franziskus in den bekannten und oft unüberwindbar scheinenden Problemkreisen von Welt und Kirche Stellung beziehen wird. Ich wünsche mir von



Herzen, dass die vielen anliegenden Entscheidungen des neu gewählten Oberhauptes unserer Weltkirche mehr und mehr belegen werden: „nomen est omen“!

In seiner ersten kurzen Ansprache, unmittelbar nach seiner Wahl am 13. März 2013, ruft Papst Franziskus der Menschenmenge auf dem Petersplatz und über die Medien der ganzen Welt zu: „Und jetzt beginnen wir diesen Weg – Bischof und Volk –, den Weg der Kirche von Rom, die den Vorsitz in der Liebe führt gegenüber allen Kirchen; einen

Weg der Geschwisterlichkeit, der Liebe, des gegenseitigen Vertrauens. Beten wir immer füreinander. Beten wir für die ganze Welt, damit ein großes Miteinander herrsche.“

Erste Schritte auf diesem gemeinsamen Weg sind getan, andere werden hoffentlich bald folgen, hin zu einer mutigen Demokratisierung unserer Kirche. Vielleicht kann ja eines Tages der Vatikan, frei von den überkommenen „monarchischen Zügen“, auch beim Europäischen Parlament vom Beobachter-Status zur Vollmitgliedschaft wechseln.

„Und jetzt beginnen wir diesen Weg
– Bischof und Volk –,
den Weg der Kirche von Rom,
die den Vorsitz in der Liebe führt
gegenüber allen Kirchen;
einen Weg der Geschwisterlichkeit,
der Liebe, des gegenseitigen Vertrauens.“

Papst Franziskus

Stefan Kiechle SJ

P. Dr. Stefan Kiechle SJ, geboren 1960 in Freiburg i.Br., ist seit 1982 Jesuit. Nach seinem Studium und Promotion in Katholischer Theologie war er als Hochschulpfarrer, Novizenmeister, Exerzitienleiter und Cityseelsorger tätig und ist außerdem Autor mehrerer Bücher. Seit 2010 hat er das Amt des Provinzials der Deutschen Provinz der Jesuiten mit Sitz in München inne.



Stefan Kiechle SJ

Ordensleute – Grenzgänger des Glaubens?

Sind in der Kirche Ordensleute jene Christen, die an Grenzen gehen oder gar über Grenzen hinaus? Welche Grenzen sind gemeint? Inwieweit handelt sich nicht nur um Grenzen des kirchlichen Lebens, sondern auch um solche des Glaubens? Haben Ordensleute, auf oder jenseits der Grenze stehend, einen prophetischen Auftrag? In wessen Auftrag und für wen sind sie Propheten? Was meint „Prophetie“ im Kontext heutigen Ordenslebens?

Das Thema wurde mir von der Redaktion der „Ordenskorrespondenz“ gestellt. Ich versuche, mit einigen Gedanken-splittern zu antworten. Diese sind von meiner Verwurzelung im Jesuitenorden her geprägt, aber sie werfen den Blick auch auf die ganze Vielfalt der Ordensgemeinschaften und -spiritualitäten.

Manches bleibt eher Frage als Antwort. Kontext ist der nachkonziliare Umbruch und die derzeitige Situation.

Grenzgänger der Kirche?

Vereinfacht und etwas typisiert könnte man unterscheiden: Es gibt die diözesan strukturierte Kirche, die Ortskirche. Diese existiert vor allem in bestehenden Gemeinden und ist meist territorial geordnet, mit den wichtigsten Ebenen Pfarrei, Bistum und Weltkirche. Die Verantwortlichen sorgen sich darum, die Gemeinden geistlich und organisatorisch zu bewahren, sie zu „verwalten“ – im umfassenden, auch sakramentalen und spirituellen Sinn. Der Blick ist primär „nach innen“ gerichtet, man pflegt Beziehungen in die Kirche hinein. Um

sich zu bewahren, grenzt diese Kirche sich deutlich von dem ab, was nicht Kirche ist. Diese Kirche hat den ganzen Auftrag kirchlichen Daseins, d.h. sie ist christliche Gemeinschaft, sie bezeugt den Glauben, sie feiert Liturgie, sie sorgt sich in ihrem Umfeld um die Armen und Leidenden.

Neben dieser diözesanen Kirche gibt es die Ordensleute: Diese gehen an die Grenzen des kirchlichen Lebens, auch über die Grenzen hinaus in die „Welt“, ihr Blick ist nach „draußen“ gerichtet. Sie beschäftigen sich nicht vor allem mit Christen, sondern mit Nichtchristen, sie wirken ausdrücklicher missionarisch, hinein in glaubenslose Räume und Sozialgefüge. Diese Grenzen, an die oder über die hinaus Ordensleute gehen, waren früher vor allem die zwischen dem christlichen Europa und den (noch) nicht christlichen „Missionsländern“; heute sind sie in allen Ländern die zwischen Christen und Nichtchristen. Gemeint sind aber auch intellektuelle Grenzen – der Dialog mit agnostischen oder atheistischen Strömungen – und ebenso spirituelle Grenzen – die Begegnung mit anderen Glaubensweisen, Theologien, Religionen. Meinen kann man auch die Grenzen zu jenen Armen, die sozial ausgegrenzt sind und oft weit weg von der Kirche leben, schlimmer noch: weit entfernt vom erfahrbaren Heil, also vom Reich Gottes.

Als Beispiel sei aus der Ansprache zitiert, die Papst Benedikt XVI. im Jahr 2008 der 35. Generalkongregation der Jesuiten hielt: „Die Kirche braucht euch, sie zählt auf euch und wendet sich weiterhin voll Vertrauen an euch, besonders um jene physischen und geistigen Orte zu erreichen, wo andere nicht oder nur schwer hingelangen.“ Weiter zitiert

er Papst Paul VI, der 1974 der 32. Generalkongregation gesagt hat: „Überall in der Kirche, an den schwierigsten und vordersten Fronten, bei ideologischen Auseinandersetzungen, dort, wo soziale Konflikte aufbrechen, wo die tiefsten menschlichen Wünsche und die ewige Botschaft des Evangeliums aufeinanderstoßen, da waren immer und sind Jesuiten.“¹ – Das überreiche Lob der Jesuiten lässt ein wenig schmunzeln, aber die beiden Päpste machen immerhin deutlich, was sie von Jesuiten und analog von anderen Ordensleuten erwarten. Nun wird man einwenden: Auch in der Kirche gibt es – nicht wenig – Unglaube, Korruption, Unmoral. Diese bedürfen ebenso der „Missionierung“ oder, von den Christen her gesehen, der „Umkehr“. Auch an diese Grenze sind Ordensleute gesandt! Umgekehrt gibt es auch außerhalb der Kirche – nicht wenig! – Glaube, Hingabe, Moral: Diese muss die Mission wertschätzen, an sie soll sie anknüpfen, sie soll sie christianisieren, gleichsam „taufen“. Die Grenzen zwischen drinnen und draußen, zwischen christlich und unchristlich, zwischen gläubig und ungläubig verlaufen also nicht einfach zwischen Kirche und „Welt“, sondern sie laufen mitten durch Kirche *und* Welt hindurch. Gehen sie nicht auch durch das Herz jedes Christen hindurch? Sind Ordensleute nicht auch zu allen diesen Grenzen gesandt?

Grenzgänger des Glaubens

Ordensleute sind also auch an Glaubensgrenzen gesandt, an dunkle und glaubensferne Orte, an Orte des Bösen und des Unrechts, an Orte der Angst und der Not, an die Abgründe der Gottlosigkeit.

Sie lassen sich vom Unglauben betreffen, erschüttern, fordern. Dazu stellen sie sich zunächst ihrem eigenen Unglauben, sie halten ihre eigene Glaubensarmut aus, durchleiden sie, ringen immer neu selbst um einen tiefen und tröstenden Glauben. Sie wollen den Unglauben von innen her durchdringen und „taufen“, oder besser: Sie bitten den Herrn, ihn zu taufen. Indem sie aus ihrem durchlittenen Unglauben heraus den leidenden Ungläubigen begegnen, sprechen sie diese an, laden sie ein, fordern sie heraus – „Unglaube“ meint dabei nicht nur das Gefühl oder die Gewissheit der Abwesenheit Gottes, es meint auch die Praxis des Unglaubens, also die ich-zentrierte, ungerechte, sündige Tat, die von Gott und seinem erfahrbaren Heil trennt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In der Kirche gibt es allzu viele „Gottprotze“: Elias Canetti beschreibt den Gottprotz als den Mann, der absolut selbstsicher Gott *hat* und ihn entsprechend selbstgewiss und stolz vor sich her trägt. Da er ein geoffenbartes Buch und eine sichere Lehre besitzt, weiß er immer, was richtig und falsch ist – genauer: Sein Gott unterschreibt ihm, was er für richtig und für falsch erklärt. Zweifel und Widersprüche kennt er nicht. Antworten müssen klar sein, und er weiß immer eine. Ändern muss er sich nicht. Wenn die Welt untergeht, ist sie selbst schuld – wer auf sein Wort

hört, geht aber nicht unter. Canettis literarische Miniatur gipfelt in der Ironie: „Der Gottprotz ist ein schöner Mann, mit Stimme und Mähne.“² Jeder Christ kann versucht sein, Gottprotz zu werden, vor allem der Professionelle, auch der Ordensmensch.

Ordensleute sind eher jene Christen, die Zachäus vom Baum holen und bei ihm zu Gast sein wollen³: Zachäus ist weit weg von Christus, auch vom etablierten und anerkannten Judentum, er gilt als Ausbeuter, war verfemt und kultisch unrein, vom Volk verachtet, am Rande lebend, vielleicht auch einsam, innerlich leer. Und doch hat Zachäus eine Sehnsucht, er geht Jesus nach und will ihn aus sicherem Abstand, ein wenig versteckt in jener Baumkrone, wenigstens sehen und hören. Nun geht aber Jesus auf ihn zu, überwindet den Abstand, spricht ihn mit Namen an, holt ihn aus der sicheren Entfernung in die intimere Nähe, redet mit ihm, isst gar mit ihm. Jesus muss dazu Grenzen überschreiten, die Grenzen des „gut Jüdischen“, vielleicht die Grenzen dessen, was wir heute das „gut Katholische“ und das „gut Bürgerliche“ nennen würden. Er muss, um Zachäus in Wahrheit zu begegnen, in dessen Dunkelheit und Entfremdung, in seine Sehnsucht und in sein Gefühl, ferne zu sein, hineingehen und sie aushalten. Dazu setzt er sich dem Unverständnis und der „Empörung“ der „Leute“ aus, erträgt wiederum diese Entfremdung, hält aber zugleich daran fest, die „Nahen“ und die „Fernen“ zusammenzubringen, und vielleicht ist ja der Ferne, den er auf der Grenze besucht, ihm näher als mancher, der sich für seinen ganz nahen Freund hält.

Der Grenzgänger des Glaubens geht auch zu Menschen anderer Glaubens-

weisen, er lernt also andere Spiritualitäten und Religionen kennen. Dabei wird es ihm nicht genügen, diese von ferne freundlich zu grüßen, aus sicherem Abstand und mit dem selbstgewissen Gefühl der Überlegenheit, sondern er muss nahe an diese Glaubensweisen herangehen, sich auf Augenhöhe begeben und vermutlich auch – alles im rechten Maß – in diese Glaubensweisen hineingehen; nur wer das Andere von innen her durchdringt, wird es verstehen und kennen, er wird sich verwandeln lassen und selbst jenes Andere verwandeln.

Berufene Rufer

Oft spricht man vom prophetischen Auftrag der Orden – ein kühnes Wort. Die Ordensfrau und der Ordensmann sollen also, auf der Grenze zur Welt stehend und nach draußen blickend, prophetisch reden: „nach hinten“ in die Kirche hinein – oder „nach vorne“ in die Welt hinein? Was meint „prophetisch“ im heutigen Kontext?

Die Prophetin – wechseln wir zwischen weiblicher und männlicher Form – sagt das Wort Gottes an, sei es als Gerichtswort, sei es als Heilswort: vor einzelnen, vor Gruppen, vor dem Volk, vor dem König. Aus einer Sozial-, Kult- oder Institutionenkritik heraus begründet sich ihr unterscheidend-anklagendes Wort. Sie spricht geisterfüllt, ja gotterfüllt. Wie unterscheidet man sie von der falschen Prophetin? Seit alter Zeit ist dafür das Kriterium, dass sich ihr Leben und ihre Lehre decken, dass sie – modern gesagt – authentisch ist und persönlich integer und dass sie in ihrem Können konsequent vorangeht: Sie verkündet immer weiter, ob gelegen oder ungelegen.

„Nüchtern trunken“ ist der Prophet vom Wort Gottes, berauscht und zugleich sachlich, und sein Leben wird von seinem Auftrag gänzlich in Beschlag genommen, gleichsam aufgesogen. Er ist nicht nur Amt, und er versteckt sich nicht in seinem Amt, sondern er ist immer zugleich Person, Charisma, Lebenszeugnis. Er ist einer, der nicht für sich spricht, sondern für einen anderen und in dessen Auftrag – so die erste Bedeutung des griechischen Wortes „Prophet“. Er ist berufener Rufer.

Die Prophetin lebt im Heute Gottes, sie spricht gegenwartsbezogen von Unrecht und Sünde, und sie kündigt heute das Erbarmen Gottes an. Sie macht Gottes Wahrheit gegen die Lüge geltend, sie redet gegen das Verheimlichen und Vertuschen des Unrechts, gegen jene Mächte, die nicht wahr haben wollen, was Zeichen und Aufruf der Zeit ist.

Seit dem Mittelalter haben sich Kirche und Welt als zwei „Bereiche“ differenziert und getrennt. Ob sich Missstände heute hier oder dort finden, spielt eine geringe Rolle. Der Prophet klagt die Gerechtigkeit Gottes ein und kündigt vom nahen Heil Gottes – wo auch immer diese Botschaft Not wenden muss.

Orden und Prophetie

Kühn klingt es, wenn wir Ordensleute das prophetische Charisma für uns beanspruchen. Dürfen wir das, müssen wir es gar? Sind nicht, zumindest in Westeuropa, die Orden seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil so sehr im Niedergang begriffen, dass sie heute fast nur noch mit sich selbst – etwa mit einer guten Steuerung der Sterbeprozesse – beschäftigt sind und jeder nach außen gerichtete prophetische Anspruch vermessen

wäre? Sind nicht – so sagen manche – die neuen geistlichen Bewegungen an die Stelle der alten Orden getreten und haben sie mit ihrem, teilweise auch prophetischen, Charisma ersetzt?

Nun gab es mit Klöstern und Ordensgemeinschaften in der Geschichte immer wieder Auf und Ab. Oft verstehen wir in diesen Wellenbewegungen das Wirken des Geistes nicht recht, vor allem dann nicht, wenn wir gerade in einem „Ab“ stecken. Wenn man bei den neuen geistlichen Bewegungen genauer hinschaut: Auch dort gibt es derzeit manches Auf und Ab, auch dort ist einiges recht ungereift und krisenhaft – übrigens waren wir Ordensleute in unseren Gründungsphasen, vor allem in der zweiten, dritten Generation, meist nicht besser! Was wir in diesen neuen Gemeinschaften jedoch sehen können, sind einige hoffnungsvolle Charismen, die sehr anders sind als jene der alten Orden und diese wohl – wenn man das Wirken des Geistes so deuten kann – nicht ersetzen, sondern ergänzen sollen. Das Charisma der Orden liegt mehr in ihrer alten Spiritualität und Weisheit, etwa in der geistlichen Unterscheidung, in der Führungskultur, in der Ausbildung. Herausfordernd sehe ich für die alten Orden heute insbesondere, dass sie diese ihre alten und tiefen Spiritualitäten *leben*: Aus einer ganz inneren persönlichen und zugleich gemeinschaftlichen Gottverbundenheit sollen Ordensfrauen und -männer ihren jeweiligen, gottgegebenen Auftrag erkennen und ins Werk setzen.

Wo können Ordensleute heute, in den so sehr als krisenhaft empfundenen Zeiten, prophetische Grenzgänger oder an Grenzen gehende Propheten sein? Und das in aller ihnen angemessenen De-
mut?

- Wo sie in kirchenferne Milieus gehen, zu Jugendlichen, zu Migranten, zu Armen, zu Leidenden.
- Wo sie den Dialog mit den „Fernen“ oder „religiös Unmusikalischen“ suchen, in Schulen, in der Wissenschaft, in jedem Glaubensgespräch oder intellektuellen Diskurs, in jeder Begegnung mit der „Welt“.
- Wo sie Heilige Orte pflegen, durch Präsenz und Gebet, und so die Gott Suchenden anziehen.
- Wo sie die Ortskirche überschreiten, sich weltweit vernetzen und so den Glauben interkulturell, interspirituell, interreligiös leben.
- Wo sie einen besseren Umgang mit Krankheit und Leiden und eine bessere Sterbekultur pflegen, für sich selbst und für andere, und darin nochmals anders und tiefer Christus bezeugen.
- Wo sie bei Verkrustungen der Kirche mutig mahnend ihre Stimme erheben, aber noch mehr selbst ein schwesterliches oder brüderliches, menschliches und geistliches Christentum vorleben.
- Wo sie in die Gesellschaft und in die Staaten hinein für Gerechtigkeit und Frieden wirken; wo sie, weil sie nicht für ihre Familie oder für ihre Güter oder für ihre Karriere sorgen müssen, freier sind, auch gefährliche oder missverständliche Engagements eingehen.

Diese Orte sind, im oben beschriebenen Sinn, Grenzorte: Ordensleute gehen an Grenzen des kirchlichen Lebens, an Grenzen des so ganz selbstverständlichen und überzeugten, bisweilen etwas protzigen Glaubens, an Grenzen des Lebens – ins schwere Leiden und an die Schwelle des Todes –, an Grenzen der

Kulturen und Ideologien, an Grenzen der Bürgerlichkeit und der Ordnung. Wo genau die Grenzen verlaufen, weiß man vorher oft nicht, man muss die Grenze suchen und ausprobieren, wird sie bisweilen auch überschreiten, ob man es weiß und will oder nicht, und man wird dabei immer wieder Unverständnis oder Kritik ernten und diese aushalten müssen. Bisweilen wird man sich überfordern oder scheitern. Die konkreten Projekte sind dabei kaum spektakulär und schon gar nicht flächendeckend – das war früher vielleicht der Anspruch, aber, wenn wir ehrlich sind, es war nie die Realität. Heute sind Projekte meist punktuell und symbolisch, aber als solche eben, wenn sie authentisch und mit Tiefe gelebt werden, von hoffentlich klarer und nachhaltiger Wirkung.

Nochmals zum Gottprotz: Er ist jener sicher gut meinnende Christ, der aber anfällig dafür wird, den Glauben zum Ideologiekpaket zu machen, das sich – so sein Streben – mit gutem Marketing auch einer bösen Welt gut verkaufen lässt. Und wenn sich dieser Christ bedroht fühlt, kann er realitätsblind werden oder manipulativ, oder er wird zum Fundamentalisten. Ist es ein Zufall, dass Ordensleute bisher wenig in die rechtskatholische Szene abdrifteten? Um diesen Gefahren zu wehren, braucht es allerdings eine gute und vertieft gelebte Spiritualität, es braucht Stille und Gebet.

Papst Franziskus

Vor wenigen Wochen die Riesenüberraschung: Ein Ordensmann wird Papst. Was dies für die Kirche bedeutet, können wir heute sicherlich noch nicht ermessen. Von seiner Herkunft und von

seiner Namenswahl her verbindet der Papst Ignatianisches und Franziskanisches. Diese beiden Ordenstraditionen und -spiritualitäten – das erklärte ich in den Tagen nach der Wahl der verdutzten Presse immer wieder – sind neben allen Unterschieden viel enger verbunden als man meint: Beide Gründer schätzen die Schöpfung sehr hoch; beide suchen den einfachen und armen Lebensstil; beide wollen, so ihr Ordensideal, wie die ersten Jünger dem armen und demütigen Jesus nachfolgen, predigend, helfend, heilend; beide wollen die Kirche erneuern, dass sie einfacher, authentischer, freundschaftlicher⁴ und auch – wenn das Wort gestattet ist – ein bisschen radikaler werde.

Papst Franziskus betonte in seinen ersten Botschaften den einfachen Stil und den Einsatz für die Armen. In seiner Rede in der Kongregation der Kardinäle, also vor Beginn des Konklaves, sprach er auch ausdrücklich vom Gang an Grenzen. Dies alles sind Signale aus der Ordenstradition. Wird die Kirche durch ihn stärker ordensinspiriert? Wird sie mehr an Grenzen gehen und prophetischer in die Welt wirken? Das wäre – wir Ordensleute dürfen das ganz selbstbewusst sagen – keine schlechte Entwicklung. Die Kirche würde biblischer und, letztlich, christlicher werden. Papst Franziskus setzte in den ersten Wochen seines Pontifikats starke und überzeugende Symbole. In nächster Zeit – es ist Ostern 2013, da ich diesen Artikel abschließe – wird er von den Symbolen weitergehen müssen zu Entscheidungen. Er wird manche Pfründe antasten und manche Verkrustung aufbrechen müssen. Es werden sich Widerstände formieren. Die Welt wird nicht alles verstehen. Er braucht viel Heiligen

Geist, um recht zu entscheiden und das Rechte durchzusetzen. Wir Ordensleute sichern ihm unsere Unterstützung und unser Gebet zu.

-
- 1 Dekrete der 35. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu, hrsg. im Namen der Deutschen, Österreichischen und Schweizer Provinz der Jesuiten, als Manuskript gedruckt, München 2008, 157.
 - 2 Elias Canetti, Der Ohrenzeuge. Fünfzig Charaktere, Frankfurt 1983, 87f., Zitat 88.
 - 3 Dazu Tomáš Halík, Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute, Freiburg 2010.
 - 4 Zur Ordenstheologie als ganzer vgl.: Margareta Gruber / Stefan Kiechle (Hg.), Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken, Würzburg 2007.

„Ordensleute sind also auch
an Glaubensgrenzen gesandt,
an dunkle und glaubensferne Orte,
an Orte des Bösen
und des Unrechts,
an Orte der Angst und der Not,
an die Abgründe der Gottlosigkeit.“

P. Dr. Stefan Kiechle SJ

Katharina Karl

Dr. Katharina Karl, geboren 1976, studierte Deutsch und Katholische Theologie und promovierte in Religionspädagogik/ Kerygmatik. Sie war in Kalifornien bei der Missionarischen Fraternität „Verbum Dei“ in der Hochschulpastoral und Pfarreiseelsorge tätig und ist seit 2008 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Pastoraltheologie an der LMU München. Derzeit arbeitet sie an einer Studie über Biografien junger Ordensleute.



Katharina Karl

Vollmacht – Auftrag – Verheißung

Heute Europa evangelisieren

„Da trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

(Mt 28,18-20)

Diese bekannte Perikope, der sogenannte Missionsbefehl (Mt 28,18-20), dient als Hintergrund für die folgenden Ausführungen. Wir haben es mit dem Finale des Matthäusevangeliums, sozusagen dem Startschuss für die Sendung der ersten Gemeinde zu tun.

Der Exeget Luz nimmt eine theologisch sehr aussagekräftige Dreigliederung dieses Abschnitts vor: Vollmacht – Auftrag – Verheißung.¹

Die Elemente des eben genannten Dreiklangs sind der hermeneutische und methodische Schlüssel für eine Annäherung an das Thema der Evangelisierung. Es soll „von Gott her“ begonnen werden, also von theologischen Grundsätzen zur Evangelisierung. Entsprechend des klassischen Sehens und Urteilens folgt darauf eine soziologische Analyse, ein Blick auf die Zahlen und Fakten der Kirche in Europa sowie auf aktuelle pastorale Tendenzen. Unter dem Stichwort „Verheißung“ geht es im Sinne einer Konkretion (Handeln) darum, aus dem Kompetenzbereich der Orden, beispielhaft aus der pallottini-

schen Spiritualität, Impulse für die Praxis des Evangelisierens zu entwickeln.

Vollmacht: Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden

Aus dem Paradigma der Vollmacht Jesu ergibt sich zweierlei, auf das näher einzugehen ist: Die Notwendigkeit der Evangelisierung und die Vollmacht in der Machtlosigkeit.

Evangelisation ist (heils)notwendig

Das griechische „Eu-angelizein“ bedeutet Gutes verkünden – Gute Nachricht für die Kirche, gute Nachricht von der Kirche tut Not! Wenn man von Evangelisierung spricht, ist es äußerst wichtig, diese im Sein der Kirche selbst und analog dazu im Sein unserer Gemeinschaften zu verorten.

In den *Notae ecclesiae* ist von der apostolischen Kirche die Rede, was zunächst aussagt, dass die Kirche auf dem Fundament der Apostel steht. Damit ist sie dann aber immer auch eine gesandte Kirche. In ihrem Tun hat sie teil an der Sendung Jesu.

Die letzte Verlautbarung der Glaubenskongregation zur Evangelisierung sagt dies mit den folgenden Worten: „So wird deutlich, dass jedes Tun der Kirche eine grundlegende evangelisierende Dimension hat und nie von dem Bemühen getrennt werden darf, allen zu helfen, Christus im Glauben zu begegnen, denn darin besteht das Hauptziel der Evangelisierung.“²

Wo die „Theologie der Evangelisierung“, die Ende des letzten Jahrhunderts um Papst Johannes Paul II. entstand, nur als Zeitströmung gilt, verkennt man, dass bei aller fachlichen und methodischen

Vielfalt in Pastoral und Wissenschaft das Evangelisieren das Anliegen von Theologie schlechthin sein muss. Denn „jeder Mensch hat das Recht, von der Frohbotschaft Gottes zu hören, der sich in Christus offenbart und schenkt“ (RM 46).

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Demnach müsste die Diskussion um Linien der Theologie, aber auch das Ringen in der Pastoral diese Frage vehement ins Zentrum stellen. Eine Kirche (und alle Gruppen in ihr), die nicht evangelisiert, stirbt. Das heißt eine Kirche, die nicht nach außen geht, die nichts Gutes zu verkünden hat, die nicht den Wunsch hat, andere anzustecken, ist nicht lebendig. Denn für sich selbst besitzt sie keine Existenzberechtigung. In Anlehnung an Rahners berühmtes Zitat möchte ich als Pendente formulieren: Die Kirche der Zukunft wird eine evangelisierende sein oder sie wird nicht mehr sein. In diesem Sinne ist Paulus zu verstehen, wenn er sagt: „Wehe, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1 Kor 1,16)

Evangelisierung als Macht in der Machtlosigkeit

Jesu Macht ist die Macht des Wortes und keine andere, wie Luz in seinem Kommentar formuliert.³ Die Macht, in seinem Namen zu sprechen und zu handeln, ist eine übertragene. Unsere Legi-

timation zu evangelisieren kann sich auf die Vollmacht Jesu stützen und ist ihr verpflichtet.

Im Zuge des Aufwinds der Evangelisierung nach dem Erscheinen der Enzyklika „Evangelii Nuntiandi“ (EN) betont der Spanier Jaime Bonet: „Evangelisieren ist für Christen eine Pflicht und ein Recht. Sie macht derartig Freude, weil sie doch den Einsatz meines ganzen Lebens erfordert; es geht um eine Aufgabe, die ich unmöglich je wieder aufgeben kann. Wie kann ich darauf verzichten, dass alle meine Geschwister das LEBEN haben und es in FÜLLE haben können?“⁴

Dabei tut es immer wieder gut und not, uns auf unsere Motivation hin zu befragen: Grundet der Wunsch nach Evangelisation in der Not der Bestandsicherung oder geht es darum, „allen zu helfen, Christus im Glauben zu begegnen?“

Zugleich macht, wer sich mit der Evangelisierung beschäftigt, auch die Erfahrung, dass die Macht des Wortes oft sehr schwach erscheint. Missionstätigkeit ist etwas, das zutiefst mit der Ohnmacht einhergeht, nichts Kontrollierbares. Denn der Glaube ist nicht vermittelbar, er ist die Begegnung mit Christus und Geschenk, und trotzdem sind Menschen dazu als Vermittler eingesetzt.

Henri Nouwen schrieb auf Bitten eines jüdischen Freundes ein Buch, in dem er von dem erzählte, was ihn in der Tiefe trug und bewegte. Die Reaktion des Freundes ist entmutigend. Nouwen sagt: „Ich hatte sehr gehofft, nach unseren langen Jahren als Freunde müsse es mir gelingen, die Worte zu finden, mit denen ich einen Brückenschlag zu ihm hin schaffen könnte. Ich hatte sehr gehofft, dass ich zu Fred und seinen

Freunden auf eine Art würde sprechen können, die in ihnen ein wirkliches Bedürfnis nach einem Leben aus dem Geist wecken könnte. Warum war ich nicht fähig gewesen, die grundlegendsten Bedürfnisse Freds und seiner Freunde an zu sprechen?“⁵ Nouwen findet selbst eine Antwort auf seine Frage: „Vielleicht besteht die große Aufgabe darin, so stark auf Gottes Liebe zu vertrauen, dass ich keine Angst zu haben brauche, mich voll und ganz auf die weltliche Welt einzulassen und dort von Glaube, Hoffnung und Liebe zu sprechen. Vielleicht ist der Ort, wo die Kluft überbrückt werden soll, in mir selbst.“⁶

Hier drückt Nouwen zweierlei aus: zum einen, wie wichtig es ist, im Vertrauen auf die Kraft Gottes zu sprechen. Zum anderen zeigt er auf, dass ein weiteres unabdingbares Kennzeichen echter Evangelisierung ist, sich „ganz auf die Welt einzulassen“.

Schließlich spiegelt sich in seiner Erfahrung das wider, was in EN in das Postulat der Selbstevangelisierung (EN 15) gefasst ist. Bevor wir Veränderung anstoßen können, ist unsere Bereitschaft gefragt, uns selbst verändern zu lassen, neu Sehen zu lernen.⁷

Nicht nur die Widerstände, die Maria Widl in ihrem Plädoyer für lebendige Gemeinden so prägnant aufzeigt, bestimmen, was wir sehen: Dass nämlich den Orden und Verbänden die Luft ausgeht, sich die Pfarrer überfordert sehen und Gemeinden Angst vor dem Wachsen haben.⁸ Neues sehen heißt mehr sehen als all das, auch mehr als die latente Nachwuchsfrage oder den Rückgang der Kirchenbesuche oder die Krise der Kirche als Organisation.

Macht in der Machtlosigkeit heißt dann die eigene Vollmacht ernst zu nehmen:

Gesandt nach Europa – in der Abhängigkeit von Gott und voneinander. Dieses Spannungsverhältnis drückte Oscar Romero in einem Gedicht aus, wenn er schreibt: „Wir sind Arbeiter, keine Baumeister. Wir sind Diener, keine Erlöser. Wir sind Propheten einer Zukunft, die nicht uns allein gehört.“⁹

In diesem ersten Punkt sind also zwei Thesen aufgestellt worden:

1. Evangelisierung ist Gottes Plan, nicht menschliches Ermessen.
2. Es erfordert ein neues Sehen aus dem Glauben, um sich in alle menschlichen Situationen und Wirklichkeiten hineinbegeben zu können und die Chancen darin zu entdecken.

Auftrag:

Darum gehet hin und macht alle Völker zu Jüngern: Tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Gesandt nach Europa – Einblick in eine empirische Erhebung

Um den Blick auf den europäischen Kontext zu richten, an dieser Stelle einige Fakten: Die Katholikenzahlen sind laut Fides 2008 weltweit angestiegen – Europa verzeichnet einen Rückgang im Anteil der Katholikenzahlen an der Gesamtbevölkerung von -0,1%. In Europa umfasst der Katholizismus aber immer noch fast 40% der Gesamtbevölkerung. Auch der Rückgang der Priestierzahlen und Ordensmitglieder relativiert sich im weltweiten Vergleich: Das Verhältnis der Priester zu den Gläubigen ist im weltweiten Vergleich das Beste – auf 1471 Katholiken bzw. auf 3679 Einwohner kommt ein Priester. Auch das Ver-

hältnis der Priester zu Gesamtbevölkerung scheint mir interessant, da die Evangelisierung ja die Pfarrei und Zugehörigkeitsgrenzen übersteigt. Seelsorge in Europa hat – im Vergleich zum Rest der Welt – gute Bedingungen – v.a. wenn man die Laienseelsorger mit hinzunimmt, die es in anderen Erdteilen weniger gibt.

Was die Glaubenslage angeht, beobachtet die Studie Religionsmonitor 2008 der Bertelsmann-Stiftung in fast allen europäischen Ländern eine ähnliche Entwicklung: Überall zeichnet sich der vehemente Rückgang der Kirchlichkeit in den Umfragen ab, die Bedeutung der Religiosität dagegen steigt an – gewisse Thesen sprechen sogar von der „Rückkehr des Religiösen“¹⁰ oder gar einer „spirituellen Revolution“¹¹, was allerdings etwas hoch gegriffen erscheint.

Italien und Polen weichen als einzige von diesem Trend ab und zeichnen sich noch durch volksskirchliche Strukturen aus. In der Umfrage kommt dies vor allem zum Tragen, wo tägliches Gebet und regelmäßiger Kirchgang erfragt wurden. Allerdings ergab eine frühere Erhebung von 2002, dass auch in diesen beiden Ländern, wo noch eine stärkere Bindung zwischen Staat und Kirche nachgewiesen wurde, der Wert der Religiosität nicht über 36% reichte.¹² Zu Irland sei hier nur kurz erwähnt, dass es sich, so Kardinal Lehman in einem Beitrag, in einem schwerwiegenden Umbruch befindet, dessen Eigenheiten hier zu behandeln zu weit führen würde.

Wichtig ist: Der Religionsmonitor bezieht sich auf das Jahr 2007 und berücksichtigt demnach noch nicht die Krise in Folge der Aufdeckungen der Missbrauchsfälle im vergangenen Jahr, die von Deutschland ausgehend Kreise

zog. „Rund 180.000 Menschen haben [dort] die Kirche 2010 verlassen. Die Zahl derer, die ihr den Rücken gekehrt haben, auf dem Papier aber noch immer Mitglied sind, dürfte weit höher liegen.“¹³ In anderen Ländern ohne Kirchensteuer ist dies vielleicht nicht so messbar, aber wohl doch fühlbar. Die oben festgehaltenen Tendenzen dürften sich, meiner Einschätzung nach, durch den angestoßenen Prozess zunächst nicht im Wesentlichen verändern, sondern schlicht und einfach weiter ausprägen.

Es lässt sich also feststellen: Wir befinden uns in einem Durchgang, einem Umbruch, in dem das Christsein immer mehr zur Wahl des Einzelnen wird und eine stärkere Motivation erfordert als früher. Aber darin steckt auch eine Chance: Evangelisierung, die die Freiheit der Annahme ernst nimmt, kann genau darauf aufbauen. Denn nur in wahrhafter Freiheit ist wirkliche Evangelisierung möglich.

Der Münchner Soziologe Armin Nassehi deutet die Tendenzen des Religionsmonitors hinsichtlich der Religiosität in Deutschland. Ich möchte seine Feststellungen für unsere Diskussion heranziehen, da ich denke, dass das, was er zu sagen hat, über den deutschen Kontext hinausgeht.

Nassehi bemerkt eine „erstaunliche religiöse Kompetenz“¹⁴ und hält als wesentliche Ergebnisse fest:

- a) „Das Material zeugt weder von einer säkularisierten Gesellschaft, noch zeugt es davon, dass den Menschen die religiöse Formensprache abhanden gekommen ist.“¹⁵
- b) „Die religiösen Chiffren sind überwiegend tatsächlich am eigenen Erleben orientiert und nur sehr be-

grenzt durch bloße Mitgliedschaft beziehungsweise bloße kirchlich-religiöse Praxis bestimmt.“¹⁶ Die religiösen Organisationen scheinen nicht mehr notwendig zur Bündelung der religiösen Aktivitäten. Das Problem ist nicht die Motivation, sondern die unorganisierten und „unorganisierbaren Formen religiösen Erlebens.“¹⁷

- c) „Religiosität ist in der Tat ein soziales Phänomen, sie gedeiht dort, wo religiöse Erfahrung kommunizierbar wird, wo sie anschlussfähig werden kann und wo sich ein sozialer Rahmen dafür findet.“¹⁸ Und: „Es bedarf solcher Orte der Anschlussfähigkeit, ohne die individuelle Selbstäußerung nicht möglich ist.“¹⁹

Wichtig ist sicher, zu verstehen, dass sich dieses soziologische Verständnis von religiöser Kompetenz nicht mit der spezifisch christlichen Kompetenz (dem Taufbekenntnis zum dreieinen Gott) deckt. Es ist eine Tatsache, dass die christliche Gottesrede neben anderen, individuellen Formen von Transzendenzerfahrungen und religiöser Praxis steht. Aber auch hier gibt es Chancen. Zwei wesentliche Anstöße sollen festgehalten werden:

1. Religiöses Sprechen ist nicht passé.
2. Die pastorale Herausforderung ist es, Orte anzubieten, wo Religiosität zum Thema wird, und authentische Christusbegegnung ins Gespräch gebracht werden kann.

Der Evangelisierungsauftrag im Spannungsfeld von Passung und Profilierung

In aktuellen pastoralen Beiträgen spiegeln sich zwei Strömungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche wider. John Allen, Berichterstatter des CNN im

Vatikan, stellt diese in seinem Buch mit den Stichworten liberaler und evangelikal-katholizismus gegenüber.²⁰ Letzterer ist gekennzeichnet von der Betonung der Orthodoxie, des Glaubens als persönliche Entscheidung und dem bewussten und ausdrücklichen Einstehen für die katholische Lehre mit dem Anspruch die westliche Kultur dadurch zu verändern. Der liberale Katholizismus versucht, die Grenzen und Gegensätze zur säkularen Welt zu überwinden, der evangelikale Katholizismus hat missionarische Kraft, aber er baut auch Zäune.²¹ Dieser Trend ist übrigens kein neuer, man denke nur an die Assimilationsbewegung des Judentums im Europa des 19. Jahrhundert. Er findet umso breiteren Anklang, so Allen, sowohl seitens der Kirchenleitung als auch in der Basis, umso wichtiger es für das verbleibende katholische Milieu wird, seine Identität zu bewahren. Demzufolge würde der Liberalismus tendenziell mehr und mehr außerhalb der kirchlichen Strukturen gedrängt, finde dafür aber Fürsprecher in den Medien und in der Gesellschaft, mit der er im Dialog steht und für den er sich, vor allem im sozialen Bereich, engagiert.

Dies mag etwas überspitzt formuliert sein, ist aber durchaus nicht zu weit hergeholt. Interessant ist, dass alle Strömungen den Begriff „missionarisch“ verwenden, aber sehr unterschiedliche Dinge damit aussagen. Einmal geht es darum, Glaubensgut zu bewahren und weiterzugeben, Position zu zeigen – ich nenne diesen Ansatz Profilierung. Ein anderes Mal soll die Kirche nach außen gehen und ihre Binnenräume verlassen, nach dem Motto: Hauptsache mit den Menschen, da ist alles recht. In Anlehnung an Matthias Sellmanns Plädoyer

für eine Pastoral der Akkomodation soll diese pastorale Strategie als Passung bezeichnet werden.²²

Es ist nicht an der Zeit, über die Richtigkeit dieser Methoden zu urteilen und Gräben zu vertiefen. Es geht um das eine Anliegen der Evangelisierung.

Ist wirklich alles Evangelisierung? Braucht es wirklich nicht mehr als „eine Tasse Kaffee und jemanden zum Reden“ – ein Zitat aus dem Film „Reality Bites“, mit dem Christian Bauer seinen sehr bedenkenswerten Artikel über Gastfreundschaft beschließt?²³

Festzuhalten ist: Die Nähe zu den Menschen ist erstes Gebot. Sie darf weder als äußerliche Anpassung missverstanden werden noch erschöpft sie sich in einer kirchlichen Identitätsfindung im Rückzug. Es gibt viele Orte und Weisen der Evangelisierung: Sozial-diakonisch, spirituell, medial, liturgisch. Das Wunschziel ist und bleibt die Begegnung mit Christus, der sich in vielen Gesichtern zeigt.

Wenn das Matthäusevangelium mit folgendem Appell schließt: „Tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, geht es um den dreifaltigen Gott als Mitte unseres Glaubens, um das Beziehungsangebot mit ihm. Der sich anschließende Auftrag Jesu heißt: „Belehrt sie“. Dies darf dann aber nicht im Sinne einer Indoktrination oder eines ‚Von oben nach unten‘ missverstanden werden. Vielmehr möchte ich in Erinnerung rufen, was Paul VI. bereits vor Jahrzehnten feststellte: Die Menschen von heute hören eher auf Zeugen als auf Lehrer (vgl. EN 41). Mag auch innerhalb eines Restes des kirchlichen Milieus die Sehnsucht nach Belehrung im Sinne eines festen Standpunktes wieder wachsen, eine

große Mehrheit suchender Menschen ‚draußen‘ und ‚drinnen‘ wird sich eher durch Zeugen als durch Lehrer angesprochen und angezogen fühlen.

Die zwei Thesen als Fazit aus dem Gesagten sind:

1. Dass Evangelisierung nur da eine breite Kraft sein kann, wo sie das Wesentliche ihres Auftrags einholt. Sie kann so auch gegensätzliche Kräfte in der Kirche zusammenbringen.
2. Eine Herausforderung für die Evangelisierung in Europa ist das Miteinander, die Suche nach innerkirchlichen Räumen, in denen das gemeinsame und vielfältige Zeugnis der Begegnung mit Christus aufscheint.

Verheißung:

Und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis zum Ende der Welt

Die Verheißung Jesu ist, dass er seine Kirche auf dem Weg der Evangelisierung in jedem aktuellen Moment begleitet. Im Folgenden sollen Hinweise aufgezeigt werden, wie dies aussehen kann.

Authentisch Sprechen

„Eine der Formen“ der authentischen Rede, so nimmt Nassehi an, „ist sicher *Ästhetisierung*.“²⁴ Ästhetisierung darf jedoch keine leere Kategorie werden. Denn nicht die Gewandtheit oder Schönheit der Sprache sind entscheidend, sondern der Dialogpartner selbst in der Echtheit seiner Erfahrung. Mehr denn je ist das Verkörpern der Botschaft zentral. Sich selbst mitteilen – diese Qualität kommt im Kommunikationsmodell der Offenbarung zum Tragen: Gott schafft Heil in der Mitteilung sei-

ner selbst. „Der Zeuge wird zur Vermittlung bzw. Vergegenwärtigung der von ihm bezeugten Sache oder Botschaft, die in ihm ‚erscheint‘.“²⁵

Zwei Momentaufnahmen aus dem Alltag des Glaubens fangen ein Bild davon ein, wie dies aussehen kann:

- Ein Ordenspfarrer in München bringt im Abendgottesdienst den Todesfall einer 43-jährigen Mutter von drei kleinen Kindern mit ein. Er spricht vom Gebet der Vesperpsalmen, in denen Gottes Heil zugesprochen wurde, von seinem Glauben an diese Worte und von seiner eigenen Hilflosigkeit, dies in dieser Situation einzuholen und darüber hinaus auch noch zu vermitteln. Die Messfeier wird lebendiges Rufen zu Gott, und auch Trost, in dem sich eine Wirklichkeit erschließt, die größer ist als der Kummer und das Dunkel des Augenblicks.
- Eine katholische Kunstprofessorin berichtet davon, dass an ihrer Hochschule, wo der Atheismus Habitus sei, spirituell suchende Studierende zu ihr kommen. Sie mache nicht viele Worte, aber doch den Glauben zum Thema. Und dass sie in ihrem Büro bete, hätten mittlerweile alle Kollegen wahrgenommen und akzeptiert.

Eine Beobachtung im Rahmen meiner Habilitationssstudie zeigt mir, dass es unabdingbar ist, den Glauben Ausdruck zu geben: Von den jungen Ordensmitgliedern, die ich interviewt habe, vermissen einige ausdrücklich geistliche Tiefe und Weggemeinschaft in ihren Gemeinschaften: Andere berichten, wie vital solche Momente der Vergewisserung für sie sind. Die Bildung von Orten authentischen Sprechens und Glaubens-

lebens scheint schon hier anzusetzen und stellt eine hohe Priorität in der Ausbildung und im Gemeinschaftsleben dar.

Pallottinische Profilmarken für eine Evangelisierung im Europa von heute
Jede Gemeinschaft ist stark, wo sie sich auf das ihr Ureigenste besinnt. Denn da ist sie authentisch, da verkörpert sie, was sie sein soll. Da im Keim eines jeden Charismas sein besonderer Auftrag zu finden ist, habe ich einen entscheidenden Moment der Pallotti-Gründung herausgegriffen. Vor dem Hintergrund des vorher Gesagten soll in diesem letzten Punkt beispielhaft skizziert werden, welchen Beitrag die pallottinische Spiritualität für eine Evangelisierung in Europa leisten kann.

Vinzenz Pallotti hält in einem Schlüsselerslebnis seine Vision für sein Werk fest: Ein universales Apostolat zur Gewinnung der Ungläubigen für das Evangelium Christi und ein verborgenes Apostolat zur Stärkung der Katholiken.²⁶

Es ging ihm in dieser Hochzeit des Modernismus, in der ein „Tiefstand des katholischen kirchlichen Lebens“²⁷ beklagt wurde, um eine doppelte Aufgabe: Nach außen zu gehen und gleichzeitig die Vertiefung des Glaubens nach innen zu fördern.²⁸

Von diesem Urauftrag zu lesen, hat mich sehr bewegt. Denn darin findet sich der Ruf zu einer immer neuen Offenheit, zur Kreativität eines missionarischen Charismas, das heute, wo vieles an den Zustand der Kirche von damals erinnert, wieder zutiefst gebraucht wird. Pallotti verstand es in einem schwierigen Moment in der Kirchengeschichte als Auftrag „gemeinsame Initiativen (zu gründen), um Schicksalsfragen zu lö-

sen.“²⁹ Die pastorale Strategie der Vernetzung entspricht dem Kriterium der Universalität – auch das ist eine Stärke und ein Spezifikum des Pallottinischen Charismas.

Ekklesiologische Entwürfe, wie die Vinzenz Pallottis von der Vereinigung verschiedener Stände, wurden im Zuge des II. Vatikanischen Konzils bestärkt, auch wenn die Ausprägung solcher Strukturen momentan nur begrenzt gefördert wird.

Sich an die Verheißung Jesu zu halten, heißt, den Traum von kirchlichen Strukturen nicht aufzugeben, in denen verschiedene Zugehörigkeitsmodi ihren Platz haben, in denen die Beziehungen zwischen allen Ständen und Gruppen gepflegt und gestärkt werden.

Das Charisma der Sammlung aller Gruppen verschiedenster Ausrichtung ist kein einfaches, aber etwas, das zum Kairos der Evangelisierung von heute gehört.

In der Vorbereitung zum Weltjugendtag 2005 in Köln taten sich, gefördert von den Pallottinern und der Schönstatt Bewegung, verschiedenste Gruppen zum ersten Mal zusammen. Der Ertrag dieser Initiative ist nachhaltig. Die Zusammenarbeit mit diözesanen Gremien ist seither ein Stück selbstverständlicher geworden. Kräfte werden gebündelt.

Es ist eine besondere Gabe, dazu beizutragen, solche Verbindungen herzustellen, das Apostolische in allen Gruppen zu fördern, alle Glieder einzubeziehen in einem „bilateralen Geschehen“ (W. Weber).

Zum einen kreativ sein und nach außen gehen und zum anderen das Vernetzen und Sammeln der Charismen. In diesen beiden Profilmarken Ihres Charismas finden sich die beiden Pole der Passung

und Profilierung wieder. Sie scheinen mir gerade angesichts dessen, was die Kirche heute innerlich zu zerreißen droht, wirklich mehr als ein Zeichen der Zeit zu sein. Effizienz ist dabei kein Maßstab, wohl aber die Fruchtbarkeit.

„Ich bin bei Euch bis zum Ende“ – dieser Zuspruch eröffnet schließlich die neue Gelassenheit einer „erlöste Lebendigkeit.“³⁰

Heute Europa zu evangelisieren hat etwas von dem Tanz des Gehorsams, mit dem M. Delbr el uns anst ot, nicht zu vergessen, „dass es in Deinen [in Gottes] Armen getanzt wird, dass Dein Heiliger Wille von unvorstellbarer Phantasie ist.“³¹

Dazu bedarf es der n otigen Unruhe und Kreativität zu neuen Initiativen, sich ganz in die Welt hinein zu wagen und zugleich den Kern christlicher Identität zu stärken.

.....

1 Vgl. Ulrich Luz, Das Evangelium nach Matthäus (EKK 3), Zürich 1997, 429.

2 VAS 180, Nr. 2. Kongregation für die Glaubenslehre: Lehrm ige Note zu einigen Aspekten der Evangelisierung (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 180), Bonn 3. Dezember 2007.

In LG ist auch die grundlegende missionarische Ausrichtung der Kirche an sich festgehalten, vgl. Josef Freitag, Wandlungen im Kirchenverständnis. Zur tatsächlichen und möglichen missionarischen Rolle der Laien, in: ThG 54 (2011), 2-13.

3 Vgl. Lutz, 458.

4 Jaime Bonet, El preg n del Evangelizador, Medellin 1979 (unveröffentlichtes Manuskript).

5 Henri Nouwen, Du bist der geliebte Mensch. Religiös leben in einer säkularisierten Welt, Freiburg 2007, 122.

6 Ebd., 126.

7 Vgl. Martin Mayer, Oscar Romero, Freiburg 2001, 80.

8 Vgl. Maria Widl, Lebendige Gemeinden wachsen. Aus der Not der Kirchenentwicklung eine Tugend machen, in: ThG 54 (2011), 27-36.

9 Oscar Romero, <http://www.ors.uni-oldenburg.de/Raum%20der%20Stille.pdf> (11.10.2012), 33.

10 Olaf Müller/ Detlev Pollack, Wie religiös ist Europa? Kirchlichkeit, Religiosität und Spiritualität in West- und Osteuropa, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.), Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, 167.

11 Ebd.

12 Vgl. John L. Allen, Das neue Gesicht der Kirche. Die Zukunft des Katholizismus, M nchen 2010, 74. In Polen 36%, in Italien 27%.

13 Barbara Hans, <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,755497,00.html> (11.10.2012).

14 Armin Nassehi, Erstaunliche religiöse Kompetenz, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.), Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, 113-132, 112-123.

15 Ebd., 131.

16 Nassehi, 118. „Es gelingt den Gesprächspartnern, ihre Erzählung und Beschreibungen auf die eigene Lebenspraxis zu beziehen und damit durchaus im traditionellen sinntranszendenzbezogene Aussage über ‚Ganzheiten‘ zu machen, wobei diese Ganzheiten eher biografische als weltbezogene sind. Der Problemhorizont religiösen Erlebens ist die individuelle Lebensführung“ Nassehi, 131.

17 Ebd., 130.

18 Ebd., 129.

19 Ebd., 129.

20 Vgl. Allen, 67-112.

21 Vgl. ebd., 69.

22 Vgl. Matthias Sellmann, Eine „Pastoral der Passung“. Pragmatismus als Herausforderung

- rung einer gegenwartsfähigen Pastoral-
 theologie, in: Lebendige Seelsorge (2011/1),
 2-10.
- 23 Vgl. Christian Bauer, Lerne am Herd die
 Würde des Gastes. Für den missionarischen
 Ortswechsel einer Geh-hin-Kirche, in:
 Diakonia 41 (2010/5), 358.
- 24 Nassehi, 130-131.
- 25 Freitag, 3.
- 26 Vgl. Prop. 281, zitiert aus: Heinrich
 Schulte, Gestalt und Geschichte des
 „Katholischen Apostolats“ Vinzenz
 Pallottis, Bd. 1, Limburg 1971, 23-24.
- 27 Schulte, 16.
- 28 Es genügt nicht, sich auf eine Strategie zu
 beschränken. „Üblicherweise ist eine
 kirchliche Strategie, den Glauben zu
 stärken. Das scheint nicht die Methode der
 Wahl zu sein, sondern eher, wie sich
 Kirchen darauf einstellen können, an die
 neue Weise einer kulturalisierten Form des
 Glaubens und an jene Inkonsistenz
 anzuschließen, die für sie eigentlich
 unerträglich sein müsste.“ Nassehi, 130-131.
- 29 Schulte, 14.
- 30 Widl, 34.
- 31 Madeleine Delbrél, Der Ball des Gehor-
 sams, in: Wir sind Nachbarn der Kommu-
 nisten, übertragen von Hans Urs von
 Balthasar, Einsiedeln 1975, 67-69, 68.

„Evangelisieren ist für Christen
 eine Pflicht und ein Recht.
 Sie macht derartig Freude,
 weil sie doch den Einsatz
 meines ganzen Lebens erfordert;
 es geht um eine Aufgabe,
 die ich unmöglich
 je wieder aufgeben kann.“

P. Jaime Bonet

Franz Meures SJ

P. Franz Meures SJ ist Leiter der DOK-Bildung „RUACH“. Neben Leitungsämbtern in der Norddeutschen Jesuitenprovinz (u. a. Novizenmeister und Provizial) und als Rektor des Collegium Germanicum in Rom war er in der verbandlichen Jugendpastoral, in Exerzitienarbeit, Ordensausbildung und Priesterbildung, in psychologischer Beratung und Therapie sowie als Supervisor und Coach tätig.



Franz Meures SJ

„Ein anderer wird dich gürteln und führen“ (Joh 21, 18)

Gibt es bleibende Grundsätze für eine Erneuerung des Ordenslebens?

Das 50. Konzilsjubiläum wurde im Oktober 2012 eröffnet, bis zum 50. Jahrestag der Verabschiedung des Dekretes „Perfectae Caritatis“ im Oktober 2015 bleiben noch zweieinhalb Jahre. Im letzten Heft der OK gab es dazu schon mehrere wichtige Beiträge. Der Arbeitskreis Ordenstheologie der DOK arbeitet im Blick auf das Jubiläum 2015 an der Frage, was denn die zeitgemäße Erneuerung in unserer Zeit bedeuten könnte. Auf dem Ordensstudententag der Diözese Münster am 10. November 2012 war ich gebeten worden, einige Überlegungen über die Konzilsdekrete und die zeitgemäße Erneuerung vorzutragen.¹ Ein grober Überblick über die vielen Veränderungen, die durch das Konzil in den

Orden angestoßen wurden, führte zu der Frage: „Sind wir wirklich weiter gekommen? Haben uns die Experimente und die Veränderungen, die veränderte Lebensweise und die veränderte Sprache wirklich mehr zu dem geführt, worauf es im Ordensleben ankommt? Hat uns die faktisch vollzogene ‚zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens‘ tatsächlich dazu gebracht, den Kern unserer Berufung besser und klarer zu leben?“²

Was ist der Kern einer Ordensberufung? Die Dekrete des Konzils³ haben dazu klare Leitlinien formuliert und auch die Grundsätze vorgegeben, nach denen die zeitgemäße Erneuerung durchgeführt werden soll.⁴ Der Arbeitskreis Theologie

des Ordenslebens der DOK widmet sich seit 15 Jahren der vertieften Reflexion dieser Fragen.⁵ Dabei wurde in je neuen Anläufen nach dem Wesentlichen des Ordenslebens gefragt, nach dem Kern einer solchen Berufung. So referiert etwa Stefan Kiechle in seinem Beitrag⁶ von 2007 die Überlegungen des Arbeitskreises, dass drei Grundelemente das Ordensleben bestimmen: consecratio (Weihe) – communio (Gemeinschaft) – missio (Sendung).

Ich bin nun seit 43 Jahren Mitglied eines apostolischen Ordens. In den verschiedenen Aufgaben und Ämtern, die mir übertragen wurden, sind einige Einsichten gereift, die ich in die Diskussion über das Konzilsjubiläum einbringen möchte. Für mich sind es drei „Prüfsteine“, die uns helfen könnten bei der Erkundung, ob wir mit der Erneuerung des Ordenslebens wirklich weiter gekommen sind. Ich möchte die drei Punkte nur kurz anreißen:

Erster Prüfstein: „Soli deo vacare“

Die lateinische Formel „soli deo vacare“ war ein Leitwort der Mönche in der frühen Kirchengeschichte. Übersetzt könnte es heißen „für Gott leer werden“ oder „Freisein für Gott“⁷. Der Begriff „vacare“ (vgl. das deutsche Wort Vakuum), bedeutet, einen Leerraum zuzulassen, um offener und freier für Gott zu werden, für seine Gegenwart und sein Wirken. Diesem geistlichen Anliegen ist auch das Wort „fuga mundi“ (Weltflucht) verwandt, das in der Form von „Entweltlichung“ seit der Freiburger Rede von Papst Benedikt XVI im Jahr 2011 für heftige Diskussionen gesorgt hat.

Seit dem Konzil haben sich die Orden auf vielerlei Weise um eine Offenheit für die Welt, um selbstloses Engagement für diese Welt, um eine wirkliche Gastfreundschaft in ihren Häusern bemüht. Und doch, ein Prüfstein unserer radikalen Gottsuche wird bleiben, Leerräume in unseren Lebensordnungen zu sichern, Distanzen zu den alltäglichen Anforderungen zu ermöglichen und in unserer Seele eine Leere zu kultivieren und auszuhalten, die eine sensible Hörbereitschaft für Gott ermöglicht.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wer in die engere Nachfolge Christi gerufen ist, hat sich von vielem zu lösen. Dem Aufruf Jesu zum radikalen Verzicht auf Besitz begegnet Petrus mit der Frage: „Du weißt, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was werden wir dafür bekommen?“ (Mt 19,27) Diese Frage zeigt, wie schwer es ist, die entstandene Leere auszuhalten. In unserer Wohlstandsgesellschaft, in unserer Medien- und Kommunikationskultur ist es sehr schwer geworden, die Leerräume leer zu halten und unsere Sinne und unsere Seele nicht täglich mit tausend Dingen voll zu stopfen. Sehr leicht können wir jenen inneren Freiraum wieder verlieren, jene Achtsamkeit und Wachheit, das Warten, das geduldige Warten auf Gott.

Ich verdeutliche es noch einmal am Gelübde der ehelosen Keuschheit⁸: Die Entscheidung, enthaltsam und nicht in einer Partnerschaft zu leben, sondern mich mit den Kräften der Liebe, die in mir sind, vor allem auf Gott zu richten und in dieser Kraft auch den Menschen zu dienen, öffnet zunächst einmal einen großen Leerraum. Es wäre ein Irrtum zu meinen, wer diesen Weg wählt, wird darin schnell eine große Erfüllung finden. Es wird Momente und Zeiten geben, wo ich sehr erfüllt bin, aber aufs Ganze gesehen – nach unserer menschlichen Erfahrung – bleibt sehr viel Leere, Ungeborgenheit, Einsamkeit und Ungeduld. Es passiert nichts. Das Vakuum bleibt. Leicht lässt es sich mit anderem füllen, aber dann geht auch die Grundspannung der Gottsuche verloren. Das Gelübde der Keuschheit kann für jemanden, der im Ordensleben schon reifer geworden ist, zu einer Lebenshaltung werden, welche die apostolische Verfügbarkeit ermöglicht. Damit ist nicht gemeint, leichter versetzbar zu sein, weil man keine Familie hat. Eher geht es darum, sich bereit zu halten, immer wieder Abschied zu nehmen, immer wieder in eine neue Leere einzutreten. Die „peregrinatio pro Christo“ (apostolische Wanderschaft) wurde zu einem zentralen Begriff des abendländischen Mönchtums.

Ich habe Mitbrüder erlebt, die waren eigentlich nicht zu versetzen. Sie baten dringend darum, sie an jenem Ort zu lassen, wo sie schon seit 20 oder 30 Jahren waren. Sie hatten sich dort ganz eingewurzelt, beheimatet, sozusagen für ihren Gefühlshaushalt ein Zuhause gefunden, was ja auch – menschlich gesehen – verständlich ist. Beim Gelübde der Keuschheit geht es nicht nur um

Intimität, Sexualität, Familie und Kinder, sondern es geht ganz wesentlich um die Frage der affektiven Beheimatung. Ehelose Keuschheit bedeutet, bei allen Möglichkeiten zur affektiven Beheimatung eher die Leere zu wählen, um im immerwährenden Gebet zu bleiben. Zugleich geht es im Umgang mit den Menschen um eine ehrliche emotionale Zuwendung. Dies ist ein gewaltiger Punkt. Doch echte Gottesliebe ermöglicht die Nächstenliebe. Der Grundsatz bleibt: „Meine Seele wartet auf den Herrn, mehr als die Wächter auf den Morgen.“ (Ps 130)

Nicht nur beim Ordenseintritt, wenn jemand sich von der Familie und materiellen Gütern trennt, ist der Schritt, alles zu verlassen, angesagt. Nein, dies ist eine bleibende Herausforderung für das ganze Ordensleben. Wenn wir jetzt in vielen Orden die gewaltigen apostolischen Werke, die wir 100 oder 150 Jahre lang aufgebaut haben, wieder aus der Hand geben müssen, dann bereiten wir uns erneut für jenes „soli deo vacare“. Und so stehen wir wieder ratlos vor dem Herrn: „Herr du weißt, wir sind gerade dabei, wieder alles zu verlassen, und dir weiter nachzufolgen. Was kommt denn dabei heraus?“

Das Prinzip der „Leere“ gilt auch für den apostolischen Dienst. Als Jesus die Jünger aussandte, gebot er ihnen, „außer einem Wanderstab nichts auf den Weg mitzunehmen, kein Brot, keine Vorratstasche, kein Geld ...“ (Mk 6,8). Jesus sendet die Jünger in ein Apostolat der leeren Hände. Man mag dies für absurd halten. Wenn wir z.B. den Kranken dienen wollen, müssen wir heutzutage doch große Krankenhäuser bauen. Dennoch gilt „das Apostolat der leeren Hände“. Auch wenn wir große Einrich-

tungen bauen und führen, gilt weiterhin das Prinzip, dass wir das Entscheidende gar nicht selbst tun können; sondern wir vertrauen darauf, dass Gott das Entscheidende selber tut (vgl. Ps 127,1). Eine alte lateinische Spruchweisheit sagt: „Medicus curat deus sanat“. Der Arzt kuriert, d.h. er bemüht sich um die Gesundheit des Patienten. Gott aber schenkt wirkliche Heilung. In jedem pastoralen, diakonalen oder erzieherischen Dienst gilt diese Grundregel: Wir haben uns nach Kräften anzustrengen, damit etwas vorangeht, das Ergebnis jedoch erwarten wir von Gott in der Haltung der leeren und offenen Hände – und in Dankbarkeit. Das „soli deo vacare“ ermöglicht jene Grundhaltung, alles aus Gottes Händen zu empfangen.

„Soli deo vacare“ – es gilt, den Leerraum offen zu halten. Dies wird sehr existentiell und radikal, wenn es ans Sterben geht, auch an das Sterben von Ordensgemeinschaften. Wir können dann nur in aller Ungesicherheit auf Gott zugehen, sofern wir den Leerraum für ihn offen gehalten haben.

Im Film über die Mönche von Tibhirine „Von Menschen und Göttern“⁹ muss der Trappistenkonvent angesichts einer massiven Bedrohung die Entscheidung treffen, das Kloster zu verlassen oder zu bleiben. Der Prior spricht mit einem Bruder, der dagegen ist zu bleiben, und sagt: „Hör mal, du hast doch schon beim Eintritt ins Kloster dein ganzes Leben Gott gegeben. Jetzt wo wir hier in Todesgefahr sind, wird das konkret, doch eigentlich ist es nichts Neues für dich.“ Der andere sagt: „Ich weiß gar nicht, ob das noch gilt, was ich am Anfang versprochen habe. Ich bete immer zu Gott, aber schon lange höre ich nichts“. Dieser

Mönch steht im „Leerraum“, in der dunklen Nacht, im Nichtwissen, ob es den Geliebten, das Gegenüber noch gibt. Nachfolge Christi und Ordensleben ereignen sich in einem solchen Raum.

Zweiter Prüfstein: den geistlichen Kampf aufnehmen

Die Wüstenväter der ersten christlichen Jahrhunderte gingen in Ägypten in die Einöde, um den Kampf mit den Dämonen aufzunehmen. Damit greifen sie auf, was Jesus vor seinem öffentlichen Wirken in den 40 Tagen in der Wüste getan hat. Zudem war sein prophetisches Auftreten von Anfang an durch viele Dämonenaustreibungen markiert.

Wer Gott sucht, trifft sehr schnell auf Mächte und Kräfte, die ihn daran hindern wollen. Und es beginnt der geistliche Kampf. Wer in aller Stille Exerzitien machen möchte, erlebt oft, dass er durch tausend Ablenkungen gestört wird. Wer selbstlos dienen will, merkt bald, wie sehr es ihm dabei auch um sich selber geht. Auf diese Weise durchleben wir, was in den „Versuchungen des hl. Antonius“ in der Wüste in zahllosen Bildern dargestellt ist: Immer wieder melden sich innere und äußere Kräfte, die uns von der Hingabe an Gott wegreißen möchten. Ordensleben heißt, sich ausdrücklich diesen Kräften zu stellen und mit ihnen zu kämpfen.

In unserer Kultur treffen wir zunehmend auf ein Bild vom Menschen, das anders aussieht. Es geht von der Grundannahme aus, dass der Mensch im Kern gut sei. Böse Einflüsse kommen von außen. Dem entsprechend besteht die geistliche Lebenskunst darin, ganz zu sich selber zu kommen und die guten

Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Und so hofft man zum Leben in Fülle zu finden. Dieses Bild vom Menschen ist der biblischen Auffassung von der guten Schöpfung sehr nahe, vergisst aber den Sündenfall. Auch wenn wir gut geschaffen und durch die Taufe in Christus zu einer neuen Schöpfung geworden sind, bleibt doch in jedem die Neigung zum Bösen, bleibt die Versuchung, sich Gott zu widersetzen¹⁰, die ja selbst Jesus in dramatischer Weise erlebt hat. Ein Morgenhymnus aus der Abtei Kellenried spricht klar von diesen dunklen Mächten, die aus unserem Herzen kommen:

*„So will auch Christus
alle dunklen Mächte
aus unserem Herzen,
unseren Sinnen bannen.
Vor seinem Lichte flieht
die Macht des Bösen
und weicht der Liebe.“*

Wenn wir ehrlich in uns hineinschauen, treffen wir auf Kräfte, die uns völlig in die Irre führen können und die uns – manchmal lebenslang – einen schweren Kampf abverlangen. Einer meiner Mitbrüder war über Jahrzehnte Seelsorger in einem großen Gefängnis. Manchmal sagte er: „Ich frage mich immer wieder, warum sitze ich eigentlich nicht dort im Gefängnis? Wenn ich von den Gefangenen höre, wie sie gelebt haben und warum sie straffällig geworden sind, dann habe ich den Eindruck, das hätte mir genauso gut passieren können. Ich bin überzeugt, dass ich keinen Deut besser bin als jene, die dort im Knast hocken“. Es scheint, er wusste sehr genau um

seine Versuchlichkeit und Gefährdung. Zugleich hat der geistliche Kampf auch eine gesellschaftliche und politische Dimension. Wer sich auf die Seite Christi stellt, wird sich der sündhaften Mächte und Strukturen in dieser Welt bewusst und tritt – fast automatisch – dazu in Widerspruch. Daraus erwachsen manchmal prophetische Gestalten, zugleich auch viele Märtyrer. Jesu Tod ist unser klarster Haltepunkt für diesen verlorenen und zugleich siegreichen geistlichen Kampf.

Das zweite Vatikanum machte folgende Aussage über den Ordenschristen: Der Christgläubige *„ist zwar durch die Taufe der Sünde gestorben und Gott geweiht. Um aber reichere Frucht aus der Taufgnade empfangen zu können, will er durch die Verpflichtung auf die evangelischen Räte in der Kirche von den Hindernissen, die ihn von der Glut der Liebe und der Vollkommenheit der Gottesverehrung zurückhalten könnten, frei werden und wird dem göttlichen Dienst in-niger geweiht.“*¹¹

Was ist mit dieser „reicheren Frucht aus der Taufgnade“ gemeint? Die Taufe ist ein Scheidungsprozess, ist ein frei werden von Hindernissen. Im Bewusstsein all seiner Versuchungen und Gefährdungen erklärt der Taufbewerber öffentlich, dass er sich auf die eine Seite geschlagen hat, auf die Seite Christi. Im Exsultet der Osternacht, der eigentlichen Taufnacht der Kirche, singt der Priester bei der Lichtfeier: *„Dies ist die Nacht, die auf der ganzen Erde alle, die an Christus glauben, scheidet von den Lastern der Welt, dem Elend der Sünde entreißt, ins Reich der Gnade heimführt und einführt in die heilige Kirche.“* In der Taufe selbst wird der Taufbewerber dann dreimal gefragt „Widersagst du

...?“ und dreimal „Glaubst du an ...?“. Hier wird der geistliche Kampf zum öffentlichen Taufbekenntnis. Diese kritische Achtsamkeit gegenüber den Verführungen der Welt, ist bleibendes Charakteristikum des Ordenslebens, ebenso das Vertrauen auf Christus, mit dessen Hilfe der geistliche Kampf siegreich verlaufen kann.

Ein wichtiges Erbe aus dem geistlichen Kampf der Wüstenväter ist die Lehre von der Unterscheidung der Geister. In der Wahrnehmung und Unterscheidung aller inneren Regungen, d.h. aller Kräfte, die in der Seele auftauchen, vollzieht sich im alltäglichen Bemühen jenes Ringens, auf der Seite Christi zu bleiben. Mit dem Beistand des hl. Geistes können wir Anfechtungen und verdeckte Versuchungen unter dem Schein des Guten entlarven und so zu guten Entscheidungen finden.¹²

Dritter Prüfstein: Sendung und Schicksal Jesu teilen

Ordensleben heißt: mit Jesus gehen. Es bedeutet, den Weg der von Jesus berufenen Jünger zu teilen. Jesus war – wie viele prophetische Gestalten seiner Zeit – ein Rabbi, der Schüler um sich sammelte, sie in seinem geistlichen Weg unterwies und sie aussandte zur Verkündigung seiner Lehre. Sie verkündeten das Reich Gottes, heilten die Kranken und trieben die Dämonen aus – dazu hatte er ihnen die Vollmacht gegeben. Doch diese Gemeinsamkeit in der Sendung, im Apostolat, wird bald mehr. Sie wird zu einer Schicksalsgemeinschaft. *„Ein Jünger steht nicht über seinem Meister und ein Sklave nicht über seinem Herrn. Der Jünger muss sich damit*

begnügen, dass es ihm geht wie seinem Meister, und der Sklave, dass es ihm geht wie seinem Herrn“ (Mt 10,24-25a). Als Jesus zum ersten Mal sein bevorstehendes Scheitern, sein Leiden und seinen Tod voraussagte, *„da nahm ihn Petrus beiseite und machte ihm Vorwürfe. Jesus wandte sich um, sah seine Jünger an und wies Petrus mit den Worten zu recht: Weg mit dir, Satan, geh mir aus den Augen! Denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen. Er rief die Volksmenge und seine Jünger zu sich und sagte: Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten.“* (Mk 8,32-35)

Hier geht es um radikale Nachfolge, um die Bereitschaft, den Weg Jesu in die Ablehnung, Anfeindung, Verleumdung, Verfolgung, in Folter und Tod zu teilen. Es geht nicht um ein kämpferisches Durchhalteprinzip, um einen Treueschwur auf Leben und Tod, sondern um die einfache Bereitschaft, in allem, was kommen mag, an seiner Seite zu bleiben. Wie oft machen wir unsere eigenen Pläne, wollen die Zeichen der Zeit erkennen und kraftvoll darauf reagieren. Wir glauben zu verstehen, was wir tun sollen. Doch dann kommt alles anders. Mit Jesus zu gehen und sich von ihm führen zu lassen, ist ein Weg voller Überraschungen und Enttäuschungen, mit Erfolgen und Niederlagen, ein Aufbruch ins Unbekannte. Es gilt einzig, an seiner Seite zu bleiben, seine Sendung und sein Schicksal zu teilen.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Mann um die 70. Sein Leben lang

war er in seiner Pfarrei sehr aktiv gewesen – in vielen Initiativen und ehrenamtlichen Diensten. Er klagte sehr, dass er nun durch die Zusammenlegung der Pfarreien aufs Abstellgleis geraten sei. Er sagte: „Die brauchen mich nicht mehr, die wollen mich auch nicht mehr, und meine Meinung wollen sie schon gar nicht hören.“ Er war gekränkt, verletzt, ganz frustriert. „Wir müssen doch auf die Zeichen der Zeit reagieren! Das tun die überhaupt nicht!“ Er war ganz aufgebracht und ließ sich nicht beruhigen. Ich habe dann ganz vorsichtig zu ihm gesagt: „Durch Ihr großes Engagement über so viele Jahre haben Sie der Kirche nicht nur einen wichtigen Dienst erwiesen, sondern Sie sind auch in gewissem Sinne ein Jünger Jesu geworden. Sie gehören doch jetzt, nachdem Sie so viel eingesetzt haben, zu seinen Gefährten. Immer wieder hat Jesus seinen Jüngern gesagt, dass sie sein Schicksal teilen werden. Es könnte sein, dass das, was jetzt geschieht, ein Zeichen ist, dass Sie wirklich zum Jünger Jesu geworden sind. Denn Sie dürfen sein Schicksal teilen. Aufs Abstellgleis zu geraten könnte eine Gnade sein, mit der Sie mehr auf die Seite Jesu treten.“ Er war ganz verwirrt. Das war ihm ganz neu. Und doch schien mir, er hat etwas verstanden.

Unser Ordensgründer Ignatius von Loyola fasst diese Haltung des Schicksals mit Jesus in folgender Weise zusammen: *„Wie die Weltleute, die der Welt folgen, mit solchem Eifer Ehren, Ruf und Ansehen eines großen Namens auf Erden lieben und suchen, wie die Welt es sie lehrt, so lieben und verlangen diejenigen, die im Geist gehen und ernstlich Christus unserem Herrn nachfolgen, inständig das ganze Gegenteil,*

nämlich sich aus der ihm geschuldeten Liebe und Ehrfurcht mit derselben Kleidung und Diensttracht ihres Herrn zu kleiden, so dass sie sogar, wo es für seine göttliche Majestät nicht eine Beleidigung wäre und auch dem Nächsten nicht zur Sünde angerechnet würde, danach verlangen, Schmähungen, falsche Zeugnisse und Beschimpfungen zu erdulden und für Toren gehalten und angesehen zu werden – ohne selbst irgendeinen Anlass dazu zu geben –, weil sie danach verlangen, einigermaßen unserem Schöpfer und Herrn Jesus Christus ähnlich zu sein und ihn nachzuahmen, indem sie sich mit seiner Kleidung und Diensttracht kleiden. Denn er selbst hat sich damit zu unserem größeren geistlichen Fortschritt gekleidet und uns ein Beispiel gegeben, dass wir in allen uns möglichen Dingen mittels seiner göttlichen Gnade willens seien, ihn nachzuahmen und ihm zu folgen, da er ja der Weg ist, der die Menschen zum Leben führt.“¹³

Da Ignatius die menschliche Natur kennt und weiß, dass es vielen schier unmöglich ist, ein Verlangen nach dieser Weise der Nachfolge zu haben, empfiehlt er, zumindest um das Verlangen zu beten.¹⁴

.....

1 Der Vortrag wurde vom Bischöflichen Generalvikariat Münster als Broschüre veröffentlicht: Franz Meures, „Du weißt, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“ (Mt 19,27). Das Ordensleben als eine Lebensform, „um reichere Frucht aus der Taufgnade empfangen zu können.“ (LG 44). 21 Seiten. – Die Schriftleitung der OK hat mich gebeten, meine Überlegungen im dritten Teil des Vortrags in überarbeiteter Form einer breiteren Öffentlichkeit der Orden zur Verfügung zu stellen.

- 2 Ebd., 7.
- 3 Vor allem „Lumen Gentium“ (GL), 6. Kapitel „Die Ordensleute“, Nr. 43-47, und „Perfectae Caritatis (PC), welches „das Streben nach vollkommener Liebe auf dem Weg der evangelischen Räte“ zur Basis der Ordenslebens erklärt (Nr. 1).
- 4 Ebd., Nr. 2.
- 5 Es haben in diesen 15 Jahren vier Symposien zur Theologie des Ordenslebens stattgefunden, deren Vorträge jeweils anschließend als Buch veröffentlicht wurden: Klemens Schaupp/ Claudia E. Kunz (Hrsg), *Erneuerung oder Neugründung? Wie Orden und kirchliche Gemeinschaften lebendig bleiben können*, Mainz 2002. – Mirjam Schambeck/ Walter Schaupp (Hrsg.), *Lebensentscheidung – Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer?*, Würzburg 2004. – Margareta Gruber OSF/ Stefan Kiechle SJ (Hrsg.), *Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken*, Würzburg 2007. – Margit Eckholt/ Paul Rheinbay (Hrsg.), *... weil Gott sich an die Menschen verschenkt. Ordenstheologie im Spannungsfeld zwischen Gottesrede und Diakonie*, Würzburg 2012.
- 6 Stefan Kiechle, *Consecratio – Communio – Missio. Die drei Grundelemente des Ordenslebens*. in: M. Gruber, Stefan Kiechle, a.a.O., 51-71.
- 7 Friedrich Wulf, *Gott allein. Zu Deutung eines christlichen Grundwortes. Geist und Leben* 44 (1971), 161- 169.
- 8 Franz Meures, „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“ *Theologisch-geistliche Erwägungen zum Gelübde der Keuschheit*, in: *Ordenskorrespondenz* 53 (2012), Heft 1, 14-26.
- 9 Xavier Beauvois, *Von Menschen und Göttern*, 2010.
- 10 Vgl. Das Dekret über die Erbsünde, Konzil von Trient, DS 1414.
- 11 *Lumen Gentium*, Nr. 44.
- 12 Franz Meures, *Was heißt Unterscheidung der Geister?*, in: *Ordenskorrespondenz* 31 (1990), Heft 3, 272-291.
- 13 Ignatius von Loyola, *Satzungen der Gesellschaft Jesu*. Nr. 101.
- 14 Ebd. Nr. 102; vgl. auch Ignatius von Loyola, *Geistliche Übungen*. Nr. 147, 167.

Dokumentation

Christian Klenk

Dr. Christian Klenk, geboren 1977 in Stuttgart, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Nach dem Abitur war er Volontär und Redakteur bei der Cannstatter/Eßlinger Zeitung, ehe er in Eichstätt Journalistik, Politikwissenschaft und Wirtschaftsgeografie studierte und im Fach Kommunikationswissenschaft mit einer Studie zu „Zustand und Zukunft Katholischer Medien“ promovierte.



Christian Klenk

Der Markt der Ordens- und Missionspresse Ergebnisse einer Vollerhebung in Deutschland

Einführung

Konfessionelle Medien stehen vor gewaltigen Herausforderungen. Sie müssen einerseits auf den Medienwandel reagieren, der insbesondere Printmedien zum Handeln zwingt, weil das Internet das Rezeptionsverhalten zunehmend dominiert. Andererseits sind die konfessionellen Medien von massiven Veränderungen der kirchlichen Mitgliederstruktur, der religiösen Glaubenspraxis und der kirchlichen Bindung betroffen. Vor dem Hintergrund sinkender Auflagen wird in letzter Zeit verstärkt über den Zustand und die Zukunft ka-

tholischer Medien gesprochen. Dabei steht meistens die Bistumspresse im Mittelpunkt, während die Bedeutung der Publikationen von Ordensgemeinschaften unterschätzt oder ihre Existenz gar übersehen wird. Weder in der Wissenschaft noch in der innerkirchlichen Debatte um katholische Medienangebote wird die Mediengattung Ordenspresse angemessen gewürdigt. Theologische Lexika behandeln den Begriff gar nicht oder nur in einem Nebensatz. Eine umfassende, geschweige denn aktuelle Darstellung der Gesamtsituation der Ordenspresse in Deutschland vermisst man.

Diese Wissenslücke schließt eine Umfrage unter den Chefredakteuren und Schriftleitern aller in Deutschland erscheinenden Zeitschriften, die von Ordensgemeinschaften herausgegeben werden. In Kooperation mit der 2008 gegründeten Arbeitsgemeinschaft der verantwortlichen Redakteure der Ordens- und Missionspresse (AGOMP) hat der Verfasser zwischen Juni und August 2012 die Redaktionen von 69 Ordenszeitschriften mittels eines Fragebogens¹ zu Struktur, Verbreitung, Herstellung und Inhalten der Publikationen befragt. Die Erhebung fand im Kontext einer umfassenden Studie zur Situation katholischer Medien in Deutschland statt.² Dort wird auch die Situation der Ordenspresse noch ausführlicher dargestellt, als es an dieser Stelle möglich ist. Die Untersuchung knüpft an eine Arbeit von Johannes Pernsteiner an, der die Ordenspresse in Österreich untersucht hat.³ Pernsteiner identifizierte 113 Ordenszeitschriften (einschließlich Jahreskalender sowie Medien, die ausschließlich der internen Kommunikation dienen), von denen er 74 mittels eines Fragebogens näher untersuchte. Darunter sind ein Dutzend Titel, die in Deutschland erscheinen, aber auch in Österreich verbreitet werden. Dies zeigt, dass es bei den Ordensmedien im deutschsprachigen Raum Überschneidungen gibt, was auch daran liegt, dass einige Provinzen länderübergreifend gegliedert sind.

Rahmenbedingungen

Fast alle Ordensgemeinschaften in Deutschland haben Nachwuchsprobleme, was sich etwa an der Zahl der Ordenspriester zeigt, die zwischen 2003

und 2011 von 3500 auf knapp 3100 sank.⁴ Zwischen 1991 und 2011 schrumpfte die Zahl der Ordensfrauen sogar um mehr als die Hälfte. In manchen Gemeinschaften „sind 85 % der Schwestern bereits im Pensionsalter. Das heißt, dass auf eine Schwester bis 65 Jahre 5,25 Schwestern über 65 Jahre kommen.“⁵ Die Folgen der Erosion sind verbreitet zu beobachten: Ordensniederlassungen und Provinzen fusionieren oder werden ins Ausland verlegt, weil es in den Missionsländern mehr Nachwuchs gibt. Hierzulande werden Standorte geschlossen oder in neuer Form etwa als Hotels oder Bildungshäuser genutzt. Schon vor knapp einem Jahrzehnt lautete eine düstere Prognose: „Derzeit keine Wende abzusehen ist, wird man sagen müssen, dass ‚die Orden‘ in der bisher gekannten Form in absehbarer Zeit in Mitteleuropa verschwinden werden. Nur kleine, vermutlich in der Öffentlichkeit wenig wahrnehmbare Zellen werden weiter bestehen. Von den großen Klöstern werden schon jetzt einige – und in naher Zukunft sehr viele – geschlossen, was jedes Mal einen schmerzhaften Einschnitt bedeutet.“⁶ Doch auch dort, wo es nicht so weit kommt, haben die strukturellen Veränderungen Auswirkungen auf das Ordensleben und die publizistische Arbeit. Pernsteiner recherchierte für Österreich, dass dort sechs Zeitschriften zwischen 1998 und 2007 eingestellt wurden. „Mehrere weitere Zeitschriften wurden aufgrund der Zusammenlegung von Ordensprovinzen fusioniert oder gingen in ein Nachfolgemedium über, das die Adressdaten der Abonnenten übernahm“⁷. Die Gründe für das Einstellen einer Publikation seien „Altersschwäche des Schriftleiters, [...] Nichterreichen der

Mindestauflagen für einen bestimmten Versandtarif oder [...] Absinken der Verkaufseingänge unter die Grenzen der Finanzierbarkeit“⁸. Gebe ein Orden seine publizistische Tätigkeit auf, so sei dies auch ein „Schritt gesellschaftlichen Rückzugs“⁹. In Deutschland wurden in den vergangenen Jahren ebenfalls Zeitschriften eingestellt, beispielsweise Ende 2010 der „Sendbote“, eine traditionsreiche Publikation der Missionare von der Heiligen Familie, die 1904 gegründet worden war. Strukturelle Gründe waren ausschlaggebend für das Aus. So schrieb die Münsteraner Bistumszeitung „Kirche und Leben“: „In Deutschland war es in jüngster Zeit schwer geworden zu werben, weil die deutsche Provinz zur Zeit keinen Nachwuchs hat und die Altersstruktur nach oben wächst“¹⁰.

Definition des Begriffs Ordenspresse

Eine Definition für die Ordenspresse hat Pernsteiner im Rahmen seiner Studie entwickelt: „Treten katholische Ordensgemeinschaften als Träger, Herausgeber oder Teilhaber von periodischen Druckmedien auf und vermitteln in diesen Inhalte, die mit ihrer jeweiligen Spiritualität verbunden sind, so werden diese Medien als ‚Ordenszeitschriften‘ bzw. in ihrer Gesamtheit als ‚Ordenspresse‘ bezeichnet“¹¹. Den Orden dienen die Zeitschriften als Instrument der Selbstdarstellung, der Seelsorge und der Unterstützung ihrer jeweiligen Arbeitsschwerpunkte. „Demnach orientieren sich auch die Inhalte am jeweiligen Kommunikationsinteresse“¹². Auf die Inhalte bezieht sich auch eine Beschreibung der Ordensobernkonzferenz, die zugleich eine Strukturierung vornimmt:

„Die Publikationen widmen sich in erster Linie Themen der Theologie, der Spiritualität und der weltweiten Mission. Daneben gibt es verschiedene Ordensmagazine und Zeitschriften für die Freunde der Orden. Sie greifen Themen aus Kirche und Gesellschaft auf und wenden sich an Erwachsene und Jugendliche, an Familien und Kinder“¹³. In frühen zeitungswissenschaftlichen Abhandlungen taucht das Wort Ordenspresse nicht auf, mitunter wird allerdings der Begriff Missionspresse verwendet. Löffler schreibt in seiner „Geschichte der katholischen Presse Deutschlands“, die Missionszeitschriften bildeten „einen nicht unbedeutenden Bruchteil der katholischen Presse“¹⁴. „Ihre Zielsetzung ist in manchem unterschiedlich. Sie sind bald höher, bald weniger hoch eingestellt. Sie wenden sich bald an weitere Kreise, bald an den engeren Freundeskreis der jeweiligen Genossenschaft. Was ihre Gesamtleistung betrifft, wird man sagen müssen, daß sie großen Bevölkerungsmassen eine nicht unansehnliche Auslandsstunde übermitteln“¹⁵.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Entstehung der Missionspresse spiegelt den gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs missionarischen Handelns wider. Ordensleute betrieben schon früh Entwicklungshilfe. Erste ethnologische Forschungen fußten auf ihren völker-

kundlichen Beobachtungen. Die Ordens-Fachzeitschrift „Anthropos“ zeugt bis heute von dieser Verbindung. Als die Missionspresse aufkam, war die Welt noch nicht globalisiert. Die Zeitschriften waren „ein Renner, revolutionärer als die Erfindung des Satellitenempfangs“¹⁶. Die Missionarsbriefe aus unbekanntem Kulturen bescherten den Ordenszeitschriften um 1900 Auflagenzahlen, die später nie wieder erreicht wurden. Im Zeitalter der Fernreisen und des Fernsehens hat die Missionspresse in dieser Hinsicht viel von ihrem Alleinstellungsmerkmal eingebüßt – allerdings nur auf den ersten Blick. Denn die Orden sind in Ländern und Regionen der Erde tätig, die nicht zu den klassischen Touristenzielen gehören und von den Massenmedien selten oder nur im Falle von Konflikten thematisiert werden. Die Alltagsprobleme in Entwicklungs- und Schwellenländern besitzen nur dann einen Nachrichtenwert, wenn sie Auswirkungen auf die westliche Welt haben. Gewandelt hat sich die Wahrnehmung der Missionsarbeit der Orden. Entwicklungshelfer, die ohne religiöses Motiv tätig sind, traten hinzu, statt der Kirche nehmen sich Staaten der Entwicklungszusammenarbeit an. Ordensgemeinschaften werden in diesem Kontext immer weniger wahrgenommen – eher denkt man an die großen päpstlichen Missionswerke wie Adveniat, Misereor und Renovabis oder das Hilfswerk der Caritas. Ruft man sich die Definition in Erinnerung, dass Ordenszeitschriften eine oder mehrere Ordensgemeinschaften als Träger, Herausgeber oder Teilhaber haben, so gehören allerdings nur jene Titel der Missionspresse dazu, deren Absender missionarisch tätige Orden sind. In der nachfolgend darge-

stellten Erhebung wurden daher die zahlreichen Publikationen der päpstlichen Missionswerke nicht aufgenommen – auch wenn sie inhaltlich mit der Ordenspresse verwandt sind.

Eine Sonderrolle nimmt das 1966 gegründete Magazin „Kontinente“ ein, das derzeit von 27 Ordensgemeinschaften gemeinsam herausgegeben wird. Inzwischen gehören auch die Missionswerke Missio Aachen und Missio Niederlande zu der Kooperation. Dennoch wird „Kontinente“ hier als Ordenszeitschrift verstanden. Weitere Spezialfälle sind die Publikationen der Schönstatt-Bewegung, die Vierteljahresschriften „Charismen“ der Fokolarbewegung oder „Mitten in der Welt“ von den Gemeinschaften Charles de Foucauld. Bei den Absendern handelt es sich streng genommen nicht um Orden, sondern um Säkularinstitute beziehungsweise Geistliche Gemeinschaften. Da diese Formen den Orden aber verwandt sind, wurden die betreffenden Publikationen dennoch mitberücksichtigt.

Kategorien der Ordenspresse

Ordenspublikationen lassen sich im Hinblick auf ihre Absender, Adressaten und Inhalte in acht Kategorien unterscheiden¹⁷:

- *Zeitschriften zur Verbreitung der Ordensspiritualität*: Die Orden kommunizieren Besonderheiten der eigenen Spiritualität und halten den Kontakt zu Menschen, die dem Orden nahe stehen. Sie publizieren Informationen rund um den Orden, vermitteln Glaubensinhalte, liefern Wissenswerte zu Festen des Kirchenjahres und bieten Katechese, Lebenshilfe, Unterhaltung oder Buchvorstellungen. „Die Zeit-

schriften sind ein Spiegel der Ereignisse in den Orden, wobei die rückblickende Dokumentation von Veranstaltungen [...] die aktive Terminankündigung [...] überwiegt“¹⁸.

- *Zeitschriften zur Kommunikation des Geschehens regionaler Ordensniederlassungen*: Darunter fallen Klosterzeitschriften, die auch Jahresberichte der klostereigenen Schulen oder Wirtschaftsbetriebe beinhalten können, aber auch spirituelle Impulse geben und Katechese leisten. Eine Aufteilung in „regionale“ und „überregionale“ Ordenszeitschriften ist allerdings nicht unproblematisch, da die Übergänge fließend sind. In der vorliegenden Erhebung wurden beide Kategorien zusammengefasst in „Ordensmagazine und -zeitschriften für Freunde des Ordens“.
- *Zeitschriften zur Förderung des Missionsgedankens bzw. Missionszeitschriften* „widmen sich vorrangig dem Engagement ihres Ordens in der Mission und der Entwicklungshilfe in den Ländern des Südens. Sie beschreiben die Funktionsweise, Problemsituation und Erfolge ihrer Projekte und fordern die Leser zu deren finanzieller Unterstützung auf“¹⁹.
- *Zeitschriften zur religiösen Sozialisation von Kindern*: Gemeint sind nicht Kinder- und Jugendseiten in Ordenszeitschriften, sondern eigenständige Publikationen, die sich aufgrund ihres Inhalts, ihrer Sprache und Aufmachung dezidiert an Heranwachsende wenden.
- *Zeitschriften zur wissenschaftlichen Veröffentlichung*: Klöster haben eine lange Wissenschaftstradition, man denke nur an die Bibliotheken, die bei den Benediktinern und Augusti-

nern noch im 17. und 18. Jahrhundert besser ausgestattet waren als die meisten Universitätsbibliotheken. Bis heute geben Orden wissenschaftliche Fachzeitschriften heraus, die meist theologische und/oder philosophische Themen behandeln.

- *Zeitschriften zur internen Ordenskommunikation* richten sich ausschließlich an Ordensmitglieder, sind also eher vergleichbar mit einer Mitarbeiterzeitung. In der vorliegenden Studie wurden solche Zeitschriften nicht berücksichtigt, es sei denn, die Adressaten waren auch, aber nicht ausschließlich ordensinterne Leser.
- *Zeitschriften zur Kontaktpflege mit Teilnehmern und Mitarbeitern spezieller Ordensangebote*: Darunter fallen Zeitschriften von Ordenskrankenhäusern oder Bildungshausmedien. Derartige Publikationen wurden in der vorliegenden Erhebung unter Ordensmagazine für Freunde des Ordens einsortiert.
- *von Orden herausgegebene Jahreskalender* wurden in dieser Studie nicht berücksichtigt.

Ordenszeitschriften in Deutschland 2012

Durch Recherche und die Umfrage konnten 74 in oder für Deutschland erscheinende Ordenszeitschriften identifiziert werden. Von 69 Titeln füllten die Schriftleiter oder Vertreter des Herausgebers den Fragebogen aus. Dies entspricht einer Rücklaufquote von rund 93 Prozent. Bei weiteren acht Zeitschriften, die recherchiert oder von der Ordensobernkonzferenz auf der Internetseite www.orden.de aufgelistet wurden, ergaben die Recherchen, dass die Titel

zum Zeitpunkt der Erhebung nicht mehr erschienen. Als Begründung gaben die Orden insbesondere an, man sei dabei, die Kommunikationsstrategie zu überdenken und neu auszurichten. Die Zeitschrift „Wegbereiter“ der Deutschen Provinz der Salvatorianer wurde Ende 2012 eingestellt – in dieser Studie ist sie noch berücksichtigt.

Erscheinungsrhythmus

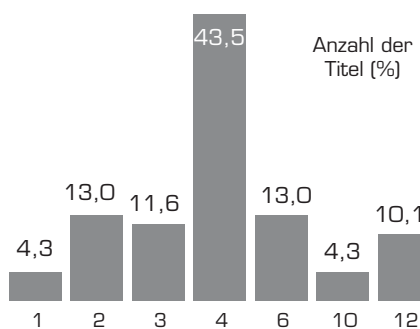


Abb. 1: Ausgaben pro Jahr
– Stand Sommer 2012 (N=69) –

Die Gruppe der „Ordensmagazine und -zeitschriften für Freunde des Ordens“ ist mit 39 Titeln die größte in der vorliegenden Erhebung. Das Spektrum reicht von der selbstgestalteten und -gedruckten Klosterzeitschrift mit einer Auflage von 250 Exemplaren („Liobabote“) bis hin zum professionell produzierten und in einer Auflage von 200.000 Stück verkauften Magazin („Stadt Gottes“). Periodische Publikationen von Orden, die (hauptsächlich) in der Missions- und Entwicklungsarbeit tätig sind, fallen in die Gruppe der Missionszeitschriften. Hier wurden 12 Titel identifiziert. Kinderzeitschriften von Orden gab es zum Zeitpunkt der Erhebung nur zwei. Die übrigen Publikationen fallen in die Ka-

tegorie der Fachzeitschriften. Von 21 identifizierten Titeln lagen hier 16 Rückmeldungen vor.

Heftumfänge

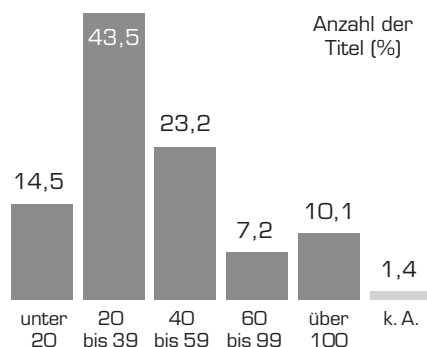


Abb. 2: Durchschnittliche Seitenzahl einer Ausgabe
– Stand Sommer 2012 (N=69) –

Am weitesten verbreitet unter der Ordenspresse sind die Vierteljahresschriften (vgl. Abb. 1). Etwas mehr als ein Viertel der Titel erscheint sechs Mal im Jahr oder noch häufiger. Der Mittelwert für alle untersuchten Titel liegt bei rund 4,8 Ausgaben pro Jahr (in der Studie für Österreich: 3,6 Ausgaben pro Jahr). Der durchschnittliche Seitenumfang variiert stark (vgl. Abb. 2): Eine Publikation ist mit nur vier Seiten mehr ein Falblatt denn eine Zeitschrift, zwei Fachzeitschriften mit 300 oder mehr Seiten je Ausgabe gleichen einem Buch. Rund die Hälfte der Titel haben einen Umfang im Bereich von 20 bis einschließlich 40 Seiten, zehn Prozent der untersuchten Titel hatten im Schnitt mehr als 100 Seiten je Ausgabe. Der Mittelwert von 48,9 Seiten (österreichische Studie: 36 Seiten) ist allerdings wegen der starken Varianz verzerrt. Ursache dafür ist, dass

die Fachzeitschriften in vielen Parametern von den Ordens- und Missionsmagazinen abweichen (vgl. Tab. 1). Der Heftumfang von Ordens- und Missionszeitschriften ohne die Fachzeitschriften liegt bei rund 33 Seiten je Ausgabe.

Auflagengrößen

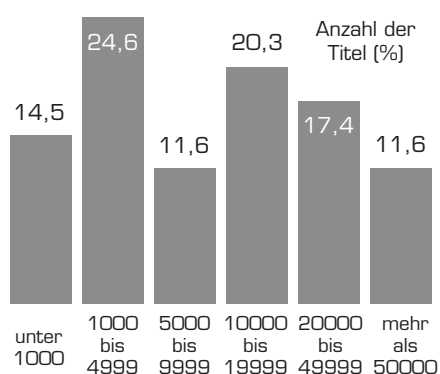


Abb. 3: Verbreitete Stückzahl je Ausgabe – Stand Sommer 2012 (N=69) –

Die Auflage der Ordenszeitschriften liegt im Schnitt bei rund 22600 Exemplaren. Allerdings ist auch hier die Streuung enorm. Die meisten Klosterpublika-

tionen und Fachzeitschriften werden in drei- oder niedriger vierstelliger Zahl gedruckt (vgl. Abb. 3). Acht Ordenszeitschriften kommen auf 50.000 Exemplare oder mehr. Insgesamt haben alle 69 erhobenen Titel eine Auflage von 1,56 Millionen Exemplaren. Ende der 1960er Jahre kamen rund 70 Ordens- und Missionszeitschriften noch auf eine doppelt so hohe Auflage.²⁰ Diese Angabe stimmt auch mit einer Statistik überein, die bei Mees und Oertel²¹ für den Zeitraum zwischen 1970 und 1995 abgedruckt ist. Demnach rutschte die Ordens- und Missionspresse 1992 erstmals unter die Grenze von zwei Millionen Exemplaren. Nicht erhoben wurde, wie sich die Reichweite in den vergangenen Jahren entwickelt hat. Allerdings liegen dem Verfasser Auflagenzahlen für einzelne Titel aus dem Jahr 1992 vor, sodass exemplarisch der Rückgang innerhalb von zwanzig Jahren aufgezeigt werden kann (vgl. Tab. 2). Die Daten zeigen, dass die Titel zwischen einem Drittel und 80 Prozent ihrer Auflage verloren haben. Ausbauen konnten die Publikationen ihre Verbreitung allenfalls durch verschiedene Formen der Zusammenar-

	N	verbreitete Auflage		Heftumfang (Mittelwert)	Ausgaben/Jahr (Mittelwert)
		Mittelwert je Titel	Summe aller Titel		
Ordenszeitschriften	39	22 199	865 750	32,0 Seiten	5,2
Missionszeitschriften	12	48 322	579 850	36,0 Seiten	4,2
Fachzeitschriften	16	2 809	44 950	99,7 Seiten	3,5
Kinderzeitschriften	2	35 000	70 000	40,0 Seiten	12,0
alle Titel	69	22 617	1 560 550	48,9 Seiten	4,8

Tab. 1

Titel der Zeitschrift	1992 ¹	2012 ²	Veränderung
Basis	11 000	2 200	- 80,0 %
Der Weinberg	65 000	22 000	- 66,2 %
Don Bosco Magazin (D)	56 000	79 000 ³	(+ 41,1 %)
Don Bosco Heute (A)	k. A.		
Geist und Leben	3 000	1 800	- 40,0 %
Gottes Wort im Kirchenjahr	10 000	7 000	- 30,0 %
Hiltruper Monatshefte	9 000	3 500	- 61,1 %
KA – Katholisches Apostolat	49 000	44 000 (KA+das zeichen)	- 63,0 %
Das Zeichen	70 000		
Kontinente	108 000	260 000	- 62,5 % ⁴
Missio aktuell (Aachen)	585 000		
Licht	13 000	4 500	- 65,4 %
Mariannahill	40 000	26 500	- 33,8 %
Pico	55 000	25 000	- 54,5 %
Stadt Gottes	401 000	200 000	- 50,1 %
Weite Welt	95 000	45 000	- 52,6 %

Tab. 2

1 Quelle: Auflistung der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse (AKP)

2 Quelle: Erhebung von Christian Klenk/AGOMP

3 darunter 30 000 Exemplare für Österreich

4 Der Verlust ist tatsächlich noch höher, da im Zeitraum zwischen 1992 und 2012 neben Missio Aachen weitere Herausgeber zu „Kontinente“ hinzukamen.

beit. So hat das „Don Bosco Magazin“ in einer Gesamtausgabe für Deutschland und Österreich heute eine höhere Auflage als noch 1992 nur für Deutschland. Das Magazin „Kontinente“ nahm seit 1992 etliche weitere Kooperationspartner auf, sodass die Auflage von gut 100 000 auf 260 000 stieg. Rechnet man jedoch die Auflagen der in die Kooperation eingebrachten und darin aufgegangenen Zeitschriften mit ein, so ergeben sich deutliche Verluste. Exemplarisch sei die Zeitschrift von Missio Aachen erwähnt, die 1992 noch 585 000 Millionen Exemplare zählte.

Rund 60 Prozent der untersuchten Zeitschriften werden an die Leser kostenlos

verteilt, meist mit der Bitte um eine Spende für die Ordensarbeit. Für die Verkaufszeitschriften verlangen die herausgebenden Orden je Ausgabe zwischen 1,35 Euro und 60 Euro. Bei den teuren Publikationen handelt es sich ausschließlich um Fachzeitschriften. Das Jahresabonnement der Vierteljahresschrift „Theologie und Philosophie“ kostet 192 Euro – entsprechend weisen die Herausgeber darauf, dass fast alle Adressaten Bibliotheken seien. Solch stolze Preise sind aber die Ausnahme. Bei knapp der Hälfte der Verkaufszeitschriften liegt der Jahrespreis bei 20 Euro oder weniger. Mehr als 80 Prozent der Ordenszeitschriften haben

einen Internetauftritt. Die vollständige Ausgabe (zum Beispiel als PDF) konnte allerdings nur bei knapp der Hälfte der Zeitschriften im Netz abgerufen werden.

Die Leser der Ordenspresse

Bei 36 Titeln (52 Prozent) wissen oder vermuten die Herausgeber, dass die größte Altersgruppe der Leser jene zwischen 56 und 70 Jahre ist. Bei 11 Ordenszeitschriften bildete die Altersgruppe der 41- bis 55-Jährigen den Schwerpunkt der Leserschaft, bei vier Titeln die über 70-Jährigen. Nur bei den zwei Kinderzeitschriften sind die Leser erwartungsgemäß jünger. Bei 12 Titeln machten die Orden keine Angabe zur Altersstruktur. Eine präzisere Erhebung der Altersstruktur war allerdings nicht möglich, weil die wenigsten Orden über detaillierte soziodemografische Daten ihrer Leser verfügen – zumal viele Zeitschriften kostenlos verteilt oder ausgelegt werden. Auch die Angabe des Anteils der Leserinnen unter den Beziehern beruht zumeist auf Schätzungen: Demnach überwiegen bei rund 40 Prozent der Ordenszeitschriften die weiblichen Rezipienten. Bei einem weiteren Drittel der Titel vermuten die Herausgeber eher ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis, und nur bei sieben Prozent der Publikationen ist die Leserschaft überwiegend männlich. Für 15 Titel machten die Herausgeber zum Frauenanteil der Leser keine Angaben.

Damit deutet sich an, dass die Ordens- und Missionszeitschriften – abgesehen von den Kinderzeitschriften – eine ähnliche Leserschaft ansprechen wie die Bistumszeitungen: vorwiegend Frauen, die am Ende der beruflichen Lebensphase stehen oder schon im Ruhestand

sind. Pernsteiner erörterte die Problematik der Zugangsbeschränkungen von Gesellschaftsmilieus zu den Ordenszeitschriften im Rahmen seiner Studie in einer Gruppendiskussion mit Herausgebern: „Jüngere Generationen, so der Tenor der Fokusgruppe, hätten kaum Zugang zu den Ordensmedien. Ihr geändertes Medienverhalten mache die Zeitschrift zu einem ungeeigneten Kommunikationskanal für Ordensgemeinschaften“²².

Über bestimmte Themen gibt es bei einzelnen Milieus allerdings sehr wohl Chancen, neue Leser zu erreichen. Katholiken aus dem Sinus-Milieu „Moderne Performer“ schätzen die Kirche insbesondere als „Anwalt der Schwachen und Ohnmächtigen“²³. „Ihr Engagement im sozialen Bereich ist wichtig und sollte unbedingt gestärkt werden: Sie ist ein gutes und nützliches Angebot für Menschen mit Defiziten (Schwache, Bedürftige, Menschen, die sonst keinen Halt haben)“²⁴. Wichtig sei allerdings „Transparenz der Mittelverwendung; dokumentieren und kommunizieren, für welches Projekt die Steuergelder und Spenden eingesetzt werden“²⁵. Genau darin besteht die Kernkompetenz vieler Ordens- und Missionszeitschriften: die Arbeit des Ordens, die häufig im sozialen Bereich verortet ist, darzustellen und deutlich zu machen, wie die Spendengelder verwendet werden. Bei den „Etablierten“ gibt es Anschlusschancen über die Angebote von Klöstern. Katholiken dieses Milieus schätzen „Kloster-Auszeiten als Gelegenheit für temporären Rückzug (nicht erreichbar sein) oder für die Reflexion in einem anregenden Ambiente“²⁶. Die Kirche gelte darüber hinaus „als Hüter hochkultureller Er rungenschaften, die man in Kathedralen

und in der Kunst bewundert“²⁷. „Es dominiert ein bildungs- und kunstgetriebener Zugang zu Religion“²⁸. Daher werden Klöster nicht nur als Rückzugsort sondern auch als touristisches Reiseziel betrachtet. „Man geht gern dorthin, wo sich Kompetenz klassisch abbildet (Klöster mit ihrer besonderen Architektur, ihren Bibliotheken, Gärten und Gelehrten)“²⁹.

Neben der sozio-demografischen Verortung der Leserschaft wurde auch deren geografische Verteilung untersucht. Ordenszeitschriften, die in Deutschland herausgegeben werden, sind weltweit verbreitet. Fast alle Redaktionen geben an, dass sie einzelne Exemplare oder auch größere Stückzahlen ins Ausland verschicken, etwa an Freunde und Förderer in benachbarten europäischen Ländern oder an Ordensniederlassungen auf anderen Kontinenten. Drei Viertel der Zeitschriften werden auch in der Schweiz und/oder in Österreich gelesen. Innerhalb Deutschlands haben die Empfänger der Ordenszeitschriften ihren Wohnort überwiegend im Süden und Westen. Für die Erhebung der nationalen Verbreitung wurde die Bundesrepublik in fünf Postleitzahlengebiete aufgeteilt, und die Herausgeber konnten zwei Gebiete ankreuzen, in denen (mutmaßlich) die meisten Leser ihrer Zeitschrift leben (daher ergeben die nachfolgenden Werte in der Summe mehr als 100 Prozent). Das Postleitzahlgebiet 80000 bis 99999 (in etwa Bayern und Teile Thüringens) wurde von rund 55 Prozent der Herausgeber als eines der zwei wichtigsten Verbreitungsgebiete genannt. 48 Prozent gaben das Gebiet 40000 bis 59999 an (vor allem Nordrhein-Westfalen). Der Südwesten (PLZ 60000 bis 79999; in etwa Baden-Würt-

temberg, Rheinland-Pfalz und Hessen) wurde für rund 35 Prozent der Titel angegeben. Die Postleitzahlengebiete 20000 bis 39999 (v.a. Niedersachsen und Schleswig-Holstein) sowie 00000 bis 19999 (Ostdeutschland) wurden selten bzw. gar nicht als Verbreitungsschwerpunkt genannt. 20 Prozent der Herausgeber machten keine Angaben dazu, wo die Leser ihrer Zeitschriften in Deutschland zuhause sind.

Redaktion, Herstellung und Inhalte

Bei vier von fünf der untersuchten Zeitschriften arbeiten Ordensleute in der Redaktion mit – im Durchschnitt 2,4 Ordensmänner oder -frauen. Bei gut der Hälfte der Zeitschriften sind auch Angestellte redaktionell beteiligt – im Schnitt zwei Mitarbeiter. Für Angestellte und Ordensmitglieder gilt aber, dass diese unter Umständen auch andere Aufgaben zu erledigen haben, also nicht in Vollzeit für die Ordenszeitschrift arbeiten. Neben den festen redaktionellen Mitarbeitern haben knapp ein Viertel der Zeitschriften ehrenamtliche Kräfte, die bei der Erstellung helfen. Insgesamt sind mit der redaktionellen Arbeit bei den 69 untersuchten Ordens- und Missionszeitschriften regelmäßig rund 270 Personen beschäftigt. Hinzu kommen freie Mitarbeiter, die bei 19 Titeln gelegentlich Beiträge zuliefern.

Ein Problem wird der hohe Anteil von Eigenarbeit für die Orden dann, wenn es nicht genügend Nachwuchs gibt. Kann infolge Personalmangels die redaktionelle Arbeit nicht wenigstens teilweise an Mitarbeiter außerhalb der Ordensgemeinschaft übertragen werden, droht der Zeitschrift das Aus. Auch die Spezi-

alisierung der Herstellungsprozesse und die zunehmende Professionalisierung der Zeitschriften können Gründe dafür sein, Hilfe von außen in Anspruch zu nehmen. Bei rund 60 Prozent der Titel ist ein externer Dienstleister in den Satz und die Gestaltung der Heftausgaben eingebunden. Nur vier Zeitschriften werden vom herausgebenden Orden selbst gedruckt: zwei Klosterzeitschriften mit einer Auflage von wenigen hundert Exemplaren, dazu die Münsterschwarzacher Missionszeitschrift „Ruf in die Zeit“ sowie die „Missionsblätter“ von Sankt Ottilien.

Agenturtexte werden nur in wenigen Ordenszeitschriften regelmäßig verwendet. Knapp 15 Prozent der Titel drucken diese mindestens in jeder dritten Ausgabe ab – zumeist sind es dann Meldungen der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA). Mehr als die Hälfte der Titel verzichtet grundsätzlich auf Agenturtexte. 38 Prozent der Zeitschriften verwenden Bilder von Agenturen in jeder Ausgabe, in einem weiteren Viertel der untersuchten Titel kommen Agenturfotos gelegentlich zum Einsatz. 17 Zeitschriftenredaktionen geben an, KNA-Bilder zu verwenden, sechs Titel drucken DPA-Bilder ab, sieben Redaktionen geben an, auf Internet-basierte Bilderdienste (iStockphoto, Fotolia, Pixello etc.) zurückzugreifen. Rund 60 Prozent der Ordens- und Missionszeitschriften drucken regelmäßig Anzeigen. Davon haben jedoch nur ein Viertel der Titel bezahlte Fremdanzeigen. Die meisten Orden nutzen ihre Zeitschrift vielmehr, um auf weitere Angebote des Ordens, etwa Buchveröffentlichungen oder Veranstaltungen hinzuweisen. Die wichtigsten Rubriken von Ordens- und Missionszeitschriften sind Berichte

über Vorgänge innerhalb des Ordens sowie spirituelle Impulse und Meditationen. Bei mehr als 85 Prozent der untersuchten Titel gaben die Herausgeber an, diese Inhalte regelmäßig zu veröffentlichen. Nur bei den Fachzeitschriften und den Kinderzeitschriften spielen diese Aspekte eine untergeordnete Rolle. Über die Arbeit des Ordens im In- und Ausland berichten knapp 80 Prozent der Zeitschriften in jeder Ausgabe – vor allem bei den Missionszeitschriften ist diese Rubrik für alle Titel ein Muss und nimmt auch einen erheblichen Teil des Heftes ein. Über gesellschaftspolitische Themen berichten 56,5 Prozent der Ordenszeitschriften regelmäßig. Wissenschaftliche Aufsätze, etwa aus dem Fachgebiet Theologie, veröffentlichen natürlich die Fachzeitschriften – aber nicht allein. Auch 21 Ordens- und immerhin vier Missionszeitschriften geben an, regelmäßig wissenschaftliche Abhandlungen zu publizieren.

Neben vorgegebenen Rubriken konnten die Herausgeber weitere Inhalte ihrer Zeitschriften nennen. Für fünf Titel wurde angegeben, dass üblicherweise Unterhaltungselemente (Humor, Buntes, Rätsel) publiziert würden. Vier Zeitschriften haben nach eigenen Angaben eine Kinderseite, ebenfalls vier nennen „Berufungsgeschichten“ bzw. „Erfahrungsgeschichten“ von Ordensmitgliedern als wiederkehrende Rubrik. Vereinzelt genannt wurden Buchbesprechungen/Literatur, Literarische Texte, Historisches, Predigt- und Gottesdienstvorschläge.

Resümee

In Deutschland erschienen im Jahr 2012 mehr als 70 Zeitschriften von Ordensgemeinschaften, die zusammen eine Auf-

lage von mehr als 1,5 Millionen Exemplaren erreichten. Die typische Ordenszeitschrift (ohne Fachzeitschriften) hat 33 Seiten Umfang, erscheint fünf Mal im Jahr in einer Auflage von knapp 30000 Exemplaren und wird – jedenfalls in der Mehrzahl – kostenlos oder gegen eine Spende weitergegeben. Damit werden deutlich mehr Menschen publizistisch von den Orden erreicht, als dies den Ortskirchen mit Hilfe ihrer Bistumszeitungen noch gelingt (Gesamtauflage Anfang 2013: 577000 Exemplare). Vergleichen lassen sich diese beiden Zeitschriftentypen allerdings kaum, da die Bistumspresse wöchentlich erscheint und damit viel intensiver aktuelle kirchliche und gesellschaftliche Themen zur Sprache bringen kann, als dies bei den mehrheitlich vierteljährlichen Erscheinungsrhythmen der Ordenspresse möglich ist. Zudem behandeln die Publikationen der Institute des geweihten Lebens ein eingeschränktes Themenfeld: Sie berichten vor allem über ordensinterne Vorgänge sowie die Arbeit des Ordens im In- und Ausland und liefern ihren Lesern spirituelle Impulse. Insbesondere Missionszeitschriften nehmen darüber hinaus zu gesellschaftspolitischen Fragen Stellung. Einen Sonderfall unter den Ordenszeitschriften bilden die Fachzeitschriften. Sie liefern vor allem Beiträge zu Fragestellungen im philosophisch-theologischen Bereich und unterscheiden sich auch in formaler Hinsicht mit durchschnittlich rund 100 Seiten je Heft, das drei bis vier Mal im Jahr erscheint. Ähnlich wie die kirchlichen Printmedien erreichen Ordenszeitschriften nur einen eingeschränkten Kreis von Katholiken. Ein großer Teil der Leser ist im vorgerückten Alter, Frauen sind in der

Mehrzahl. Der Unterschied zu den Bistumszeitungen liegt darin, dass es auch ein Ungleichgewicht bei der geografischen Verbreitung von Ordenszeitschriften gibt. Diese werden vor allem im Süden und Westen Deutschlands gelesen. Dies hat mit der Verortung der Ordensgemeinschaften zu tun, deren räumliche Schwerpunkte in Bayern und im Rheinland liegen.

Die Orden stehen mit ihren Zeitschriften vor großen Herausforderungen. Diese bestehen zum einen darin, jüngere Leserkreise zu erschließen, um so den sinkenden Auflagenzahlen entgegenzuwirken. Eine Hilfestellung können die Ergebnisse der Sinus-Milieu-Studie sein, die aufzeigen, dass Ordensgemeinschaften mit ihrem sozialen Engagement im In- und Ausland und ihren spezifischen spirituellen Angeboten wie etwa Exerzitien für manche Milieus durchaus attraktiv sind. Die zweite Herausforderung ist das Bewältigen der redaktionellen Arbeit, die zu großen Teilen auf den Schultern von Ordensleuten lastet. Der fehlende Nachwuchs in den eigenen Reihen wird es künftig schwieriger machen, die nötigen Kräfte für die Herausgabe von Zeitschriften aufzubringen. Dabei ist ein Fortbestehen der Publikationen in zweifacher Hinsicht wichtig: weil sie essentiell sind für die Wahrnehmung der Arbeit der Orden in der Gesellschaft und weil sie dabei helfen, Spenden für die Gemeinschaften und deren gesellschaftliches Engagement zu generieren.

Für die Orden ergeben sich mehrere Handlungsoptionen. Eine besteht in der fortschreitenden Professionalisierung der Zeitschriften. Damit ist zum einen gemeint, die Qualität der Publikationen zu verbessern, um gegen die Konkur-

renz der Medienangebote bestehen zu können – etwa durch ein zeitgemäßes Layout oder interessante Themen. Damit kann zweitens gemeint sein, Teile der Produktion, zum Beispiel die Gestaltung, an externe Dienstleister abzugeben – mit dem Ziel der Qualitätssteigerung und der Entlastung der Ordensmitglieder. Die Erhebung hat gezeigt, dass die Entwicklung hier schon weit fortgeschritten ist. Mehr als die Hälfte der Publikationen werden außerhalb der Klostermauern gelayoutet. Dementsprechend professionell aufgemacht sind mittlerweile die meisten Ordenszeitschriften, wie eine stichprobenartige Untersuchung des Verfassers ergeben hat. Die laienhaft gestaltete und mit dem Kopierer vervielfältigte Klosterzeitschrift ist ein Klischee – oder zumindest die Ausnahme.

Sollten die Bemühungen um neue Leser und die personelle Ausstattung der Redaktion dauerhaft nicht von Erfolg gekrönt sein, hilft am Ende nur die Kooperation mit anderen Titeln: auf Ebene des eigenen Ordens mit einer benachbarten Provinz oder über die Ordensgrenzen hinweg, wie es viele missionarisch tätige Orden mit der Zeitschrift „Kontinente“ bereits praktizieren. Eine weitere Option besteht darin, die publizistische Tätigkeit ins Internet zu verlagern, um beim Druck und Versand Geld einzusparen. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass auf diese Weise die älteren Freunde und Förderer des Ordens kaum erreicht werden. Die schlechteste Option, die allerdings von einigen Orden in den vergangenen Jahren gewählt wurde, besteht darin, die Herausgabe der Zeitschrift gänzlich zu beenden und auch publizistisch keinen Ersatz anzubieten.

-
- 1 Vgl. www.delphi-katholische-medien.de.
 - 2 Vgl. Christian Klenk, *Zustand und Zukunft katholischer Medien. Prämissen, Probleme, Prognosen*. Berlin 2013.
 - 3 Vgl. Johannes Pernsteiner, *Publizieren gegen die Mühlen der Zeit*. Ordenszeitschriften in Österreich, in: *Ordensnachrichten*, 47. Jahrgang, Heft 5, 3-67.; Johannes Pernsteiner, *Publizieren gegen die Mühlen der Zeit. Eine kritische Analyse zu Bestand und Entwicklung der Ordenszeitschriften Österreichs*, Diplomarbeit, Wien 2008.
 - 4 Deutsche Bischofskonferenz (DBK) (Hg.), *Katholische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten 2011/12 (= Arbeitshilfen Nr. 257)*, Bonn 2012, 22f.; Martin Maier, *Orden und Kirche in der Krise*, in: *Stimmen der Zeit*, 223. Jahrgang, Heft 2, München 2005, 73.
 - 5 Anneliese Herzig/ Dominicus Meier, „Gebt Zeugnis von der Hoffnung, die euch erfüllt (1 Petr 3,15)“ – Ordensleben in Übergängen. Ein Gespräch, in: *Ordenskorrespondenz*, 52. Jahrgang, Heft 3, Bonn 2011, 273.
 - 6 Stefan Kiechle, *Mut zur Hingabe*, in: *Herder-Korrespondenz*, 58. Jahrgang, 2004, 336.
 - 7 Johannes Pernsteiner, *Publizieren*, 12.
 - 8 Ebd., 57.
 - 9 Ebd., 58.
 - 10 Vgl. Meldung auf www.kirchensite.de; vom 28.2.2011.
 - 11 Johannes Pernsteiner, *Publizieren*, 64.
 - 12 Ebd.
 - 13 Vgl. http://www.orden.de/index.php?rubrik=8&seite=zeit_buch; Zugriff am 24.3.2013.
 - 14 Klemens Löffler, *Geschichte der katholischen Presse Deutschlands*. Mönchengladbach 1924, 97.
 - 15 Ebd.
 - 16 P. Christian Tauchner von den Steyler Missionaren, zitiert bei Johannes Pernsteiner, *Publizieren*, 25.

- 17 Vgl. auch Johannes Pernsteiner, Publizieren, 18ff.
- 18 Ebd., 20.
- 19 Ebd., 23.
- 20 Otto B.Roegele / Hans Wagner, Die katholische Presse in Deutschland, in: Emil Dovifat (Hg.), Handbuch der Publizistik. Band 3, Berlin 1969, 501.
- 21 Günther Mees / Ferdinand Oertel (Hg.), Deutschlands fromme Presse. Eine Zwischenbilanz katholischer Publizisten, Frankfurt am Main 1996, 141.
- 22 Johannes Pernsteiner, Publizieren, 40.
- 23 Medien-Dienstleistung GmbH (MDG) (Hg.), Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“. Forschungsergebnisse von Sinus Sociovision für die Publizistische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und die Koordinierungskommission Medien, München 2005, 114.
- 24 Ebd., 111.
- 25 Ebd., 114.
- 26 Ebd., 48.
- 27 Ebd., 18.
- 28 Ebd., 40.
- 29 Ebd.

Bernhard Meiners

Bernhard Meiners ist Diplom-Kaufmann und Stellvertreter des Geschäftsführers der Unternehmensberatung MDG Medien-Dienstleistung GmbH. Die MDG ist im Besitz des Verbands der Diözesen Deutschlands (VDD) und berät kirchliche Medienunternehmen und Organisationen, darunter auch Klosterläden und Wirtschaftsbetriebe von Ordensgemeinschaften.



Bernhard Meiners

Katholische Christen als Zielgruppe für Orden und ihre Angebote

Eine Spurensuche in den Sinus-Milieus im MDG-Milieuhandbuch 2013

Einleitung

Sinnsuche und Glaubensüberlegungen boomen, Kirche aber sei in der Krise. Die katholische Kirche erreiche die Menschen nicht mehr, nicht einmal ihre eigenen Kirchenmitglieder - so die Grundstimmung in Gesellschaft, Medien und Kirche. Diese Einstellung nimmt in den letzten Jahren eher zu als ab. Betrifft diese Entwicklung auch die Orden? Welche Auswirkungen hat sie möglicherweise auf Ordensnachwuchs, Gäste und Kunden klösterlicher Wirtschaftsbetriebe oder die Aufgaben von Ordensleuten im sozial-caritativen Bereich?

Auch wenn man gemeinhin davon ausgeht, die Menschen würden doch alle nach einem Sinn in ihrem Leben suchen, nach Halt, Hilfe, Unterstützung

und Zielen Ausschau halten, so tun sie dies doch auf sehr unterschiedliche Art und Weise, aus verschiedenen Blickwinkeln und mit individuellen Wertvorstellungen; ja auch in abweichender Intensität und Tiefe sowie vor allem mit deutlich differierenden Einstellungen und Haltungen gegenüber katholischen Einrichtungen, Engagements und Botchaften.

„Sinn des Lebens ist, immer neugierig zu sein“ sagen die einen, „Nicht rumsitzen und jammern und mir meine Krankheiten überlegen, sondern mich ein bisschen sozial zu engagieren“ sagen andere.

Das MDG Milieuhandbuch 2013, die Erhebung der MDG gemeinsam mit dem Institut Sinus-Sociovision über die religiösen und kirchlichen Orientierungen

in den Sinus-Milieus®, enthält hierzu einige interessante Aussagen und Anregungen.

Das Design der Studie

Das von Sinus Sociovision aufgestellte Modell der deutschen Gesellschaft mit den definierten zehn Sinus-Milieus® wurde in jahrzehntelanger qualitativer Marktforschung erarbeitet. Dazu wurden und werden qualitative Interviews mit tausenden Menschen durch geschulte Interviewer geführt. Es werden die Lebenswelten der Menschen nach folgenden Kriterien analysiert und zugeordnet:

Familie, Partnerschaft, Rollenbilder, Herkunftskultur, Bildung, Biografie, Erziehung, Gesundheit, Ernährung, Wohnen, Umwelt, Soziale Integration, Freizeit, Alltagsästhetik, Technik, Leitbilder, Medien, Identität, Kunst & Kultur, Geld & Konsum, Arbeit & Beruf,

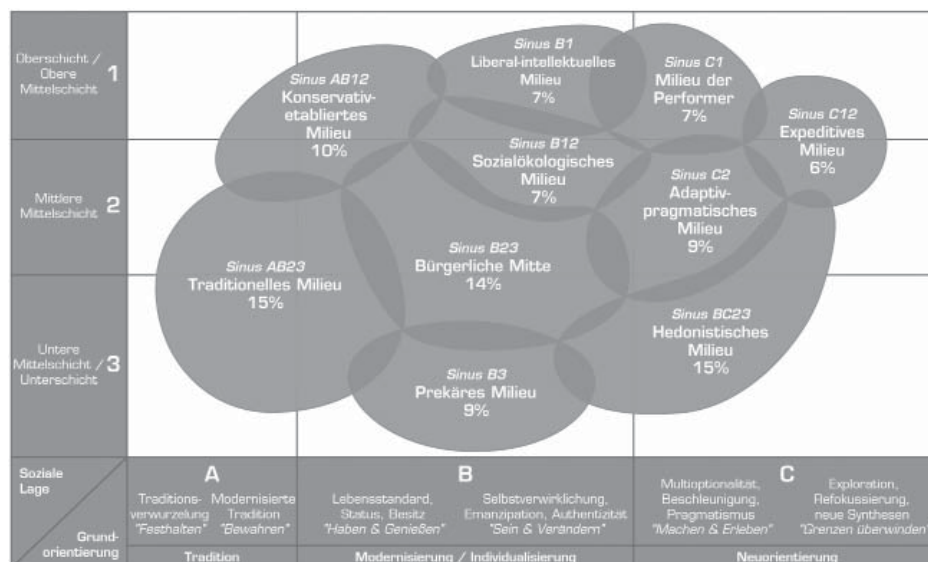
Politik & Gesellschaft, Weltanschauung. Diese Milieus beschreiben also Gruppen von Menschen, die sich in diesen Kriterien gleichen. Sie stellen ein Modell der Gesellschaft dar, so wie eine Landkarte ein Modell einer Landschaft darstellt, ohne identisch mit ihr zu sein.

Das MDG-Milieuhandbuch 2013 basiert nun auf den Ergebnissen von 100 mehrstündigen Einzelinterviews mit Katholiken aller zehn Milieus in ihrem häuslichen Umfeld.

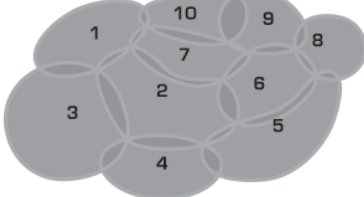
Die Analyse der Katholiken auf Basis des Milieu-Ansatzes hat zum Ziel, den Blick für die Unterschiedlichkeit und die Vielfalt ihrer Lebensweisen zu öffnen.

Die Sinus-Milieus® in Deutschland

Entgegen den reinen soziodemografischen Kriterien wie Alter, Einkommen und Geschlecht werden die Menschen in den Sinus-Milieus® nach ihrer Le-



Grafik 1: Die Sinus-Milieus® in Deutschland 2013 – © Sinus 2013

1 Konservativ-etabliertes Milieu Das klassische Establishment: Verantwortungs- und Erfolgsethik; Exklusivitäts- und Führungsansprüche; Standesbewusstsein	10 Liberal-intellektuelles Milieu Die aufgeklärte Bildungselite: liberale Grundhaltung; Wunsch nach selbstbestimmtem Leben, vielfältige intellektuelle Interessen	9 Milieu der Performer Die multi-optionale, effizienz-orientierte Leistungselite: Konsum- und Stil- Avantgarde; hohe IT- und Multimedia-Kompetenz	8 Expeditives Milieu Die ambitionierte kreative Avantgarde: mental und geografisch mobil, online und offline vernetzt; Suche nach neuen Grenzen und Lösungen
2 Bürgerliche Mitte Der leistungs- und anpassungsbereite Mainstream: Wunsch nach beruflicher u. sozialer Etablierung, nach gesicherten und harmonischen Verhältnissen			7 Sozialökolog. Milieu Konsumkritisches /-bewusstes Milieu mit normativen Vorstellungen vom "richtigen" Leben: ausgeprägtes ökologisches und soziales Gewissen
3 Traditionelles Milieu Die Sicherheit und Ordnung liebende Kriegs- / Nachkriegsgeneration: Sparsamkeit, Konformismus und Anpassung an die Notwendigkeiten	4 Prekäres Milieu Die um Orientierung und Teilhabe bemühte Unterschicht mit starken Zukunftsängsten und Ressentiments: Häufung sozialer Benachteiligungen, geringe Aufstiegspektiven,	5 Hedonistisches Milieu Die spaß- und erlebnisorientierte moderne Unterschicht / untere Mittelschicht: Leben im Hier und Jetzt, Verweigerung von Konventionen der Leistungsgesellschaft	6 Adaptiv-pragmatisches Die moderne junge Mitte mit ausgeprägtem Lebenspragmatismus: zielstrebig, kompromissbereit, hedonistisch und konventionell, flexibel, sicherheitsorientiert;

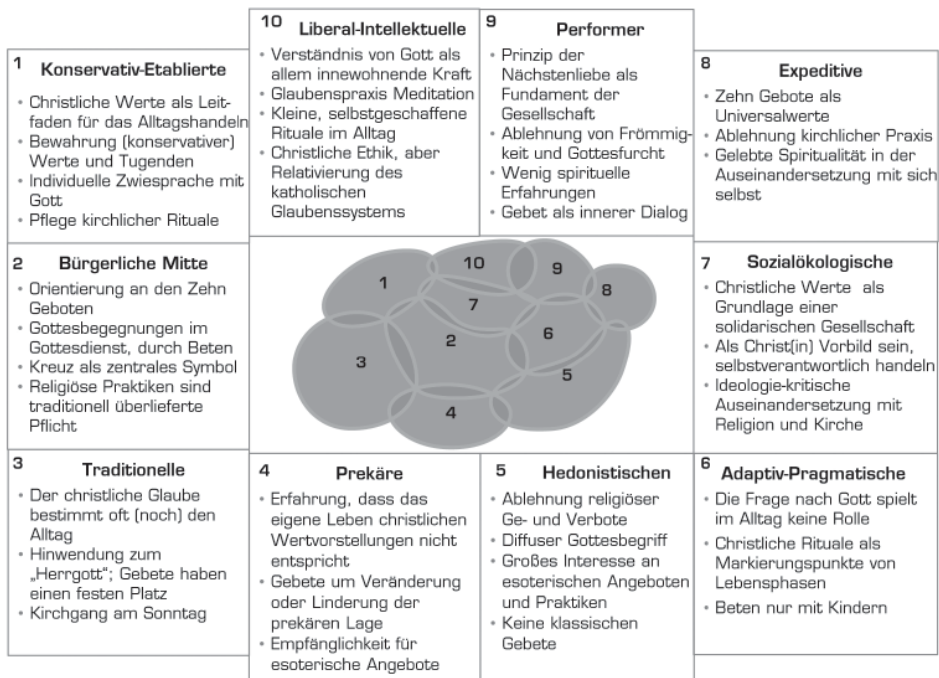
Grafik 2: Die Sinus-Milieus® in Deutschland 2013 (Kurzübersicht) – © Sinus / MDG

bensauffassung, Lebensweise, Werteorientierung sowie Alltagseinstellung zu Arbeit, Familie, Freizeit etc. ganzheitlich in den Blick genommen. So werden Einsichten gewonnen, wie Menschen unterschiedlich „ticken“ und welche Wünsche und Bedürfnisse sie haben. Die Grafik 1 zeigt die aktuelle Milieulandschaft und die Position der verschiedenen Milieus in der deutschen Gesellschaft nach sozialer Lage und Grundorientierung ihrer Werte. Je höher ein Milieu angesiedelt ist, desto gehobener sind Bildung, Beruf und Einkommen; je weiter nach rechts gerückt, desto moderner ist es ausgerichtet. Die Grafik 2 fasst die wesentlichen Selbstverständnisse und Lebensgefühle der Milieuvertreter zusammen. Die Menschen unterscheiden sich in diesem Modell der Katholiken in Deutschland

stark. Die Grafik 3 (siehe Seite 210) zeigt die jeweiligen Einstellungen der Milieus zu christlichem Leben und religiöser Praxis.

Was interessiert Orden und Abteien?

Die Berufungen und Aufgaben der Orden sind sehr unterschiedlich. Sie reichen von Sinnsuche und Vertiefung des Glaubens über Bildungsangebote, Gästehäuser und pflegende Einrichtungen bis hin zu caritativen Aufgaben und Diakonie. Entsprechend unterschiedlich sind auch die Menschen und ihre Lebenswelten, die man als „Zielgruppen“ für die Orden identifizieren kann. Als „Zielgruppen“ definiert das Marketing der Betriebswirtschaftslehre eine Gruppe von Menschen, die auf Grund ihrer Vorlieben und Inter-



Grafik 3: Die Sinus-Milieus® in Deutschland 2013 – © Sinus / MDG

essen für das Produkt eines Unternehmens interessant sind und wegen ihrer gemeinsamen Eigenschaften einheitlich und „gezielt“ angesprochen werden können, also mit gleicher Sprache, mit den gleichen Werbemitteln, über die gleichen Kommunikationskanäle usw. So gesehen können auch für Orden und Abteien „Zielgruppen“ gebildet werden, also Menschen, die sich für die vielfältigen Angebote von Orden und Abteien interessieren könnten und somit für diese erreichbar sind.

In diesem Aufsatz soll ein Versuch unternommen werden, die milieubezogenen Wünsche, Interessen und Bedürfnisse der Menschen den verschiedenen Angeboten von Orden und Klöstern zuzuordnen. Dabei erhebt diese Arbeit nicht den Anspruch auf Vollständigkeit,

sondern soll Denkanstöße und Anregungen geben sowie erste Überlegungen für die Ausrichtung und Benennung von Angeboten bzw. allgemein von Ordensarbeit auf die Lebenswelt ihrer jeweiligen „Zielgruppe“ anstellen. Folgende Auswahl klösterlicher Angebote und Leistungen soll dabei milieubezogen angesprochen werden:

1. Religiöse Angebote, Exerzitien
2. Fortbildungen, Seminare, Bildungstätten
3. Schule und Kindergarten
4. Ordensnachwuchs
5. Buch- und Kunsthandlung sowie Klosterprodukte /Hofläden
6. Kloster auf Zeit
7. Beherbergung
8. Krankenhäuser
9. Sozialer und caritativer Dienst

Eingrenzung der untersuchten Milieus

Auf Grund des immensen Datenumfanges für jedes einzelne Milieu soll diese Arbeit sich beispielhaft auf vier Milieus beschränken, die als für die Orden und ihre Angebote interessant erscheinen. Diese sind aus Sicht des Verfassers:

1. Konservativ-Etablierte
2. Liberal-Intellektuelle
3. Sozial-Ökologische
4. Prekäre

Konservativ-Etablierte

Konservativ-Etablierte gestalten ihr Leben aktiv, sehen sich als Vorbilder in der Gesellschaft und erfüllen ihre Aufgaben in Beruf, Familie und sozialem Umfeld. Den Sinn geben sie ihrem Leben selbst. Dabei helfen Gott, die eigene mentale Stärke sowie eine optimistische Grundhaltung. Man ist meist religiös erzogen worden und möchte diese Werte erhalten, will religiöses Vorbild für die jüngere Generation sein.

Sie wollen ihre Talente fruchtbar machen, Positives leisten, erfolgreich sein und Wertvolles weitergeben. Gerne „fordern und fördern“ sie ihr Umfeld. Somit eignen sie sich gut als Referent oder Kursleiter in Bildungs- und Tagungshäusern.

Ruhe und Ausgeglichenheit bedeuten Glück und Wohlbefinden. Sie interessieren sich für innere Einkehr und Besinnung; sie suchen gezielt Räume auf, die Harmonie ausstrahlen: Natur, eine Lichtung, ein See, der Blick in die Weite. Auch Kirchen und Klöster sind Orte für Besinnung und für die persönliche Kontemplation, gerne unterstützt durch Kerzen und ihre Wärme. Gott gibt im

Leben Halt, er nimmt die Angst vor dem Tod. Man freut sich an den „kleinen Dingen“: Sonnenschein und blühenden Blumen. Interessant sind tiefgehende und intellektuelle Auseinandersetzungen mit Glaubensfragen, Diskussionen über Ethik und Moral, die Beschäftigung mit historischem Hintergrundwissen und das Verhältnis von Kirche und Politik bzw. Kirche und Staat.

Wichtig dabei ist Demut: „Der Mensch kann nicht alles wissen“. Vorträge, Seminare, Kurse o.ä. zu theologischen, gesellschaftlichen oder kulturellen Themen müssen ein gewisses Niveau versprechen und die Referenten für Fachkompetenz bürgen.

Mit entsprechenden Angeboten, Seminaren oder Programmen können Orden dieses Milieu erfolgreich ansprechen. Man ist Gott dankbar für alles Gute im Leben und für seine Unterstützung in schwierigen Situationen. Gebet ist persönliche und individuelle Zwiesprache mit Gott (dem „Vater“). Wichtig sind das Pflegen religiöser Rituale und das Gemeinschaftsgefühl in der Gemeinde. Konservativ-Etablierte Katholiken sind eher glaubens- und kirchennah, ihre Kirchenkritik ist moderat. Dieses Milieu bemängelt, dass die katholische Kirche heute nicht mehr das tägliche Leben bestimmt wie früher: keine Konfessionsschulen, keine Kreuzfixe in den Klassenzimmern! Aber auch die Unbeweglichkeit der Kirchenleitung in Bereichen wie Sexualität, Empfängnisverhütung, Ehescheidung und Wiederverheiratung wird kritisiert. Mit diesen Themen kann dieses Milieu für Diskussionsabende gewonnen werden.

Es ist davon auszugehen, dass Eltern gerade aus diesem Milieu ihre Kinder gerne auf Ordensschulen schicken, da

sie dort die ihnen wichtigen Werte beheimatet sehen.

Konservativ-Etablierte bringen sich als Laien verstärkt in der Kirche ein. Sie halten eine Modernisierung auf der Basis von verbindlichen Glaubensgrundlagen für unerlässlich, um wieder junge Menschen für die katholische Kirche zu gewinnen und zu halten. Dazu werden von der Kirche mehr Ehrlichkeit, Glaubwürdigkeit, Offenheit und Nächstenliebe gewünscht. Die Menschen müssen im Mittelpunkt stehen, nicht die Institution und ihre Strukturen. Laien sollten stärker beteiligt werden. Dieser Wille zum nachhaltigen Weitergeben christlicher Werte und dem Fortbestehen der Kirche kann bedeuten, dass Ordensnachwuchs insbesondere aus Elternhäusern dieses Milieus gefunden werden kann. Ein intensiver Kontakt mit den Eltern kann bei den jugendlichen Kindern eine Nähe zum Orden bzw. Kloster entstehen lassen, aus der später eine Berufung zum Ordensleben erwachsen kann. Somit kann aus diesem Milieu auch Interesse für „Kloster auf Zeit“ erwachsen.

Wichtig sind der Sonntagsgottesdienst, vor allem das Hochamt. Ein Wortgottesdienst oder eine Andacht genügen nicht. Im Rahmen von mehrtägigen Kursen ist auf diese Angebote zu achten.

Für Konservativ-Etablierte sind neben Bildung und Leistung die wichtigsten Werte die Zehn Gebote, Nächstenliebe, Hilfsbereitschaft, Toleranz und Sorge für andere. Diese christlichen Werte sind der Leitfaden für das Alltagshandeln („gelebte Caritas“).

Die Bereitschaft zum Ehrenamt, insbesondere zum kirchlichen Engagement, ist groß. Konservativ-Etablierte wollen

in verantwortlicher Position aktiv mitgestalten.

Also können sozial-caritativ arbeitende Orden Konservativ-Etablierte für ihre Dienste gewinnen: sowohl zur finanziellen Unterstützung als auch zur Mitarbeit im Ehrenamt. Diese Bereitschaft können Orden und Abteien aber auch für ihre Wirtschaftsbetriebe wie Läden und Gästehäuser nutzen, um hier verstärkt Ehrenamtliche zur Unterstützung der Ordensleute und Angestellten zu gewinnen.

Bei lange andauerndem intensiven Kontakt der Menschen dieses Milieus mit einem Orden ist es als folgerichtig zu betrachten, dass sie im Falle einer Erkrankung ein Krankenhaus, das von einem Orden geführt wird, bevorzugen.

Liberal-Intellektuelle

Liberal-Intellektuelle geben ihrem Leben einen Sinn, indem sie sich engagieren und Verantwortung übernehmen („selbst machen statt nachmachen“), dabei aber Abhängigkeiten und längerfristige Bindungen in Ehrenämtern vermeiden. Sie engagieren sich gerne freiwillig, soweit Beruf und Familie dies zulassen, bevorzugen dabei aber zeitlich begrenzte Projektarbeiten. Eigeninitiative sowie erlebte Wertschätzung und Dank für ihr Engagement sind ihnen dabei wichtig.

Bevorzugt werden soziale kirchliche Projekte, z. B. in der Obdachlosenarbeit oder für sozial Benachteiligte. Somit ist dieses Milieu verstärkt für caritativ tätige Orden interessant.

Ansonsten werden alle Werte und Ziele immer hinterfragt. Nichts ist universell gültig, alles ist relativ. Man weiß nicht alles und akzeptiert dies. Gott ist Ur-

kraft und Partner, das Gebet ist „Gespräch unter Freunden“. Der Glaube ist wichtig, um Ruhe und Besinnung zu ermöglichen. Er ist Schwankungen unterworfen und abhängig von Lebensphasen. Religiöse Vielfalt und andere Glaubensrichtungen sind interessant. Man ist nicht gebunden an religiöse Praktiken der Amtskirche, sondern sucht sich seine eigenen Rituale. Nach Phasen des Zweifels ist der Glaube eine bewusste Entscheidung.

Liberal-Intellektuelle interessieren sich für intellektuell-kontroverse Gespräche. Wichtige Werte sind für sie Achtung, Respekt, Toleranz, Gemeinschaftssinn, Verantwortung, Gerechtigkeit und Liebe. Gerne freut man sich über eigene intellektuelle Leistungen und Erkenntnisse beim Philosophieren. Statt Frömmigkeit werden Meditation, Kraftquellen und Orte der Ruhe, z. B. in Kapellen und Klöstern, gesucht.

Erwartet wird von der Kirche eine spirituelle Orientierung, eine Öffnung in praktischen Lebensfragen, aber gleichzeitig auch die Erhaltung und Kultivierung „uralter Riten“.

Gelegentlich tut man sich mit Gleichgesinnten zu Gruppenaktivitäten zusammen, die ein religiöses oder ein weltliches Thema haben können, um diese dann sorgfältig vorzubereiten.

So wird dieses Milieu weniger Anhänger von Exerzitien und Glaubensseminare hervorbringen als viel mehr engagierte Referenten über intellektuelle, durchaus kirchenkritische oder spirituell offene Themen.

Bevorzugte Orte bedürfen einer elaborierten, stilsicheren Umgebung, die gehobenem Geschmacksempfinden standhalten und harmonische Erlebnisse versprechen kann. Klöster und Abteien

an entsprechenden Orten, entweder sehr modern oder ausgesprochen klassisch, können dieses Milieu anziehen, auch für Übernachtungen im Gästehaus.

Die Liberal-Intellektuellen werden medial erreicht über Kirchenzeitungen, Bistumsblätter oder TV-Berichte über Katholikentage oder den Segen „Urbi et Orbi“. Die kirchlichen Angebote sollten breiter und offensiver publik gemacht werden. Ein vertrauensvolles Verhältnis zum Pfarrer wird auf Grund seiner Zeitnot eher als unmöglich eingestuft.

Von der Amtskirche mit ihren Verboten distanzieren sich die Liberal-Intellektuellen. Sie engagieren sich dann entweder an der Basis für Veränderungen oder treten aus der Kirche aus. Nicht nachvollziehbares Kirchenrecht wird unter Berufung auf das eigene Gewissen großzügig ignoriert.

Eltern dieses Milieus schicken ihre Kinder wohl nur dann auf Ordensschulen, wenn deren Geist die gewünschte Offenheit und Toleranz gegenüber anderen Glaubensrichtungen zuzulassen verspricht.

Kirchennahe Liberal-Intellektuelle schätzen kontemplative Gottesdienste im kleinen Rahmen, vornehmlich am Abend.

Für den Ordensnachwuchs scheint dieses Milieu weniger gut geeignet zu sein.

Sozial-Ökologische

Dieses Milieu findet Glück und Erfüllung in einer guten Beziehung zum Lebenspartner, in Kindern und Enkeln. Wichtig sind spirituelle Erlebnisse, häufig eher esoterisch, und soziales Engagement.

Eigene Lebensaufgabe ist die Verbesserung der Welt. Diese Haltung wird her-



vorgerufen durch ein ausgeprägtes Gerechtigkeits- und Verantwortungsempfinden. Leben ist Leiden! Vor allem Missstände und Probleme wie Umweltkatastrophen, Klimawandel, Kriege, ungerechte Verteilung des Reichtums, Ausbeutung und Egoismus werden wahrgenommen und sind Themen für dieses Milieu. Man legt Wert auf Fairness, Respekt und Nächstenliebe.

Genießen kann man das Leben nicht, man arbeitet sich daran ab. Glückselig sein darf man bei all den Problemen nicht.

Die Engagementbereitschaft gegen soziale Ungerechtigkeit und für ökologische Nachhaltigkeit sowie in den Bereichen Kunst und Kultur ist hoch. Engagement ist lokal wie global denkbar. Dabei will man sich selbst verwirklichen, übernimmt Verantwortung und strebt Meinungsführerschaft bzw. Führungspositionen in den Beteiligungsprojekten an. Sozial-caritativ wirkende Orden können hier auf ein großes Potenzial an ehrenamtlicher Hilfe für ihre Projekte stoßen. Zur Erweiterung des eigenen Horizonts reist man gerne und interessiert sich für andere Kulturen, um alternative Lebensweisen und Umgangsformen kennenzulernen. Erholung bedeutet, sich von Pflichten und Zielen frei zu machen und magische Orte und Situationen z. B. in Kirchen, Klöstern oder am Meer zu erleben.

Bücher und Kunstartikel in klösterlichen Buch- und Kunsthandlungen mit entsprechenden Inhalten, auch sozial- und kirchenkritisch, sprechen dieses Milieu an.

Interessant sind Gespräche mit Freunden und Bekannten, auch kontroverse Diskussionen oder die Auseinandersetzung mit religiösen Texten und Schriften. Im

Rahmen der Persönlichkeitsentwicklung sind Vorträge, Gesprächskreise, Glaubenskurse, Studien- und Pilgerreisen etc. grundsätzlich attraktiv. Ein kulturelles Angebot im historischen, authentischen Ambiente als ganzheitliches Erlebnis für Augen und Ohren, für Verstand und Seele gefällt diesem Milieu.

Gerne trifft man bei Veranstaltungen wie Gemeindefest, Kindergartenfest, Flohmarkt neue Leute und unterstützt den guten Zweck. Durch Angebote, Veranstaltungen und Kurse mit dieser Ausrichtung können Sozial-Ökologische angesprochen und begeistert werden. Auch Gästehäuser in Klöstern können in Verbindung mit entsprechenden Veranstaltungen für dieses Milieu interessant sein.

Wer gläubig ist, will sich dennoch nicht in die „Schublade der Christen“ stecken lassen. Die eigene Überzeugung wird selbstbewusst vertreten. Glaube ist individuell und offen für spirituelle Angebote: Glaubens-Patchwork – frei von den Regeln der Kirche. „Religiös“ wird negativ einsortiert, als Zwang oder fanatisch. Als Christ ist man ethisches Vorbild. Gott sieht man als „etwas Höheres“ an, aber nicht als lenkenden Vater, sondern als Freund oder Wegbegleiter. Es ist der Glaube, nicht Gott, der einem die nötige Stärke gibt.

Die Institution Katholische Kirche wird sehr negativ gesehen. Sie soll mehr für Menschen in Notlagen eintreten und weniger Pracht bei Feiern und Papstbesuchen entfalten. Es gibt zu wenige Pfarrer in den Augen dieses Milieus, häufig sind sie auch noch fremdsprachliche oder „introvertierte“.

Man empört sich über die diskriminierende Rolle der Frau in der katholischen Kirche, fordert Demokratisierung, Zu-

lassung von Frauen zu kirchlichen Ämtern, jüngere Bischöfe, flachere Hierarchien und mehr Basiskompetenz.

Dieses Milieu informiert sich u.a. durch Pfarrbrief und Bistumsblatt, welche Themen aktuell in der katholischen Kirche diskutiert werden. Fernsehen dagegen wird als zu wenig anspruchsvoll und Internet als zu unübersichtlich angesehen. Bücher werden häufig gelesen, das (kunst)historische Interesse im Zusammenhang mit Religion und Kirche ist groß.

Kirchlichem Engagement steht das Milieu zwiespältig gegenüber. Zwar wird die Institution Kirche im Hinblick auf ihr soziales Engagement geschätzt, die starren hierarchischen Strukturen und speziell die missionarische Tätigkeit werden jedoch klar abgelehnt. Nur ungern ordnet man sich Regularien und Bestimmungen unter.

Von Orden betriebene Krankenhäuser könnten aus diesem Kundenkreis ggf. sogar Förderer und Unterstützer generieren. Ordensnachwuchs ist auf Grund der kritischen Einstellung zu Kirche und Religion hier nicht zu erwarten.

Prekäre

Viele Angehörige des Prekären Milieus leben in sozial und finanziell schwierigen Verhältnissen und sind von Schicksalsschlägen betroffen (Krankheit, Behinderung, Alkoholismus, familiäre Gewalt, zerbrochene Familie, Arbeitslosigkeit). Die Folgen sind häufig Desillusionierung, Verbitterung und Hoffnungslosigkeit. Dieses Milieu ist somit eine klassische Kundengruppe für alle sozial-caritativ tätigen Orden.

Die Überlebensfrage ist in diesem Milieu derart dominant, dass kaum Zeit und

Kraft bleibt, sich über den Sinn des Lebens Gedanken zu machen. Das Wichtigste im Leben sind Gesundheit und der Zusammenhalt in der Familie.

Lebensträume und Visionen sind selten; beklagt werden die ungerechten Zustände in der Gesellschaft, die mangelnde Solidarität und Nächstenliebe, die Gier der Bessergestellten und die Verachtung der kleinen Leute. Manche suchen Ablenkung durch Flucht in Traumwelten, durch intensiven Medien- und Genussmittelkonsum, anderen gibt der Glaube (oder auch der Aberglaube) Trost. Viele Prekäre würden am liebsten die Verantwortung für ihr Leben abgeben.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gegenüber sich selbst ist man oft sehr tolerant und verständnisvoll. Jedes Mittel, um sich zeitweise besser zu fühlen, ist erlaubt: Süßigkeiten, Alkohol, Sex, Spiele, Musik usw.

Wohl fühlt man sich mit Gleichgesinnten, mit Menschen in ähnlicher Lage (Familie, Freunde) und wenn man menschliche Wärme erfährt. Wohlfühlorte liegen häufig in der Natur, da sie nichts von einem verlangt!

Glaube und Religion haben bei Katholiken des prekären Milieus zwei typische Muster: Einige klammern sich an ihren Glauben. Sie erwarten Unterstützung durch Gott. Ihr Glaube spendet ihnen Trost und die Hoffnung, dass es einem

irgendwann besser gehen wird (Bewältigungsstrategie). Gut tun der Austausch in Gebetskreisen und der Empfang der Sakramente. Die Ausrichtung am Christentum und keiner anderen Religion ist selbstverständlich. Allerdings gibt es auch viel Aberglaube und eine situative Hinwendung zu esoterischen Angeboten.

Gott ist der mächtige Vater, der das Schicksal lenkt. Vor ihm sind alle gleich; es besteht kein Erfolgs- oder Leistungsdruck. Gebet wird gewissermaßen als Pflichtprogramm angesehen. Bekannte Gebete und Abendgebete sind ein verbreitetes Ritual. Man bittet um einen Ausweg aus der gegenwärtigen Situation. Es ist der Wunsch, Teil einer Gemeinschaft von Gläubigen zu sein.

Andere dagegen sind aufgrund von schlechten oder leidvollen Erfahrungen von der Kirche enttäuscht (z. B. unverständlicher früher Tod eines Angehörigen, Selbstmord im Bekanntenkreis, Versagung von konkreten Hilfen in persönlichen Notlagen etc.) und haben sich daraufhin fast trotzig von der katholischen Kirche abgewandt. Der Glaube ging verloren.

Die meisten Prekären aber interessieren sich nicht für religiöse Themen, es sei denn, es handelt sich um Skandalgeschichten oder prominente Kirchenvertreter (z. B. Wahl eines deutschen Papstes). Somit ist dieses Milieu keine lohnende Zielgruppe für Veranstaltungen und Kurse von Klöstern und Orden. Auch klösterliche Gästehäuser und Anbieter von Exerzitien finden in diesem Milieu kaum Kunden.

Die Kirche wird insgesamt als unbeweglich und weltfremd empfunden. Man fühlt sich missverstanden, ohnmächtig und im Stich gelassen. Prekäre wün-

schen sich Ansprechpartner mit mehr Verständnis für die eigene Lebenswirklichkeit. Die kirchennahen Angehörigen dieses Milieus wünschen sich lebensnähere, weniger strenge Regeln und eine Rückbesinnung auf die Grundwerte christlichen Zusammenlebens: ehrlich sein, aufeinander achten, sich um diejenigen kümmern, die unten sind und denen es schlecht geht.

Wenn es einen Priester in der Verwandtschaft oder im Freundeskreis gibt, wird er als guter und verlässlicher Kumpel geschildert, mit dem man auch Sorgen und Probleme besprechen kann. Ansonsten erwartet man von Pfarrern oder kirchlichen Mitarbeitern keine wirkungsvolle Hilfe.

Die Caritas und katholische Kindergärten sind im Milieu bekannt, die Beratungsstellen dagegen weniger. Die Wahl des Kindergartens erfolgt nicht aufgrund des weltanschaulichen Profils, sondern aus pragmatischen Gründen, z. B. weil er in der Nähe der Wohnung liegt. Grundsätzlich ist man der Ansicht, dass kirchliche Einrichtungen genauso gut von staatlichen Stellen oder von Wohlfahrtsverbänden betrieben werden könnten. Somit stellt dieses Milieu keine leicht zu erreichende Zielgruppe z. B. für Ordensschulen dar.

Im prekären Milieu engagiert sich nur ein Bruchteil ehrenamtlich. Es fehlen Selbstvertrauen und Erfahrung damit, in der Gemeinschaft mit dem eigenen Beitrag etwas zum Positiven bewegen zu können. Daher kommt dieses Milieu kaum für die Gewinnung ehrenamtlichen Engagements in Frage. Wenn überhaupt, dann engagiert man sich auf Grund des eigenen feinen Gespürs für Ungerechtigkeiten in sozialen Projekten.

Klösterliche Gästehäuser können genauso wenig auf Kundschaft hoffen wie Orden auf Nachwuchs aus diesem Milieu.

Schlussbemerkung

In den betrachteten vier Milieus, die sich in Wertvorstellungen, Interessen, Glaubensverständnis, Haltung zur Kirche und ehrenamtlichem Engagement zum Teil sehr deutlich unterscheiden, können Orden und Klöster dennoch für ihre verschiedenen Angebote Zielgruppen ausfindig machen und ansprechen. Am breitesten scheint der Zugang bei den Konservativ-Etablierten und den Liberal-Intellektuellen möglich zu sein.

Umfassende Informationen über die Katholiken in den zehn Sinus-Milieus® erhalten Sie im MDG-Milieuhandbuch 2013, das Sie über die Homepage der MDG beziehen können (www.mdg-online.de/shop). Die MDG Medien-Dienstleistung GmbH in München bietet zudem an, Orden und Klöster bei ihrem Bemühen zu unterstützen, Menschen zielgruppen- und milieugerecht anzusprechen und zu erreichen.

Aus Rom und dem Vatikan

In dieser Ausgabe der Ordenskorespondenz beschäftigen sich drei Autoren mit der Wahl Jorge Mario Bergoglios SJ zum Papst Franziskus: Sr. Cosima Kiesner befasst sich mit der Papstwahl aus ignatianischer Sicht (S. 160) und P. Augustinus Diekmann OFM aus franziskanisch-lateinamerikanischer Sicht (S. 164). Auch P. Stefan Kiechle SJ, Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten, geht im letzten Kapitel seines Artikels auf das Thema ein (S. 168).

Religiosenkongregation an LCWR-Entscheidung nicht beteiligt

Die kontroverse Entscheidung des Vatikan vom vergangenen Jahr, die US-amerikanische Ordensoberinnenkonferenz LCWR unter Aufsicht des Erzbischofs von Seattle, Peter Sartain, zu stellen, wurde offenbar ohne Konsultation oder Wissen der Religiosenkongregation getroffen. Darauf lassen Äußerungen von deren Präfekt, Kardinal João Braz de Aviz, bei einem Podiumsgespräch im Rahmen der diesjährigen Generalversammlung der Union der Generaloberinnen (UISG) vor rund 800 Generaloberinnen am 5. Mai in Rom schließen. Ausführlich berichtete darü-

ber das amerikanische Internetportal National catholic reporter. Braz de Aviz habe einen Mangel an Dialog- und Abstimmungsbereitschaft zwischen den Dikasterien kritisiert. Die Entscheidung der Glaubenskongregation habe ihm „viele Schmerzen“ bereitet. Es könne nicht sein, dass Kardinäle einander mit Misstrauen behandelten: „Dies ist nicht die Weise, in der die Kirche funktionieren sollte!“ Braz de Aviz stellte fest, bezüglich des Umgangs mit Autorität und Zusammenarbeit seien Erneuerung und Revision nötig. Unterdessen wies der Vatikan Medienberichte über angebliche Unstimmigkeiten zwischen der vatikanischen Glaubens- und der Ordenskongregation zurück. Auch Braz de Aviz hatte vor den Generaloberinnen bereits daran erinnert, dass der Papst eine Fortsetzung der lehrmäßigen Überprüfung der LCWR wünsche. Er bestätigte damit eine Mitteilung des Vatikan von Mitte April. Der Präfekt der Glaubenskongregation, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, hatte die LCWR-Leitung darüber bei einer Zusammenkunft im Vatikan in Kenntnis gesetzt. Müller hatte zudem bekräftigt, dass der LCWR wie andere Zusammenschlüsse dieser Art nach dem Kirchenrecht unter vatikanischer Aufsicht stehe. Er müsse den gemeinsamen Interessen der Orden dienen sowie mit den örtlichen Bischofskonferenzen und den einzelnen Bischöfen zusammenarbeiten.

Bei der Tagung der UISG kam Kardinal Braz de Aviz auch auf die Apostolische Visitation verschiedener amerikanischen Frauenorden zu sprechen, die seitens der Religiosenkongregation unter seinem Vorgänger Kardinal Franc Rodé angestoßen worden war. Er berichtete, der detaillierte Visitationsbericht sei an den Papst weitergeleitet worden. Diesem komme die Entscheidung zu, ob der Bericht veröffentlicht werde. (ncr/div)

Schönstatt-Pater ist Mitglied in Kardinalskommission

Der neuen Kardinalskommission, die kürzlich von Papst Franziskus eingerichtet wurde, gehört unter anderem auch der emeritierte Erzbischof von Santiago de Chile, Kardinal Francisco Javier Errazuriz Ossa (79), an. Ossa ist Mitglied der Schönstatt-Patres und arbeitete seit 1971 als Mitglied der Generalleitung in Deutschland. Er lebte viele Jahre in Vallendar und war von 1974 bis 1980 Generaloberer der Schönstatt-Patres sowie seit 1979 Vorsitzender des Generalpräsidiums der Schönstatt-Bewegung. Am 21. Februar 2001 nahm ihn Johannes Paul II. als Kardinalpriester in das Kardinalskollegium auf.

Franziskanergeneral ist neuer Sekretär für Religiosenkongregation

Jose Rodriguez Carballo (59), Generalminister des Franziskanerordens, ist von Papst Franziskus zum Sekretär der vatikanischen Ordenskongregation ernannt worden. Wie der Vatikan Anfang April mitteilte, erhob der Papst den spanischen Ordensmann zugleich in den Rang eines Erzbischofs. Als Sekretär ist Car-

ballo in der Kurienbehörde der zweite Mann nach dem Präfekten. Der Franziskaner ist Nachfolger des US-Amerikaners Joseph William Tobin CSsR, der von Benedikt XVI. im Oktober zum Erzbischof von Indianapolis ernannt worden war. Die Ernennung Carballos war die erste wichtigere Personalentscheidung des neuen Papstes, nachdem er zuvor alle Leiter der Kurienbehörden in ihren Ämtern bestätigt hatte. Carballo ist seit 2003 Generalminister des Franziskanerordens und seit 2012 Vorsitzender der Union der Generaloberen (USG). Als einer von zwei Nichtkardinälen hatte er mit Papst Franziskus dessen Messe zum Amtsantritt auf dem Petersplatz konzelebriert. Der andere war der Generaloberer der Jesuiten, Adolfo Nicolas. (kna)

Jesuit entlastet Papst Franziskus

Der während der argentinischen Militärdiktatur (1976 bis 1983) gefolterte Jesuit Franz Jalics hat Papst Franziskus im Zusammenhang mit seinem damaligen Verschwinden entlastet. Jalics wies die Behauptung, seine Festnahme sei auf Initiative des damaligen argentinischen Jesuitenprovinzials Jorge Mario Bergoglio geschehen, als falsch zurück. Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen, gab der heute in Oberfranken lebende 85-jährige Jesuit zwei Erklärungen ab, die die deutschen Jesuiten auf ihrer Internetseite veröffentlichten. Darin schreibt er, früher habe er selber der Ansicht zugeneigt, Opfer einer solchen Anzeige geworden zu sein. „Ende der 90er Jahre aber ist mir nach zahlreichen Gesprächen klar geworden, dass diese Vermutung unbegründet war.“ Bergoglio selbst sagte 2010 in einem Zeitungsin-

terview, er habe sich während der Diktatur für mehrere bedrohte Seminaristen und Priester eingesetzt. Dabei habe er auch mit den Junta-Führern gesprochen, um sich für die Betroffenen einzusetzen.
(kna/ dok)

Barmherzige Brüder stellen Papstschuhe aus

Das Museum „San Juan Dios“ der Barmherzigen Brüder im spanischen Granada will die roten Schuhe des emeritierten Papsts Benedikt XVI. ausstellen. Nach seinem Rücktritt hatte Benedikt XVI. die handgefertigten Lederschuhe als Zeichen der Dankbarkeit dem Chef der vatikanischen Apotheke, Frater Rafael Cenizon OH, geschenkt. Dieser hatte sie dem Museum übergeben. Cenizo ist Mitglied der Ordensgemeinschaft der „Barmherzigen Brüder vom heiligen Johannes von Gott“. Anders als Benedikt XVI. trägt sein Nachfolger Papst Franziskus keine roten Schuhe. Das Museum befindet sich in dem Haus, in dem der heilige Johannes von Gott gestorben ist (Casa de los Pisa). Dort werden vor allem religiöse Kunstwerke des 16. bis 20. Jahrhunderts ausgestellt.
(misericordia/kna/dok)

„Kleine Schwestern vom Lamm“ zu Besuch beim Heiligen Vater

Bereits am zweiten Tag seines Pontifikats bekam Papst Franziskus Besuch von 30 Schwestern und einigen Brüdern der jungen „Gemeinschaft vom Lamm“. Als Weihbischof in Buenos Aires hatte Jorge Mario Bergoglio diese Gemeinschaft auch in seiner Stadt angesiedelt. Die „Kleinen Schwestern und

Brüder vom Lamm“ leben in freiwilliger Armut aus Solidarität zu den Armen und gehen selbst betteln. Die Ordensgemeinschaft ist sowohl von der dominikanischen wie auch von der franziskanischen Spiritualität geprägt. Die Mitglieder tragen ein schlichtes, mittelblaues Ordenskleid mit Ledergürtel, langem Rosenkranz und blauem Skapulier. Die Schwestern tragen zusätzlich eine dunkelblaue Kopfbedeckung. Schwestern und Brüder tragen bis zur feierlichen Profess ein Holzkreuz um den Hals, danach eine hölzerne Medaille, die das Lamm Gottes darstellt.
(or/dok)

Von Nazis ermordete Ordensfrau bekommt Erinnerungsort in Rom

Die österreichische Schwester Maria Restituta Kafka (1894-1943) bekommt einen Erinnerungsort in Rom. Ein Kreuz der von Nationalsozialisten hingerichteten Ordensfrau wird künftig in der römischen Kirche der Märtyrer des 20. Jahrhunderts aufbewahrt. Der Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn deponierte das Gürtelkreuz Anfang März feierlich in San Bartolomeo auf der Tiberinsel. Die als Krankenschwester tätige Franziskanerin hatte sich geweigert, Kreuze aus den Stationszimmern zu entfernen, und regimekritische Texte verfasst. Nach der Verhaftung durch die Gestapo wurde sie am 30. März 1943 in Wien hingerichtet. Papst Johannes Paul II. hatte die kleine Basilika San Bartolomeo 2002 dem Gedenken an Glaubenszeugen unserer Zeit und unterschiedlicher Konfessionen gewidmet. Betreut wird sie von der geistlichen Gemeinschaft Sant'Egidio.
(kna)

Aus der Weltkirche

Griechenland

Die orthodoxen Klöster in Griechenland und auf dem Heiligen Berg Athos haben einen Rekord an Novizinnen und Novizen zu verzeichnen. Es handele sich aber überwiegend um verarmte und vor allem obdachlose Opfer der griechischen Finanz- und Wirtschaftskrise, berichtet die Katholische Nachrichtenagentur. Sie seien als sogenannte „Kuttenträger“ (Rhasophoroi) voll in die monastischen Kommunitäten integriert, legten aber keine Gelübde ab. Zunehmend fänden auch ganze Familien in den zahlreichen, meist bisher nur von wenigen Mönchen oder Nonnen bewohnten Klöstern Aufnahme. Sie nähmen ebenfalls am Gebetsleben teil, wohnten aber in Nebengebäuden. Diese Entwicklung bringe zunehmend finanzielle Lasten mit sich: Einigen Klöstern wurde schon der Strom abgeschaltet, weil sie die massiven Zuschläge auf die Grundsteuer nicht mehr erbringen können. Dies ist eine der von Brüssel geforderten Maßnahmen zur Abwendung von Griechenlands drohendem Staatsbankrott. (kna)

Europa/Afrika

1988 haben die Ordensleitungen von 16 in Afrika tätigen Gemeinschaften in Rom das Afrika-Europe Faith and Justice Network (AEFJN) gegründet. Sie eröffneten in Brüssel ein Büro mit dem Ziel, die Politik der Europäischen Union auf ihre Folgen für Menschen in Afrika zu überprüfen und positiv zu beeinflus-

sen. In den folgenden Jahren kamen Länderbüros in Europa und Afrika hinzu, um die Stimme für ein faire Wirtschafts- und Handelspolitik in die Öffentlichkeit zu tragen, darunter in Deutschland das „Netzwerk Afrika Deutschland“. Die Ordensgemeinschaften fühlten sich aus ihrem Glauben heraus verpflichtet, für eine gerechtere Welt einzutreten. Heute gehören 46 Orden zum „Africa-Europe Faith and Justice Network“ (AEFJN). In den letzten 25 Jahren hat sich AEFJN – oft in Zusammenarbeit mit anderen Entwicklungsorganisationen – in vielen Politikfeldern für mehr Gerechtigkeit eingesetzt, um den Ländern Afrikas bessere Entwicklungschancen zu eröffnen. Ein derzeit laufender Evaluierungsprozess soll die geleistete Arbeit reflektieren; ein Aktionsplan für die kommenden Jahre wird erstellt. Das Jubiläum wurde am 22. April mit einem Symposium in Brüssel begangen; für den 15. November ist ein Gottesdienst der Mitgliedsorden mit Kardinal Peter Turkson in Rom geplant.

Israel

Die Salesianer-Provinz des Nahen Ostens hat gegen eine Gerichtsentscheidung protestiert, die den geplanten Verlauf der israelischen Sperrmauer durch ein Klostergelände des Ordens bei Bethlehem für rechtens erklärt. Das Urteil lasse die vom Orden unterstützte Position der betroffenen Familien unberücksichtigt, heißt es in einer Stellung-

nahme. Die Salesianer sicherten den betroffenen Familien ihre Solidarität und die Unterstützung im Kampf gegen die Sperrmauer zu.

Die Entscheidung über den Mauerbau betrifft nach Angaben des Lateinischen Patriarchats von Jerusalem Landwirtschaftsgelände von 58 christlichen Familien sowie Wirtschafts- und Sozialeinrichtungen von zwei Konventen des Salesianerordens. Der Bauplan sieht vor, dass der Konvent und ein Schulgebäude der Salesianerinnen auf drei Seiten von einer acht Meter hohen Betonmauer umgeben und von einem Großteil ihrer Grundstücke abgetrennt werden. Der Bau trenne zudem Bethlehem und weitere Gebiete von Jerusalem und den heiligen Stätten, hieß es in einem Schreiben der Ortsverwaltung im Namen der katholischen, orthodoxen und lutherischen Gemeinden. Die katholischen Bischöfe des Heiligen Landes hatten die Mauer bereits früher als „illegal“ verurteilt. Sie könne zu einer verstärkten Abwanderung von Christen aus Bethlehem führen. (div)

Ukraine

Offenbar aus Protest gegen den Bau einer katholischen Kirche hat ein Unbekannter Mitte April in Kiew mit einem Luftgewehr auf Ordensfrauen geschossen. Wie ukrainische Medien berichteten, kamen die Schüsse aus einem benachbarten Haus, während die Ordensfrauen auf der Baustelle der Kirche beteten. Eine Ordensfrau sei im Gesicht getroffen und leicht verletzt worden, die andere am Arm. Nach ihrer Aussage sei anschließend Gelächter von mehreren Personen zu hören gewesen. Anwohner wehren sich seit Jahren gegen die Errichtung des

Gotteshauses. 2011 hätten sie den Beginn der Bautätigkeit durch das Pflanzen von Bäumen auf dem Grundstück verhindert, hieß es in den Medienberichten. Erst kurz zuvor seien die Arbeiten im Beisein des Kiewer Erzbischofs Petro Malchuk aufgenommen worden. Etwa eine Million der 45,5 Millionen Ukrainer sind römisch-katholische Christen und rund fünf Millionen gehören der mit Rom verbundenen griechisch-katholischen Kirche an. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist orthodox. (kna)

Belgien

Die wohl letzte Begine der Welt, Marcela Pattyn, ist im Alter von 91 Jahren im westbelgischen Kortrijk gestorben. Mit ihr endet eine mehr als acht Jahrhunderte alte Tradition frommer Frauen, die einst in ganz Europa ein Leben zwischen Ordensfrau und Laiin lebten. Im Mittelalter waren Beginen unverheiratete Frauen, die Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobten, jedoch nur für die Dauer ihres Aufenthalts auf dem Beginenhof. Sie nahmen sich der Krankenpflege an und kümmerten sich um das Totengedächtnis. Ihren Unterhalt verdienten sie mit der Tuchherstellung, mit Waschen, Klöppeln und Spinnen. Obwohl das das Konzil von Vienne das Beginentum 1312 als ketzerisch verurteilte, nahm ein päpstliches Dekret die Beginenhöfe der Niederlande von dem Verbot aus und ersparte ihnen so die Verfolgungen, die im restlichen Europa den Untergang der Bewegung einleiteten. Nach den Wirren der Reformation und der Religionskriege zählten Ende des 17. Jahrhunderts einige Höfe, wie Gent und Mechelen, bis zu 1.200 Beginen. Die Französische Revolution mar-

kierte jedoch auch in Flandern den endgültigen Niedergang des Beginentums. Mit dem Tod von Marcella Pattyn ist die „alte Linie“ nun ausgestorben. Neuzeitliche Wiederbelebungsversuche des Beginentums sind – auch in Deutschland – im Gange. Einige von ihnen sind religiös motiviert und lehnen sich mehr oder weniger eng an die historischen Vorbilder an. Andere interpretieren den Begriff wesentlich freier und haben mit den historischen Beginen allenfalls den Namen und eine Form von Kommunität gemein. (kna/dok)

Frankreich

Die katholische Schulbildung in Frankreich soll in Zukunft stärker in den Bistümern angesiedelt werden. Rund zwanzig Prozent der Schüler in Frankreich besuchen eine katholische Privatschule, deren Unterricht überwiegend von Laien oder Ordensgemeinschaften wie den Jesuiten oder Salesianer geleitet wird. Wie katholische Medien in Frankreich berichten, erhalten die Bischöfe nun mehr Einfluss auf die katholischen Privatschulen in ihren Bistümern. Auf ihrer Frühjahrsvollversammlung in Paris hatte die Französische Bischofskonferenz ein neues Statut für den katholischen Unterricht verabschiedet, dass die Vorgaben aus dem Jahr ersetzen sollen. Der scheidende Vorsitzende der Französischen Bischofskonferenz, der Pariser Kardinal Andre Vingt-Trois, erklärte, dass der Bedarf an Koordinierung auf regionaler Ebene zugenommen habe. Künftig solle es eine größere Nähe zwischen den Bischöfen und den Bildungseinrichtungen geben. So brauche es bei der Neubesetzung von Schulleiter-Stellen das Einverständnis des Bischofs. (kna/dok)

Irland

Die mit der Aufarbeitung des katholischen Missbrauchsskandals in Irland befasste kirchliche Kommission hat am 24. April weitere Untersuchungsberichte vorgelegt. Im Blick auf die Ergebnisse sprach das „National Board for Safeguarding Children in the Catholic Church in Ireland“ von einem „sehr positiven“ Gesamtbild. Die geprüften Diözesen und Ordensgemeinschaften hätten die überragende Mehrheit der Kriterien zur Aufklärung von Missbrauchsfällen und zum Schutz von Minderjährigen „voll erfüllt“. Insgesamt zeige sich ein „steter Fortschritt bei der Entwicklung robuster Schutzstrukturen“ in kirchlichen Organisationen, sagte der Vorsitzende der Kommission, Ian Elliott. Die beteiligten Bistümer und Orden hätten umfassend kooperiert und die Empfehlungen der Kommission voll umgesetzt. Dieser dritte Teil von Untersuchungsberichten umfasste die katholischen Bistümer Clogher, Elphin, Ferns, Galway, Killala und Waterford sowie die Ordensgemeinschaft „Society of African Missions“ (Gesellschaft der Afrikamissionen). Damit seien bislang 20 kirchliche Organisationen untersucht. Der noch ausstehende vierte Teil von Begutachtungen nehme acht weitere Institutionen unter die Lupe. Die ersten Untersuchungsberichte hatte die Kommission im November 2011 veröffentlicht. (kna/dok)

Niederlande

Die katholischen Bischöfe und die Ordenskonferenz bedauern sexuellen Missbrauch von Mädchen in kirchlichen Einrichtungen. In einer gemeinsamen Erklärung beider Verbände heißt es:

„Die Bischöfe und Ordensoberen leiden mit den Mädchen und bieten ihnen eine aufrichtige Entschuldigung.“ Anfang April hatte eine Untersuchungskommission, die von den niederländischen Bischöfen beauftragt worden war, einen Bericht zu Missbrauch von Mädchen in kirchlichen Einrichtungen veröffentlicht. Demnach sollen 40 Prozent der Betroffenen im Lauf der Jahrzehnte (1945 bis 2012) „schwer missbraucht“ worden sein. Körperliche Gewalt habe es vor allem in kirchlichen Einrichtungen wie etwa von Ordensfrauen geführten Internaten gegeben. Der frühere Bürgermeister von Den Haag, Wim Deetmann, empfiehlt Mediatoren einzusetzen, um zwischen der Kirche und den missbrauchten Mädchen zu vermitteln. Die Bischöfe müssten gleichermaßen für eine Aufarbeitung der Taten, für eine Anerkennung durch die Kirche und für finanzielle Entschädigung sorgen.

(rv/kna/dok)

Österreich/Schweiz

Im Rahmen der Generalversammlung der Vereinigung der Ordensoberinnen der deutschsprachigen Schweiz und Liechtensteins (VONOS) am 15. April 2013 ist Sr. Zita Estermann, Franziskanerinnen Baldegg, im Amt der Präsidentin bestätigt worden. Einen Wechsel gibt es im Sekretariat der VONOS: Neue Sekretärin ist Sr. Nadja Bühlmann (ebenfalls Kloster Baldegg). Sie löst in diesem Amt Sr. Armina Maissen aus dem Dominikanerinnenkloster Ilanz ab. Bereits seit Januar 2013 ist Sr. Dr. Beatrix Mayrhofer SSND Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ). Sie folgt in dieser Funktion auf Sr. Dr. Kunigunde Fürst, die ihre

Präsidenschaft vorzeitig beendet hat, um zu einem Einsatz nach Kasachstan aufzubrechen. Sr. Dr. Beatrix Mayrhofer rückt als bisherige Stellvertreterin in das Amt der Präsidentin.

Syrien

In der ostsyrischen Stadt Dair az-Zur sind um den 20. April nach schweren Explosionen die Franziskanerkirche und das dazugehörige Kloster zerstört worden. Sie sei die einzige Kirche in Dair az-Zur, die bisher noch nicht beschädigt worden war, berichtete der Franziskaner Tony Haddad, Leiter der Vize-Provinz Naher Osten, dem vatikanischen Nachrichtendienst „Fides“. Die zwei Ordensmänner und die Schwestern von Mutter Teresa, die dort lebten, hätten das Kloster schon in den vergangenen Monaten verlassen. Nach ersten Berichten sollen Kämpfer der Opposition in der Kirche eine Bresche geschlagen haben, um sich dort in Stellung zu bringen. Daraufhin soll die staatliche Armee die Kirche gänzlich zerstört haben. Andere Berichte sprechen von einer Autobombe. Haddad berichtete, in der Region gebe es inzwischen keine Christen mehr. Er zeigte sich verbittert über „so viel Hass und Respektlosigkeit“.

(rv/fides/dok)

Der italienische Jesuitenpater Paolo Dall'Oglio hat unterdessen die „christlichen Führer“ in Syrien scharf kritisiert. „Sie sehen nur, was sie sehen wollen und glauben den Lügen des Assad-Regimes“, sagte er Mitte März in der Berliner Katholischen Akademie. Mit dieser „Regimegläubigkeit“ verbreiteten die Führungskräfte der christlichen Kirchen Islamophobie und verstrickten sich in

die Regime-Propaganda. Dall'Oglio lebte 30 Jahre in Syrien und baute dort das Kloster Deir Mar Musa auf, das weltweit für interreligiösen Dialog bekannt wurde. Im vergangenen Juni wurde er aus Syrien ausgewiesen, kehrte jedoch im Frühjahr zurück, um zwischen den Konfliktparteien zu vermitteln. Der Jesuit sprach sich für Waffenlieferungen des Westens an die „demokratischen Kräfte in Syrien“ aus. Derzeit würden die syrischen Rebellen von Islamisten und der Waffen-Mafia beliefert. „Das Leid ist so groß, dass wir bereit sind, mit dem Teufel einen Pakt einzugehen“, führte Dall'Oglio zur Begründung an. Eine militärische Invasion wie in Afghanistan oder dem Irak lehnte er jedoch strikt ab. Weil der Westen die islamische Welt nicht verstehe, würde ein solches Eingreifen zu einem Desaster führen. Dall'Oglio setzt sich mit einem neu gegründeten Hilfswerk „Relief & Reconciliation“ für Versöhnungsarbeit mit humanitärer Hilfe für die syrische Jugend ein. (kna)

Kongo

In der Demokratischen Republik Kongo ist Ende April ein Seligsprechungsverfahren für sechs italienische Ordensschwwestern eröffnet worden, die vor 18 Jahren an der Ebola-Krankheit starben. Mit einer Messe in der Kathedrale von Kikwit begann nach längeren Voruntersuchungen der kirchenamtliche Prozess für die aus Bergamo stammenden Frauen als „Zeugen der Nächstenliebe“, wie Radio Vatikan meldete. Die Ordensschwwestern hatten sich bei Ausbruch der Seuche geweigert, ihre Krankenstationen zu verlassen, bis sie selbst mit dem Virus infiziert wurden. (kna)

Kroatien

Das höchste Gericht Kroatiens hat die staatliche Enteignung des Klosters Dajla zurückgezogen. Wie die Katholische Presseagentur Österreich berichtet, fällt das Kloster nun in den Besitz der Diözese Poreč-Pula und der Pfarrei Dajla zurück. Die italienische Benediktiner-Abtei Praglia, die das Kloster im 19. Jahrhundert erbaute, erhebt allerdings mit Hilfe des Vatikans ebenfalls Ansprüche. Somit ist der seit Jahren schwelende Konflikt immer noch nicht gelöst; eine Entscheidung der kroatischen Bischofskonferenz steht noch aus. (rv/dok)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Die Kommunität Venio in München wird am 11. Juli 2013, Hochfest des hl. Benedikt, zur Abtei erhoben. Erzbischof Reinhard Kardinal Marx wird die Erhebung im Rahmen einer Eucharistiefeier in der Münchener Basilika der Männerabtei St. Bonifaz vornehmen. Die bisherige Priorin der Kommunität, *Sr. Carmen Tatschmurat OSB* wird erste Äbtissin. Sie wird in derselben Feier die Äbtissinnenweihe erhalten. Die Gründung der Kommunität geht auf das Jahr 1926 zurück; im Jahr 1992 wurde sie als selbständiges benediktinisches Priorat bischöflichen Rechts errichtet. Als Namen für die Abtei übernimmt die Gemeinschaft das Patrozinium ihrer Kapelle. Der offizielle Name lautet damit „Abtei Venio von der Verklärung des Herrn“.

Dominicus Meier, Abt der Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede, wird neuer Offizial im Erzbistum Paderborn. Er folgt am 1. September auf Offizial Wilhelm Hentze, der anlässlich seines 75. Geburtstages in den Ruhestand tritt, wie das Erzbistum mitteilte. Die auf zwölf Jahre begrenzte Amtszeit Meiers als Abt – und damit auch seine Mitgliedschaft im erweiterten Vorstand der DOK – endet an Pfingsten. Die Mönche in Königsmünster wählen am 8. Juni einen neuen Abt.

P. Basilius Doppelfeld OSB (69), ehemaliger Redakteur der Ordenskorrespondenz, starb am 18. Februar 2013 nach langer schwerer Krankheit. P. Basilius ist 1963 in die Abtei Münsterschwarzach eingetreten und war dort von 1986-2002 Missionsprokurator und wirkte als Seelsorger in Exerzitienskursen und Vorträgen. Von 2000 bis 2001 war der Missionswissenschaftler Schriftleiter der Ordenskorrespondenz.

Das Konventkapitel der Augustiner Chorfrauen im Michaelskloster Paderborn hat am 6. Mai 2013 *Sr. M. Veronika Maaßen* als Oberin wiedergewählt.

Im Rahmen des 24. Generalkapitels der Gemeinschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi (Dernbacher Schwestern) wurde Anfang Mai die Inderin *Sr. Gonzalo Vakasseril* zur Generaloberin gewählt. Sie löst am 27. Juli 2013 die bisherige Generaloberin *Sr. Jolise May* in diesem Amt ab.

Im April 2013 wurde im Karmel Aude-rath Schwester Anna Magdalena Schmitt für eine dritte Amtszeit von drei Jahren wiedergewählt.

Am 16. April 2013 hat das 15. Generalkapitel der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser *Sr. Margret Obereder MSsR* zur neuen Generaloberin für vier Jahre gewählt. Sie löst damit *Sr. Anneliese Herzig* ab, die das Amt zwölf Jahre lang innehatte. *Sr. Margret* hat seit 2001 in der Ukraine gelebt und die dortige Region geleitet.

Sr. Margret Obereder, neue Generaloberin der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser, hat *Sr. Ruth Maria Stamborski MSsR* zur Regionaloberin der Region Deutschland-Österreich ernannt. Sie folgt in diesem Amt *Sr. Michaela Holzner* nach.

Die Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (AGBO) hat im Rahmen ihrer diesjährigen Versammlung *Br. Jeremias Borgards OFMCap* zu ihrem neuen Vorsitzenden gewählt. Er löst in dieser Aufgabe *Sr. Rut-Maria Rolke* ab, die in ihrer Gemeinschaft neue Aufgaben übernommen hat.

Nach einer Erkrankung des bisherigen Administrators, Abt Dr. Thomas Denter O.Cist., hat Abtpräses Anselm von der Linde (Mehrerauer Kongregation) *P. Cyrill Greiter O.Cist.* aus der Zisterzienserabtei Stams in Tirol zum Administrator der Abtei Himmerod ernannt. *P. Cyrill* ist seit September 2012 in Himmerod; die Beauftragung gilt zunächst bis zum Kongregationskapitel im Herbst dieses Jahres.

Das Provinzkapitel der Deutschen Provinz der Pallottinerinnen hat am 13. April 2013 *Sr. Helga Weidemann SAC* zur Provinzoberin wiedergewählt. *Sr. Helga* hat am 27. April ihre neue Amts-

zeit als Provinzoberin für Deutschland und Brasilien angetreten.

Das Wahlkapitel der Ursulinen der Kongregation Calvarienberg-Ahrweiler hat am 23. März 2013 *Sr. Maria Monheim* zur neuen Generaloberin gewählt. Sie übernimmt das Amt am 13. Mai 2013 von *Sr. Gisela Buisgen*.

Das Provinzkapitel der Dillinger Franziskanerinnen, Provinz Bamberg, hat am 25. März 2013 *Sr. M. Martina Schmidt OSF* als neue Provinzoberin gewählt. Sie wird am 1. September *Sr. M. Rita Walter OSF* in diesem Amt ablösen. Die Amtszeit beträgt sechs Jahre.

Im Rahmen des Generalkapitels der Vinzentinerinnen Heppenheim ist *Sr. M. Brigitta Buchler* am 15. März 2013 für weitere sechs Jahre zur Generaloberin wiedergewählt worden.

Im Rahmen des 14. Generalkapitels der Gemeinschaft der Elisabethschwestern (Freiburg) wurde am 1. März 2013 *Sr. Lincy Poonoly* für sechs Jahre zu deren Generaloberin gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Beatrice Moozhayil* ab.

Neue Priorin des Karmel Hl. Blut in Dachau ist *Sr. Irmengard Schuster OCD*. Sie wurde im Rahmen der Konventwahlen am 27. Februar 2013 gewählt und übernimmt das Amt von *Sr. Enikö Peter*.

Die Theresienschwestern vom Katholischen Apostolat (Mehring) haben *Sr. Gabriele Bérjon Falagan SAC* zur neuen Generaloberin gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Lucia Omasmeier SAC* ab.

Am 18. Januar 2013 ist *Äbtissin M. Hildegard Menzel OSC* im Rahmen der turnusmäßigen Wahlen im Kloster St. Klara, Maria Vesperbild (Ziemetshausen) für eine weitere Amtszeit in ihrem Amt bestätigt worden.

Am 10. Januar 2013 hat *Sr. Angela Strobel OSB (70)* eine weitere Amtsperiode von sechs Jahren als Generalpriorin der Missions-Benediktinerinnen (Tutzing) begonnen. Das Generalkapitel hatte sie am 3. Oktober 2012 wiedergewählt. Nach ihrer Profess 1966 wirkte sie ab 1969 in Brasilien. Im Jahr 2000 wurde sie zur stellvertretenden Generalpriorin, 2006 zur Generalpriorin gewählt. (EuA)

Die Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters Maria Lind (Waldfeucht bei Heinsberg) haben am 8. März 2013 *Sr. M. Theresia Hegermann* zu ihrer neuen Äbtissin gewählt. Sie folgt in diesem Amt auf die langjährige Äbtissin *Sr. M. Felicitas Semenec*.

Bereits am 15. Juli 2012 hat Erzbischof Dr. Robert Zollitsch *Sr. Roswitha Wecker OSU* für sechs Jahre zur Oberin des Ursulinenkonvents in Villingen-Schwenningen ernannt. Sie hat das Amt von *Sr. Eva-Maria Lapp OSU* übernommen, die es aus Krankheitsgründen abgeben musste.

Missionsorden förderten 2012 Projekte in Höhe von über 100 Mio. Euro

Die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Missionsprokuren hat ihren Rechenschaftsbericht für 2012 veröffentlicht. Danach unterstützten die 83 berücksich-

tigten Ordensgemeinschaften im Jahre 2012 Projekte in aller Welt in Höhe von 101.067.564,19 Euro. Nach Asien flossen Hilfgelder in Höhe von rund 22 Mio Euro, nach Afrika 34 Mio Euro, nach Lateinamerika 25,5 Mio Euro, nach Osteuropa 1,6 Mio Euro und in sonstige Länder 4,5 Mio Euro. Für Werbung und Bildung wurden je 5,6 Mio. Euro und 2.2 Mio. Euro aufgewandt.

DKMR förderte 2012 171 Kleinprojekte

Der Vergabeausschuss des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR) hat im vergangenen Jahr 2012 – dem letzten Jahr seines Bestehens – Zuschüsse in Höhe von mehr als 693.000 Euro zur Förderung von 171 Kleinprojekten deutscher Missionskräfte vergeben und zwar für 61 Projekte in Afrika, 73 in Südamerika, 29 in Asien und 8 in Osteuropa. Die Projektförderung wird nach Auflösung des DKMR seit Anfang 2013 von der DOK weitergeführt.

Marianisten ziehen sich aus Deutschland zurück

Die Marianisten ziehen sich aus Deutschland zurück. In der deutschen Niederlassung der österreichischen Provinz in Fulda lebten zuletzt noch zwei Mitbrüder. Das Kloster wurde zum 12. November 2012 aufgelöst.

Missbrauchsstudien in Ettal und am Bonner Aloisiuskolleg vorgestellt

Am 7. März wurde in München eine 162-seitige Studie des Instituts für Praxisforschung und Projektberatung (IPP)

über sexuellen Missbrauch in Ettal vorgestellt. Auftraggeber war das Kloster in Abstimmung mit dem Verein der Ettaler Misshandlungs- und Missbrauchsopfer. Die Studie und ein Statement von Abt Barnabas stehen auf der Internetseite der Abtei zum Download zur Verfügung.

Das Bonner Aloisiuskolleg hat am 15. März ebenfalls einen weiteren Bericht über Missbrauch veröffentlicht. Dieser bezieht sich nach Angaben der Katholischen Nachrichtenagentur vor allem auf die Einrichtung „Ako Pro Scouting“, das Freizeitprogramm für Schüler. Der Kölner Psychologe Arnfried Binting schreibt in seinem Bericht über langjährige sexuelle Übergriffe und Machtmissbrauch durch den Ende 2010 entlassenen Leiter der Einrichtung. Der seit Juli 2011 amtierende Rektor, Pater Johannes Siebner, bittet für die Mängel in den zurückliegenden Jahren um Verzeihung. Er sei bestürzt und erschüttert über die „perfide und brutale Vorgehensweise“ des ehemaligen Ako Pro Leiters. Gegen diesen hatte es bereits mehrere Ermittlungsverfahren gegeben, jedoch mussten sie wegen Verjährung oder mangelnder Beweise eingestellt werden. (rv/kna)

Bundesrat stärkt Rechte von Missbrauchsopfern

Der Bundesrat hat am 3. Mai 2013 ein Gesetz zur Verlängerung der Verjährungsfristen bei sexueller Gewalt gebilligt. Danach wird sexueller Missbrauch von Kindern künftig im Zivilrecht später verjähren. Zudem werden weitere Rechte minderjähriger Opfer von sexualisierter Gewalt gestärkt und sie bei Verfahren besser geschützt. Mit dem

Gesetz werden Empfehlungen des von der Bundesregierung eingesetzten Runden Tisches gegen sexuellen Missbrauch umgesetzt. Um die Opfer nicht durch mehrfache Vernehmungen unnötig zu belasten, sollen ihre Aussagen künftig auf Video festgehalten werden können. Bei besonders sensiblen Vernehmungen kann der Richter die Öffentlichkeit ausschließen. Ferner sollen Opfer sexualisierter Gewalt leichter einen kostenlosen Opferanwalt erhalten. Wesentlich ist zudem, dass die zivilrechtlichen Verjährungsfristen nach dem Gesetzentwurf verlängert werden. Dies war ein Kernanliegen der Betroffenen. Zivilrechtliche Schadensansprüche sollen künftig erst nach 30 Jahren verjähren. Bislang war dies bereits nach drei Jahren der Fall. Viele minderjährige Opfer sind durch den Missbrauch so traumatisiert, dass sie erst Jahrzehnte später in der Lage sind, sich dem an ihnen begangenen Verbrechen zu stellen. Im Strafrecht wird die Verjährungsfrist nach dem neuen Gesetz erst mit der Vollendung des 21. beginnen. Bislang war dies bereits mit 18 Jahren der Fall. Nur bei schweren Sexualdelikten verjähren die Taten künftig frühestens mit der Vollendung des 41. Lebensjahrs des Opfers, unter bestimmten Voraussetzungen sogar erst mit der Vollendung des 61. Lebensjahrs des Opfers.

China-Zentrum wird 25 Jahre alt

Das von Orden, Hilfswerken und Bistümern gegründete China-Zentrum hat am 11. April sein 25-jähriges Bestehen gefeiert. Das Zentrum war die Antwort der Kirche auf die Öffnungspolitik Chinas in den 1980er Jahren nach der Kul-

turrevolution. Das China-Zentrum gibt viermal im Jahr die Zeitschrift „China heute“ sowie das englischsprachige e-Journal „Religions & Christianity in Today's China“ heraus. Es organisiert Reisen kirchlicher Gruppen aus China oder nach China und vermittelt chinesische kirchliche Projektanträge. Zugleich fördert die Einrichtung die Erforschung des Christentums in China und seiner Geschichte sowie der anderen Religionen im chinesischen Kulturraum. Seit Mitte der 1990er lädt das Zentrum junge Ordensschwwestern, Priester und Seminaristen aus der Volksrepublik zu theologischen Studien nach Deutschland ein. Die meisten von ihnen studieren an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Steyler Missionare in Sankt Augustin. (kna)

Kuhnert neuer Geschäftsführer beim Missionsärztlichen Institut

Michael Kuhnert (52), zuletzt Länderreferent beim Bischöflichen Hilfswerk Adveniat, ist neuer Geschäftsführer des Würzburger Missionsärztlichen Instituts (MI). Der Theologe und ausgebildete Krankenpfleger tritt die Nachfolge von Karl-Heinz Hein-Rothenbücher (59) an, der das MI seit 1994 leitete. Kuhnert stammt aus Nürnberg, ist mit einer Kolumbianerin verheiratet und hat zwei Kinder. Das Missionsärztliche Institut wurde 1922 auf Betreiben der damaligen Superiorenkonferenz der Höheren Oberen der missionierenden Orden gegründet. In deren Nachfolge ist die DOK bis heute „Korporatives Mitglied“ des MI und wird dort derzeit von P. Thomas Klosterkamp OMI vertreten. Das MI bildet medizinisches Fachpersonal für den

Einsatz in tropischen Ländern aus und berät kirchliche Gesundheitsdienste sowie Projektpartner und Hilfswerke.

Kloster Pielenhofen offiziell aufgelöst

Mit Datum von 8. September 2013 hat die Religiösenkongregation der Auflösung des Salesianerinnenklosters Pielenhofen offiziell zugestimmt. Die weniger und älter gewordenen Salesianerinnen aus Pielenhofen haben Heimat im Kloster der Salesianerinnen in Zangberg gefunden; sie werden Teil der dortigen Kommunität. Gebäude und Grundbesitz in Pielenhofen werden derzeit verkauft.

Münsterschwarzach feiert Doppeljubiläum

Die Missionsbenediktiner in Münsterschwarzach feiern dieses Jahr zwei Jubiläen: Vor 100 Jahren kehrten die Ordensleute zurück nach Mainfranken und vor 75 Jahren wurde die heutige Abteikirche geweiht. Die um 780 gegründete Abtei wurde im Jahr 1803 im Zuge der Säkularisation aufgehoben. 110 Jahre später kehrten die Benediktiner von Sankt Ottilien aus zurück. Die Nationalsozialisten hoben 1941 die Abtei erneut auf, aber 1945 konnten die Mönche erneut zurückkehren. Begangen wird das Doppeljubiläum mit verschiedenen Veranstaltungen. Am 8. September findet ein Festakt mit dem Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann statt. Zum Weltmissionssonntag am 20. Oktober wird der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick erwartet.

Sankt Georgen bekommt neues Priesterseminar

Auf dem Campus der Frankfurter Jesuiten-Hochschule Sankt Georgen wird im Wege eines Rückbaus des bisherigen Priesterseminars ein neues errichtet. In ihm sollen einmal insgesamt 60 angehende katholische Priester sowie Priester, die Aufbaustudien betreiben, leben, wie die Verantwortlichen am 16. April vor Journalisten erläuterten. Mit den Baumaßnahmen soll am 1. August begonnen werden. Bezugsfertig soll das neue Priesterseminar am 1. Oktober 2015 sein. Die Kosten belaufen sich nach Angaben des Trägervereins Philosophisch-Theologische Hochschule auf 8,8 Millionen Euro. An der Finanzierung sind neben dem Trägerverein auch der VDD sowie die Bistümer Limburg, Hildesheim, Osnabrück und das Erzbistum Hamburg beteiligt. Deren Priesteramtskandidaten werden in Frankfurt ausgebildet. Die Leitung des Seminars liegt beim Jesuitenorden. (dt/kna)

Neues Leben im Kloster in Aschaffenburg

Das frühere Kapuzinerkloster in Aschaffenburg ist seit wenigen Wochen wieder mit Leben gefüllt. Fünf Schwestern und drei Brüder der Franziskanischen Gemeinschaft von Bethanien wohnen im bereits sanierten ersten Abschnitt des Gebäudekomplexes. Das Bistum Würzburg investierte nach Angaben der Bischöflichen Finanzkammer rund drei Millionen Euro, um die historische Bausubstanz zu erhalten und den Innenausbau auf den heutigen Standard zu bringen. Bischof Dr. Friedhelm Hofmann weihte das Kloster am 14. April mit ei-

nem Gottesdienst in der Kapuzinerkirche offiziell ein.

Die ersten Mitglieder der von Kapuzinerpater Pancrazio Gaudio in Italien gegründeten jungen Ordensgemeinschaft kamen 2009 zunächst nach Würzburg. Schwerpunkt des Engagements der Gemeinschaft ist die allgemeine Seelsorge. An den Gottesdienstzeiten in der Aschaffener Kapuzinerkirche hält die italienische Ordensgemeinschaft ebenso fest wie am „Nothelferdienst“ für Menschen in schwierigen Lebenslagen an der Pforte des Klosters. Als Säulen ihrer Spiritualität bezeichnen die Ordensfrauen und -männer das Gebet, die Gastfreundschaft und das Gemeinschaftsleben. Bis Ende 2014 soll die Kommunität auf 15 Personen aufgestockt werden. (POW)

Kloster Maria Engelport geht an junge Schwesterngemeinschaft

Die Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) verlassen nach 110 Jahren das Kloster Maria Engelport bei Treiskarden - ihre zweitältesten Niederlassung in Deutschland. Das teilte die Gemeinschaft am 7. Mai mit. Mit Zustimmung des Bischofs von Trier werden mit Beginn des kommenden Jahres die „Anbetungsschwestern des Königlichen Herzens Jesu“ Kloster Maria Engelport übernehmen. Die noch junge Gemeinschaft ist der weibliche Zweig des „Institutes Christus König und Hohepriester“, einer internationalen katholischen Priestergemeinschaft, die bereits im nahegelegenen Mörsdorf eine kleine Niederlassung unterhält. Die Oblaten werden sich am 8. Dezember, dem Patronatsfest ihrer Gemeinschaft,

offiziell vom Kloster Maria Engelport und den Menschen der Umgebung verabschieden.

Mutter Maria Theresia Bonzel wird selig gesprochen

Am 10. November 2013 wird Mutter Maria Theresia Bonzel genau 150 Jahre nach Gründung ihrer franziskanischen Ordensgemeinschaft von der ewigen Anbetung (Olpe), seliggesprochen. Papst Franziskus unterzeichnete am 27. März 2013 das entsprechende Dekret. Die feierliche Seligsprechung durch Angelo Kardinal Amato aus Rom findet in Paderborn statt.

Maria Theresia (Aline) Bonzel wurde 1830 in Olpe als Tochter eines Kaufmanns geboren. Sie wurde 1850 Mitglied der franziskanischen Laienbewegung des III. Ordens. Die Not der Menschen ihrer Zeit bewegte 1859 sie und eine Gruppe gleich gesinnter Frauen dazu, nicht nur für die Armen und Kranken zu beten, sondern aktiv ihre Leiden zu lindern. 1863 bestimmte Bischof Konrad Martin von Paderborn, dass das Kloster in Olpe selbständig wurde und setzte Mutter Maria Theresia Bonzel als Oberin ein. Sr. Franziska Schervier von den Aachener Franziskanerinnen ermutigte Maria Theresia, die

an sie herangetragene Verantwortung, anzunehmen. Aufgrund der Erfahrungen in Zeiten des Kulturkampfes gründete sie als eine der ersten Frauen 1902 eine GmbH, was nach preußischem Recht gerade erst möglich war. Am 18. September 1961 wurde der Seligsprechungs-Prozess durch Erzbischof, Kardinal Lorenz Jäger eröffnet. Dieser Weg sollte 50 Jahre dauern. Um einen Seligsprechungsprozess zu Ende zu führen, muss, nach kirchlicher Vorgabe, wenigstens ein anerkanntes Wunder nachgewiesen werden: Im Oktober 2012 wurde die Heilung eines 4-jährigen Jungen aus den USA auf die Fürsprache von Mutter Maria Theresia anerkannt.

Osteraufruf 2013 der Initiative für eine prophetische Kirche

Der Initiativkreises „Leben in Fülle“ hat zu Ostern einen neuen Aufruf „Prophe-tisch werden – für eine verwandelte Welt!“ formuliert. Er steht auf der Internetseite <http://www.leben-in-fuelle-fuer-alle.de/> zum Download zur Verfügung. Die Idee des „Aufrufs für eine prophetische Kirche“ entstand aus dem Deutschen Katholischen Missionsrat (DKMR) heraus.

... Neue Bücher

Es begann mit einer Träne ...

Leben und Schriften der heiligen Camilla Battista von Varano OSC
Hrsg. von Gottfried Egger unter Mitarbeit von Elisabeth Bähler, Susanne Ernst, Angela Tauchen, Monica Benedetta Umiker und Elisabeth Zacherl.
Heiligenkreuz: Be&Be-Verlag, 2012. – 456 S.

Der anrührende Titel lässt auf einen Liebesroman schließen, aber das Buch ist kein Roman. Hier werden erstmals in deutscher Sprache die Schriften der im Oktober 2010 durch Papst Benedikt XVI. heiliggesprochenen Klarisse Camilla Battista von Varano (1458-1524) vorgelegt und kommentiert. Die Mystikerin entwickelte eine lebenslange, tiefe Beziehung zum Leiden Jesu.

Einleitend erzählt Gottfried Egger die Vita der Camilla von Varano, die in Camerino (Marken) als außereheliche Tochter des politisch einflussreichen Herzogs von Camerino geboren wurde. Sie wuchs als Prinzessin an einem Renaissancehof auf. Dort erwarb sie eine gediegene humanistische Bildung. Ihre Stiefmutter gehörte dem franziskanischen Dritten Orden an, was sicherlich prägend für die spätere Ordenswahl war.

Über das Leben der Heiligen informiert umfassend ihre Autobiographie "Das geistliche Leben", die als eine Art Lebensbeichte verfasst ist. Im Alter von 8 oder 10 Jahren hatte Camilla Battista von Varano bei einer Karfreitagspredigt des Franziskaner-Oberservanten Dominikus von Leonessa, ein einschneidendes geistliches Erlebnis. Dieser sprach über die Leiden Jesu und forderte dazu auf, das Leiden Jesu zu beweinen und dafür jeden Freitag mindestens eine Träne zu vergießen. Camilla weinte jeden Freitag eine Träne und fand dabei den Weg von einer "Leistungsfrömmigkeit" (S.26) in die Kontemplation und hin zu einer völligen Vertiefung in die Passion Christi. Trotzdem war Camilla den Annehmlichkeiten des höfischen Lebens zugetan. Ihr Exodus vom Hof ging 1481 – nach einem vorausgehenden Konflikt mit dem Vater – in das Klarissenkloster Santa Chiara von Urbino. Ihr Vater wollte sie weiterhin in seiner Nähe haben und kaufte 1484 ein Kloster der Olivetanermönche, Santa Maria Nuova in Camerino, welches in ein Klarissenkloster mit dem Namen Santa Chiara umgewidmet



ISBN 978-3-902694-36-2.
EUR 29.90.

wurde. Das Kloster befolgte die Klararegel von 1253. Der geistliche Weg von Sr. Battista war immer durch Kontakte und Beziehungen zu verschiedenen Franziskanerbrüdern der Observanz geprägt und begleitet (S. 45-56). Camilla Battista Varano war selbst an der Reform einiger Klarissenklöster beteiligt und sie gehörte zu einem Netzwerk humanistisch gebildeter Klarissen, welches aus gebildeten Frauen, die überwiegend aus Fürstenhäusern der Renaissance stammten, zusammengesetzt war. Zu ihrem Leben gehörten auch Eingebungen, Ekstasen und Visionen, wie sie selbst beschreibt. Trotz aller Christusverbundenheit blieb ihr über mehrere Jahre hinweg die krisenhafte Erfahrung der dunklen Nacht nicht erspart. Sie musste die Ermordung von Familienmitgliedern durch den Papstsohn Cesare Borgia mit ansehen und selbst zeitweilig aus ihrem Kloster fliehen. Sie wurde nach der Rückkehr mehrere Male zur Äbtissin gewählt. Sie starb – wahrscheinlich an der Pest – 1524 im Alter von 66 Jahren, von denen sie 43 im Orden verbracht hatte. Sie wurde im Kloster beigesetzt und 1843 selig gesprochen. Die franziskanische Trias von Krippe, Kreuz und Altar prägte ihre Spiritualität.

Trotz aller Zeitgebundenheit sind ihre meist altitalienischen Schriften, die zwei Drittel des Buches ausmachen, Zeugnisse gelebter Kontemplation. Es wird bei der Lektüre durchaus deutlich, wie die Heilige in der Nachfolge der Klara von Assisi steht und die Heilige Schrift immer in ihr Leben einbezieht. Die Heilige der Renaissance wurde von Generalminister des Franziskanerordens José Rodrigues Carballo anlässlich der Heiligsprechung als "Ein Licht für unsere Zeit" bezeichnet. Die leicht lesbaren Schriften – überwiegend als echte Briefe verfasst – stammen aus der Zeit zwischen 1479 und 1521. Besonders hervorstechend sind vier Lauden, die sich auf Christus beziehen und einen Einblick in die monastische Lebenskultur der Klarissen geben. Erstmals werden alle der Heiligen zuzuweisenden Texte in einfühlsamer und gut lesbarer deutscher Sprache vorgelegt, was der großartigen Leistung des Übersetzerteams zu verdanken ist. Einen eigenen Eindruck kann man sich bei den Lauden verschaffen, die in Italienisch und Deutsch wiedergegeben werden. Die textkritisch-wissenschaftliche Kommentierung ist sparsam, aber völlig ausreichend für die Lektüre. Der Leser taucht ein in die Welt einer Klausurschwester, die doch sehr geerdet schreibt und die Glaubensfragen ihres Lebens zu meistern versucht.

Die Varanoschriften werden vorzüglich durch ein Schrifstellenregister sowie durch einen Personen- und Ortsindex erschlossen. Darstellungen der Heiligen und ihres Lebensumfeldes sind in einem Abbildungsteil beigefügt. Die Lektüre der Schriften wird durch einen tiefen Einblick in die franziskanisch-klarissanische Spiritualität belohnt.

Gisela Fleckenstein OFS

Christiane Laudage

Kampf um den Stuhl Petri

Die Geschichte der Gegenpäpste

Freiburg u.a.: Herder-Verlag, 2012. – 259 S.

”Immer mal wieder kursieren Antiwitze. Einer von ihnen lautet: Was sagt ein Papst zum anderen? Die Antwort muß mit einem triumphierenden Lachen lauten: Es gibt nur einen Papst!”. Man muss schmunzeln, wenn man die ersten Sätze des Vorwortes zu Christiane Laudages Buch liest. Scheint diese Pointe doch eindeutig auf die jüngsten Ereignisse in Rom gemünzt zu sein. Aber der Verfasserin geht es nicht um den Amtsverzicht Benedikts XVI. und die damit gegebene Koexistenz eines Papstes und eines ”Papa emeritus”, sondern um die Geschichte der Gegenpäpste.

Erstaunlicherweise ist das historische Phänomen des Gegenpapsttums bisher kaum Gegenstand zusammenfassender Darstellungen geworden. Als Standardwerk gilt bis heute die ”Istoria degli Antipapi” von Ludovico Agnello Anastasio aus dem Jahre 1754 (!). Das ”aktuellste”, ebenfalls italienischsprachige Werk zum Thema stammt von Ludovico Silvani, ist 1971 zuletzt aufgelegt worden und nur noch antiquarisch zu erreichen. Im deutschen Sprachraum existierte bis vor kurzem überhaupt keine Monographie über die Gegenpäpste. Erst ein Forschungsprojekt an der RWTH Aachen unter Leitung des Mediävisten Harald Müller hat sich des Themas in jüngster Zeit wieder angenommen. Die Ergebnisse dieser Forschungen wurden 2012 in einem Tagungsband unter dem Titel ”Gegenpäpste – ein unerwünschtes mittelalterliches Phänomen” veröffentlicht. Die Verfasserin hat von der Forschungsarbeit in Aachen nach eigenem Bekunden wichtige Impulse für die vorliegende Arbeit erhalten, ihren Schwerpunkt jedoch auf eine wissenschaftlich fundierte, aber gleichzeitig für ein breiteres Publikum gut lesbare Darstellung gelegt. Ein – soviel kann bereits an dieser Stelle gesagt werden – verdienstvolles Unterfangen.

Nach einer kurzen, aber dichten Übersicht über die Geschichte des Papstwahlrechtes (S. 26 ff.) folgt das Buch in seinem Hauptteil strikt der historischen Chronologie, von Hippolyt bis zu Felix V. Jedem der Gegenpäpste wird ein eigenes Unterkapitel gewidmet, in dem seine Geschichte im Kontext der (kirchen-)politischen Situation dargestellt wird. Abschließend beleuchtet die Verfasserin in einem Kapitel ”Das Schisma und die Folgen” das Leben und Nachleben der Gegenpäpste nach dem endgültigen Scheitern ihrer Ambitionen.



ISBN 978-3-451-30402-6.
EUR 19.99.

Den Kern der Arbeit bilden also mehr als 30 Miniaturen, in denen die "Kontrahenten" (meist zwei, manchmal auch drei) biographisch vorgestellt und die historischen Abläufe geschildert werden. An diesen Bericht schließt sich häufig eine Erörterung der Frage an, wie der oder die Unterlegenen einzuordnen sind, ob man im konkreten Fall also sinnvollerweise von einem Gegenpapst sprechen kann. Die Verfasserin orientiert sich dabei an Amato Pietro Frutaz (1907-1980), einem langjährigen Mitglied der Kongregation für die Heiligsprechungen und Spezialisten für das Thema der "Antipapi". Von ihm stammt die gängige Definition: "Gegenpapst ist, wer trotz eines bereits kanonisch erwählten Papstes eine Papstwahl annimmt, auch wenn er es in gutem Glauben tut" (S. 18). Nun sind die historischen Ereignisse leider häufig weitaus unüberschaubarer, als die Einfachheit der Definition dies suggeriert. Gerade die Rechtmäßigkeit einer bereits erfolgten Wahl ist es ja, die vom "Gegenpapst" (im Sinne der Chronologie) oft angezweifelt wird. Erschwerend kommt hinzu, dass bereits die Erhebung der Ereignischronologie durch eine dürftige oder einseitige Quellenlage (vor allem in der Antike und im Frühmittelalter) erschwert oder sogar verhindert wird. So wird z.B. bzgl. des ersten "Gegenpapstes", des heiligen (sic!) Hippolyt von Teilen der heutigen Forschung ernsthaft in Frage gestellt, ob die historische Person (der Theologe Hippolyt) mit dem unter demselben Namen überlieferten Gegenspieler von Papst Calixt wirklich identisch ist. Die Verfasserin bemüht sich, der Komplexität der Fragen "Was ist ein Gegenpapst?" und "Wer war ein Gegenpapst?" in den Einzeldarstellungen gerecht zu werden. Der Lesbarkeit ihrer Arbeit und der strukturellen Konsistenz tut dieses Bemühen nicht immer gut. Dies schlägt um so mehr zu Buche, als der Wunsch nach einer gewissen Ausgewogenheit der dargestellten Fälle an der Uneinheitlichkeit der Quellenlage scheitern muss. Der Versuch, über die Einzeldarstellungen hinweg durch Vergleiche und die Diskussion systematischer Fragestellungen einen "roten Faden" zu konstruieren, konkretisiert so auf weiten Strecken den Charme der Grundidee.

Dieser Kritikpunkt hebt die vielen positiven Aspekte der Arbeit aber keineswegs auf. Der Leser erhält nicht nur solide und gut belegte Informationen über einzelne Gegenpäpste (vielleicht spricht man besser und allgemeiner von "päpstlichen Gegenwelten"); ihm wird auch eindrucksvoll vor Augen geführt, dass die selbstverständlich erscheinende Eindeutigkeit der Sukzession auf dem Stuhl Petri nur für die letzten 500 Jahre gegeben ist. In den fast 1.500 Jahren zuvor war die Wahl des römischen Bischofs immer wieder in einer Weise in innerkirchliche Auseinandersetzungen, Rivalitäten römischer Familienclans und politische Konflikte verwickelt, dass die Ermittlung des legitimen Nachfolgers der hl. Petrus in vielen Fällen sehr mühsam, in manchen reine Dezision ist.

Als sehr wohltuend ist auch die völlig ideologiefreie Herangehensweise von Laudage an ihr Thema hervorzuheben. Sie verweigert sich auf der einen Seite konsequent einem "Gut-Böse-Schema", überhöht ihre Protagonisten aber auf der anderen Seite auch nicht zu "Antipäpsten" im Sinne eines revolutionär anderen Kirchenverständnisses. Gegenpäpste wollten in genau derselben Kirche und auf genau dieselbe Weise das Petrusamt ausüben wie ihre jeweiligen (legitimen) Kontrahenten. Mit derselben Souveränität räumt sie auch mit der nach wie vor populären Legende von der Päpstin Johanna auf (S. 55f.).

Ärgerlich sind – das soll abschließend nicht verschwiegen werden – die sprachlichen Mängel, die die Arbeit durchziehen. Sätze wie der folgende sind in dem vorliegenden Buch keine Seltenheit: "Bekanntlicherweise [sic!] ging Clemens dann nach Avignon, um dort auf der Grundlage des Papsttums in Avignon das avignonesische Papsttum zu begründen" (S. 153). Man stellt sich bei der Lektüre solcher Stilblüten unwillkürlich die Frage, ob in einem renommierten Haus wie dem Verlag Herder der Begriff "Lektorat" noch irgendetwas mit seinem ursprünglichen Sinn zu tun hat.

Michael Schäfer



Marc Ouellet

Charismen

Eine Herausforderung

Übersetzt von Alwin Letzkus und Adrain Walker.

Einsiedeln: Johannes-Verlag, 2011. – 105 S. – (Neue Kriterien, Bd. 12).

Zu allen Zeiten gab es innerkirchliche Aufbrüche, die das Evangelium radikal zu leben suchten. Denken wir nur an die zahlreichen Ordensgründungen. Durch Jahrhunderte hindurch war der Weg der Nachfolge Christi von ihnen geprägt. Im vergangenen Jahrhundert entstanden innerkirchlich spirituelle Bewegungen, die eine Erneuerung im persönlichen Glaubensleben, im innerkirchlichen Bereich und in der Evangelisation anstrebten. Diese „Movimenti“ wollen Menschen, die nach Sinn und tragfähigen Beziehungen suchen, für Christus begeistern. Ihr primäres Anliegen ist die Umkehr des Herzens und eine erneute Liebe für Christus und seine Kirche. Durch das II. Vatikanische Konzil angeregt, hat diese „Spiritualität der Laien“ das Volk Gottes als „auserwähltes Geschlecht“ und als „königliche Priesterschaft“ (1 Petr 2,9) ebenso neu entdeckt wie unter der Dynamik des Heiligen Geistes die Charismen, die der Kirche Lebendigkeit, Vielfalt und gleichzeitige Einheit schenken.

Vorliegendes Büchlein gibt zwei Vorträge wieder, die Marc Kardinal Ouellet (geb. 1944), ehemaliger Erzbischof von Québec und seit 2010 Präfekt der Bischofskongregation, zu unterschiedlichen Anlässen gehalten hat.

Der erste Vortrag hat „Das Prinzip der Einheit der Charismen im Leben und in der Theologie der Kirche“ („Le principe d'unité des charismes dans la vie et la théologie de l'Eglise“) zum Thema und wurde am 21.1.2010 am Istituto Universitario Sophia in Florenz gehalten. Dieses Institut verdankt seine Gründung einer Initiative von Chiara Lubich, der Gründerin der Focolar-Bewegung, und wurde vom Heiligen Stuhl errichtet. Es hat sich die Ausbildung und akademische Forschung unterschiedlicher Kulturen und ihre innere Zuordnung zum Ziel gesetzt. Zudem sieht es seine Aufgabe in der Weiterentwicklung der Theologie der Charismenlehre.

Kardinal Ouellet geht zunächst der Frage nach, „wie das Prinzip der Einheit der Charismen zu verstehen ist“ (11). Denn die Antwort dieser Frage führt zu einem „adäquateren Verständnis sowohl der innerkirchlichen Stellung und Bedeutung des geweihten Lebens, wie auch der Zuordnung von allgemeinem Priestertum und Amtspriestertum“ (11/12). Der Vortrag ist dreigeteilt: er beginnt mit einer theologischen Reflexion der



ISBN 978-3-89411-414-5

EUR 10.00.

Charismenlehre (13-28). Die Theologie der Charismen setzt die Gnade, das *Leben* des Geistes in den Getauften voraus. Sie beruht aber auch auf seinem *Wirken* in ihnen. „Er ist ja der Geist, der durch die Geschichte hindurch die Gabe des menschengewordenen Wortes auslegt, er ist es auch, der die Kirche in die ‚ganze Wahrheit‘, also in die trinitarische Gemeinschaft einführt. Balthasar nennt den Geist auch den ‚Exegeten‘ des menschengewordenen Wortes, so wie er Christus als den ‚Exegeten‘ des Vaters betrachtet“ (21/22).

Trotz zahlreicher Krisen entstanden im vergangenen Jahrhundert Bewegungen und Gemeinschaften neu, die die Charismen aufblühen ließen und mit frischer Lebens- und Missionskraft erfüllten. Neue Formen des geweihten Lebens wie Säkularinstitute und Gesellschaften des apostolischen Lebens waren die Folge. Am Beispiel der Focolar-Bewegung zeigt Kardinal Ouellet in einem zweiten Schritt (28-36) das „Charisma der Einheit“ auf, das in einer radikal gelebten gegenseitigen Liebe besteht. Dieses Charisma der Einheit entspringt Gottes persönlichem Ruf an Chiara Lubich. Dieser Ruf hat inzwischen eine „große geistliche Familie ins Leben gerufen, eine Bewegung auf der Suche nach Einheit, in allen Bereichen der Kirche durch ein trinitarisch grundgelegtes Einheitsmodell verbunden“ (32).

Für Kardinal Ouellet ist die trinitarische *communio* das vereinigende Prinzip der kirchlichen Charismen. Diese konziliare *Communio*-Ekklesiologie (37-58) garantiert die Einheit der Kirche in der Vielfalt ihrer Charismen und Strukturen. Aufgrund der von den kirchlichen Bewegungen neu entdeckten Aufwertung der Charismen war es für ihn darum naheliegend, die Thematik trinitarisch auszufalten. Seine These, wonach „die Getauften vorwiegend die Liebe des Sohnes verkörpern, während die Hirten mit der sakramentalen Repräsentation der väterlichen Liebe beauftragt sind, wird durch das Zeugnis der frei geschenkten Liebe (die ja das eigentliche Charisma des geweihten Lebens ist) verdeutlicht und erhärtet. [...] Diese trinitarischen Zusammenhänge können helfen, die Verbundenheit der verschiedenen Stände zu stärken, die Bedeutung des geweihten Lebens hervorzuheben und so eine Spiritualität der *Communio* für die ganze Kirche zu entwickeln“ (56/57).

Der zweite Vortrag von Kardinal Ouellet, gehalten im November 2000 in Wien, thematisiert die „Identität des Priesters und die Würde der Laien“ (61-102). Vielfach wird von einer Identitätskrise des Priesters bzw. des priesterlichen Amtes gesprochen. Durch die pastoralen Dienste der Laien, die oft viele Aufgaben übernehmen, die ehemals zur Domäne des Klerus gehörten, entstanden Rollenunsicherheit und -konflikte für den Priester, der vor der Frage steht: was ist jetzt ‚noch‘ mein Spezifikum? Bei genauerem Hinsehen ist dies nicht nur eine Krise der Priester, sondern auch eine der Laien. Hier lautet die Frage: gibt es eine klare von einer klerikalen Rolle her bestimmte Identität des Laien? Auf der Grundlage der Theologie eines Hans Urs von Balthasar, dem Gründer der Johannesgemeinschaft, gliedert der Autor seinen Vortrag wiederum in drei Teile: I. Würde der Laien vom hochzeitlichen Mysterium Christus-Kirche her; II. Identität des Priesters als Hirte, der sein Leben dahingibt; III. Befruchtung der kirchlichen Beziehungen durch neue Formen des geweihten Lebens.

Wer ist ein Laie? Wer ist ein Christ? Wer ist die Kirche? Die Antwort auf diese Fragen lässt sich zusammenfassen mit dem Wort Jesu in Kapharnaum: „Wer ist meine Mutter,

und wer sind meine Brüder? ... Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter“ (Mk. 3,33.35). Nach Kardinal Ouellet wurzelt „die Würde des Laien im großen Ereignis des Wortes Gottes, das den Glauben ermöglicht und somit zur Teilnahme am hochzeitlichen Mysterium des göttlichen Lebens ruft und uns darin einbezieht. Auf diese gnadenvolle Würde der Kinder Gottes, die in der übersakramentalen Sendung Christi und Marias begründet ist, sind alle Strukturen, Ämter und Charismen in der Kirche hingeordnet“ (79).

Es geht hier also um das Zueinander von Laien und Priestern, indem der Kardinal nach der Würde des Laien und nach der Identität des Priesters fragt. Er greift hier das Maria-Petrus-Prinzip auf und entfaltet das Zueinander von Charisma und Gnade, von Mutterkirche und Amtskirche. Diesem Prinzip integriert er ein weiteres, nämlich die Gestalt des Johannes, der die Liebeskirche verkörpert und repräsentiert. Johannes steht nicht allein unter dem Kreuz, sondern in Gemeinschaft mit der ihm anvertrauten Mutter Jesu. Beide bilden den Typus der Kreuzesnachfolge schlechthin, nämlich die erste kirchliche Kernzelle eines gemeinsamen Rätelebens, das in diesem Anfang als apostolisches Leben der Urgemeinde eingegliedert ist.

Johannes erträgt die Nähe zum Gekreuzigten offensichtlich nur in Gemeinschaft mit der Mutter Jesu, weshalb er mit Maria die Liebeskirche repräsentiert – im Gegensatz zu der in Petrus personalisierten Amtskirche. Diese Berufung in die Nähe der Mutter Jesu hat eine generelle Bedeutung: Berufung zum Rätestand ist immer Berufung in die Nähe Mariens und darin Berufung zum Kirche-Sein, zum Stehen unter dem Kreuz. Die Gemeinschaft Maria-Johannes, der petrinischen Kirche eingestiftet, hat ihren Ursprung am Kreuz. Die Rolle des Johannes findet in der Kirche ihre Nachfolger in den Heiligen ohne amtliche kirchliche Sendung, die die Verbindung zwischen der marianischen und der petrinischen Kirche herstellen. Diese johanneische Lebensform schenkt den Laien neues Licht, insofern sie „Sauerteig“ sind im großen Teig der Welt, die mehr durch ihr Sein predigen als durch ihr Wort.

Kardinal Ouellet schlussfolgert daraus, dass die Identität des Priesters und die Würde der Laien eng miteinander verflochten sind. Um eine ungesunde Polarisierung zwischen Hierarchie und Laien zu überwinden, ist „nicht nur Bekehrung und Besinnung von beiden Seiten nötig, sondern auch eine trinitarische Vertiefung der Zusammengehörigkeit der kirchlichen Stände, wobei der Rätestand eine vermittelnde Rolle zwischen Priestertum und Laientum spielen kann.“ (103).

Das theologisch anspruchsvolle Büchlein bietet einen wichtigen Beitrag zu einem größeren Verständnis der Charismenlehre im Leben und in der Theologie der Kirche und erörtert das Verhältnis von Priestertum und Laien auf dem Hintergrund der Ständetheologie eines Hans Urs von Balthasar. Es verhilft somit zu einer Vertiefung nach dem wahren Quell aller kirchlichen Communio.

Josef Weber SDB

Simon Peng-Keller

Einführung in die Theologie der Spiritualität

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2010. – 167 S.

Wohlthuend klar und differenziert beleuchtet der Privatdozent und promovierte Theologe Simon Peng-Keller das Phänomen der Spiritualität, das im heutigen geistlichen und religiösen Diskurs in aller Munde ist. Angesichts der fast unüberschaubaren Deutungsinhalte dieses Begriffes von vielerlei Seiten ist es hilfreich und notwendig, tiefer in die Geschichte des Wortes Spiritualität einzutauchen. Das Grundanliegen ist bereits zu Anfang formuliert: "Eine theologisch reflektierte Rede von Spiritualität steht vor der Aufgabe, den Begriff in einer klaren theologischen Bestimmtheit zu gebrauchen, ohne dabei die interdisziplinäre Kommunikabilität zu verlieren." (12) Der Autor gibt dazu in einer übersichtlichen Struktur und in umfassender Kenntnis wertvolle historische und systematische Anregungen. Wer sich einmal fundiert einen Überblick verschaffen möchte, ist hier richtig. Nach einer ersten Hinführung zu begriffsgeschichtlichen Aspekten einer Theologie der Spiritualität, umkreist das zweite und wohl zentrale Kapitel, worum es christlich gesehen eigentlich geht, wenn wir von Spiritualität sprechen. Es ist die Gegenwart des Geistes Jesu als Quelle des geistlichen Lebens. Es ist seine Präsenz und Wirksamkeit, die biblisch bezeugt ist und im gläubigen Dasein zum Klingen kommen darf. Dabei ist offensichtlich, dass dieser Geist weht, wo er will und von daher dem Menschen unverfügbar geschenkt ist. Der Geist ist Gabe und Geber zugleich, und er erschließt dem empfangenden offenen Menschen, in welcher Weise Jesus Christus mit seinem einzigartigen Weg bedeutsam und lebensprägend sein will. Dass der Geist seiner Kirche einwohnt, heißt aber nicht, dass der Geist ein für alle mal zum Besitz geworden ist. Immer wieder neu und anders will dieser Geist erbeten, ersehnt und angenommen werden. Zwar ist in der Taufgnade die Kraft des Geistes jedem Einzelnen verheißen und zugesprochen, aber dies will durch das ganze Leben hindurch eingeholt und bestätigt werden. So gehört zur Gnade der Taufe folgerichtig die Bereitschaft, den eigenen Horizont immer wieder aufbrechen zu lassen und in diesem biblisch begründeten Sinn umzukehren. Sich von der Reich-Gottes-Leidenschaft ergreifen zu lassen, macht den geistlich bewegten Glaubenden zum beständigen Anfänger. Sein Christsein vollzieht sich in immer neuen Bemühungen des Christwerdens und ist von daher nie abgeschlossen. Insofern ist auch der Begriff der Spiritualität weniger ein Wort, das einen Zustand beschreibt, sondern eine Dynamik von vitaler Kreativität und Schöpferkraft. Wer sol-



ISBN 978-3-534-23048-8.

EUR 14.90.

cher Art das Locken des Gottesgeistes wahrnimmt, der erfährt sich selbst als Antwortenden. Diese Antwort erweist sich nicht primär in intellektueller oder theoretischer Rede, sondern vielmehr in leibgewordenen Ausdrucksweisen, verschiedenen spirituellen Lebensformen (die Ehe, die evangelischen Räte, die *vita activa* und die *vita contemplativa*) und geistlichen Grundvollzügen. Dazu gehören nach Peng-Keller die Liturgie, unterschiedliche Gebetsformen, Meditation und Kontemplation. Im abschließenden Kapitel stellt der Autor neben traditionelle Wegmodelle des geistlichen Lebens auch jüngere, anthropologisch akzentuierte Ansätze, die vorgestellt und kritisch gewürdigt werden.

Insgesamt bietet die vorliegende Einführung eine wertvolle Gesamtdarstellung einer Theologie der Spiritualität, ökumenisch ausgerichtet, in übersichtlicher Gliederung, mit ausführlichen Literaturhinweisen, einem Personen- und einem Sachregister. Sie bietet sich sowohl für Studenten an, als auch für eine interessierte Leserschaft, die sich eingehender mit dem Phänomen Spiritualität beschäftigen will. Dabei wird spürbar, dass es nicht nur um intellektuelle Wissensvermittlung geht, sondern auch um die Perspektive, dass die Gabe der Geistesgegenwart etwas mit lebendiger Erfahrung, mit Ergriffensein und mit Leidenschaft zu tun hat, die immer wieder neu und anders zum Werden lockt.

Elisabeth Thérèse Winter

Säkulare Frömmigkeit

Theologische Beiträge zu Säkularisierung und Individualisierung
Hrsg. von Thomas Dienberg, Thomas Eggensperger und Ulrich Engel.
Münster: Aschendorff-Verlag, 2013. – 174 S.

Die Beiträge dieses Bandes verdanken sich einem an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster (PTH) angesiedeltem Projekt über "Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen und religiösen Transformationsprozessen". Die Dozenten der PTH Münster trafen sich zu einem Seminar, in welchem die einzelnen theologischen Disziplinen das Phänomen der Säkularisierung aus ihrer jeweiligen Perspektive diskutierten.

Gerhard Hotze lenkt den Blick mit seinen "drei Blitzlichtern aus dem Neuen Testament" auf die "christentumswidrige Gesellschaft" der frühen Christenheit und die entsprechenden Reaktionen des Apostels Paulus, des ersten Petrusbriefes sowie des Sehers Johannes in der Apokalypse. Den gleichen Bedingungen sah sich auch der Verfasser des Diognetbriefes ausgesetzt, worauf Christian Uhrig eingeht. Erst mit der Anerkennung des Christentums durch das Toleranzedikt von 311 veränderten sich die Rahmenbedingungen. Maria Barbara von Stritzky zeigt in ihrem Beitrag die Mühen und Tendenzen von Staat und Kirche auf, sich in der Spätantike gegenseitig voneinander abzugrenzen. Johannes Freyer streicht den Beitrag der franziskanischen Theologie zur gleichen Thematik heraus und resümiert: "Das Phänomen der Säkularisierung gehört immanent zum jüdisch-christlichen Glauben als notwendiger Läuterungsweg eines im Mythischen und Magischen gefangenen Glaubens. Erst die Säkularisierung befreit die Tradition davor, in einem einzelnen Akt der Vergangenheit zementiert zu werden, und ermöglicht ihr Wachstum auf die zukünftige Verheißung hin." (53)

Deskriptiv nähert sich Reimund Haas dem Thema, indem er das Aufblühen und Sterben der Klöster des Ruhrbistums Essen beschreibt – ein geographischer Raum mit der größten Klosterdichte Deutschlands. Wertvolles Zahlenmaterial wird beigegeben. Eine knappe Einführung in das jeweils ambivalente Selbstverständnis von Kirche und Moderne gibt Hans-Gerd Jansen in seinem Beitrag „Zum Wandel des kirchlichen Selbstverständnisses in der Moderne“. Er kontrastiert die Societas-Perfecta-Lehre des Ersten Vatikanischen Konzils mit den unterschiedlichen Theorien zu Kirche und Religion in der Moderne: der Säkularisierungsthese Karl Löwiths, der daran anschließenden Theologie Friedrich Gogartens und des frühen Johann Baptist Metz, den Gegenentwurf Hans Blumenbergs und die soziologischen Betrachtungen von Franz Xaver Kaufmann, Karl Gabriel und Michael Ebertz.



ISBN 3-402-13019-X.
EUR 22.80.

Ulrich Engel diskutiert die postmodernen Gedanken Jean-Luc Nancys einer "Deonstruktion des Christentums" und versucht dadurch zu verstehen, "wie Säkularisierung im Christentum gedacht werden kann." (88) Engel meint Nancy sei "an der Rettung eben jenes religiösen Kerns gelegen. In der Tradition Rudolf Bultmanns plädiert Nancy für entmythologisierende ‚Reform- und Rück- oder Selbstbesinnungsbewegungen im Christentum‘, die jenseits aller Figuration und Repräsentation dennoch in der Lage sind ‚zu einem Sinn- oder Wahrheitskern vorzustoßen.‘" (100)

Thomas Eggensperger plädiert in seinem Beitrag vor allem in Auseinandersetzung mit dem Soziologen Hans Joas dezidiert dafür, die Individualisierung stärker in den Blick zu nehmen, da diese Perspektive anders als die Säkularisierungsthese in der Lage sei, "außerkirchliche Formen religiöser Provenienz" (112) gerecht zu werden.

Eckard Wolz-Gottwald stellt das mystische Konzept von Adela Curtis, einer Vertreterin des amerikanischen New Thought zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als eine Art säkularer Mystik vor, die sich außerhalb eines kirchlichen Rahmens entwickelt habe. Zoologische Aspekte versucht Rainer Hagencord zum Thema beizutragen.

Den Titel des Buches greifen Regina Bäumer und Michael Plattig auf, um anhand Karl Rahners berühmten Aufsatzes über die "Frömmigkeit heute und morgen", aus dem das bekannte Diktum stammt, der Fromme von morgen werde Mystiker sein oder er werde nicht mehr sein, darüber nachzudenken, ob der heutige Mensch die religiösen Ausdrucksformen brauche. Aufgrund der Erfahrungen ihrer Beratungspraxis konstatieren sie einerseits den Rückzug der religiösen Übung aus der Öffentlichkeit, andererseits würden sich an unseren Zeitgenossen auch weiterhin "spürbare Sehnsucht und aktives Suchen nach genau diesen Aspekten von Religion" zeigen (155).

Schließlich stellt Thomas Dienberg das aus einer Tagung der Päpstlichen Kongregation für Gerechtigkeit und Frieden hervorgegangene "Vademecum" "Vocation of the Business Leader" vor.

Wie bei Sammelwerken oftmals üblich sind die Beiträge von unterschiedlicher Qualität. Zum vorgegebenen Thema besteht mitunter nur ein schwacher Bezug. Insgesamt handelt es sich aber um anregende Diskussionsbeiträge. Allerdings hätte man sich in einem mit "säkulare Frömmigkeit" betitelten Band eine stete Aufmerksamkeit für das ambivalente Verhältnis von Kirche und Welt (Hotzes Beitrag sei hier ausgenommen) ebenso gewünscht wie eine beispielgesättigte Reflexion zur Frömmigkeit. Über den im Alltag verwirklichten Glauben erfährt der Leser jedenfalls wenig. Was anderes ist aber Frömmigkeit?

Ein untrügliches Zeichen für den Niedergang der Buchkultur ist der beinahe flächendeckende Ausfall eines Lektorates in den renommierten Wissenschaftsverlagen (s. ???). Syntaktische Schlampereien, ungeschickte Formulierungen (z.B. " das [...] spezifisch Besondere", 122) oder unfreiwillig komische Wendungen (z.B. "Männer und Frauen [...] kamen am Ende der Tage zu dem Entschluss, ein sogenanntes ‚Vademecum‘ [...] zu entwickeln", 157) blieben in gehäufter Maße stehen. Mir scheint, vor 20 bis 30 Jahren hätte der Aschendorff-Verlag seinen guten Namen für derartige Mängel in der Form nicht hergeben wollen.

Philipp Gahn

Seelenkind : Verehrt – verwöhnt – verklärt.

Das Jesuskind in Bayerns Frauenklöster

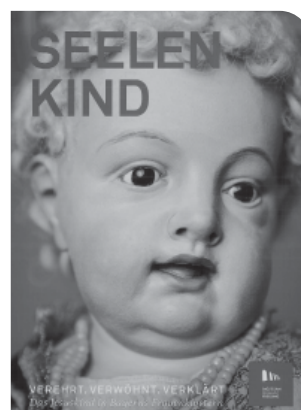
Hrsg. von Kürzeder, Christoph (Hrsg.).

Freising: Diözesanmuseum, 2012. – 392 S. – (Diözesanmuseum für christliche Kunst des Erzbistums München und Freising: Kataloge und Schriften, Bd. 66).

Die Volksfrömmigkeit hat heute einen sehr schweren Stand. Die volkskundliche Forschung hat sich seit einiger Zeit anderen Themenfeldern zugewandt und die Theologie hatte seit je her ein distanzierteres Verhältnis zu ihr. Seit den Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils hat sich dieses Desinteresse nur noch verstärkt. Wenn sich letztere ihr überhaupt einmal widmet, so fällt es ihr leichter, über die Verabschiedung des Begriffes als über ihr Potential für die Pastoral der Gegenwart zu diskutieren.

Das kirchliche Leben ist aber ohne die unterschiedlichen Arten von Vergemeinschaftungen schwer vorstellbar. Insofern wäre es sogar dringend geboten, darüber nachzudenken, unter welchen Bedingungen die Kirche "Volk" zusammenzurufen vermag. Welche Formen des religiösen Ausdrucks bestehen heute noch, die, wie Balthasar Fischer einmal formulierte, ein Theologieprofessor ebenso ausüben kann wie ein Schulkind? Wer hier in die Tiefe gehen möchte, merkt schnell, dass er auf einen blinden Fleck in der Theologie stößt: Von der Systematik angefangen, der nur der Volk-Gottes-Begriff etwas bedeutet, die dazugehörigen Voraussetzungen aber ausklammert und mit dem Begriff der Frömmigkeit schon gar nichts mehr anzufangen weiß, über die Kirchengeschichte, die diese Quelle zur Geschichte des kirchlichen Lebens weitgehend vernachlässigt, bis hin zur Pastoral, die sich eher zielgruppenorientiert zum Einsatz in den verschiedenen Milieus rüstet statt Eifer darauf zu verwenden, eben diese in einem "Volk" zusammenzuführen. Auch die letzten Reservate religiöser volkskundlicher Sammlungen in kirchlicher Trägerschaft, die Diözesanmuseen, geben sich in der Regel mehr Mühe, den zweifellos wichtigen Dialog mit der Kunst der Gegenwart zu führen als der interessierten Öffentlichkeit einen positiven Zugang zu den traditionellen Formen christlicher Frömmigkeit zu eröffnen.

Man muss es deshalb als einen Glücksfall ansehen, dass das Diözesanmuseum Freising, welches die größte Sammlung zur Volksfrömmigkeit in kirchlicher Trägerschaft innerhalb Deutschlands beherbergt, mit Christoph Kürzeder einen Theologen und Volks-



ISBN 978-3-930618-03-3.
EUR 35.00.

kundler als neuen Direktor gewonnen hat, der mit der gehörigen Liebe zu den Objekten und dem entsprechenden Sachverstand ausgestattet diesen wichtigen Bildungsauftrag für seine Institution erkannt hat. Seine erste große Ausstellung, deren Katalog oben angezeigt ist, gibt jedenfalls zu der Hoffnung Anlass, dass der Volksfrömmigkeit in Freising, der ihr gebührende Platz eingeräumt wird. Denn nur durch Präsenz in der Öffentlichkeit kann sie als Gegenstand der Reflexion erhalten werden. Schließlich geht es nicht um Marginalien. Die frommen Formen von einst waren gewissermaßen das Fleisch am Glaubensgerüst. Wer sich dessen bewusst wird, bemerkt wohl auch die Armseligkeit unseres eigenen Glaubenslebens.

Oberflächlich betrachtet handelt es sich bei der Schau, die vom Advent 2012 bis kurz nach Maria Lichtmess 2013 zu sehen war, um ein weihnachtliches Thema. Und in der Tat war diesen Holzfiguren, die den Jesusknaben symbolisieren, in der Advents- und Weihnachtszeit eine besondere Rolle zugewiesen. Die lebenslangen Begleiter von Klosterschwestern, die die kostbaren Figuren bereits bei ihrem Klostereintritt mitzubringen hatten, wurden in der Adventszeit in einem Kasten verwahrt, während die Schwestern in typisch barocker Manier eine geistliche Schwangerschaft nachlebten: Der Advent war also tatsächlich eine Zeit des Wartens und der Vorbereitung auf das Kommen des Herrn. Erst wieder am Heiligen Abend durfte das "Trösterlein", wie es die Schwestern selber nannten, hervorgeholt und aufgestellt werden. Doch auch in den übrigen Zeiten des Jahres lebten sie in permanenter Beziehung zu der ihnen anvertrauten Kindfigur. Sie kleideten sie (entsprechend den liturgischen Zeiten), wuschen und kosten sie, ganz so als ob es sich dabei tatsächlich um ihr eigenes Kind handeln würde. Und sie klagten ihm wohl auch manche Not, die in der klösterlichen Einsamkeit nicht selten gewesen sein mag.

Ein so sensibles Beziehungsgeflecht ist nicht leicht in einer Ausstellung oder einem Katalog zu präsentieren. Zweierlei gilt es dabei sichtbar zu machen: Auf der einen Seite die Objekte selber. Sie speisen sich am wenigsten aus dem Fundus des Diözesanmuseums selber, sondern stammen in erster Linie aus heute noch aktiven Frauenklöstern Bayerns – den Dominikanerinnen aus Altenhohenau, den Birgitten aus Altomünster, den Franziskanerinnen aus Ingolstadt, den Ursulinen und den Zisterzienserinnen aus Landshut, den Franziskanerinnen aus Mindelheim und München. Auch ein Brixener Tertiärenkloster des hl. Franziskus hat zu der Ausstellung beigetragen.

Zum anderen galt es aber auch, die Beziehung zu den Schwestern und ihre Funktion in deren Leben vor Augen zu führen. Im Katalog ist dies in hervorragender Weise gelungen. Das Mindelheimer Kloster, woher die allermeisten Objekte stammen, gewährte dem Fotografen Thomas Dashuber bei der Abholung der Figuren, Einblick in die Klausur und in die Standorte der Figuren. Diese konnte er in großartige, aufs Atmosphärische konzentrierte Bilder umsetzen, die hauptsächlich über den einleitenden Aufsatzteil des Katalogs eingestreut sind und dem Buch beinahe den Charakter eines Fotobandes geben. Aber auch die Präsentation der Objekte gibt einen interessanten Einblick in dieses Beziehungsgeflecht. Konsequenterweise werden die Figuren im Kontext der Lebensweise der Nonnen verortet und mit vielen ergänzenden Bild- und Textdokumenten ausgestellt. Eine Andeutung davon mag die Abfolge der Ausstellungsteile geben:

1. Abkehr von der Welt und Eintritt ins Kloster.
2. Himmlischer Bräutigam.
3. Mystische Begegnung.
4. Der menschliche Gott – Leben mit Jesus.
5. Das göttliche Kind – Weihnachten im Kloster.
6. Leidenskinder.
7. Das Gnadenreiche Jesulein.

Auch die Aufsätze sind von durchgehend hoher Qualität. Mehr einleitenden Charakter haben Ludwig Mödls Gedanken zum spiritualitätsgeschichtlichen Hintergrund der Christkind-Verehrung. In seinem Kurzeessay "Das Kind in der Mitte" zeichnet Marc-Aeilko Aris mit feinen Strichen die Traditionen der Jesuskindverehrung in der Patristik und im Mittelalter bis hin zu Pierre de Berulle nach. Dadurch wird von vornherein deutlich, welch hoher Ernst dem Thema innewohnt und wie wenig es angebracht ist, die Art der Verehrung in den Nonnenklöstern als etwas Abseitiges abzutun. Mathias Weniger gibt sodann einen präzisen kunstgeschichtlichen Überblick über "Die geschnitzten Jesuskinder der deutschen Spätgotik".

Grundsätzlichen Überlegungen zum Motiv der Sponsa Christi geht Steffen Mensch nach, der die biblischen Wurzeln und die Einflüsse wichtiger geistlicher Autoren beleuchtet. Das Motiv der geistlichen Mutterschaft bleibt leider ein wenig unterbelichtet und klingt nur am Ende des Aufsatzes an. Sowohl bei der gewöhnlichen als auch bei der geistlichen Hochzeit kommt ihm aber große Bedeutung zu, da ja hier wie dort die Fruchtbarkeit der Zielpunkt des Ritus' ist (vgl. den Brautsegen).

Die Verbindung der unterschiedlichen Rollen von Braut und Mutter (und Schwester) zeigt dann allerdings Irmgard Zwingler in ihrer Fallstudie über den „Gekleydeten Jesus' des Klarissenklosters St. Jakob am Anger in München" auf. Dabei kann sie auf das reiche Material, das sie in ihrer Dissertation über dieses Kloster ausgebreitet hatte, zurückgreifen.

Kürzeder, der Kurator der Ausstellung, reflektiert die Jesuskind-Verehrung in franziskanischen Klöstern. In seinem Aufsatz "Frommes Spiel und geistliche Erbauung" versucht er anhand der in Mindelheim und Ingolstadt noch reichlich vorhandenen Gebetbuchliteratur der inhaltlichen Bestimmung der Devotion nachzugehen. Über seine Studie hinaus macht er damit auf eine hochrangige Quelle für die historische Forschung aufmerksam. Handelt es sich doch bei der Sammlung von Andachtsliteratur eines im Jahre 1803 nicht aufgehobenen Klosters um eine ausgesprochene Rarität, die dem sonst oft auf Mutmaßungen angewiesenen Forscher einen direkten und damit äußerst wertvollen Einblick in das geistliche Leben früherer Jahrhunderte gewährt. Es ist zu wünschen, dass die Mindelheimer und Ingolstädter Bestände der Forschung dauerhaft erhalten bleiben und Provenienz, Aufstellung und Gebrauch ausführlich dokumentiert werden.

Zu einem Standardwerk, wie es hier zweifelsohne vorliegt, gehört auch die wissenschaftliche Aufarbeitung der Objekte. Diese leistet Anna-Laura de la Iglesia y Nikolaus in vorbildlicher Weise, indem sie die unterschiedlichen Typen und Funktionen der gezeigten Figuren zu erfassen versucht. Sie bestätigt übrigens die oben gemachten Bemerkungen zur Marginalisierung der Volksfrömmigkeit auch von der kunstge-

schichtlichen Seite her. So würden die spätmittelalterlichen als Vollplastiken ausgeführten Jesusknaben durchaus als Kunstwerke betrachtet werden und seien bereits Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. "Die bekleideten barocken Jesuskind-Gelenkfiguren werden dagegen nicht dem Bereich der Skulptur, sondern der Volksfrömmigkeit zugeordnet und so in erster Linie über ihre Funktion definiert." (86) Auch die Gewänder werden einer Analyse unterzogen, wofür Andrea Mayerhofer-Illanes verantwortlich zeichnet. Schließlich kommt Nina Gockerell, die langjährige Leiterin der Volkskundlichen Abteilung des Bayerischen Nationalmuseums, mit einem wichtigen Aufsatz zu den zwar nicht sehr häufigen, aber durch das Prager Jesulein prominenten "Wallfahrten zum Jesuskind" zu Wort.

Außer einigen der genannten Autoren haben an den präzisen und sehr informativen Objektbeschreibungen des Katalogs Roland Götz, Johanna Pawis, Hans Ramisch und Carmen Roll mitgearbeitet. So ist ein Werk entstanden, dem man über die Ausstellung hinaus eine nachhaltige Wirkung in der theologischen und kulturgeschichtlichen Forschung wünscht.

Philipp Gahn

Dem Kreuz sich anvertrauen

Zeugnisse von Andacht und Frömmigkeit

Die Sammlung Nießer ; Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Domschatz- und Diözesanmuseum Eichstätt vom 17. April bis 15. Juli 2012.

Hrsg.: Domschatz- und Diözesanmuseum Eichstätt.

Regensburg: Verlag Schnell & Steiner, 2012. – 120 S.

Über Jahrzehnte sammelte der Einzelhandelskaufmann Josef Nießer Objekte der Volksfrömmigkeit und "verfügt mittlerweile über Bestände, die sich an Systematik und Umfang mit musealen Beständen messen können" (7). Unter der Perspektive des Kreuzes wurde für das Eichstätter Diözesanmuseum ein Teil dieser bemerkenswerten Sammlung der Öffentlichkeit gezeigt.

Die Ausstellung und der dazugehörige Katalog wurden von Bettina Mayer erarbeitet. Zunächst stellt sie die Sammlung und ihre Entstehung kurz vor und geht danach ebenso knapp auf die frühen vor- und außerchristlichen Kreuzesdarstellungen ein.

Der Beitrag des ehemaligen Ordinarius für Volkskunde in Eichstätt, Walter Pötzl, über "Kleine Kreuze als Devotionalien und Amulette" ist der wertvollste des ganzen Bandes. Auf knappem Raum erhält der Leser eine sehr gute Einführung zu den verschiedenen Kreuzestypen, deren Verehrung weit verbreitet war: das Ulrichskreuz, die Benediktusmedaille und das darin enthaltene Kreuz, das Donauwörther Kreuz, das Wiblinger Kreuz und das Scheyerer Kreuz. Interessierter Laie und Fachmann können gleichermaßen von Pötzls Ausführungen profitieren.

In weiteren kurzen Beiträgen macht Mayer mit den Devotionalien des Wettersegens und der Agnus-Dei-Wachsmedaillons bekannt. Ein Beitrag von Claudia Freitag-Mair über die Schrobhausener Firma Pöllath gibt einen interessanten Einblick in die neuzeitliche Produktionsgeschichte von Kreuzen und Medaillen und beschließt den Aufsatzteil. Dem folgt ein gut fünfzig Seiten starker Katalogteil, der die vollständige Kurzbeschreibung aller Exponate und eine Auswahl ihrer Abbildungen enthält.

All diese geweihten Gegenstände waren noch vor hundert Jahren vor allem in ländlichen Gegenden überall anzutreffen. Heute hingegen ist schon die Kenntnis darüber nur mehr selten anzutreffen. Das darf nachdenklich machen, wenn leichtthin über die Frömmigkeit früherer Zeiten geurteilt oder diese gar belächelt wird. Immerhin wird man konstatieren müssen, dass die Menschen, die diesem Kosmos an Symbolen angehörten, an Glaubensstärke uns weit überlegen waren.

Nießers Sammlung kommt das Verdienst zu, solche Zusammenhänge eindrucksvoll zu dokumentieren.

Philipp Gahn



ISBN 978-3-7954-2613-2.

EUR 24.95.

Alfons Höfer

Meine Worte suchen dich

Gebete aus Not und Dank.

Würzburg: Echter-Verlag, 2012. – 96 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 55).
– ISBN 978-3-429-03533-4. – EUR 8.90.

Worte, denen man anmerkt, dass sie auf der Suche nach Gott sind, nennen wir Gebete. In ihnen will unser Leben zu Gott gelangen und uns in aller Freude, allen Ängsten, in Klage, Schmerz, Sehnsucht und Dank für Gottes Dasein öffnen. Dies geschieht besonders in den Psalmen. Von ihnen hat sich Alfons Höfer zu eigenen Gebeten inspirieren lassen. Diese stellen einzelne Psalmverse so in unsere Zeit, dass sich daran die eigene Herzens- und Alltagssprache entzünden kann. Eine Sprechschule des Lebens und Betens.

Hans Schaller

Wachsen im Gebet

Eine ignatianische Vertiefung.

Würzburg : Echter-Verlag, 2013. – 72 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 58).
– ISBN 978-3-429-03582-2. – EUR 6.90.

Ignatius von Loyola, der Gründer der Gesellschaft Jesu, ist ein Lehrer des Gebetes. Er weiß, wie man es dabei anstellen muss, wie man es lernt, er weiß aber auch, wie man darin wächst und Fortschritte macht. Er musste es selber lernen. Nicht in Lektionen und Trockenübungen, nicht durch Bücher. Er hat es vielmehr am eigenen Leib gelernt, hat es in seiner Seele durchexerziert. In langen, schmerzlichen Prozessen, auf einsamen Wegen, „allein und zu Fuß“, in verlassenem und öffentlichen Heiligtümern. Auch wenn er dabei das eine oder andere fromme Buch damaliger Zeit in die Hände bekam, blieb er, streng genommen, doch ein geistlicher Autodidakt. Der erste und wichtigste Lehrer, der ihn ins Gebet einführte, war der Heilige Geist, der „die Wahrheit aufdeckt“ (Joh 16,13). Durch ihn wurde Ignatius die innere Welt aufgeschlossen, wurden ihm die Gesetze des Gebetes offenbart.

Die meisten Hinweise, wie zu beten sei, finden sich im Exerzitienbuch des Heiligen. Es ist eine Sammlung von Direktiven und Vorschlägen, die als Hilfe gedacht sind, um das eigene Leben innerlich und äußerlich in Ordnung zu bringen. Dabei spielt das persönliche Beten, in das eingeführt werden soll, eine primäre Rolle.

Was Ignatius vermitteln will, ist nicht eigentlich eine Methode, sondern vielmehr eine Haltung, nicht eine Technik der Selbstbeherrschung, sondern eine geistige Einstellung. Wenn auch gezeigt wird, wie man es im Beten praktisch anstellt, so hat dies doch kein anderes Ziel, als eine Haltung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu bewirken. Der Betende soll in die Gesinnung Jesu hineinwachsen, soll das Leben so begreifen und bejahen, wie es Jesus getan hat. „Seid so gesinnt, wie es dem Leben Jesu entspricht“

(Phil 2,5). Eine solche Einweisung in die Gesinnung Jesu wird im Exerzitienbuch schon dadurch klar, dass der Großteil der vorgeschlagenen Meditationen (2.-4. Woche) darin besteht, am konkreten Leben und Schicksal Jesu Maß zu nehmen. Der Exerzitant soll so sehr von diesem Geiste erfüllt werden, dass er kein anderes Ziel mehr verfolgt, als Jesus im konkreten Leben nachzufolgen.

Hermann Kügler

Streiten lernen

Von der Rivalität zur Kooperation.

Würzburg: Echter-Verlag, 2012. – 86 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 56).
– ISBN 978-3-429-03540-2. EUR 7.90.

Zanken und Zweitracht säen kann jeder – aber konstruktiv streiten? Ob in nahen Beziehungen, in Gruppen und Teams oder im Berufsfeld: Streiten ist unvermeidbar. Doch eine wirklich hilfreiche Auseinandersetzung ist oft mühsam und gelingt nicht von selbst. Hermann Kügler greift diese Herausforderung auf. Nicht zuletzt im Blick auf das Streitverhalten Jesu wird sichtbar, wie man die destruktiven Seiten des Streitens begrenzen und die konstruktiven entfalten kann. Aus Rivalität wird damit Kooperation.

Vitus Seibel

Architektur einer Gemeinschaft

Impulse aus den Satzungen der Jesuiten.

Würzburg: Echter-Verlag, 2013. – 88 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 59).
– ISBN 978-3-429-03583-9. – EUR 6.90.

In der Reihe der Ignatianischen Impulse fehlte bis jetzt ein Beitrag, der sich speziell mit den Satzungen des Jesuitenordens befasst. Vielleicht kommt das daher, dass sie an sich ja nicht für eine breite Öffentlichkeit, sondern für die Ordensmitglieder geschrieben sind. Ich meine aber, dass man hier Perlen geistlicher Tradition entdecken kann, Schätze, die gehoben werden dürfen. Heutige Fragestellungen können durch die Satzungen geistlich bedacht werden. So werden sie vielleicht auch für Nichtjesuiten hilfreich und anregend sein. Hier eine Brücke zu schlagen, ist das Anliegen dieses kleinen Buches. Die Satzungen sind so etwas wie das Haus der Jesuiten. Es hat einen Bauplan, der dem geistigen Gebäude zugrunde liegt. Es hat Funktionsräume und Einzelzimmer, Gebetsorte und Erholungsmöglichkeiten. Es gibt ein solides Fundament, Energieversorgung, feste Wände und ein schützendes Dach. Es hat Fenster, durch die man bis in die fernste Ferne blicken kann. Und es hat Türen, weniger, um sie hinter sich abzuschließen, sondern vielmehr, um hinauszugehen in alle Welt. Die Satzungen stellen tatsächlich die Architektur der Gemeinschaft dar.

Ursula Dirmeier

Das Bessere zuerst

Mary Ward und der Exerzitienweg.

Würzburg: Echter-Verlag, 2013. – 88 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 60).
– ISBN 978-3-429-03596-9. – EUR 7.90.

Wie geht eine Frau, die den Auftrag erhalten hat, den weiblichen Jesuitenorden zu gründen, den Exerzitienweg? Im Zentrum der Erfahrungen von Mary Ward stehen weder Höllenangst noch Gottesfurcht, sondern die Freude an und Liebe zu Gott. Sie will Menschen, die Gott suchen, zuerst „das Bessere“ geben, weil daraus der Wunsch erwächst, gut zu sein und Gutes zu tun. Sie versteht den Willen Gottes vor allem als Tätigkeitswort: erkennen und tun, was Gott getan haben will. Ein lebendiges, unmittelbar aus ihren Exerzitienerfahrungen entstandenes Zeugnis, das dazu ermutigt: Geh deinen eigenen Weg!

Cordula und Ottmar Leidner

Ein hörendes Herz

Jeden Tag Gottes Spuren finden.

Würzburg: Echter, 2012. – 112 S. – (Ignatianische Impulse, Bd. 57).
– ISBN 978-3-429-03551-8. – EUR 8.90.

Am Ende eines Tages zurückblicken, innehalten und das Herz für das Wesentliche weiten: So kann eine tragende Nähe zwischen dem Alltag und den Vorstellungen Gottes von unserem Leben entstehen. Diese bewusste Übung – auch „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“ genannt – ist eine Zeit der Freiheit. Sie dient dazu, Spielräume für die Bewusstwerdung und die Entwicklung geistlichen Wachstums zu schaffen und unseren Blick auf die eigene Lebenswirklichkeit zu schärfen.

Johannes Eckert

Die Kunst, sich richtig wichtig zu nehmen

Führungskompetenz aus dem Kloster.

München: Kösel-Verlag, 2012. – 182 S.
– ISBN 978-3-466-37050-4. – EUR 17.99.

Sich richtig wichtig zu nehmen, scheint manchen Führungskräften nicht schwerzufallen. Sie wissen um ihre Macht und lassen sie andere spüren. Selbstbewusst treten sie auf, treffen resolut Entscheidungen, lassen sich hofieren und zeigen auch bei anderen Gelegenheiten, wer der Chef ist. Um all das soll es in diesem Buch nur indirekt gehen,

gleichsam als Negativfolie für einen verantwortungsvollen Führungsstil. Im Blick auf die Fülle von Anforderungen und Erwartungen ist es eine hohe Kunst, sich als Führungskraft bewusst zu machen, dass man bei aller Verantwortung für andere und anderes auch Selbstverantwortung hat. Man muss sich daher im guten Sinn *richtig* wichtig nehmen!

„Achte also darauf, dass du dir – ich will nicht sagen, immer, nicht einmal häufig, doch dann und wann – Zeit für dich selbst nimmst! Zieh auch du selbst Nutzen aus dir, zusammen mit den vielen anderen oder zumindest nach ihnen!“ (641)

Diese eindringlichen Worte sind nicht einem modernen Lebensratgeber entnommen, der stressgeplagten Managern von Zeit zu Zeit eine Auszeit empfiehlt. Sie stammen von einem Mönch des 12. Jahrhunderts: Bernhard, Abt von Clairvaux (1090-1153), der aus eigener Erfahrung wusste, wie schwer es ist, sich richtig wichtig zu nehmen.

Die umfangreichen Ausführungen Bernhards haben nichts an Aktualität verloren, sodass sie bei Managerseminaren im Kloster Andechs als Impulsgeber verwendet werden. Die Teilnehmer erleben dabei, wie zeitgemäß die Themenbereiche sind, die Bernhard anspricht. Sie sind überrascht, wie ein Mönch des 12. Jahrhunderts für sie zum Mentor werden kann. Bernhard weiß aus eigener Erfahrung, wovon er spricht. Hier geht es um echte Führungskompetenz, die der Abt von Clairvaux noch nach 900 Jahren vermittelt. Sowohl seine realistische Sicht der Dinge als auch sein Einfühlungsvermögen in die Situation eines Topmanagers wecken bei den Teilnehmern innere Betroffenheit, sodass sie sich in Papst Eugen wiederfinden können. Bernhard spricht sie an – im wahrsten Sinne des Wortes –, deshalb haben sie Seminarteilnehmer immer wieder die Bitte geäußert, die Texte zu veröffentlichen und sie zeitgemäß zu interpretieren.

Der Abt von Clairvaux wird so mir seinem reichhaltigen Erfahrungsschatz in diesem Buch zum Mentor und Jahresbegleiter, der Woche für Woche einen Impuls zur Standortbestimmung gibt und dadurch Führungskompetenz aus dem Kloster vermittelt, sodass mit seiner Hilfe die *Kunst, sich richtig wichtig zu nehmen* gelingen kann.

Susanne Krahe / Eberhard Fincke

Organspende – ein Akt der Nächstenliebe?

Pro und Contra Transplantationsmedizin.

Würzburg: Echter-Verlag, 2013. – 141 S.

– ISBN 978-3-429-03584-6. – EUR 9.90.

Susanne Krahe lebt seit über 20 Jahren mit einer fremden Niere und Bauchspeicheldrüse – Eberhard Fincke ist seit 15 Jahren Dialysepatient und lehnt eine Organtransplantation ab. Warum hat sich die Eine dafür, der Andere dagegen entschieden? Bei ihrer Diskussion stehen nicht gängige wirtschaftliche oder medizinische Argumente im Vordergrund. Ihre besondere Note erhält die Diskussion dadurch, dass beide ihre persönlichen Erfahrungen mit ihrem Glauben konfrontieren und so zu grundsätzlichen Fragen vorstoßen:

Welche Auffassung von Gott und Mensch begründet die jeweilige Entscheidung? Wird unser Menschen- und Gottesbild durch Organspenden in Frage gestellt oder erweitert? Welche Vorstellungen von Individualität und Identität, welche ethischen Argumentationsstränge stecken hinter Ja, Nein, Jein? Entfremden die medizinischen Neuerungen uns von unserer Menschlichkeit oder lassen gerade sie eine neue Nähe zu unserer Begrenztheit und Sterblichkeit zu? Eine Diskussion zweier Menschen, für die das Thema Transplantation keine Theorie geblieben ist.

Maciej Malyga

Freiheit als Hingabe an Gott

Eine Studie zum Freiheitsverständnis Alfred Delp's.

Würzburg: Echter-Verlag, 2013. – 282 S.

– ISBN 978-3-429-03597-6. – EUR 30.00.

Wenn die Freiheit kein sinnvolles Ziel hat, wird sie zu einer schier untragbaren Last, von der der Mensch sich zu befreien sucht, indem er zu heteronomen Entscheidungen seine Zuflucht nimmt. Zu dieser Ansicht gelangt Alfred Delp in seiner Konfrontation mit dem philosophisch von Martin Heidegger und politisch von der nationalsozialistischen Kollektivideologie geprägten Zeitgeist. Seine Auseinandersetzung mit „Sein und Zeit“ zeigt, wie hellichtig er auch die weltanschaulichen Folgen dieser Philosophie bedenkt. Dabei macht er die Beobachtung, dass ein Mensch, der sich auf seine Autonomie beruft und dabei keinen Gott kennt, in geradezu tragischer Weise nach und nach sein Selbst in der Masse verliert. Angesichts der humanen Katastrophe im 20. Jahrhundert beweist demgegenüber gerade jene Freiheit ihre Aktualität, die sich in der Begegnung mit dem Du Gottes vollzieht.

Wer nicht betet, kennt Gott nicht

Beten mit dem heiligen Philipp Neri

Hrsg. von Markus Dusek und Paul Bernhard Wodrazka.

Augsburg: Dominus-Verlag, 2013. – 35 S.

– ISBN 978-3-940879-31-8. EUR 1.50.

Die Leser der Ordenskorrespondenz mögen sich an der Werbung in Sachen meines Namenspatrons erheitern, da ich nun schon zum zweiten Mal hintereinander auf eine Publikation zum hl. Philipp Neri hinweise, die ich in der jeweils vorausgehenden Nummer unserer Zeitschrift angeregt habe. Wer auch immer bei diesen Zufällen Regie führte – ich war's jedenfalls nicht! Und da ich nun einmal in OK 53 (2012), S. 495 die Hoffnung auf eine handliche Sammlung der Kurzgebete ausgedrückt habe, kann ich eine solche bei Ihrem Erscheinen nicht gut stillschweigend übergehen.

Das zwar schlichte aber in jede Westentasche passende Büchlein enthält alles Wesentliche, um das Anliegen des Heiligen, welches sich im Titelzitat auf Genaueste ausdrückt, inwendig kennenzulernen.

Theresia Heither

Biblische Gestalten bei den Kirchenvätern – David.

Münster: Aschendorff-Verlag, 2012. – 248 S.

– ISBN 978-3-402-13000-1. – EUR 34.00.

Das Leben Davids wird im Alten Testament verhältnismäßig ausführlich erzählt. Dabei wird der große König Israels nicht glorifiziert, sondern auf eine in der damaligen Geschichtsschreibung einzigartige Art und Weise in seinen Stärken und Schwächen dargestellt. David ist einerseits ein Mann nach dem Herzen Gottes, der Sänger der Lieder Israels, andererseits aber auch ein skrupelloser Herrscher, der nicht vor Mord und Ehebruch zurückschreckt. Dennoch bleibt das Davidbild, das die Bibel zeichnet und das die Kirchenväter aufgreifen, insgesamt positiv, weil Davids Verhältnis zu Gott immer lebendig bleibt und er deshalb wieder umkehrt und sein Verhalten bereut.

Das bezeugen nicht nur die Berichte der Königsbücher, sondern mehr noch die Psalmen, die nach Ansicht der Väter alle auf David zurückgehen. Diese Lieder spiegeln die ganze Bandbreite menschlichen Lebens: Freude, Dankbarkeit und Begeisterung für Gott, aber auch Schuldbewusstsein, Klage, Reue und Niedergeschlagenheit im Leid. Wenn wir sie lesen, erleben wir, wie ein Mensch spricht und reagiert, der von Gott begeistert und erfüllt ist. Mehr noch: Weil David der von Gott inspirierte Prophet ist, können wir in den Psalmen zugleich erfahren, wie Gott denkt und fühlt. Das Beten der Psalmen vereint uns mit Gottes Willen und Planen. Das drückt einer der Kirchenväter in dem kühnen Satz aus: Gott gebraucht David als sein eigenes Herz.

Christiana Reemts

Biblische Gestalten bei den Kirchenvätern – Salomo.

Münster: Aschendorff-Verlag, 2012. – 186 S.

– ISBN 978-3-402-12999-9. – EUR 33.00.

Der israelitische König Salomo ist als Friedenskönig in das kollektive Gedächtnis der Menschheit eingegangen, als ein Herrscher, der sich durch märchenhaften Reichtum und überragende Weisheit auszeichnete. Ihm werden die weisheitlichen Schriften der Bibel zugeschrieben. Salomo ist der verheißene Sohn Davids und als solcher ein Vorbild Jesu Christi. Aber die Bibel berichtet von ihm auch, besonders am Ende seines Lebens, schwere Sünde, ohne dass von Reue und Umkehr die Rede ist. Diese Ambiva-

lenzen in der Person Salomos zwingen die Väter bei der Beschäftigung mit ihm neu und grundlegend über ihr Verständnis von Typologie nachzudenken und zu fragen, wodurch eine alttestamentliche Gestalt zum Typos Jesu Christi wird und was ein Typos leisten kann und was nicht. Wenn man die patristische Antwort auf diese Frage zusammenfasst, kann man sagen: Gerade in der Beschäftigung mit Salomo arbeiten die Väter heraus, dass bei einem alttestamentlichen Vorbild Jesu Christi die Unähnlichkeit immer größer ist als die Ähnlichkeit. Das gilt für alle alttestamentlichen Typen, wird aber bei Salomo besonders deutlich, deutlicher als bei alttestamentlichen Heiligen wie Abraham oder Samuel. Der Typos ist nur ein Schatten, nicht die Sache bzw. besser die Person selbst (vgl. Hebr 10,1).

Im nächsten Heft...

... wird die Verortung der Ordensgemeinschaften in der säkularen Welt im Mittelpunkt stehen. Die innere Situation der Klöster wird ein Beitrag von Michael Hochschild, beleuchten. Auch dem Blick nach außen widmen sich eine Reihe von Artikeln: P. Thomas Dienberg OFMCap. wird sich in einem Grundsatzartikel zur Theologie des Säkularen unter Berücksichtigung des Ordenslebens äußern. In weiteren Beiträgen geht es um eine „aufsuchende Pastoral“ und die Frage der Sprachfähigkeit gegenüber einer Welt, die nicht mehr kirchlich sozialisiert ist. Daneben dokumentiert das Heft wichtige Beiträge der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung.

54. Jahrgang 2013, Heft 3

ok

ordens
korrespondenz

2013/Heft 3

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

Theologie
des Säkularen

Selbst-
säkularisierung
der Klöster?

Jetztzeit
der Orden

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

54. Jahrgang 2013, Heft 3

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt vom kommenden Heft 4/2013 an bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator: Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Wer in eine Ordensgemeinschaft eintritt oder auch nur für einige Tage an klösterlichen Besinnungstagen teilnimmt, von dem sagt man, er ziehe sich „hinter Klostermauern“ zurück. Dahinter steht die Vorstellung vom Kloster als einem abgeschotteten Raum, der von „der Welt“ separiert sei. Abgesehen davon, dass es bezüglich eines solchen physisch abgetrennten „Raumes“ enorme Unterschiede zwischen den Ordensgemeinschaften gibt – richtig daran ist für alle Gemeinschaften, dass ihre durch die evangelischen Räte geprägte Lebensform eine gewisse Sonderstellung gegenüber der übrigen „Welt“ begründet.

Ordensgemeinschaften haben daher stets die Frage nach ihrem Verhältnis zur „Welt“ zu stellen. In seinem Vortrag „Jetztzeit der Orden“ auf der diesjährigen Mitgliederversammlung der deutschen Ordensobernkonzferenz hat Ulrich Engel OP dazu programmatische Überlegungen angestellt. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert sein Plädoyer für eine „vita consecrata situata“ unter postmodernen Bedingungen. Auch der Schwerpunkt des aktuellen Heftes widmet sich Fragestellungen im Zusammenhang der Verortung in und gegenüber der Welt. Neben grundsätzlichen Überlegungen zu einer „Theologie des Säkularen“ wird auch die These diskutiert, die Klöster stünden in der Gefahr, sich in der Begegnung mit der Welt selbst zu säkularisieren. Daneben geht es in weiteren Beiträgen um Hinhören auf die Fragen und Bedürfnisse der Menschen in der Welt, um angemessene Formen des Umgangs mit ihnen und um eine verständliche Sprache. Das Beispiel des Karmels Dachau zeigt, wie ein kontemplatives Kloster einen von einer zutiefst gottfernen Gesinnung geschaffenen Ort heute prägen kann.

Seit Heft 2/2004 lag die Verantwortung für den Rezensionsteil der Ordenskorrespondenz bei der Salesianerhochschule Benediktbeuern. Schriftleitung und Redaktion danken der süddeutschen und später gesamtdeutschen Provinz des Salesianerordens, die dieses Engagement ermöglicht hat. Nachdem die Hochschule ihren Lehrbetrieb Ende Juni eingestellt hat, endet auch die Betreuung des OK-Rezensionsteils. Unser Dank gilt der Professorenschaft von Benediktbeuern für ihre profunden Buchbesprechungen. Er gilt in besonderer Weise dem dortigen Bibliotheksleiter Dr. Philipp Gahn, der neben der Koordination der OK-Rezensionen eine Vielzahl von Besprechungen selbst verfasst und damit wertvolle Wegweisung gegeben hat. Die Koordination der Rezensionen hat vom Heft 4/2013 an die Philosophisch-Theologische Hochschule Vallendar übernommen.

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	257
--------------------------	-----

● Ordensleben

Thomas Dienberg OFMCap Theologie des Säkularen	261	Heiner Wilmer SCJ Hören wie Samuel	300
Michael Hochschild Selbstsäkularisierung der Klöster?	273	Ignatia Langela SMMP Begegnungen in Halle und Bestwig	309
Paulus Terwitte OFMCap Geht ihr nicht, so bleibt ihr nicht (vgl. Jes 7,9)	281	Martin Hofmeir Gastfreundschaft für die Menschen in der Welt von heute	318
Reinhard Körner OCD „Kirchisch“ übersetzen	284	Elija Boßler OCD / Johanna Kuric OCD Bleiben, wo andere gehen. Leben, wo andere starben.	327
Clemens Dölken O.Praem. Inkulturation in die säkulare Umgebung	293		

● Dokumentation

Ulrich Engel OP
Jetztzeit der Orden

339

● Nachrichten

Aus dem Vatikan

353

Aus der Weltkirche

355

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonzferenz

361

● Neue Bücher

Theologie und Pastoral

368

Orden und Frömmigkeit

375

Thomas Dienberg OFMCap

Prof. P. Dr. Thomas Dienberg OFMCap, geboren 1964, ist Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster und hat das Fach „Theologie der Spiritualität“ in den USA, in Indien und Rom gelehrt. Er ist zudem Vorsitzender des Instituts für Kirche, Management und Spiritualität in Münster, Ausbildungsleiter der Deutschen Kapuzinerprovinz sowie langjähriges Mitglied der Provinzleitung.



Thomas Dienberg OFMCap Theologie des Säkularen – Gedankensplitter –

Im Jahr 2008 startete der französische Fotograf Yann-Arthus Bertrand ein sehr interessantes Buchprojekt, mit dem Titel „Einer unter 6 Milliarden“. Das Buch ist eine Sammlung von Antworten auf ganz verschiedene Fragen von Menschen aus der ganzen Welt, u. a. auch auf die Frage: Was ist Gott für Sie? Auf diese Frage antwortet Lakshmi aus Tamil Nadu in Indien: „Wenn man mir diese Frage stellt, bin ich immer peinlich berührt, denn es ist, als fragte man mich: ‚Hast Du eine Nase? Kannst Du atmen? Schläfst Du?‘ So einfach ist das. Wir leben mit der Vorstellung von Gott, das ist für uns ganz natürlich. Das müssen wir nicht erklären.“¹ Gott ist für sie ganz natürlich, wie selbstverständlich. Er gehört zu ihrem

Leben wie das Atmen und der Schlaf. Ob in unseren westeuropäischen Ländern viele Menschen eine ähnlich klare und einfache Antwort geben würden? Und die Ordenschristen? Eine theologische Annäherung an das Säkulare steht genau in diesem Spannungsfeld von Selbstverständlichkeiten auf der einen und von Fragwürdigem auf der anderen Seite. Selbst das Säkulare ist fragwürdig geworden. So spricht Jürgen Habermas schon seit längerem von dem Post-Säkularen Zeitalter, das auf die „profanierten Quellen der religiösen Überlieferung“ nicht verzichten kann.² In diesem Versuch einer Theologie des Säkularen sollen jedoch weniger die Begriffe Säkularität oder Säkularisierung diskutiert werden, vielmehr geht es um

einige Konsequenzen, die sich aus der Beobachtung und Analyse des Erfahrungsraumes Säkularisierung ergeben. Dabei werden Selbstverständlichkeiten, aber auch so einiges Fragwürdige, beobachtet und reflektiert werden. Letztlich geht es auch um die Frage, wie wir heute von Gott reden und ihn als Ordenschristen bezeugen können. Die zitierte Aussage von Lakshmi aus Tamil Nadu unterstreicht, was Margit Eckholt mit folgenden Worten ausdrückt: „Von Gott sprechen zu lernen, ist so eingebettet in die vielen Geschichten des Menschen.“³ Auf die Geschichten der Menschen schauen, dazu fordert uns die Säkularisierung geradezu heraus. Eine Theologie des Säkularen ist von daher eine Theologie der Erzählungen des Menschen in seinem Lebensraum Welt. Im Folgenden sollen einige Aspekte einer Theologie des Säkularen in aller gebotenen Kürze zur Sprache kommen. Es sind nur Gedankensplitter auf dem Wege zu einer noch intensiver zu formulierenden Theologie des Säkularen, Gedankensplitter in fünf Bereiche unterteilt.

Welt versus Glaube?

Wenn in diesem Artikel die Rede von dem Säkularen und der Säkularisierung ist, dann sollen diese Begriffe nicht als Gegenbegriffe zu Glauben, Kirche und zur Welt der Religionen verstanden werden. Vielmehr wird ein komplementäres Verständnis zugrunde gelegt. Der Franziskanertheologe Johannes B. Freyer spricht in diesem Zusammenhang von der Säkularisierung als der „Entgötterung“ der Welt: „Unter Säkularisierung ist dabei der Vorgang der Entgötterung der Welt zu sehen, wie er sich schon

im biblischen Schöpfungsbericht zeigt. Sonne, Mond und Sterne sind keine Götter mehr (wie häufig in der Antike), sondern werden nun als Geschöpfe Gottes betrachtet. Das gibt sie frei für eine welthafte, ‚säkulare‘ Betrachtung und Untersuchung.“⁴ Dadurch wird Gott, dem ganz Anderen, in der Welt ein Raum geschaffen, sich zu zeigen und zu offenbaren, wie er es will. „Gott gibt sich gleichsam in den ihm angebotenen säkularen Raum der Welt hinein. Die Säkularisierung der Kreatur ist somit Ausdruck der radikalen Andersartigkeit in der Geschöpflichkeit und gleichzeitig die Ermöglichung, in der von Gott geschenkten Freiheit diese Andersartigkeit im eigenen So-Sein zu realisieren.“⁵ Die Welt hat somit ihren eigenen Wert, sie ist keiner sakralen Welt untergeordnet, noch wird sie absolut gesetzt. Aber sie ist elementar der Erfahrungsraum Gottes. So stehen sich Glaube und Welt in einer Zeit der Säkularisierung nicht gegenüber, der Glaube findet vielmehr in einer Welt statt, die sich in manchem der Religion gegenüber kritisch verhält, distanziert oder gar verneinend. Gleichzeitig hat der Mensch die Freiheit, sich zum Schöpfergott zu positionieren, seine Spuren in der Welt zu suchen oder auch ihn abzulehnen, im Rahmen der angebotenen Institutionen oder aber in einer Freiheit der eigenen Wahl. Dass sich das Verhältnis zur Religion in der Öffentlichkeit gewandelt hat, dass Religion oftmals nicht mehr die entscheidende Rolle spielt, wie sie es einmal getan hat, dass Religion aus der Öffentlichkeit und dem öffentlichen Diskurs mehr und mehr verschwindet, das ist von einer Betrachtung des Säkularen als Entgötterung nicht in Frage gestellt. Doch die Sichtweise auf die



Welt verändert sich dadurch, sie hat eine positive Perspektive. Säkularisierung ist in diesem Sinne kein Schreckgespenst, sie ist vielmehr die notwendige Öffnung von Welt auf den Menschen und auf Gott hin. Der Mensch, von Gott geschaffen und von ihm angesprochen, kann sich in aller Freiheit auf Gott hin ausrichten und sich für ihn in der Welt entscheiden, oder aber auch gegen ihn. „Die Selbstwahrnehmung als von Gott angerufenes Geschöpf und der gleichzeitigen Zugehörigkeit zur säkularen Welt bilden gemeinsam den Boden jener Freiheit, die es dem Menschen erst möglich macht, sich frei auf Gott hin ausrichten zu wollen und sich und alle Geschöpfe in der je eigenen Würde anzuerkennen.“⁶ Die säkularisierte Welt und die Erfahrungen der Menschen sind die genuinen theologischen Orte.

Theologisch gesehen ist Grund der Entgötterung von Welt und die positiv betrachtende Weise von Welt die Inkarnation Gottes in Jesus Christus. In der Inkarnation verleiht Gott dem Menschen und der Welt eine ganz eigene Würde und Bedeutung (Welt als Ort der inkarnatorischen und kenotischen Einwohnung Gottes). Das Wort Gottes nimmt die menschliche Natur an, und gleichzeitig bezeichnet die Inkarnation das bleibende Angenommensein des Menschen und der ganzen Schöpfung von Seiten Gottes. Durch die Inkarnation ist die unheilvolle Trennung von Gott und Welt, von Innerlichkeit und weltbezogener Aktivität, von Leib und Seele aufgelöst. So liegt der Akzent auf der Welt in ihrer Geschichtlichkeit und Materialität, die den Menschen wiederum mit Gott verbindet. Der Erfahrungsraum Säkularisierung ist damit ein wichtiger theologischer Ort. Die Welt ist

Gottes voll und lädt ein, sich zu ihm zu verhalten. Gott ist der in der Geschichte menschengewordene Logos. Bonaventura entwickelte daraufhin eine ganz eigene Geschichtstheologie, die Joseph Kardinal Ratzinger weiter in seiner Beschäftigung mit Bonaventura entfaltetete: „So muss die Geschichte von Gott geprägt und gestaltet sein. Im Gegensatz zum damals verbreiteten franziskanischen Joachitismus war Bonaventura davon überzeugt, dass Jesus Christus nicht nur die führende Position eines Zeitalters der Geschichte inne hatte, sondern dass er die Mitte aller Geschichte und aller Zeitalter der Geschichte überhaupt ist. Neben verschiedensten anderen theologischen Einflüssen, zu erwähnen ist etwa der neue Einfluss der patristischen Theologie. Mir scheint diese von Bonaventura herkommende heilsgeschichtliche Sicht auch durch den Konzilstheologen Joseph Ratzinger zur grundlegenden heilsgeschichtlichen Aussage des 2. Vatikanischen Konzils geworden zu sein, die nicht mehr nur die Wahrheit an sich betrachten möchte, sondern das heilsgeschichtliche Wirken Gottes in der Geschichte der Menschen erkennen möchte. Dabei ist Jesus Christus die Mitte jeder Geschichte, da sich in ihm Gott und Mensch am Tiefsten begegnen und diese Nähe Gottes zur Geschichte des Menschen die Geschichte grundlegend zu prägen beginnt.“⁷

Das Moment des Dreifaltigen: Gemeinschaft und Individualisierung

Die größte Herausforderung für eine Theologie des Säkularen heute liegt in dem Verhältnis von Gemeinschaft und

Individuum. Im christlichen Leben und in den Ordensgemeinschaften in nochmals sehr spezifischer Weise steht das Leben in Gemeinschaft im Mittelpunkt. Das Pfarrprinzip speist sich aus einem sehr dezidierten Gemeinschaftsverständnis. In den verschiedenen Schulen der Spiritualität, wie zum Beispiel der benediktinischen, der franziskanischen oder vieler neuzeitlicher Ordensgemeinschaften, wird Gemeinschaft mit je unterschiedlichen Schwerpunkten und Konkretionen gelebt. Gemeinschaft prägt das Bild des Christlichen. Karl Rahner formuliert es eindrücklich: „Religion muss meine eigene und freie Überzeugung sein, muss in der innersten Mitte der Existenz erfahren werden können. Aber diese Existenz findet sich selbst nur in einer Gemeinschaft und Gesellschaft, indem sie sich gebend und empfangend öffnet. Überdies ist das Christentum eine geschichtliche Religion, bezogen auf den einen Jesus Christus. Von ihm habe ich durch die Kirche und nicht anders gehört. Ich kann mir daher kein privatistisches Christentum leisten, das seine Herkunft verleugnen würde.“⁸ Auch das Vatikanum II betont die *Communio* der christlichen Gemeinden und entwickelt eine eigene *Communio*-Theologie.

Doch verändert sich das Bild von Gemeinschaft nach Meinung vieler Soziologen heute rasant. Der polnische Soziologe Zygmunt Baumann spricht von dem Schwarm als einem maßgeblichen Bild zum Verständnis von Gruppe und Gemeinschaft in der postmodernen Zeit oder, wie er sie nennt, in der flüchtigen Moderne. „In der flüchtigen Moderne wird die Gruppe mit ihren Anführern, ihrer Hierarchie und Hackordnung durch den Schwarm

ersetzt. Ein Schwarm kommt ohne all jene Symbole und Strategien aus, die eine Gruppe zu ihrer Herausbildung und Festigung braucht. Schwärme bedürfen nicht der Selbstreproduktion oder Selbsterhaltung; sie versammeln sich bei Gelegenheit, lösen sich auf und finden bei einer anderen Gelegenheit, angezogen von neuen und beweglichen Zielen, wieder zusammen.“⁹ Es entstehen Netzwerke, die Gemeinschaftsverständnis in fast dramatischer Weise verändern. Netzwerke sind lockere Gebilde, je nach Gebrauch abrufbar, aber ohne Verbindlichkeit und Treue. Das Leben, so Baumann, zerfällt mehr und mehr in Bruchstücke, die gegenwärtige Identität hält nicht lange vor und wird so schnell ausgetauscht wie ein Hemd. Die Konsequenz liegt für Baumann auf der Hand: „Sie (unsere Kultur) ist eine Kultur der Auflösung, der Diskontinuität und des Vergessens.“¹⁰

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Aufgabe der Theologie heute in der säkularen Welt, gerade für eine Theologie des Ordenslebens, liegt in der erneuten Betonung und gelebten Praxis einer Gemeinschaft, die auf Verbindlichkeit und Beziehungsgestaltung beruht. Gerade in der brüchigen und flüchtigen Moderne muss eine Theologie des Sä-

kularen die Kraft der Erinnerung sowie die Kontinuität in der Gemeinschaft betonen. In der christlichen Theologie steht die Dreifaltigkeit stellvertretend für das, was *Communio* bedeutet, ist Gott doch in sich selbst Beziehung. Die Dreifaltigkeit ist das Gegenbild zum Schwarm in der flüchtigen Moderne als Bild für Gruppe und Gemeinschaft. Der christliche Gott ist ein Gott, der in sich Beziehung ist und diese will. Er ist verlässlich in diesen Beziehungen, geprägt von einer Dreiheit, die Gott Vater den Schöpfer meint, Jesus Christus, der mit den Menschen als einer von ihnen lebte und lebt, Teil der menschlichen Gemeinschaft und für diese gestorben, und den Geist, der eint und verbindet; also so ganz anders als der Schwarm, in dem die Mitglieder doch eigentlich nur wenig mit einander zu tun haben. Die Dreifaltigkeit stellt eine Beziehung und Gemeinschaft dar, die sich auf Liebe gründet, wie es das Johannesevangelium immer wieder betont. An einen solchen Gott zu glauben und ihm auf seinen Ruf Antwort zu geben, hat Konsequenzen. So ist eine Theologie der *communio* eine Theologie mit den elementaren Stichworten:

- Verlässlichkeit und Verbindlichkeit, die sich auf Gottes verlässliche Liebe beruft
- Solidarität aus Liebe, nicht mechanisch wie im von Baumann beschriebenen Schwarm
- Liebende Verantwortung für einander, in Gerechtigkeit und dem Bemühen um Frieden
- Offenheit dem Fremden und Anderen gegenüber in gelebter Gastfreundschaft
- Kultur der Erinnerung und Tradition in der Gegenwart für die Zukunft.

Gerade die Orden mit ihren Akzentuierungen des Gemeinschaftslebens können ausdrückliche Schwerpunkte setzen und den Menschen ihrer Zeit Orientierung und ein alternatives Lebensprojekt aufzeigen. Aufgrund der Mobilität und Flexibilität, die in vielen Lebenslagen heute gefordert ist,¹¹ sowie aufgrund des Plausibilitäts- und Glaubwürdigkeitsverlustes bisheriger sinnstiftender Institutionen, wie z. B. den christlichen Kirchen, suchen Menschen nach Authentizität und Geborgenheit, nach verlässlichen Werten und Antworten, nach einer tragenden Spiritualität und nach Orten, die eine gewisse „seelische Heimat“ vermitteln. Die Ordensgemeinschaften mit ihrer zum Teil jahrhundertalten Tradition, mit einer gelebten Radikalität und Offenheit auf den Menschen hin, sind geradezu aufgefordert, eine Spiritualität der Gastfreundschaft und eine Spiritualität der Zugänglichkeit zu leben. Ein Schlagwort in diesem Zusammenhang kann das Wort des „Mit-Seins“ darstellen:

- mit den Menschen sein und ihnen einen Ort anbieten, an dem sie mit ihren Fragen und Sehnsüchten Gesprächspartner finden oder schlicht und ergreifend innehalten können
- eine betende Gemeinschaft, die andere einlädt, an ihrem Gebet teilzunehmen
- eine solidarische Gemeinschaft, die den Menschen in ihren Nöten mit Rat und Tat zur Seite steht.

Aus einer Freundschaft und innigen Beziehung mit dem Gottessohn in einer radikal gelebten Form der Nachfolge Christi dem Menschen ein Freund sein, das ist die vorrangige Aufgabe des Ordenschristen heute. Daraus folgt eine Theologie der Freundschaft und der

Beziehung, eine Theologie der Spurensuche Gottes im Antlitz des anderen. Grundlage einer solchen Theologie ist die Wahrnehmung der Wirklichkeit und der Welt, wie sie ist: in all ihrer Schönheit und all ihrer Gebrochenheit, geschaffen von Gott, und, um mit dem Sonnengesang des heiligen Franziskus zu sprechen, in aller ihrer Nähe und Verwandtschaft mit dem Menschen, der für sie verantwortlich ist. „Ordensleben wäre in diesem Sinne vor allem als ein ‚In-Beziehung-Stehen‘ gleichermaßen mit Gott und Welt zu definieren. Eine solche, doppelt ausgerichtete, Bezugnahme, besser: Freundschaft mit Jesus Christus und den Menschen, zielt in ihrer eschatologischen Tiefenstruktur auf Zeugnisse gelebter Hoffnung – und zwar in präsentischer Form!“¹² Eine Theologie des Säkularen ist in ihrer kommunikativen Grundstruktur und in ihrer Communitio-Theologie dann immer auch eine Theologie der Freundschaft und Beziehungsgestaltung.

So nimmt es nicht wunder, dass bei vielen jüngeren Menschen, die in den letzten Jahren in die Ordensgemeinschaften eingetreten sind, der Wunsch nach gelebter und zu erfahrender Gemeinschaft an erster Stelle der Motivation für den Eintritt in die jeweilige Ordensgemeinschaft genannt wird. Gleichzeitig jedoch muss aber auch eine kulturelle Diversität in Zeiten der Globalisierung eingeübt und gelebt werden. Und wo anders als in den Ordensgemeinschaften mit ihrer oftmals sehr international geprägten Grundstruktur und auch globalen Verbreitung wäre das möglich? Das wiederum schließt die Fähigkeit und Gelassenheit ein, Pluralität prinzipiell zu akzeptieren und in aller Freiheit mit ihr als eine Gegebenheit heutiger

Gesellschaft, auch innerkirchlich, umgehen zu können. Nicht Uniformität, strenger Gehorsam und autoritäres Denken, vielmehr Partnerschaftlichkeit, Teilnahme, das Hören aufeinander als Form eines strengen Gehorsams und eine kommunikative Grundstruktur sind dann Haltungen und Formen, die mit der gelebten Pluralität Hand in Hand gehen. Doch Pluralität ist ebenso mit Vorsicht zu genießen: „Aber wann immer die Bejahung von Pluralismus einschließlich meiner eigenen in der Vergangenheit wie Gegenwart lediglich zur passiven Reaktion auf mehr und mehr Möglichkeiten wird, von denen keine je in die Tat umgesetzt werden wird, verlangt Pluralismus unser Mißtrauen.“¹³

Eine Akzeptanz der Andersheit des anderen auf der Basis des ganz Anderen, der in sich wiederum in dynamischer Beziehung und Kommunikation lebt, ist ein Grundpfeiler einer Theologie des Säkularen unter den Vorzeichen der Dreifaltigkeit. Eine solche Theologie legt insofern Wert auf das gelebte Zeugnis, auf das Erzählen von dem, was bewegt und auf das Hören der Erzählungen von Menschen. So sehr Gott die Liebe ist (1 Joh 7,16), so sehr schafft er mit seiner Schöpfung und im Menschen Begegnungsräume mit ihm. Es ist wie mit Lakshmi aus Tamil Nadu am Anfang dieses Artikels: Gott ist so selbstverständlich wie das Atmen und das Schlafen. Wenn das Bekenntnis an den dreifaltigen Gott im Zentrum des christlichen Glaubens steht, dann ist die Präsenz Gottes in der Welt mit seinem beständigen Angebot der Begegnung selbstverständlich. Davon Zeugnis ablegen, das sollte wiederum im Zentrum einer Theologie des Sä-



kularen stehen. Insofern sind Zeugnis geben, Menschen von diesem Gott der Begegnung und Kommunikation erzählen, transparent und zugänglich sein in Hinsicht auf den dreieinen Gott und der Wirklichkeit angstfrei begegnen die wichtigsten Aufgaben eines Christen und Ordenschristen in einer Zeit der Suche und Sehnsucht nach Authentizität und Echtheit, nach Stabilität und der Begegnung mit der Wirklichkeit hinter der Wirklichkeit. So entfernt sich der Glaube nicht von der Wirklichkeit noch findet ein Prozess der Entfremdung zwischen Glaube und Wirklichkeit statt.

Wandel und Veränderung

Ein Zauberwort in der Wirtschaftswelt ist das Wort von der Veränderung. In Zeiten wie diesen, so liest man oft, ist aufgrund der Schnelligkeit, der Kurzlebigkeit und Mobilität, aufgrund der Globalisierung mit ihren weitreichenden Konsequenzen eine ständige Veränderungsbereitschaft gefordert. Innovation geht mit Veränderung einher. Auch vor den Kirchen und den Ordensgemeinschaften macht das nicht Halt. Pfarrgemeinden werden im Rahmen von Strukturprozessen verändert und vergrößert, Ordensgemeinschaften überführen ihre Werke in Stiftungen, und Ordensprovinzen vereinen sich, sogar über nationale Grenzen hinweg. Veränderung scheint allseits gefordert.¹⁴ Darauf muss auch die Theologie reagieren, gerade auch angesichts des Säkularen, denn die Prozesse der Verringerung und Verkleinerung sowie das Misstrauen gegenüber institutionalisierten Religionen führen zu einer kritischen Sichtweise auf die Kirchen und zu weiterer Abkehr von ihnen. Das sollte auf

Seiten der Kirche, der Theologie und der Ordensgemeinschaften zur Besinnung und Einkehr, zu Reaktionen und zu Veränderung führen. An allererster Stelle steht dabei folgende Frage: Will Kirche, wollen sich die Ordensgemeinschaften besinnen und verändern, ja verändern lassen? Es ist ein aktiver und zugleich auch ein passiver Prozess. Im Grunde genommen geht es um eine Erneuerung, die zur Veränderung führt. In den Ordensgemeinschaften ist das vielfach mit dem Impuls verbunden, wieder auf die Gründergestalt oder die Anfangsmotivation zu schauen. Wie kann gemeinschaftliches Leben in der Nachfolge Jesu heute in Kirche und Orden gelingen und überzeugen? Die Ordensgemeinschaften sind fast alle aus dem Bedürfnis nach Veränderung, viele von ihnen im Zuge von Reformbewegungen entstanden. Zu Beginn der verschiedenen Gemeinschaften standen oft die sehr deutlichen Impulse zur Veränderung:

- eine konsequentere und radikalere Lebensweise in der Nachfolge Jesu
- der Impuls: zurück zu den Ursprüngen und ein Ernst machen mit den ursprünglichen Idealen
- eine Veränderung der Situation vieler, die leiden, und die Organisation von Krankenpflege etc.

Der Impuls, etwas aus der Nachfolge Jesu heraus zu tun und zu verändern, ist den Ordensgemeinschaften immanent. Von daher haben sie per se in sich den Impuls zu Veränderung, zur Erneuerung und zum Wandel.

Doch eine Theologie der Veränderung ist nicht nur rückwärtsgerichtet und an den Ursprüngen orientiert. Vielmehr muss sie im gleichen Maße nach vorne schauen und aus der Kraft der Prophe-

zeiung und Vision, aus der Kraft des verheißenen Gottesreiches heraus sich erneuern und „die Welt verändern“. „Gerade das Christusereignis selbst verweist auf die verheißene Zukunft des zu erwartenden Gottesreiches, das in Jesus Christus angebrochen ist, aber dessen Erfüllung aussteht. Jüdisch-christliche Tradition ist folglich immer ausgerichtet auf das Wachsen und den Wandel im Blick auf die verheißene Zukunft. Eine solche Offenheit der Tradition auf die Verheißung hin wird durch die Säkularisierung ermöglicht.“¹⁵ Die Säkularisierung fordert heraus, um der Zukunft willen aus der Kraft der Erinnerung sich in aller Offenheit auf die Veränderungsprozesse in Kirche und Gesellschaft in der Gegenwart einzulassen, diese mitzugestalten und sich selbst verändern zu lassen.

Ute Leimgruber spricht in diesem Zusammenhang auch von der Innovationsfähigkeit der Kirche und Orden. „Das immer gleich gültige Evangelium bedarf einer Form der Innovation, um in Gegenwart und Zukunft sprachfähig zu sein. Eine solche dem Beständigen verpflichtete und den Wandel einbeziehende innovative Ressource für gelebte Gottes- und Nächstenliebe – der ‚ultimativen Richtschnur‘ ... für die Gestaltung eines Lebens nach dem Evangelium – können die Ordensgemeinschaften sein.“¹⁶ Und die deutschen Bischöfe betonen in ihrem Wort zum Auftakt der Jubiläumsfeierlichkeiten zum Zweiten Vatikanischen Konzil, dass die Tradition immer schon die Bereitschaft zur Reform mitbringen und so auf die Herausforderungen von heute reagieren muss. „Denn Treue zur Tradition besteht nicht darin, einfach an den alten Formen und Gestalten

festzuhalten, sondern die Verkündigung der Kirche so zu reformieren, dass die Tradition lebendig und wirksam bleibt. Die Tradition schließt daher immer die Bereitschaft zur Reform ein.“¹⁷

Die Ausführungen zu den vorangegangenen Punkten machen schon deutlich, dass das Sich-Einlassen auf die Welt Veränderungspotential in sich birgt, denn in ihr begegnet Gott, der das Leben will und Zukunft ist, dem Menschen. Somit speist sich eine Theologie der Veränderung aus der Geschichte, aus der Gegenwart und der Zukunft; sie ist folgerichtig im höchsten Maße eschatologisch orientiert.

Theologie des Säkularen und die öffentliche Theologie

„Die kommende Herrschaft des auferstandenen Christus kann man nicht nur erhoffen und abwarten. Diese Hoffnung und Erwartung prägt auch das Leben, Handeln und Leiden in der Gesellschaftsgeschichte ... Sich nicht dieser Welt gleichzustellen, bedeutet nicht nur, sich in sich selbst zu verändern, sondern in Widerstand und schöpferischer Erwartung die Gestalt der Welt zu verändern, in der man glaubt, hofft und liebt.“¹⁸ Jürgen Moltmann spricht mit diesen Worten eine Konsequenz an, die sich aus den bisherigen Ausführungen ergibt. Das in der Welt sein, die gelebte Gemeinschaft in aller Freiheit und die Bereitschaft zur Verwandlung und zur Veränderung müssen mit einer Hoffnung einhergehen, dass die Welt eine Zukunft hat. Und dass der Mensch, der Christ, derjenige, der sich in der Nachfolge Christi befindet, aktiv an dieser Zukunft mitarbeiten muss. Der Christ kann sich nicht heraushalten,

vielmehr muss er in Widerstand und schöpferischer Erwartung das Gesicht der Welt verändern. Dem muss auch jede Theologie Rechnung tragen. Die Wahrnehmung der Welt, wie sie ist, die Verbundenheit mit der Tradition und der Geschichte, muss zu einem ethisch verantworteten Handeln in der Welt führen, um ihrer Zukunft willen. Eine Gegenreaktion liegt heute in dem nicht zu überhörenden Ruf nach Spiritualität und spiritueller Erneuerung. Nicht selten geht das mit einer gefährlichen Spiritualisierung einher. Der Blick richtet sich nach innen, Spiritualität wird auf die Innerlichkeit und gottesdienstliche Formen reduziert. Die Gefahr scheint groß zu sein. Die Sehnsucht nach Innerlichkeit, nach einer gestalteten Mitte, nach Gebet und Kontemplation gilt es ernst zu nehmen, diese jedoch gleichzeitig auch in den Kontext von Welt und Verantwortung für die Welt zu stellen. Eine Theologie des Säkularen muss sich dann sowohl in der theologischen als auch in der säkularen Sprache bewegen können, um anschlussfähig und aussagekräftig zu bleiben. Es gibt einen unauflöselichen Zusammenhang von Theologie und Ethik. Eine Theologie heute muss sich einmischen, darf sich nicht aus den öffentlichen Diskursen und dem, was die Menschen beschäftigt, heraushalten. „Die Kirchen sind es einer Öffentlichkeit, die nach Orientierung sucht, schuldig, das alte und unvermindert kraftvolle Orientierungswissen der biblisch gegründeten christlichen Tradition, das sie durch Jahrhunderte hindurch bis heute durchgetragen haben, in die aktuellen Debatten einzubringen.“¹⁹ Insofern hat die öffentliche Theologie ihren Platz inmitten der Welt mit einer klaren Positionierung

und einem klaren Engagement sowie in kritischer Distanz und liebender Nähe. Sie darf sich nicht im Sinne einer falsch verstandenen Spiritualisierung auf den kirchlichen Binnenraum zurückziehen beziehungsweise Spiritualität als ein rein innerliches Geschehen verorten. Damit würde sich eine solche Theologie der enormen Kraft berauben, die die christliche Spiritualität in der Geschichte und der Gegenwart mit sich bringt, nämlich die liebende und verändernde Bereitschaft, in der Welt und im anderen Gott zu begegnen.

Eine öffentliche Theologie umarmt die Welt und hat keine Angst vor ihr, sie impliziert eine Offenheit und eine Bereitschaft zur Kommunikation mit dem Fremden und dem Anderen, gerade auch in einer Welt, die vom Erfahrungsraum Säkularisierung geprägt ist. Vom Standpunkt der christlichen Theologie ist ein adäquates Verständnis von Gott immer an die Realität und die Welt gekoppelt. Ein Gott, der sich klein gemacht hat, der Mensch geworden ist und sich vor allen denen zugewandt hat, die sich selbst nicht mehr helfen konnten und am Rande der Gesellschaft standen, ist insbesondere in den Armen und Schwachen heute zu finden. Jede Spaltung einer Gesellschaft in Insider und solche, die nicht dazu gehören, erfordert eine theologische Stellungnahme und ein Einmischen. Die amerikanische Theologin Baird spricht davon, dass eine Theologie heute sich der Realität der Post-Holocaust-Gesellschaft bewusst sein sollte und damit einen anderen Akzent zu setzen habe, als er in der Tradition der christlichen Theologie häufig gesetzt worden ist.²⁰ Der andere war vielfach ein untergeordnetes Prinzip. Wurde im Holocaust



der Andere und die Andersartigkeit verschiedener Menschen kriminalisiert und dann eliminiert, weil sie jeweils Bedrohungen darstellten, so spielt in der Unterordnung des Menschen, im Subordinationsprinzip, der andere die Rolle eines, für den wiederum andere verantwortlich sind und genau wissen, was ihm not- und gut tut. Doch der andere steht immer auf gleicher Höhe mit dem Betrachter, ja, Ward geht sogar soweit zu sagen, dass der andere immer auch Teil jedes einzelnen ist – nicht zuletzt auch aufgrund der Andersheit, die in jedem Menschen selbst steckt. Der andere verlangt in und aufgrund seiner Andersheit eine Haltung der ethischen Verantwortung. Jeder ist immer schon für den anderen ethisch verantwortlich. Eine solche Theologie ist eine Theologie mit einer Post-Holocaust-Spiritualität, die Ernst macht mit Solidarität und einer Ethik aus Liebe.

Ausblick

Am Ende der Überlegungen lässt sich schlussfolgern, dass sich eine Theologie des Säkularen vor allem aus einem Verhältnis zur Welt speist, das geprägt ist von einem positiven Blick auf die Welt. Diese ist kein Gegenbegriff zur Religion oder eine primäre Bedrohung für die christliche Existenz und ein christliches Gemeindeverständnis, im Gegenteil: Welt ist eine Herausforderung, die Wirklichkeit zu sehen wie sie ist, in all ihrer Gebrochenheit und in all ihrer Schönheit. Es gilt, Gott aufgrund von Schöpfung, Inkarnation und Kenosis im hier und heute zu suchen und sein Antlitz im Antlitz all dessen zu finden, was die Wirklichkeit ausmacht. Dazu gehört dann auch eine grundsätzliche

Bejahung der Welt und ein Engagement sowie eine liebende Solidarität im Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Die Siesseiner Franziskanerin Margareta Gruber bringt es auf den Punkt: „Vielleicht ist heute in der Nachfolge Christi die Entscheidung zur Grenzüberschreitung die größte Herausforderung: gegen die Versuchung einer Neuauflage der Scheidung zwischen heilig und profan, Gott und Welt, rein und unrein; gegen die Versuchung, sich selbst in quasi ästhetischen Rollenspielen zu inszenieren oder zu sterilisieren und sich in einem konstruierten feindlichen ‚Gegenüber‘ zur bösen Welt neu einzurichten. Das kann nicht die Identität von Menschen in der Nachfolge des kenotischen Gottes sein! Wir Ordensleute dürfen als die Religiösen, als die ‚Experten für Gott‘, diesen Gott nicht wie ein Raubgut ergreifen und für uns – unsere gesellschaftlichen, aber auch unsere religiösen Interessen – ausbeuten, sondern müssen die Bewegung der Entäußerung Christi gerade im Blick auf den ‚Besitz‘ Gottes immer wieder mitgehen oder sie an uns geschehen lassen, wenn sie uns ergreift.“²¹ Gruber zielt auf die Lebensweise der Ordensleute ab und betont dabei die Freiheit Gottes und die Existenz Gottes in der Welt. Mit anderen Worten ist es in der Tradition der Franziskanischen Spiritualität zu finden, wenn betont wird, dass der Generalminister des Ordens der Heilige Geist ist, dessen der Mensch nicht greifbar werden kann.

Eine Theologie des Säkularen muss von daher sicherlich auch eine Theologie der Kontemplation entfalten, die sich mit der Andacht zur Wirklichkeit vor dem Wirklichen beschäftigt, ganz im Sinne der Gedanken von Baird zu einer

Post-Holocaust-Spiritualität. Dabei gilt es, die Komponenten zu entfalten, die sich in einer Theologie der Gelübde auf die Ordenschristen beziehen, im Grunde genommen aber in eine Theologie der Werte-Prioritäten für alle Christen münden und für jeden Christen elementare Gültigkeit besitzen sollte:

- Armut als prinzipielle und liebende Solidarität mit allem, was lebt und von Gott geschaffen ist, auf der Basis einer Spiritualität des Loslassens und der Demut
- Gehorsam als eine Offenheit, die sich auf Beziehungsgestaltung, Gemeinschaft und einen Gott gründet, der Beziehung ist und will
- Keuschheit, die den anderen nicht besitzen will, ihm in Freiheit und Respekt begegnet, sich von ihm bereichern lassen will und ihn bereichert, gegründet auf einer umfassenden Vernünftigkeit

Compassio und Communio sind dann zwangsläufig Kategorien, die sich nicht nur im Ordensleben verwirklichen, sondern in einer gelebten christlichen Existenz in der Welt. Den Menschen in seiner Gottsuche ernst nehmen und die Schöpfung in ihrer Schönheit und Brüchigkeit annehmen, das sind Grundelemente einer Theologie des Säkularen.

Eine Theologie des Säkularen kann sich nur im Diskurs mit der Welt ausformulieren. Dabei ist die Welt in all ihrer Schönheit, aber auch Gebrochenheit, Gegenstand des Diskurses. Wandel und Veränderung sowie das öffentliche Engagement für die Welt und alles Geschaffene, das sind weitere Gedankensplitter, ja Grundgedanken einer Theologie des Säkularen, die sich im Mit- und im Dazwischen-Sein ausformulieren muss.



- 1 Y.-A. Bertrand, *Einer unter 6 Milliarden. Was Menschen erleben, erträumen und hoffen*, München 2010, 277.
- 2 J. Habermas, *Glaube und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001*, Frankfurt a. M. 2001, 21.
- 3 M. Eckholt, *Gottes Wort – Wort des Lebens? Aus der Dichte des Lebens von Gott sprechen lernen*, in: M. Eckholt / P. Rheinbay (Hg.), ... weil Gott sich an die Menschen verschenkt. *Ordenstheologie im Spannungsfeld zwischen Gottesrede und Diakonie*, Würzburg 2012, 94–113, 109.
- 4 J. B. Freyer, *Säkularisierung aus franziskanisch theologiegeschichtlicher Perspektive*, in: Th. Dienberg u. a. (Hg.) *Säkulare Frömmigkeit. Theologische Beiträge zu Säkularisierung und Individualisierung*, Münster 2013, 47–54, 48.
- 5 Ebd., 49.
- 6 Ebd., 50.
- 7 P. Zahner, *Die franziskanische Lebensform und ihre Ausfaltung in Theologie und Kontemplation*, in: H.-F. Angel / P. Zahner (Hg.), *Erinnerung und Prophetie. 800 Jahre franziskanisches Leben: Wirkungsgeschichte und aktuelle Impulse*, Norderstedt 2003, 61–72, 71 (Beiträge zum Grazer Symposium vom 2.–3. Oktober 2009.).
- 8 K. Rahner, *Warum ich Christ bin. Vom Mut zum kirchlichen Christentum*, Freiburg u. a. 2012, 35f.
- 9 Z. Baumann, *Leben in der Flüchtigen Moderne*, Frankfurt 2007, 162.
- 10 Ebd., 198f.
- 11 Vgl. z. B. R. Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, München 1989.
- 12 U. Engel, *Ordensleben unter säkularen Bedingungen. Ein theologischer Werkstattbericht*, in: *Wort und Antwort*, Jahrgang 54, Heft 2 (2013) 72.
- 13 D. Tracy, *Theologie als Gespräch. Eine postmoderne Hermeneutik*, Mainz 1993, 131.

- 14 Vgl. hierzu auch: Th. Dienberg, Veränderung, Wandel und Verwandlung als Kernworte christlicher Spiritualität, in: Th. Dienberg / M. Warode / B. Schmies, Veränderung als Chance begreifen. Fusionsprozesse in Orden, Kirche und Gesellschaft, Münster 2012, 41-70.
- 15 J. B. Freyer, Säkularisierung, a. a. O., 53.
- 16 U. Leimgruber, Beständigkeit und Innovation. Eine Außenperspektive auf die Orden und ihre innovative Kraft in der Kirche, in: Lebendige Seelsorge, Jahrgang 64, Heft 2 (2013) 74-79, 75.
- 17 Zitiert nach: D. M. Meier, Umbruch – Wandel – Kontinuität. Der Erneuerungsimpuls von ‚Perfectae caritatis‘ und die Erneuerungsverpflichtung der Institute des geweihten Lebens, in: OK, Jahrgang 54 Heft 2 (2013) 150-159, 153.
- 18 J. Moltmann, Theologie der Hoffnung. Untersuchungen zur Begründung und zu den Konsequenzen einer christlichen Eschatologie, München ⁶1966, 304.
- 19 H. Bedford-Strohm, Position beziehen. Perspektiven einer öffentlichen Theologie, München ³2012, 9.
- 20 Vgl. M. L. Baird, On the side of the angels. Ethics and Post-Holocaust Spirituality, Leuven u. a. 2002 (Studies in Spirituality, Supplement: 7.).
- 21 M. Gruber, Die Kenosis des Gottessohnes. Identität der Orden im Angesicht göttlicher Rollenwechsel (Phil 2,5-11), in: M. Eckholt / P. Rheinbay, ... weil Gott sich an die Menschen verschenkt. Ordens­theologie im Spannungsfeld zwischen Gottesrede und Diakonie, Würzburg 2012, 17-35, 34.

Michael Hochschild

Dr. rer. soc. Dr. phil. Michael Hochschild, geb. 1967 in Mainz, hat Philosophie, Theologie und Soziologie studiert und bei Niklas Luhmann und Franz-Xaver Kaufmann in Bielefeld promoviert. Seit 2003 ist er Lehrstuhlinhaber für Zeitdiagnostik an der Nationalen Stiftung der Politikwissenschaften, Paris (GESP).



Michael Hochschild

Selbstsäkularisierung der Klöster?

Ort und Grenze der geistlichen Krise in den Klöstern

Es könnte den Klöstern zweifelsohne besser gehen. Sie könnten zum Beispiel wieder mehr Nachwuchs haben und ihre neueren Sparzwänge müssten hier und da auch nicht gar so schmerzlich ausfallen. Umso beeindruckender ist, wie viel in den Klöstern von wenigem (und älterem) Personal dennoch bei der Erhaltung des Klosters, seiner pastoralen und kulturellen wie ökonomischen Aufgaben geleistet wird. Oder ist das weniger Grund zur Freude als zur Besorgnis, weil über die Arbeit das Gebet vernachlässigt wird?

Die These der geistlichen Krise muss man prüfen, nicht glauben!

Es gibt ernsthafte Stimmen aus dem Kloster, die in der möglichen Überspannung der Arbeit eine Zerreißprobe der Klöster verorten und von einer geistlichen Krise der Klöster sprechen.¹ Weil der langjährige Krisendiskurs in

der Kirche immer noch geläufiger ist als seine Unterbrechung zum Ziel der Wiederherstellung objektiver Realitätswahrnehmung, wird man auch ohne genaue wie zuverlässige und empirische Kenntnisse dieser These von der geistlichen Krise leichter Hand zustimmen.

Umso wichtiger ist es, die These vorurteilsfrei zu prüfen. Schon dieses Anliegen der analytischen Nüchternheit fordert allerdings einen anderen Umgang mit der These als wir ihn krisenbedingt gewohnt sind: Geprüft werden muss nicht nur, ob die geistliche Krise hinreichend begründet ist, sondern auch die Reichweite der Gründe wie der Verhältnisse. Es kann nur einen Ort der geistlichen Krise in den Klöstern geben, wenn er zugleich auch Grenzen hat; ansonsten handelt es sich nicht um einen Ort, sondern um einen Gemeinplatz, der als Subkonversation der Dauerkrise schlechterdings nicht mehr negierbar, daher auch nicht wahrheitsfähig ist.² In

einer Krise gibt es kein Ende ohne Anfang, keine Gründe ohne Bedingungen und keine Bedingungen ohne Grenzen. Zur Beantwortung der Frage nach Ort und Grenzen der geistlichen Krise in den Klöstern kann man einen Blick auf die Befunde und Ergebnisse des Forschungsprojekts „Elastische Tradition“ werfen, das 2011 und 2012 in ausgewählten Benediktinerklöstern in Deutschland, Österreich und Ungarn stattfand. Im Rahmen dieser Studie wurde eine Bestandsaufnahme der Klöster mit eigens dafür konstruierten Methoden der Biometrie vorgenommen; wissend um die verschiedenen Bedeutungswelten des Klosters aus Religion, Ökonomie, Psychologie und Soziologie und ihrer quantitativen wie qualitativen Dimensionen.³ Ab Herbst 2013 wird dieses Forschungsprojekt als dreijährige Langzeitstudie in erweitertem, internationalen Kreis (aus Stadt- und Landklöstern, Benediktinern und Zisterziensern, Frauen- wie Männerklöstern) fortgeführt, denn wenn man weiß, wie es ist, wird es umso wichtiger zu wissen, wie es weiter geht. Dass ein Kloster heute nicht mehr ist, wie es einmal war, wissen wir; nicht aber, wie es sich heute entwickelt.

Mit Hilfe der biometrischen Verfahren dieses Forschungsprojekts gelingt es sozusagen den Puls eines Klosters zu messen.⁴ Das einstweilige Ergebnis: In der Tendenz geben die Klöster eher schwache Lebenszeichen von sich, empirisches Zeichen ihrer Krise; wobei Krise hier ganz allgemein verstanden wird als Zustand herabgesetzter Funktionstüchtigkeit des Gesamtorganismus Kloster. In der Regel steigt der Puls der Klöster und damit ihre Lebenskraft vor allem im Kontakt mit ihrer Um-

welt aus Sympathisanten. Es gibt aber auch Ausnahmen, wo im einen oder anderen Kloster dieser Umweltkontakt sogar zu einem strapaziösen und sprichwörtlichen Belastungspuls führt. Diesen Klöstern wünscht man dann von daher mehr Ruhe; den anderen eher etwas mehr Bewegung. Der Unterschied zwischen allzu niedrigem Ruhepuls der Klöster und ihrem Belastungspuls spricht zunächst einmal dafür, dass man sich von außen (gerne!) gefordert fühlt, nicht aber von innen. Wären die Klöster so autonom und nach außen zur Welt abgeschlossen, wie es immer noch (contrafaktisch) heißt, sie müssten mehrheitlich im Moment auf die Kräfte ihrer vitalisierenden Umwelt verzichten und würden dadurch ihre Krise sogar noch verschärfen. Aller Krise zum Trotz: So schlecht kann es um das Geleistete (vor allem im Kontakt mit der Umwelt) also gar nicht stehen.

Das Wertschätzungsgefälle zwischen Arbeit und Spiritualität

Aber gerade deshalb muss man nachfragen, warum die Klöster anscheinend nicht aus sich selbst heraus stärker überlebensfähig sind? Diesbezüglich ist ein weiterer Befund der Studie mit Besorgnis zur Kenntnis nehmen: Die Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters (aus Lectio divina, Chorgebet, Eucharistie, Liturgie, Klostergemeinschaft) liegt aufseiten der Mönche in keinem Fall an der Spitze der Klostereinrichtungen. Spitzenreiter sind eher Einrichtungen und Aktivitäten aus dem kulturellen oder ökonomischen Feld wie ein Bildungshaus, die Schule oder der Klosterladen bzw. die Klosterbuchhandlung. In der



Regel liegen auch die verschiedenen Arbeitsbereiche in der Wertschätzung noch über dem religiös-monastischen Bereich. Sehr vereinfacht gesagt ist man als Mönch eher stolz auf seine Arbeit und mehr unzufrieden bei der Gestaltung des monastisch-religiösen Klosterlebens. Wenn man vor diesem Hintergrund weiterhin notiert, dass die *Lectio divina* (nicht im Gesamt des monastischen Teilbereichs, sondern als einzelne Aktivität) bei allen Klöstern fast durchweg auf den hintersten Plätzen der Wertschätzung liegt, kann man nicht länger vermeiden von einem Befund der geistlichen Krise zu sprechen. Erhörend kommt hinzu, dass dieses Wertschätzungsgefälle zwischen Arbeit und Spiritualität auch aufseiten der Angestellten des Klosters besteht. Vereinzelt verbirgt sich dahinter eine Arbeitsplatzkritik. Damit ist zunächst gemeint, dass es den Angestellten zuweilen an Kooperation mit den (allzu beschäftigten) Mönchen fehlt und sie sich darüber hinaus beklagen, das Leistungsethos der Mönche teilen zu sollen, ohne aber wie die Mönche zu wissen, zu welchem Ganzen der eigene Beitrag dient. Was aber noch nachdenklicher macht ist, dass den Angestellten ihr Bewusstsein vom Kloster als ganz besonderen Arbeitgeber im Weg steht. Wo sie sich „soft skills“ wie Zuhören und Verstehen erwarten, treffen sie ihrer Meinung nach auf Management und Auftragskommunikation. Das führt dazu, dass sich die Angestellten die Mönche als ihre Chefs gar nicht mehr anders vorstellen können und ihnen von daher sogar eine seelsorgliche Kompetenz absprechen. Mit dem Ergebnis, dass die Angestellten in den meisten Fällen ihr Kloster nicht als geistliches Zentrum

wahrnehmen. Weil Angestellte aber die ersten oder die letzten Sympathisanten eines Klosters sein können, ist das in jedem Fall eine verspielte Chance auf eine öffentliche Wahrnehmung des Klosters als Kloster.

Der Befund der geistlichen Krise ist relativ eindeutig, aber die Konsequenzen für die Klöster sind mehrdeutig

Der empirische Befund einer geistlichen Krise in den Klöstern ist demzufolge relativ eindeutig, wenngleich zwischen den Klöstern durchaus relevante Unterschiede bestehen. Im einen Kloster sind die empirischen Indikatoren dieser Krise stärker ausgebildet als in einem anderen Kloster. Schon diese magere Eindeutigkeit macht es eigentlich unmöglich sogleich mit einer konzeptionellen Interpretation zu reagieren und den Klöstern differenzierungslos eine entleerende Säkularisierung nachzusagen.⁵ Aus Gründen der Realität (und der Fairness) muss man bei einer Interpretation des Befundes einer geistlichen Krise berücksichtigen, dass die Klöster nicht wie ein Ei dem anderen gleichen. In einem Kulturkloster wie Melk herrscht selbstverständlich ein anderes religiös-monastisches Selbstverständnis vor als in einem Kultkloster wie Beuron. Die geistliche Krise trifft denn auch ein Kulturkloster weniger als ein Kultkloster, noch dazu verschieden. Hinzukommt, dass die Klöster bereits an sich nie nur als Gebetstempel gemeint waren. Wozu hätte es sonst des *ora et labora* bedurft? Arbeit und Gebet stehen im Kloster nicht nur in einer engen, sondern sie befinden sich auch in einer organischen Beziehung miteinander. Für eine allgemeine Krisendiagnose des Klosters kann

man daher nicht von einem der konstitutiven Elemente absehen; vom Gebet genauso wenig wie von der Arbeit.

Wenn mehr gearbeitet wird, wird nicht weniger (zufrieden) gebetet – umgekehrt gilt das schon. Warum?

Wichtiger noch als die Beachtung der Arbeit einerseits und des Gebets andererseits: Man muss das „et“ berücksichtigen! Vor allem das doppelte; es bedeutet nämlich: Ein Kloster ist ein Kloster, wenn darin gebetet, gearbeitet und gelesen wird; ora et labora et lege. Noch genauer gesagt: Wenn darin *sowohl* gebetet *als auch* gearbeitet und gelesen wird. Es heißt nicht: Wenn mehr gebetet und gelesen als gearbeitet wird oder wenn mindestens so viel gebetet wird wie gearbeitet. Es gibt dabei keine Vorzugsaktivität, weil sie alle erst zusammen das Ganze und für die monastische Lebensform Entscheidende schaffen: Es geht darum, im Kloster ein Leben im Gleichgewicht aus diesen einzelnen Aktivitäten zu führen. Wenn ein Kloster daher erst im Dreiklang entsteht und lebt, kann die Gesamtmelodie aber auch auf keine Einzelstimme zugunsten einer anderen verzichten; sonst kommt das Gleichgewicht ins Rutschen. Wenn etwa zu viel gearbeitet und deshalb (!) weniger gebetet würde. Dafür gibt es aber keinerlei statistische Hinweise. Ganz einfach ausgedrückt heißt das: Selbst wenn überall ständig viel gearbeitet wird, ist das nicht der entscheidende Grund dafür, das Gebet zu vernachlässigen; dafür gibt es andere, weniger offensichtlichere Gründe. Sie liegen in der sozialen Komplexität eines Klosters, insbesondere in dessen Zusammenspiel sozialer Formen.

Zunächst muss man aber feststellen: Anders als beim Thema „Individualisierung und Arbeitszeit“, wonach weniger kompakte Arbeitszeit die ohnehin hohen Individualisierungsbestrebungen der Mönche nur noch mehr provoziert,⁶ gibt es zwischen der (relativ geringeren) Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters und den (höher geschätzten) verschiedenen Arbeitsfeldern keinen signifikanten positiven Zusammenhang. Es entbehrt jeder empirischen Grundlage zu behaupten, dass, wenn mehr gearbeitet würde, deshalb weniger gebetet würde oder die entsprechende Wertschätzung des Gebetslebens sinkt. Faktisch wird einfach nur weniger geschlafen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In umgekehrter Richtung, also dann, wenn weniger (zufrieden) gebetet und mehr gearbeitet wird, gilt der Zusammenhang indes schon. Es gibt zwischen der Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters und den Arbeitsfeldern zwar keinen positiven, dafür jedoch einen negativen Zusammenhang: Wo die Wertschätzung für den religiös-monastischen Bereich sinkt, steigt zugleich die Bedeutung der Arbeit. Der Grund liegt jedoch weder im Religiösen noch in der Arbeit, sondern in der jeweiligen sozialen Form der Veranstaltung, kurzum bei der Klostersgemeinschaft. Im Kloster kann

(und soll) alleine gearbeitet werden, das Gebet findet aber in der Regel gemeinsam statt. Und daraus folgt: Wenn weniger Vergemeinschaftung im Kloster stattfindet, kommt es automatisch zu mehr Vereinzelung; davon profitiert das Arbeitsleben. Darauf bezieht sich der negative Zusammenhang zwischen der Wertschätzung des religiös-monastischen Teilbereichs des Klosters und den Arbeitsfeldern. Dass es keinen entsprechend positiven Zusammenhang gibt, meint dann: Unter steigender Vereinzelung bei der Arbeit leidet die Gemeinschaft nicht genauso zwingend, weil sie zwar seltener in Erscheinung tritt, aber gerade dann besonders geschätzt werden kann. Das gehört zum Paradox der Individualisierung unserer Tage seit den 1990er Jahren, nicht nur im Kloster, sondern auch außerhalb.⁷

Die geistliche Krise problematisiert die Gemeinschaft, nicht die Verweltlichung des Klosters.

Der Blick auf diese (statistisch signifikanten) Korrelationen zeigt deshalb, dass die geistliche Krise mehr ein Problem der klösterlichen Vergemeinschaftung signalisiert als sie die Verweltlichung der Klöster zum Ausdruck bringt. Wäre die Verweltlichung das Problem der geistlichen Krise, dann genügte es, wenn sich die Klöster mehr entweltlichten, also das Gebet stärken, darüber hinaus zum Beispiel die Internetverbindung kappen, auf unentbehrliche Angestellte verzichten und die Umwelt auf Distanz halten. Dass das in einem hoch vernetzten Kloster von heute kaum möglich und noch dazu nicht einmal geraten ist, weil sie zurzeit den vitalisierenden Kontakt zur Umwelt

in der Regel gut gebrauchen können, spricht dagegen. Eine Entweltlichung brächte vielleicht mehr Chordisziplin, aber kaum weniger innere Immigration der Mönche beim Chorgebet und schon gar keine geringere Individualisierung.⁸ Tatsächlich betreiben die Klöster längst eine Selbstsäkularisierung, aber an einer ganz anderen Stelle: im Klostergarten! Unter Säkularisierung verstehen wir gemeinhin die Verdiesseitigung des Jenseitigen.⁹ Genau darauf läuft die steigende Bedeutung des Klostergartens als Oase der Ruhe, d. h. als „Vorzimmer des Paradieses“¹⁰ bei Mönchen und Sympathisanten hinaus. Die entsprechenden Wertschätzungen liegen von daher auch überdurchschnittlich hoch. Man schätzt es eben sehr, wenn man mit dem Klostergarten einen Ort hat, der im Vergleich zum Rest des Klosters entrückt wirkt. Noch dazu eignet er sich für alle verschiedenen Sozialformen und Rhythmen gleichermaßen. Man kann alleine wie gemeinsam flanieren, öfter und seltener. Der Klostergarten bietet insofern nicht nur angenehme Säkularisierungserfahrungen, sondern auch eine Utopie der Freiheit. Selbst vor der geistlichen Krise wird man dort verschont, denn damit hat er nichts zu tun. Als Exempel der Selbstsäkularisierung der Klöster bietet der Klostergarten weder Grund zur Sorge noch Material für die geistliche Krise in den Klöstern.

Mitten in der geistlichen Krise wird das Kloster als geistliches Zentrum geschätzt –(k)ein Widerspruch!

Das Konzept der Selbstsäkularisierung lässt sich auch nicht auf das Kloster von heute als solches erweitern und anwenden. Selbst wenn man aufgrund

der geistlichen Krise in den Klöstern davon ausgehen kann, dass das geistliche Leben der Mönche (durch gemeinschaftsbildende Maßnahmen) gestärkt werden könnte, ist es voreilig daraus den Schluss zu ziehen, es gäbe im Kloster kein geistliches Zentrum. Im Rahmen der Studie hat sich zwar gezeigt, dass die Angestellten das Kloster eher selten als geistliches Zentrum wahrnehmen. Aber das gilt nicht für die Mönche und erst recht nicht für die Sympathisanten. Im Allgemeinen liegt deren Wertschätzung des Klosters als geistliches Zentrum über dem Durchschnitt aller sonstigen klösterlichen Einrichtungen. Das ist ein gutes Zeichen für das spirituelle Selbstbewusstsein des Klosters.

Aber widerspricht das nicht der geistlichen Krise in den Klöstern? Und erst recht der klösterlichen Praxis aufseiten der Mönche? Ja, der Widerspruch ist unbestreitbar. Aber er ist an unausgesprochene Bedingungen geknüpft. Er besteht, solange man davon ausgeht, dass das Kloster ein geistliches Zentrum ist, weil es Mönche gibt, die *im* Kloster leben und Sympathisanten, die *von außen* ins Kloster kommen. Die Antwort auf die Frage, ob ein Kloster ein geistliches Zentrum ist, wäre allerdings vorweggenommen, wenn man von vornherein unterstellt, dass jedes Kloster automatisch ein Zentrum und eine Peripherie hat und diese sich entsprechend der Gruppierungen von Mönchen und Sympathisanten aufteilen. Woher weiß man aber, dass das der Fall ist? Eigentlich müsste man jegliches Sozialverhalten in Bezug auf das Kloster unbefangen studieren, um überhaupt ein Zentrum von seinen Rändern faktisch unterscheiden zu können. Es kann zunächst einmal kein Zentrum

ohne seine Peripherie geben, genauso wie es keine Peripherie ohne Zentrum gibt. Wo die Grenze zwischen Zentrum und Peripherie verläuft, hängt davon ab, wie intensiv (miteinander) gelebt und Erfahrungen, Zeit und Werte geteilt werden. Im Rahmen der Studie hat die Sozialraumanalyse allerdings gezeigt, dass (immer)¹¹ dort, wo es ein Zentrum mit Peripherie gibt, die Verhältnisse von innen und außen nicht zwingend identisch sind mit den Gruppierungen der Mönche und Sympathisanten. Oftmals bestehen z. B. bei den Sympathisanten zum Teil stärkere Klosterbindungen als bei den Mönchen. Sie machen zuweilen auch stärkere Differenzerfahrungen, d. h. sie erleben den religiösen Bruch des Klosters mit der Welt stärker als die Mönche. Darüber hinaus ist ihr Engagement für klösterliche Aktivitäten meist nicht geringer als das der Mönche. So entsteht bei dem einen oder anderen Kloster der Eindruck, dass die Sympathisanten längst das Zentrum bevölkern während die Mönche sich eher in die Peripherie zurückgezogen haben. Ist das nun automatisch eine Katastrophe? Nein, denn wie man das zu beurteilen hat, hängt nicht in erster Linie vom (partiellen) Rollenwechsel der Sympathisanten und Mönche ab, sondern von dessen Ergebnis – nämlich der geistlichen Vitalisierung des Klosters.

Deshalb liegt in der relativ hohen Wertschätzung des Klosters als geistlichem Zentrum auch kein Widerspruch zur Praxis der Mönche oder dem Befund der geistlichen Krise. Das Kloster wird auch dort als geistliches Zentrum geschätzt, wo es zwischen Mönchen und Sympathisanten zu einer Umverteilung zwischen innen und außen kommt und die religiöse Dichte im Zentrum auf

diese Weise weiterhin garantiert wird. Im Rahmen der geistlichen Krise der Klöster und im Zusammenhang mit den Nachwuchsschwierigkeiten im Kloster erscheint diese Umverteilung von innen und außen als zeitgemäße Antwort auf die Frage nach der Zukunftssicherung der Klöster.

Wenn Klöster sich jedoch nicht mehr lückenlos an die Unterscheidung von innen und außen halten (müssen), weil die Welt im Kloster ist und das Kloster in der Welt, verlieren einschlägige Wahrnehmungsgewohnheiten an Plausibilität: Das Kloster ist dann keine Gegenwelt mehr. Es ist aber auch nicht einfach nur Teil der Welt. Das klingt nach einseitiger Übernahme und insofern nach Säkularisierung. Man mag darüber streiten, wie stark die Gesellschaft heute noch säkularisiert ist, aber wenn sich das Kloster als geistliches Zentrum über diese neue Grenzziehung revitalisiert, findet genau das Gegenteil seiner Verweltlichung statt; selbst wenn es dazu auf Kräfte aus der Gesellschaft zurückgreift. Künftig wird man das Kloster besser als eigene Welt mit eigenem Rhythmus beschreiben können.

Das Kloster verschwindet mit der geistlichen Krise nicht, sondern es transformiert sich.

Es zeigt sich einmal mehr: Krisen sind auch bei Klöstern der Turbo für die Weiterentwicklung. Denn am Beispiel des Klosters als geistlichem Zentrum wird deutlich, dass es neuen Akteuren mit neuen Kooperationen gelingt, eine altherwürdige Qualität des Klosters neu zu beleben. Das Kloster verschwindet mit der geistlichen Krise nicht, sondern es transformiert sich.

Mit allem, was das Kloster momentan tut, bricht für den gegenwärtig Aufmerksamen nie nur Vergangenheit ab, sondern auch immer Zukunft an – eine Art ständiges „Werden im Vergehen“ nannte Hölderlin das.¹² Dass das eine Kloster mal mehr wird und das andere mal schneller vergeht, heißt aber auch noch etwas anderes. Es bedeutet: Die Klöster haben nicht ein und dasselbe Problem (mit der Welt, nämlich Säkularisierung), sondern verschiedene, je eigene Probleme.¹³ Im einen Kloster mangelt es heute z. B. an Gelegenheitsstrukturen für seine Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft, das andere tut sich eher mit seinen Motivationsstrukturen schwer. Problematisch ist das eine wie das andere. Trotz aller Unterschiedlichkeit läuft das sogar aufs Gleiche hinaus: Entweder fehlt die Brücke in die Welt oder in der Gemeinschaft, so dass das Klosterleben darunter leidet. Sich nur an diesem Symptom des klösterlichen Unbehagens zu orientieren, hilft jedoch bei den anstehenden Transformationsprozessen nicht weiter. Es ersetzt die exakte Analyse eines Problems durch den Blick auf seine generalisierende Wirkung. Auf diese Weise wird es den Klöstern in der Zukunft kaum besser gehen. Sie finden nicht einmal den Schlüssel zur Lösung des Problems der geistlichen Krise, solange sie deren Bedingungen und Grenzen in der altmodischen Idee einer heillosen Welt statt in ihrer heutigen Welt vor Ort suchen.

.....

1 In dieser Weise meldet starke Bedenken an: T. Kardong, Work and prayer, in: The American Benedictine review, 62/4 (2011) 430-453.

- 2 Zur Differenzierung siehe J.-P. Sartre, GW, IV, Hamburg 1986, 87f.
- 3 Ausführlicher vgl. M. Hochschild, Benediktiner zwischen Kontinuität und Wandel. Erkenntnisse aus einem internationalen Forschungsprojekt, in: *Erbe und Auftrag* 1 (2013) 23-45.
- 4 Ausführlicher siehe M. Hochschild, Am benediktinischen Puls der Zeit. Biometrische Beobachtungen des Klosters (1), in: *Erbe und Auftrag* 2 (2013) 216-219.
- 5 Hinzu kommt: Säkularisierung gilt inzwischen selbst in der Soziologie als problematisches Konzept; siehe F.-X. Kaufmann, Umstrittene Säkularisierung, in: *Stimmen der Zeit* 2 (2013) 137-140. Alles andere wäre in einer postsäkularen Gesellschaft von heute auch mehr als fragwürdig.
- 6 Vgl. M. Hochschild, *Klostergemeinschaft? Wenn weniger mehr ist!* Biometrische Beobachtungen des Klosters (2), erscheint in: *Erbe und Auftrag* 3 (2013).
- 7 Vgl. K.O. Hondrich, Hinter dem Rücken der Individuen – Gemeinschaftsbildung ohne Ende, in: Cl. Honegger u. a. (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Opladen 1999, 247-257.
- 8 Zweifelsohne herrscht in geschlossenen religiösen Milieus wie sie eher in Frankreich als in Deutschland existieren, mehr Chordisziplin in den Klöstern. Die Frage ist aber auch, wie sehr das eine Folge sozialer Kontrolle ist? Schon zu mutmaßen, dass es sich bei einer wenig stabilen Chordisziplin um tendenziell deutsche beziehungsweise österreichische Krisenphänomene handelte, die aufgrund der hohen Chordisziplin zum Beispiel in Frankreich oder anderswo so nicht bestehen, wäre mindestens leichtsinnig. Gefragt wurde im Rahmen des Forschungsprojekts nämlich nicht direkt nach der religiösen Praxis des einzelnen. Das führt bekannter Weise zu Antworten sozialer Erwünschtheit. Selbst in einem anonymen Interview will kein Mönch vor sich ein schlechtes Bild abgeben. Gefragt wurde vielmehr indirekt vermittels eines dafür entwickelten linguistischen Verfahrens (Assoziationstests), das zum Beispiel innere Emigration bei gleichzeitig starker Chordisziplin nachweisen kann. Sichtbare Chordisziplin ist insofern noch kein Garant für erfülltes religiöses Klosterleben. Der Untersuchung zufolge gibt es nämlich auch im deutschsprachigen Raum Konvente mit hoher Chordisziplin, die jedoch genauso hoch innerlich emigrieren. In den Interviews ist dann zum Beispiel die Rede von einer „betonierte Liturgie“.
- 9 So H.-J. Höhn, *Krise der Immanenz*, Frankfurt am Main 1996, 8.
- 10 Einschlägig auch dafür das allgemeine Lehrbuch von H. v. Trotha, *Gartenkunst. Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies*, Berlin 2012.
- 11 In der Tat differenzieren sich nicht alle Klöster entsprechend des Schemas von Zentrum und Peripherie; im besten Fall heißt es dann, man sei ein „offenes Kloster“. So begrüßenswert das auf der einen Seite ist, so fraglich ist das auf der anderen Seite: Es findet zwar keine künstliche Abschottung von der Umwelt statt, aber wenn fast alle fast Alles miteinander teilen (können), lösen sich Unterschiede und Grenzen auf und die Offenheit mutiert zur Unverbindlichkeit; im schlimmsten Fall wird daraus eine schleichende Selbstauflösung des Klosters.
- 12 Für seine kirchensoziologische Anwendung siehe ausführlicher M. Hochschild, *Beobachtungen der Kirche 2. Vom Werden im Vergehen*, Münster 2005.
- 13 Aus dem dezentralen Klosterwesen geht auch hervor: Nur wer eigene Probleme hat, hat auch eine eigene Identität. Allen Klöstern (mit der Säkularisierung zum Beispiel) dasselbe Bezugsproblem zu unterstellen, missachtet insofern das Strukturprinzip ihrer Organisation. Es geht aber auch am Selbstverständnis vorbei: Zwar leben alle Klöster nach der RB, aber sie leben nicht nur sehr verschieden damit, sondern legen vor allem Wert darauf, dass sie als Kloster eigentlich unvergleichlich seien. Die Befunde aus der Biometrie der Klöster haben die Bedeutung der jeweiligen Eigenwirklichkeit bestätigt.

Paulus Terwitte OFMCap

Br. Paulus Terwitte OFMCap, geboren 1959, lebt in Frankfurt am Main. Er ist Guardian der örtlichen Kapuzinergemeinschaft, wirkt als Seelsorger in der Liebfrauenkirche und setzt sich als Buchautor, in Radio, Fernsehen und im Internet mit kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen auseinander.



Paulus Terwitte OFMCap

Geht ihr nicht, so bleibt ihr nicht (vgl. Jes 7,9)

Die Säkularisierung provoziert Mut und Wegtreue.

Ein Zwischenruf

Bis heute staunen Menschen, was wir Ordensleute „auch“ alles haben. Dahinter steckt die Erwartung, im Orden „dürfe“ man Dies und Jenes nicht haben oder tun. Geistliches Leben erscheint wie eine Verbotzone für alles, was „glücklich“ macht. Mancher Frager war bis vor Jahren geradezu erleichtert, wenn ihm dann geantwortet wurde, dass es im Kloster „natürlich“ auch Fernsehen und Internet gebe und man auch Urlaub machen könne. Die Zeiten haben sich geändert. Weil heute aber jeder (scheinbar) alles haben kann, reagieren die Fragenden bei solchen Antworten eher enttäuscht. Denn wenn im Ordensleben alles erlaubt ist, was ist dann noch so „anders“ daran?

Brüder und Schwestern vom Weg

Alles erlaubt? Das stimmt sicher nicht. Genauso wenig übrigens, wie in der Ehe alles erlaubt ist. Und selbst einem Single ist längst nicht so viel erlaubt, wie die Phantasie es denen vorgaukelt, die darin ein Lebenskonzept entdecken wollen. Und trotzdem hat der säkulare Zeitgeist diese drei Lebensformen erwischt, und zwar so sehr, dass kaum noch jemand – in welcher dieser Lebensformen auch immer – Frieden darin finden zu können meint. Es ist jener Zeitgeist, der nirgendwo mehr Sinn und Ziel sieht, um derentwegen sich die Mühe von Konzentration und energie-

verschwendendem Einsatz lohnen würde. Stattdessen singt der Mensch dem „Leben in der Passage“ das „Hohelied des Erstrebenswerten“. „Der Weg ist das Ziel“, heißt es dann allenthalben, in der Verkehrung des Sinnes, den dieses Wort hatte: Der Weg ist das Ziel, weil sich im Weg das Ziel spiegelt. Mit einem Wort: Ohne Ziel kein Weg. Vielleicht wird deswegen heute so besinnungslos von einem Ereignis zum nächsten gerannt. Ordensleben bleibt da anders. Es macht sich regelmäßig in Gebet und Tat den Weg bewusst, den es gewählt hat. Augustinus predigt zum Weg-Wort Jesu: Jesus hat sich uns unter die Füße gelegt; darum nennt er sich „der Weg“. Die Pausen des Gebetes, der Exerzitionen, der Freizeit sind Wegmarken: Sie markieren in die Welt hinein, dass wir auf einem anderen Weg sind als dem, der kein Ziel hat.

Aufbrechen unter dem größeren Anspruch

Säkularisierung erfasst Ordensleben da, wo dieses Ziel, dass sich uns als Weg unter die Füße gelegt hat, abgestritten wird. Die Werke (auch der Orden), die Vereine, GmbH's, Verbände und Satzungen machen sich bisweilen so wichtig, dass sie die Ewige Jugend der auf Gott Hoffenden alt aussehen lassen. Schlimm ist nicht, dass Ordensleute ein stetig steigendes Durchschnittsalter haben. Schlimm ist, dass sich unter den wenigen Jüngeren eine bisweilen wirre Geschäftigkeit breit macht. Sie will alles noch im Griff haben, was einst in die Welt gesetzt worden ist. Und sie will zusätzlich auch noch alles Moderne gebrauchen und einflechten. Um dabei zu übersehen, wie sehr nicht wir ge-

brauchen und einflechten, sondern wir bisweilen bis zur Besinnungslosigkeit gebraucht und eingeflochten werden. Dabei ist Ordensleben doch gerade das ganz andere: Zuerst sind wir Ergriffene, von Gott Ergriffene. In Seinem Netz zappeln wir. Daraus folgt dann, dass wir Ihn ergreifen. Wir ergreifen Ihn als Ziel, und zappeln vor Freude, von Ihm Gehaltene zu sein. Säkularisierung bestreitet aber, dass es eine Wirklichkeit gibt, die das Denkbare und Fassbare übersteigt. Und sie negiert, dass von dieser Wirklichkeit ein Anspruch an Denken und Fassen ergehen könnte. Ordensleben tut gut daran, sich bewusst zu machen, dass Gott uns unaufhörlich ruft. Die Lösung unserer Fragen „ist nicht von dieser Welt“. Sosehr wir deren Techniken auch brauchen: Sie sind nicht Gott. Sie sind geschaffen, und sie sind nur gut, sofern sie ihrem Schöpfer verpflichtet bleiben.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Den Tod zu Tode tanzen

Die Säkularisierung betäubt das Staunen. Geburt und Tod, Beginn und Ende des Lebens haben für den säkularen Zeitgenossen keine Botschaft. Sie klingen ebenso hohl wie die Zahlen und was man sonst noch zu kennen meint von der Realität dieser Welt. Nichts

klingt mehr in ihr. Alles scheppert einen Lärm von sich, der gleichgültig ist und gleichgültig macht. Dass wir Menschen Resonanzkörper sind, Personen – per sonare! in dem Wort steckt schon Musik! –, wird abgestritten. Oder es wird nur als Erlebnis disqualifiziert, das man mal hatte, aber mehr auch nicht. Wir Ordensleute erinnern daran, wie ehrenwert der sterbende Mensch ist, der als Toter nicht entsorgt, sondern auf Friedhöfen geehrt wird. Trauer darf mitten im Leben aufstehen – damit können Ordensleute heute sperrig wirken. Wir müssten unsere Klöster nicht nur noch mehr zu Hospizen für die Sterbenden machen, sondern auch zu Ruheorte für die Toten und ihre trauernden Angehörigen.

Ordensleben ist da anders, wo es anders mit dem Weltlichsten im Weltlichen umgeht, seiner Vergänglichkeit. Wie wir unsere Toten aufbahren, sie bestatten, für sie beten, sie in Verzeichnisse eintragen – das sind „eingefleischte“ Bekenntnisse zu einem Leben, das mehr ist als die Welt zu bieten hat. Mit unseren Gesängen und Gesten tanzen wir den Tod zu Tode und erwarten voller

Hoffnung das Leben. Zum Ordensleben hat die Meditation des Lebensendes immer schon gehört. Sie wird heute mehr denn je gebraucht: Wir müssen unser Ende nicht stumm erwarten. Vom überlebenden Ende her denkend, sind wir lebendig.

Ich denke an Spähtrupps in den Ordensgemeinschaften, die vom Alltagsgeschäft der Abwicklung des ganzen Ballastes entpflichtet werden. „Stellt euch vor, die zehn Aktivsten von uns verunglücken gemeinsam auf einer Reise. Auch dann wird es weitergehen. Also lasst uns jetzt schon so weiter machen, wie es nach einem solchen Unglück weitergehen würde. Und die Zehn lassen wir ins Lebens ziehen.“ Das wäre mutig und weggetreu. Es wäre eine starke Antwort auf die Angst der säkularen Gesellschaft, die immer unbeweglicher wird, weil sie immer weniger Sinn sieht, sich zu be-weg-en.

Im Gedenken an Br. Bernhard Philipp, Kapuziner von 1985 bis 2012, den Wanderer zwischen Gott und den Welten, geboren 1943 in Remagen, gestorben 2013 in Gießen.



Reinhard Körner OCD

P. Dr. Reinhard Körner OCD, geb. 1951 im Landkreis Cottbus, trat 1982 als Priester in den Teresianischen Karmel ein und schloss 1990 seine Promotion im Fachbereich Theologie der Spiritualität ab. Seitdem ist er Rektor des ordenseigenen Exerzitienhauses in Birkenwerder. Darüber hinaus ist er Autor zahlreicher Veröffentlichungen zu Fragen der Geistlichen Theologie, der Mystik und des geistlichen Lebens sowie zur Spiritualität des Karmel.



Reinhard Körner OCD

„Kirchisch“ übersetzen zum Beispiel in Ostdeutschland

In einem Interview von 2012 mit der Tageszeitung DIE WELT brachte es Joachim Wanke, damals noch amtierender Bischof von Erfurt, auf den Punkt: „Religiöse Vokabeln sind für viele Thüringer und Sachsen wie Chinesisch. Sie sind ihnen unverständlich und werden nicht mehr als Hilfe zur Lebensdeutung und Lebensbewältigung erfahren.“¹ Wanke, in Thüringen aufgewachsen und dort Bischof seit 1981, weiß, wovon er spricht; er kennt die Situation im Osten Deutschlands aus lebenslanger persönlicher Erfahrung.

Ähnlich erleben wir Teresianischen Karmeliten im brandenburgischen Birkenwerder (S-Bahn-Bereich Berlin) die Situation. Zu dritt im Konvent –

ein Bruder und zwei Patres, alle drei ebenfalls in der DDR aufgewachsen – betreuen wir hier ein ordenseigenes Exerzitienhaus und die kleine Pfarrgemeinde am Ort. Als wir 1986 die bis dahin den Schwestern des Carmel DCJ gehörende Niederlassung übernahmen, lag der Anteil der Christen in der Bevölkerung bei etwa 20 Prozent (davon ein Drittel katholisch). Nach dem Mauerfall stieg die Bevölkerungszahl im „Speckgürtel Berlins“ zwar stetig an, die Anzahl der Christen aber nahm nur numerisch zu, nicht prozentual. Der Anteil der Konfessions- und Religionslosen – sie selbst bezeichnen sich einfach als „normal“ – liegt inzwischen bei 85 Prozent. Immerhin hat sich die

Zahl der Gemeindemitglieder in unserer Pfarrei, es sind gegenwärtig knapp 800, seit 1990 mehr als verdreifacht; zur guten Hälfte besteht die Pfarrgemeinde heute aus zugezogenen Katholiken aus den alten Bundesländern. Auch von den jährlich 2.000 bis 2.200 Gästen im Exerzitienhaus kommen etwa zwei Drittel aus Westdeutschland und dem Westteil Berlins, manche aus Österreich und der Schweiz. In beiden Bereichen, in der Pfarrgemeinde wie im Exerzitienhaus, erleben wir katholische Christen aus dem gesamten deutschen Sprachraum. Doch woher immer sie kommen, ob aus Ost oder West: auch sie, die Christen, haben mit der kirchlichen Verkündigungs- und Gottesdienstsprache ein Problem: „Religiöse Vokabeln sind für viele wie Chinesisch ...“ Was für die *Religionslosen* in Thüringen oder Sachsen und insgesamt in Ostdeutschland galt und gilt, gilt – unserer Beobachtung nach – längst auch für viele *Christen*, gleich ob sie aus Ostdeutschland, München, Hamburg oder dem Rheinland stammen.

Leitgedanken – nur für Ostdeutschland?

Was kann man in dieser Situation tun, um die Fremdsprache „Kirchisch“ so zu „übersetzen“, dass möglichst viele Menschen, religionslose wie christliche, sie verstehen können?

Wenn ich diese Frage aus der Sicht eines ostdeutschen Ordenskonventes beantworten soll, dann muss ich als Erstes sagen: Wir Karmeliten in Birkenwerder haben auch kein Rezept. Allerdings sind wir ständig zu solcher „Übersetzungsarbeit“ herausgefordert, in der Pfarrgemeinde wie im Exerzitienhaus,

im Gespräch mit ostdeutschen und westdeutschen Christen wie im Umgang mit den „normalen“ Menschen im Ort und auch im Mitarbeiter-Team des Gästehauses (von unseren 9 Mitarbeitern, Männern und Frauen, sind 4 religionslos, 3 evangelisch und 2 katholisch).

Wir können also ein paar Erfahrungen weitergeben, *unsere* Erfahrungen, mehr nicht. Und ein paar Gedanken, die zu *Leitgedanken* für unser Leben und Wirken hier im Osten Deutschlands geworden sind. Sie sind für die Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift, für Ordenschristen wie wir, vielleicht am ehesten von Interesse – und bedenkenswert vielleicht auch für Ordenskonvente in anderen Teilen Deutschlands. Ich möchte sie in drei thesenartige Sätze zusammenfassen und danach etwas erläutern.

1. Wir sind Menschen zuerst, vor jeder Religions- und Konfessionszugehörigkeit und vor jeder weltanschaulichen Orientierung.
2. Christen haben nicht eine exklusive Heilsberufung, sondern eine Aufgabe für Gottes Menschen.
3. Nicht nur Wörter sind zu übersetzen, sondern das WORT hinter den Wörtern.

Hinter diesen drei Leitgedanken steht eine Glaubensüberzeugung: Gott ist der Schöpfer aller Menschen, und mit ihnen *allen* geht er den Weg zur Vollendung der Schöpfung. Wenn dieser biblisch-theologische Grundsatz, den nicht zuerst und nicht zuletzt das Zweite Vatikanische Konzil in Erinnerung brachte, nicht fundamental unsere Einstellung zu den Mitmenschen prägen würde, hätten wir uns hier im Umland Berlins zusammen mit ein paar „treuen Schäfchen“ schon längst ins Ghetto manövriert.

Wir sind miteinander Menschen zuerst

Sprache ist mehr als eine Sache der Vokabeln, Sprache ist zuallererst eine Einstellung zu den Gesprächspartnern. Soll sie *communicatio* sein, setzt sie *communio* voraus, getragen von einem *essentiellen Gemeinsamkeits- und Zusammengehörigkeitsbewusstsein*. Und das lässt sich nicht vorspielen, jedenfalls „normalen“ Menschen im Osten Deutschlands nicht, auch nicht durch höfliche Freundlichkeiten und „nächstenliebende“ Hilfsbereitschaft. Man hat es, oder man hat es nicht. Man hat es nicht, solange man religionslose Menschen als defizitäre, bekehrungsbedürftige Mangel-Wesen betrachtet und zweifelnde oder „abständige“ Christen moralisierend geringschätzt. Unseres Erachtens liegt in Haltungen wie diesen – oft sind sie unreflektiert und den Betroffenen gar nicht bewusst – ein nicht unwesentlicher Grund, dass so mancher „Missionar“ aus dem Westen, der nach der politischen Wende den „gottlosen Osten“ auf Vordermann bringen wollte, mit seiner „Mission“ gescheitert ist. Thérèse von Lisieux – nicht nur eine große Heilige unseres Ordens, sondern „Lehrerin der Kirche“ – sah sich zu ihrer Zeit, schon im ausgehenden 19. Jahrhundert, als *Schwester* der „Ungläubigen“. Selbst mit Glaubenszweifeln und Dunkelheitserfahrungen vertraut, versteht sie Atheisten und am Glauben Zweifelnde als ihre Geschwister, mit denen sie am gemeinsamen Tisch sitzen und dasselbe Brot essen, und sie bittet Jesus, er möge sie von diesem Tisch nicht vertreiben.² Auf diesen viel zu wenig bekannten Aspekt im Lebenszeugnis der „kleinen“ Thérèse sind wir

noch einmal neu durch ein Buch von Tomáš Halík aufmerksam geworden.³ In „Geduld mit Gott“ (Herder 2010) fragt der tschechische Priester und Religionsphilosoph: „Ist es nicht an der Zeit, dass uns Thérèses geistlicher Weg, insbesondere ihre ‚Solidarität mit den Ungläubigen‘, das innere Ringen um sie und für sie, keinesfalls gegen sie, zur Inspiration würde als Schlüssel zu einer neuen Reflexion der gegenwärtigen Gesellschaft, deren geistigen Klimas und des Auftrags der Kirche in dieser Zeit? Bietet sich hier nicht der bislang unbeschränkte Weg, dem Appell des letzten Konzils zum ‚Dialog mit dem Atheismus unserer Zeit‘ viel radikaler, als es bisher versucht wurde, nachzugehen? Nämlich die ‚Ungläubigen‘ ganz zu entdämonisieren und zumindest eine bestimmte Art des Unglaubens (...) neu zu interpretieren? Den Atheismus nicht als *Lüge*, sondern als *nicht zu Ende gesprochene Wahrheit* zu begreifen? Den lebendigen Glauben nicht als Ansammlung verstaubter Lehrsätze darzustellen, sondern als einen Weg des Reifens, der auch die Täler des ‚Schweigens Gottes‘ kennt, sie jedoch anders als die Bekenner der (religiösen wie auch atheistischen) ‚Gewissheiten‘ weder meidet noch in ihnen jede weitere Suche aufgibt, sondern geduldig weiter schreitet?“⁴ Wie gesagt: Sprache, soll sie wirklich Kommunikation sein, setzt eine essentielle *communio* voraus, und die bedeutet auch den Mut, Religionslose, Atheisten, Glaubenszweifler und an der Kirche Leidende *von innen her* verstehen zu wollen – was nur in dem Maße möglich ist, wie man, so Tomáš Halík, aus Liebe zu Gott auch den Unglauben im eigenen Herzen „umarmt“.⁵

Wir alle, die Religiösen und die Religionslosen, die tief gläubigen Christen und die von Glaubenszweifeln umgetriebenen, die kirchlich engagierten Katholiken und die weniger engagierten, wir alle sind miteinander Menschen zuerst – Gottes Menschen –, *vor jeder Religions- und Konfessionszugehörigkeit und vor jeder weltanschaulichen Orientierung.*

Diese Einstellung, in die meine beiden Mitbrüder und ich zwar von Kindheit an hineingewachsen sind, die aber auch wir immer wieder neu in uns aktivieren müssen, macht es religionslosen Menschen – Ehepartnern von katholischen Gemeindemitgliedern zum Beispiel – möglich, in unserer Pfarrgemeinde mitzuleben, und von „der Kirche“ in ihren (meist westlichen) Herkunftsgemeinden enttäuschten und verletzten Christen, an unseren Gemeindegottesdiensten teilzunehmen. (Der Anteil der „aktiven“ Gemeindemitglieder und Gottesdienstbesucher liegt bei uns bei 35 bis 40 Prozent.) Weil sie diese Einstellung spüren, kommen auch Christen, die zu Hause kaum noch eine kirchliche Bindung haben, in unser Exerzitienhaus und sagen, sie hätten hier endlich wieder Kirche und geistliche Heimat gefunden. (Ihr Anteil unter den Kursteilnehmern ist sehr hoch und in den letzten Jahren steigend.) Und in fast jedem Exerzitienkurs sind ein oder zwei Religionslose unter den Teilnehmern: Sie kommen nicht, um „gläubig“ zu werden, sondern weil sie von Freunden und Bekannten gehört haben, dass man hier so gut schweigen und nachdenken kann – und sie das auch dürfen, obwohl sie nicht „kirchlich“ sind. (Inzwischen bieten wir, seit Ende der 1990er Jahre, jährlich zweimal eigens auch „Exerzitien für

Religiöse und Religionslose“ an, die fast immer ausgebucht sind; dass im Laufe der Jahre sich dann mehrere religionslose Kursteilnehmer taufen ließen, war von uns nicht angezielt.)

Die Kirche hat eine Aufgabe für Gottes Welt

Wir Christen sind „nicht von der Welt“, aber doch ganz „in der Welt“ (Joh 17,11/14). In Gottes Welt. Und in diese Welt hinein sind wir mit einem Auftrag gesandt. *Christen haben nicht eine exklusive Heilsberufung, sondern eine Aufgabe für Gottes Menschen.* Auch dieser Grundgedanke biblisch fundierter Ekklesiologie, ebenfalls in Erinnerung gebracht durch das Zweite Vatikanum, ist uns wichtig für das kirchliche Leben und Wirken inmitten unserer „säkularen Gesellschaft“.

Nach Matthäus (28,19f) lautet der Auftrag der Christen, wörtlich übersetzt: „Geht nun, macht zu Schülern/Lernlingen (mathäteusate) alle Völker, tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, lehrt (auch) sie, all das zu halten, worin ich euch unterwiesen habe!“ Gemeint ist bekanntlich nicht, dass wir die heute fast 8 Milliarden Menschen zu (möglichst römisch-katholischen) Kirchenmitgliedern machen sollen. Vielmehr besteht unser Auftrag darin, inmitten der Welt und für die Welt, so der Kölner Dogmatiker Hans-Joachim Höhn, eine „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“ zu sein.⁶ Beachtet man den biblischen und historischen Kontext, dann will Matthäus sagen, dass das Evangelium Jesu nicht im eigenen „Volk“ bleiben, nicht unter Verschluss gehalten werden darf; es gehört „allen Völkern“. Worin

Jesus uns „unterwiesen“ hat, das soll so „gelehrt“ werden, dass *alle* Menschen – das heißt heute: auch die religionslosen – zu „Lernlingen“ seines Geistes werden können: des Geistes der Liebe, der Wahrhaftigkeit, der Barmherzigkeit, der Achtung auch des scheinbar Geringsten, der Gewaltlosigkeit, des Friedens; einer Gerechtigkeit, die mehr ist als die Gerechtigkeit nach dem Lohn-Leistungs-Prinzip; der tätigen Sorge für die Armen, die Kranken und die Ausgegrenzten ... Und nicht „Tauft sie!“ heißt der Auftrag, sondern: Wenn ihr sie tauft, weil sie getauft werden wollen, dann tauft sie auf *diesen* „Namen“ – auf den Gott, der sich in Jesus als der Vater, der absolut liebende und zum Lieben befähigende Abba offenbart hat, auf Jesus, seinen Sohn, und auf den Geist, von dem Jesus ganz und gar erfüllt war!

Die Kirche ist nicht eine Gemeinschaft von exklusiv zum Heil Berufenen, die sich vom Rest der Menschheit, auch nicht von der nichtchristlichen Einwohnerschaft in der Stadt und im Dorf abschotten dürfte. Wir Christen haben auf dem Weg, den Gott mit der gesamten Menschheit geht, eine – mit Gott mitwirkende – *Aufgabe*. „Die Kirche ist aufgerufen“, sagte der spätere Papst Franziskus im Vorkonklave den Kardinälen, „aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends ...“, und er fügte hinzu: „Die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwi-

ckeln, haben ihre Wurzel in der Selbstbezogenheit.“⁷ Klare Ansagen, die auch uns Hoffnung machen.

Ohne über diese Aufgabe viel zu rationalisieren oder gar große Worte zu machen, versteht sich mein Mitbruder, der die Pfarrgemeinde betreut, nicht als Pfarrer der katholischen Gemeinde in Birkenwerder, sondern der *Einwohner* von Birkenwerder, nicht als Pfarrer *in* Birkenwerder, sondern *für* Birkenwerder. Und das praktiziert er auch, zusammen mit unserem Laienbruder im Konvent und der großen Zahl von Engagierten in der Gemeinde. Ob ihm das auch möglich wäre, wenn er, wie die meisten Priester seines Alters heute, eine fusionierte Großraumpfarrei zu betreuen hätte, daran hat er und haben wir erhebliche Zweifel ... Jedenfalls sind wir froh, dass bei der ersten Strukturreform im Erzbistum Berlin im Jahre 2003 der damalige Erzbischof auf unser Drängen hin die schon beschlossene Fusionierung unserer Pfarrgemeinde rückgängig gemacht und ihre weitere Eigenständigkeit ermöglicht hat (auch wenn uns seitdem nur noch ein halbes Pfarrergehalt zugestanden wird).

In einer seiner ersten Predigten zitierte der neue Papst, etwas schelmisch, den hl. Franziskus von Assisi, der seinen Brüdern gesagt habe: „Verkündigt das Evangelium, und wenn es nötig sein sollte, dann auch mit Worten!“⁸ Ein weiser Ausspruch. Und doch heißt „das Evangelium verkünden“, es eben *auch* mit Worten zu tun. Mit verständlichen Worten. Auch wir in Birkenwerder müssen uns bemühen, in einer Sprache zu sprechen, die die Menschen „an den Rändern“ erreichen kann – alle am Ort, alle in der Pfarrgemeinde und alle, die in unser Exerzitenhaus kommen.



Gewiss, das gelingt uns mal mehr und mal weniger; aber dies gar nicht erst für nötig zu halten, hieße, mit Papst Franziskus gesprochen, in der „Selbstbezogenheit“ der Kirche (s. o.) stecken zu bleiben und „theologischen Narzissmus“⁹ zu betreiben. Eben weil wir Christen keine exklusive Heilsberufung haben, sondern eine Aufgabe auf dem Weg Gottes mit seiner gesamten Schöpfung, haben wir auch die *Verpflichtung*, uns um eine Sprache zu bemühen, die jeder verstehen kann, der „Ohren hat, zu hören“.

Gottes Welt ist vor Ort

Und auch das sei in diesem Zusammenhang wenigstens kurz angemerkt (Papst Franziskus hat ja die „kühne Redefreiheit“ in der Kirche eingemahnt¹⁰): Die derzeitigen Strukturreformen in den Bistümern – das zeigt sich in den Gesprächen mit den Seminar- und Exerzitienteilnehmern aus dem gesamten deutschen Sprachraum für mich zunehmend (!) deutlicher – bewirken vielerorts, zumindest „in der Fläche“, außerhalb der größeren Städte und Ballungszentren, faktisch einen *Abbau der Kirche*. Nicht nur weil dadurch die Basis der Kirche, die örtliche Gemeinde, über kurz oder lang zerstört wird (viele sind es schon), sondern weil die Kirche nicht mehr ihre zentrale, zu ihrem Wesen gehörende Aufgabe erfüllen kann, „an den Rändern“, mitten „in der Welt“, der konkreten Welt *vor Ort*, präsent zu sein. Wäre nicht gerade in einer zunehmend „säkular“ werdenden Gesellschaft eine Reform ganz anderer Art an der Zeit? Eine Reform, die über die Ränder auch manchen bisherigen kirchlichen „Denkens“ (Papst Franziskus, s. o.)

hinausgeht? Eine Reform des „traditionellen“, aber eben nicht mehr in allem biblischen und „ur“-kirchlichen Verständnisses von der Kirche?

Gewiss müssen wir uns heute, auch hier im Osten Deutschlands, von den Strukturen einer Volkskirche trennen, die wir schon lange nicht mehr sind und wohl auch in Zukunft nie mehr sein werden, von Gebäuden zum Beispiel – auch Kirchengebäuden – oder von einer viel zu aufwändigen Verwaltungsbürokratie. Aber sollten nicht gerade die kleiner gewordenen Gemeinden, selbst wenn sie zu „Hauskirchen“ schrumpften, als ein Segen für die Kirche in Gottes Welt betrachtet werden? Ist nicht gerade ihre Präsenz an ihrem Ort (im Osten Deutschlands z. B. in den weiten dörflich-kleinstädtischen „Flächen“ Brandenburgs oder Mecklenburg-Vorpommerns) so wichtig für die *kirchliche Identität* der Gesamtkirche eines Bistums? Sollten nicht gerade sie gestärkt werden, unter anderem dadurch, dass ihnen die regelmäßige (sonntägliche) Eucharistiefeier *vor Ort* möglich ist, an der auch die Alten und die Kranken teilnehmen können – und alle, denen die von den Ordinariaten vollmundig eingemahnte „Mobilität“ de facto eben *nicht* möglich ist –, sodass sie alle sich als wirkliche *Gemeinschaft*, als die miteinander zum Kyrios gehörende kyriaké ekklesia¹¹ erfahren können, inmitten ihrer natürlichen Lebensgemeinschaft mit den Mitmenschen an ihrem Ort? Steht das katholische Kirchenrecht wirklich dem entgegen, dass ihnen der Status einer eigenständigen Pfarrgemeinde, mit eigenem Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand selbstverständlich, erhalten bleibt? Und steht das katholische Sakramenten- und Amtsverständnis

wirklich der Möglichkeit entgegen, dass ein oder zwei von einer solchen Gemeinde erwählte und beauftragte Christen das Weihesakrament empfangen, um mit ihrer Ortsgemeinde Eucharistie feiern zu können? Dazu fähige, ich wage zu sagen: dazu berufene Christen, die diesen Dienst und andere sakramentale, seelsorgerliche und gemeindeleitende Dienste tun würden, auch ehrenamtlich(!), sind doch da! (Allein unter den fast 70 Frauen und Männern, die ich in den vergangenen 12 Jahren zu Exerzitienbegleitern ausgebildet habe, wüsste ich mindestens 10 katholische Männer – von den Frauen will ich hier einmal ganz schweigen –, die das dafür nötige Charisma haben und auch die Bereitschaft dazu hätten.)

Mir ist klar, dass Reformen *solcher* Art – verwirklichtbare (!) Vorschläge gibt es genügend – nicht ohne Einvernehmen mit dem Bischof von Rom angegangen werden können. Und mir ist auch klar, dass sie nicht problemlos vorstattengehen würden. Aber wären sie nicht, auch wenn sie Mühe bereiteten und Mut erforderten, vielleicht doch *kirchlicher* – und zukunftstauglicher – als die derzeit stattfindenden Fusionen zu Großraumpfarreien mit ihren schon jetzt deutlich erkennbaren Schädigungen? Sie wären dann eine *Tat-Sprache*, und viele an der Kirche leidende Christen, in Ost und West, verstehen – vor lauter „Kirchisch“ – nur noch diese Sprache; und sie warten auf sie ...

Sorge machen mir und meinen Mitbrüdern nicht nur die derzeitigen Struktur-reformen selbst; besorgt sind wir mehr noch darüber, dass diese Umstrukturierungen als „pastoraler Prozess“ oder gar „geistlicher Prozess“ deklariert werden und dass sie inzwischen als selbstver-

ständig angesehen, ja als die einzig mögliche Antwort auf die Situation der Zeit betrachtet werden. Dennoch: Zusammen mit so vielen Priestern, Bischöfen (auch Bischöfen!), engagierten Gläubigen, Ordensleuten und (hochkarätigen) Theologen, die die spirituelle Oberflächlichkeit hinter diesem Mainstream erkennen, vertrauen wir darauf, dass der Kyrios in seiner Kyriaké – *trotz* all dem – einen *Aufbau der Kirche* bewirken wird (er tut es ja längst!), einer Kirche, in der „die Seinen“ als Gemeinde, auch als kleine Gemeinde, *dort* in der Welt und für Gottes Menschen präsent sind, wo er sie hingestellt hat.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das WORT hinter den Wörtern übersetzen

„Warum will Gott eigentlich immer *gelobt* werden“, fragte ein Jugendlicher aus unserer Pfarrgemeinde meinen Mitbruder, „– hat der ein Problem?“ Eine Frage, die der junge Mann ernst meinte! Und die meinem Mitbruder einiges an „Übersetzungsarbeit“ abverlangte ...

Sogar so selbstverständlich gebrauchte Worte im kirchlichen Leben wie „Gott loben“ sind für immer mehr Christen – von den Menschen „an den Rändern“ ganz zu schweigen – „wie Chinesisch“! Dazu gehören auch sehr viele weitere „Kirchisch-Vokabeln“, die den Mitmenschen heute, eingestanden oder

uneingestanden, unverständlich sind und daher „nicht mehr als Hilfe zur Lebensdeutung und Lebensbewältigung erfahren“ werden (Joachim Wanke, s. o.). Wörter wie Gnade, Erlösung, Jungfräulichkeit, Opfer, Leib und Blut Christi ..., ja selbst die Vokabel Gott haben im Sprachempfinden *heutiger* Zeitgenossen – nicht nur der jungen Generation – einen anderen Bedeutungsgehalt als den, der im christlichen Glauben gemeint ist. Und da hilft es nicht wirklich weiter, den gemeinten Wortsinn zwar zu erläutern, aber dann doch bei den alten Vokabeln zu bleiben; die Erläuterungen werden schnell wieder vergessen unter der Eigenmacht der alten Wörter. *Neue* Wörter müssen her. Nicht nur in der Katechese und in der Predigt, auch – und da vor allem! – in der Liturgie. Solche natürlich, die den gemeinten Bedeutungsgehalt nicht verwässern, sondern die Glaubenswahrheiten im neuen Wortgewand klarer und tiefer rüberbringen.

Für eine solche Übersetzungsarbeit ist es freilich nötig, sowohl die „Quellsprache“ wie die „Zielsprache“ möglichst gut zu kennen. Die erstere lernt man durch ein lebenslanges theologisches und spirituelles Sich-hineinvertiefen in die Mysterien des christlichen Glaubens, die zweite im tagtäglichen Umgang mit den Menschen, die sie sprechen.

Wir haben, jedenfalls in der Kirche Deutschlands, nur noch eine Wahl. Entweder wir lassen uns auf eine neue Sprache ein – die Tatsprache eingeschlossen –, oder wir werden auch weiterhin ernten, was wir seit langem schon beklagen: den Auszug aus der Kirche; und die Bedeutungslosigkeit der Kirche für die Gesellschaft, für Gottes Welt.

Und auch dies gehört zu unserer Erfahrung hier im Osten Deutschlands: Was religiöse und religionslose Menschen verbindet, ist die Fähigkeit, zwischen Wahrem und Unwahrem oder Halbwahrem zu unterscheiden. Längst nicht mehr halten sie etwas unbesehen für wahr, auch die „treuen Kirchgänger“ nicht mehr, nur weil eine höhergestellte Autorität, gleich ob eine gesellschaftliche oder eine kirchliche, es sagt. Wahrheit muss für sie plausibel sein auch vor der eigenen Vernunft angesichts der eigenen Erfahrung und des eigenen Wissens. Und sie muss „berühren“, muss erwecken können, was in ihren eigenen Herzen schon keimhaft vorhanden ist (weil Gott es schon in sie hineingelegt hat!). Daher genügt es nicht, nur alte Wörter durch neue Wörter zu ersetzen. Die mit den Wörtern gemeinten *Inhalte* müssen auf den Prüfstand. Als Christen in einer „säkularen Welt“ sind wir, auch wir in Birkenwerder, herausgefordert, ständig zu prüfen, ob wir das WORT tief genug verstanden haben, das wir in den Wörtern weitergeben: das Wort Gottes, das in Jesus Mensch geworden ist. *Nicht nur Wörter sind zu übersetzen, sondern das WORT hinter den Wörtern.* Um mit den Saatgleichnissen Jesu zu sprechen: Wir müssen das Saatgut prüfen und von minderwertigem oder gar krankmachendem Samen reinigen, bevor wir es ausstreuen auf den Acker der Welt. Nicht um den möglicherweise felsigen oder von Dornengestrüpp überzogenen Boden in den Herzen der Menschen haben wir uns zu sorgen (das tut, mehr als wir ihm zutrauen, ein anderer!), sondern darum, ob es wirklich *die Saat des Evangeliums* ist, die wir da aussäen. Fruchtbaren Boden für sie gibt es, auch unserer Erfahrung nach, weit



mehr, als es die von der Bischofskonferenz und von pastoraltheologischen Instituten in Auftrag gegebenen „Bodenanalysen“ uns weismachen wollen. In *allen* „Milieus“, auch in denen, die für das Saatgut „die Kirche“ kaum noch empfänglich sind.

Soweit ein paar Gedanken aus unserer ostdeutschen Erfahrung, aus *unserer*, wie gesagt. Gedanken, die für uns im Karmel Birkenwerder zu *fundamentalen Leitgedanken* geworden sind – und auch für uns zu groß sind, als dass wir ihnen stets entsprechen könnten. Aber kleiner wollen wir sie nicht ansetzen. Zusammenfassen möchte ich sie mit einem Satz, den ich einmal bei Heinrich Schlier gelesen habe: „Wer die Sache hat, der hat auch die Sprache.“ Ein tröstlicher, aber zugleich herausfordernder Satz. Ich möchte ihn ein wenig umformulieren: Wer das WORT hat, findet – in der *communio* mit Gottes Menschen – auch die Wörter, die Sprachwörter und die Tatwörter. Sich auf diese Übersetzungsarbeit einzulassen, ist Neuland. Weithin noch brachliegendes, aber Ertrag verheißendes Neuland. Es unter den Pflug zu nehmen, ist die große Herausforderung der geschichtlichen Stunde, gerichtet vielleicht, wie nicht zum ersten Mal in der Geschichte, gerade an uns, die Ordenschristen in der Kirche – an wen zuerst sonst?

.....

- 1 Im Online-Archiv unter: www.welt.de/106257129 vom 3. 5. 2012.
- 2 Siehe: Thérèse von Lisieux, Selbstbiographische Schriften. Authentischer Text, Einsiedeln 1958ff., 219f.
- 3 Tomáš Halík, Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute, Herder 2010, Kap. 3, 46-71.
- 4 Ebd. 60 (Hervorhebungen ebd.).
- 5 Ebd. 59.
- 6 Hans-Joachim Höhn, „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“: Kirche in der Zivilgesellschaft, in: Theologie der Gegenwart 49 (2006) 206-214.
- 7 Aus der eigenhändig von Kardinal Bergoglio geschriebenen Zusammenfassung einer Rede, die er Anfang März 2013 vor dem Kardinalskollegium in Rom gehalten hat; Quelle: <http://blog.radiovaticana.de> vom 27. 3. 2013.
- 8 Aus der Predigt von Papst Franziskus am 14. 4. 2013 in der Basilika St. Paul vor den Mauern; Quelle: www.vatican.va (Rubrik: Predigten 2013).
- 9 Ebd.
- 10 AaO. (s. Anm. 7).
- 11 Auf das lange vergessene „kyriakón“ (griech.), von dem sich unser Wort „Kirche“ herleitet, sowie auf das damit verbundene Kirchenverständnis – Kirche als „die dem Herrn (kyrios) gehörige Versammlung“ – hat Walter Kardinal Kasper wieder aufmerksam gemacht, siehe Walter Kasper, Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung, Herder 2011, 144 ff.

Clemens Dölken O.Praem.

P. Dr. Clemens Dölken O.Praem., geboren 1956, ist Prämonstratenserchorherr der Abtei Hamborn. Nach der Priesterweihe und einigen Jahren als Seelsorger promovierte er in Volkswirtschaftslehre. Heute ist er Subprior des Priorates in Magdeburg, Hochschul- und Studentenseelsorger, Pfarrer im Team und Leiter des Hilfswerks SUBSIDIARIS sowie nebenamtlich Dozent für Christliche Sozialwissenschaft an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Augustin.



Clemens Dölken O.Praem.

Inkulturation in die säkulare Umgebung

Missionarische Pastoral in einer nichtreligiösen Gesellschaft

Vorbemerkung

Dieser Beitrag baut auf langjährige Erfahrungen in der Pastoral in Magdeburg und damit in einer missionarischen Situation auf, die das Bistum Magdeburg bewusst annimmt und angeht.¹ Zur methodischen Seriosität seien einige Umgrenzungen und Beschränkungen in methodischer und sachlicher Hinsicht vorgenommen. Unter nicht-christlicher Gesellschaft wird eine Gesellschaft verstanden, die wie in Mittel- und Ostdeutschland möglicherweise einmal christlich genannt werden konnte, durch einen Entchristlichungsprozess über eine Folge von – wegen der kurzen Generationendauer – mehr als zwei Generationen aber so stark entchristlicht

worden ist, dass nicht der verbliebene kirchlich sozialisierte Sektor, sondern der religionslos sozialisierte Sektor für die Kommunikation in der Gesamtgesellschaft dominant ist. Das bildet meines Erachtens ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zu der wie stark auch immer in einer Säkularisierungstendenz begriffenen Gesellschaft der alten Bundesrepublik. Sodann wird hier eine sozialwissenschaftliche Methodik² verwendet, die spezifisch danach fragt, welche Bedingungen in der Pastoral zu beachten sind, die nicht in der Hand des pastoral Handelnden liegen, auf die er vielmehr eingehen bzw. ihre institutionelle bzw. instrumentelle Veränderung als Voraussetzung pastoralen Handelns anregen muss. Pastoral unter den Be-

dingungen der Moderne, insbesondere in einer missionarischen Orientierung, sollte immer von interdependenten Interaktionsstrukturen ausgehen. Das kann umgangssprachlich auch so formuliert werden: Man sollte den anderen dort abholen, wo er steht bzw. auf seine Bedürfnisse eingehen. Anzumerken ist auch, dass die verwendeten empirischen Beispiele nicht repräsentativen, sondern paradigmatischen Charakter haben.

Religionssoziologische Auffälligkeiten

In den neuen Bundesländern – mit Ausnahme Westberlins, des Eichsfeldes, der Stadt Erfurt und des katholischen Sorbengebietes, wo die Aussagen dieses Beitrags so nicht anwendbar sind – bewegt sich der Katholikenanteil an der Gesamtbevölkerung bei 4 %, ³ der Anteil der Protestanten schwankt zwischen 12 und 20 %. ⁴ Dieser Befund ist, was die Minderheitssituation beider Kirchen angeht, größenordnungsmäßig seit 1989 unverändert, mutmaßlich reicht er auch schon viele Jahre in die DDR-Zeit zurück. Allgemein bekannt ist, dass die Ursache in der erfolgreichen Verdrängung von Konfirmation und auch Firmung inklusive der voraus liegenden Erstkommunion durch die Jugendweihe lag. Daran schloss sich häufig das Ausscheiden der Eltern aus der Kirchenmitgliedschaft und das Unterlassen der Taufe der folgenden Kinder an. Angesichts der kurzen Generationendauer – bedingt durch das niedrige Erstgebäralter in der DDR – führte dies zu einem beschleunigten Verlust der religiösen Bildung und des persönlich handhabbaren religiösen Wissens durch nicht erfolgte Weitergabe des Glaubens

bereits über mehrere Generationen. Diese allgemein bekannten Umstände dürften plausiblerweise jegliche Verwunderung darüber ausschließen, dass in weiten Bevölkerungskreisen der neuen Bundesländer eine völlige Unvertrautheit mit Christentum, Glaube und Kirche vorherrscht.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Religiösität – Para-Religiösität – Säkulare „Religion“

Deshalb kann es nicht verwundern, dass, etwa mit der nach wie vor hohen Beliebtheit der sogenannten Jugendweihe, para-religiöse Phänomene aufgetreten sind und weiter bestehen, die gewissermaßen zur „Mehrheitskonfession“ einer sich selbst – wenn auch vom Wortgebrauch her sachlich übertreibend – als „Atheisten“ bezeichnenden Bevölkerungsgruppe geworden sind. Diese würde zwar säkulare Riten wie die Jugendweihe, ausgiebige weihnachtszeitliche Bräuche ohne religiösen Kern und das Institut des Redners bei Beerdigungen niemals als religiös oder auch nur para-religiös bezeichnen, wie wohl diese Bezeichnung in der Sache zutrifft. Aus der Sicht des pastoral handelnden Christen hingegen, dem auch noch ein missionarischer Impetus innewohnt, erschließt sich all dies als

para-religiös – und ich behaupte, dass er es sogar einmal wie religiös ansehen und die praktischen Konsequenzen für sein pastorales Gegenüber gedanklich durchspielen sollte. Warum?

Stellt man sich vor, dass das Gegenüber der Mission sich säkularisierte Riten zu eigen und handhabbar gemacht hat, so wird deutlich, dass zum Verständnis der eigenen, christlichen Riten und daran anschließend des christlichen Glaubens diese säkularen Riten als ein vorhandenes Faktum vorausgesetzt und berücksichtigt werden müssen. Das Christentum muss gewissermaßen in die säkularen Riten re-inkulturiert werden, wenn diese auch originär eigentlich dem Christentum entstammen. Dies ist keine philosophische, sondern eine pastoral-praktische Notwendigkeit. Einige Beispiele: Der Bestatter ruft den katholischen Priester mit folgendem Ansinnen an: „Der Verblichene war katholisch, die Angehörigen möchten das beim Begräbnis würdigen. Würden Sie den Redner machen?“ Oder was antwortet man in aller Kürze beim Smalltalk auf die Frage: „Was ist denn Firmung?“ – Ganz einfach: „So eine Art kirchliche Jugendweihe!“ Oder: Auf dem Magdeburger Weihnachtsmarkt findet sich im Märchenwald neben den verschiedenen Märchenfiguren-Boxen auch eine Krippe.

Pastoral aus interaktiver Strukturlogik: Beispiele

Akzeptiert man diese Situation als gegeben, ja als kultisch-kulturelle Beheimatung des Gegenübers und geht auf sie ein, wie das in der Missionswissenschaft mit dem Begriff Inkulturation verbunden ist, so wird man die eben

beschriebenen paradigmatischen Phänomene nicht bloß kulturkritisch beziehungsweise rechthaberisch geißeln und auswischen wollen, sondern versuchen, sie mit dem ihnen ursprünglich eigenen religiösen Inhalt zu rekombinieren. Man wird das Säkular-Religiöse nicht als „bloß“ para-religiös diskreditieren, sondern wieder im eigentlichen Sinne religiös auffüllen. Warum wird man so vorgehen? Eine einfache Überlegung kann dies plausibel machen. Weder einem christlich geprägten noch einem religionslos sozialisierten Mitteleuropäer, der sich viele Monate lang auf Weihnachten freut, wird man dieses Fest und die damit verbundenen Bräuche wegnehmen wollen, auch wenn man sich als die Religion des Originals von Weihnachten durch die para-religiöse bzw. auf säkular „reduzierte“ Verwendung eigentlich christlicher Bräuche depriviert fühlen mag. Der missionarisch gesonnene pastoral Handelnde wird vielleicht gelegentlich mit einem Stoßseufzer von der unrealistischen Fiktion träumen, dass im entchristlichten säkularen Umfeld die am besten zu verkaufenden Produkte des Christentums wie die Weihnachtsbräuche nicht bereits durch säkulare Konkurrenten mit ihren illegitimen Plagiaten ohne kirchliche Urheberrechtsangabe bis zur Übersättigung der „Konsumenten“ vorhanden wären; doch für die Realität wirft das nichts ab; so zu denken, fiel unter das Verdikt Eugen Roths: „Weil nicht sein kann, was nicht sein darf...“

Eine die Realität der typisch mittel- bzw. ostdeutschen Säkularisierung anerkennende und positiv aufgreifende Strategie wäre vielmehr, an das pragmatisch säkularisierte christliche Brauchtum anzuknüpfen und dabei

die eigentliche religiöse Auffüllung anzubieten. Zu Weihnachten legt sich da die Ausdehnung des Gottesdienstangebotes gerade für Nicht-Christen, etwa in Kinderkrippenfeiern nahe, ebenso die Verbreitung entsprechenden katechetischen Materials in Einrichtungen der Kinderbetreuung, Bildung und Erziehung. In Magdeburg versucht das als ganz kleiner Anfang etwa die Mediathek für Kindergartenpädagogik des Hilfswerks *SUBSIDIARIS*. Sie bietet Kindertagesstätten pädagogische und katechetische Materialien – besonders zum christlichen Festkreis – kostenlos zur Ausleihe an.

Eine weitere konkrete und bereits partiell erprobte Möglichkeit ist das Angebot einer kirchlichen Alternative zur Jugendweihe für nicht getaufte Jugendliche, welche sich etwa in den sogenannten „Feiern der Lebenswende“ (unter anderem in Erfurt, Halle und Magdeburg, teilweise angesiedelt an Schulen in katholischer Trägerschaft) manifestiert. Dieses Angebot zeigt paradigmatisch, wie auf den ersten Blick konfligierende Interessen so aufgegriffen werden können, dass eine überlegene, gemeinsame Lösung entsteht.⁵ Vorausgesetzt wird eine Klientel von Eltern und auch Jugendlichen, die als Nicht-Getaufte eine Feier in der Adoleszenzphase wünschen, der allerdings nicht der Odeur der sozialistisch ideologisierten Jugendweihefeiern anhaftet. So manche der betreffenden Eltern kennen aus ihrer eigenen FDJ-geprägten Vergangenheit genau den ideologisch instrumentalisierenden Charakter der Jugendweihe der DDR-Zeit und lehnen diesen heute aus Überzeugung ab. Weiterhin ist vorausgesetzt, dass diese Eltern und Jugendlichen eine Kirchenmit-

gliedschaft aktuell nicht in Erwägung ziehen, der Kirche aber wohlwollend gegenüber stehen. Sie sind – möglicherweise als Teil der Schulgemeinschaft einer katholischen Schule – geradezu dankbar dafür, wenn ihnen eine Alternative zur für sie – selbst ohne Parteigenossenrede – doch nicht mehr recht gesellschaftsfähigen klassischen Jugendweihe angeboten wird. Diese Voraussetzungen werden durch die Feiern der Lebenswende, die katholischerseits angeboten werden, erfüllt – unbeschadet der Tatsache, dass diese Feiern auch einen zumindest partiell gottesdienstlichen Charakter aufweisen. Das dem Wunsch nach einer säkular-religiösen Feier zunächst konfligierende Interesse der Kirche, dass durch bewusst atheistische Verbände wie die Jungen Humanisten ausgerichtete Jugendweihefeiern verschwinden, wird nun transformiert in die Ausrichtung einer Alternative, die auch der „Interessenlage“ der katholischen Kirche Raum gibt. In diesem Fall wird das Evangelium mit einer Fürbitt- und Segensfeier in die säkularisierte Gesellschaft zurückgebracht. Dabei wird ein säkularer Ritus, der in der Vorkriegszeit des 20. Jahrhunderts ursprünglich als Ersatz für Firmung bzw. Konfirmation gedacht war, nunmehr „christianisiert“.

Solche konfligierenden Interessen- bzw. Vorstellungskonstellationen begegnen in verschiedenen Zusammenhängen. So wäre auch an das Beispiel einer Einladung an nichtchristliche Nachbarn zu einem kirchlichen Gemeinde-Pfarrfest zu denken. Während in den westdeutschen Regionen sich auch Nicht-Katholiken beziehungsweise Nicht-Getaufte zu einem Pfarrfest durch an öffentlichen Geschäften und Plätzen aushän-

gende Plakate hinreichend eingeladen fühlen und dieser Einladung auch teilweise Folge leisten, stellt sich die Situation in Ostdeutschland ganz anders dar. Das Pfarrfest wird nicht als quasi öffentliches Fest in einem öffentlichen Raum, der im Übrigen ja auch öffentlich-rechtlich verfassten katholischen Kirchengemeinde wahrgenommen, sondern wie das jährliche Vereinsfest eines Tennisclubs betrachtet, zu dem man als Nicht-Mitglied selbstverständlich nur mit einer persönlichen schriftlichen Einladung willkommen ist. Wenn man nicht unklugerweise in „Rumpelstilzchenmanier“ darauf beharrt, dass das öffentliche aushängende Plakat ja nun einfach zu genügen habe, so wird man versuchen, diese konfliktierenden Vorstellungen von der geeigneten Form der Einladung wirksam zusammenzubringen. Da gibt es keine ganz einfache und einheitliche Rezeptur; man wird verschiedene Wege versuchen müssen, die nicht akzeptierte öffentliche Einladung in eine akzeptable, als persönlich empfundene, zu transformieren. Dazu können persönlich adressierte Einladungen an die Nachbarn gehören, ebenso wie die persönliche Ansprache durch diesen vertraute Gemeindemitglieder. Auch an Verzehrgutscheine oder detaillierte Programmabläufe, die den persönlichen Einladungscharakter plausibilisieren, wäre zu denken.

An diesen Beispielen wird deutlich, wie sehr personalisierte Face-to-face Kontakte und ein nicht konfliktäres, sondern Kooperationschancen suchendes Denken für eine missionarische Pastoral hier vor Ort unverzichtbar sind. Zugleich erschließt sich damit, dass Abgrenzungsstrategien ihre problematische Seite haben können. So hat die

sicherlich aus religionspädagogischer Sicht gutgemeinte Aktion „weihnachtsmannfreie Zone“, die den Nikolaus gegenüber dem Coca-Cola-Weihnachtsmann nach vorne bringen will, den Nachteil, für weihnachtsaffine Nichtchristen bloß abschreckend zu wirken. Angemessener erschiene es, die faktisch undefinierte Figur des Weihnachtsmanes mit dem Nikolaus aufzufüllen, eben zu inkulturieren und dieses „Produkt“ auf diese Weise zu veredeln, weil es nun Geschichte, Herkunft und – wo akzeptiert – metaphysischen Sinngehalt bekommt. „Kinder, ich lese euch jetzt die Geschichte vom Weihnachtsmann vor, wie es ihn wirklich einmal gegeben hat, vom Bischof Nikolaus in Myra...“. Die qualitätvolle Aufführung kultureller und kultischer Entitäten wie beispielsweise vieler religiöser Musikwerke ist ein Feld der missionarischen Begegnung mit Nichtchristen – bis hin zur Vorlesung „Einführung in das Christentum für Erstsemester im Fach Kunstgeschichte“. Aufführende und Hörer nicht nur des Weihnachtsoratoriums begegnen ja automatisch religiösen Inhalten. Die Kenntnis darüber auszubauen bietet komplementären Nutzen zum Musikgenuss und liegt im gemeinsamen Interesse von Kirche und Nichtchristen.

Generell ist der Sitz im Leben missionarischer Pastoral in der säkularisierten Gesellschaft überall da, wo man in öffentlichen und privaten Räumen mit Nichtchristen, die sich in Ostdeutschland durchaus übertreibend als „Atheisten“ bezeichnen, ins Gespräch kommen kann. Es mag etwas nach Schickimicki-Seelsorge klingen – aber die Präsenz auf Partys und noch so langweiligen Empfängen, wo man mit Nichtchristen ins Gespräch kommen



kann und die Kirche überhaupt Präsenz zeigt, ist ein reales Pastoralfeld, das natürlich durch weitergehende Schritte aufgefüllt werden muss. Aber ohne den ersten Smalltalk wäre so manches weiterführende Gespräch über Gott und die Welt unterblieben. Damit das nicht zum abgebrühten Handelsvertreterdasein in Glaubenssachen wird, ist eines wichtig. Man muss die Menschen mögen, mit denen man ins Gespräch kommen will. Das ist das erste und entscheidende gemeinsame Interesse.

Pastoralstrategisches Resümee

Damit lässt sich auch ein kleiner resümierender Ausblick formulieren: Face-to-face Kontakte, die sich entweder durch institutionelle Beziehungen wie zum Beispiel in Schulen oder Kindertagesstätten in katholischer Trägerschaft oder durch Zugehen auf persönliche Bekanntschaften realisieren, sind derzeit ein wesentlicher Pfeiler missionarischen Handelns in Ostdeutschland. In Verfolgung dieser Einsicht kann eigentlich nur insofern von einer missionarischen *Strategie* gesprochen werden, als man diese Kontakthäufigkeit systematisch zu erhöhen versucht.⁶ Wirklich *strategisch* angegangen wird derzeit schon die Behebung der unterbrochenen Weitergabe des Glaubens. Dies geschieht überall da, wo neben kirchlichen auch in staatlichen Schulen Religionsunterricht angeboten wird, sei es in beiden Konfessionen, sei es nur in einer Ausrichtung. Natürlich besagt hier die „reine Lehre“, dass im Religionsunterricht Wissen über Religion und nicht persönliche Glaubensüberzeugungen übermittelt werden. Dennoch ist pastoral-funktional plausibel, dass aus

erstmalig gewonnenem Wissen über das Christentum auch persönliche Überzeugung entstehen kann, jedenfalls eher als aus vollständigem Nichtwissen. Hier wäre übrigens ein fundierter Ethik- und Lebenskundeunterricht, der natürlich die christlichen Wurzeln des Abendlandes ausgiebig und wohlwollend behandelte, ebenso von großer Bedeutung. Wenn es in kirchlichen und staatlichen Schulen gelingt, dass Nichtchristen am Religionsunterricht selbstverständlich oder aus Interesse teilnehmen, erfolgt nolens volens ein Stück „Erstevangelisierung“.

Nüchtern muss man feststellen, dass die beiden skizzierten, bereits funktionierenden Strategien missionarisch pastoralen Handelns noch keine große Flächenwirkung erzielt haben. Dies ist gerade im ersten Fall der Face-to-face Kontakte auch nicht zu erwarten, da in einer hochkomplex organisierten, tendenziell anonymen Großgesellschaft Face-to-face Kontakte systematisch nicht zum bevorzugten Instrumentarium der wirksamen Umsetzung gesellschaftlicher Prozesse gehören. Immerhin muss man aber eines feststellen, und das könnte von größerer Wichtigkeit sein, als ihm bisher beigemessen wird: Wo systematische Strategien missionarischen Handelns in Ostdeutschland angewendet werden, die in der skizzierten Weise eine hohe Plausibilität des Eingehens auf die Interessen- und Verständnislage des Gegenübers aufweisen und somit eine interdependente pastorale Interaktionsstruktur berücksichtigen, sind sie auch wirksam und erfolgreich. Damit ist die Vorstellung, die zumindest hintergründig nicht selten vorhanden sein dürfte, widerlegt, dass eine Neuevangelisierung Europas

und damit auch des deutschen Ostens, wie sie Johannes Paul II. gefordert hat,⁷ nach den großflächig bisher mangelnden Erfolgen kaum ins Werk zu setzen sei. Über 23 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer kann man immerhin aus paradigmatischer, aber verallgemeinerbarer Erfahrung vorsichtig feststellen: „Es geht doch!“ Die anstehenden nächsten Schritte sind die Ausdehnung auf weitere pastorale Räume mit selbstkritisch begleitender Evaluation, die Umlenkung der benötigten Ressourcen, die teilhaben lassende Kommunikation und die geschwisterliche Ermunterung und Bestärkung in Hoffnung und Zuversicht.

.....

- 1 Vgl. Annette Schleinzer / Raimund Sternal (Hg.), Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen. Dokumentation des Pastoralen Zukunftsgesprächs in Magdeburg, Leipzig 2004, 38 – im Leitbild des Bistums.
- 2 Vgl. etwa Karl Homann / Dominik H. Enste / Oliver Koppel, Ökonomik und Theologie. Der Einfluss christlicher Gebote auf Wirtschaft und Gesellschaft, München 2009, besonders 12 – 16 und 26. Dort wird auf die Struktur des sog. Gefangenendilemmas der Spieltheorie rekurriert, die gesellschaftliche Phänomene bzw. Probleme lösungsorientiert analysiert.
- 3 Vgl. etwa Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Katholische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten 2011/12, Arbeitshilfe 257, Bonn 2012, 9.
- 4 Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.), Evangelische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben, Hannover 2012, 8.
- 5 Vgl. hier Karl Homann / Dominik H. Enste / Oliver Koppel: Ökonomik und Theologie. Der Einfluss christlicher Gebote auf

Wirtschaft und Gesellschaft, a.a.O., u. a. S. 26 – 37 zur Analyse der Struktur gleichzeitig vorliegender konfligierender und gemeinsamer Interessen und einer entsprechenden institutionellen Lösungskonzeption.

- 6 Dazu gehört auch die systematische Erhöhung der Kontakthäufigkeit durch den Betrieb von Institutionen in kirchlicher Trägerschaft, die durch positive Erfahrungen aus der DDR-Zeit goutiert werden, und die Öffnung kirchlicher Organisationen wie KAB, Kolping, BKU für nichtchristliche Mitglieder.
- 7 Vgl. u.a. Johannes Paul II., Neuevangeli-sierung Europas. Ansprache an die Teilnehmer des VI. Symposiums der europäischen Bischöfe am 11.10.1985, in: Jürgen Schwarz (Hg.), Die katholische Kirche und das neue Europa. Dokumente 1980-1995, Teil 1, Mainz 1996, 202-214, 203.

Heiner Wilmer SCJ

P. Dr. Heiner Wilmer SCJ, Jahrgang 1961, ist Provinzial der Deutschen Provinz der Herz-Jesu-Priester. Nach seinem Ordenseintritt 1980 studierte er Theologie, französische Philosophie und Geschichte in Freiburg, Paris und Rom. Der promovierte Theologe arbeitete zudem als Lehrer und Schulseelsorger in Norddeutschland und in New York und war von 1998 bis 2007 Schulleiter des Gymnasium Leoninum Handrup.



Heiner Wilmer SCJ

Hören wie Samuel

Zum Konzept einer „Pastoral für Suchende“ in Berlin

Neustart in Berlin

Seit August 2012 haben sich die Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) in Berlin angesiedelt. Allerdings nicht, wie bereits einmal zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in West- sondern in Ostberlin. Der Schwerpunkt der Niederlassung liegt auf einer „Pastoral für Suchende“. Es geht darum, auf Menschen zuzugehen, die von herkömmlichen pastoralen Strukturen und ihren Einrichtungen nicht erfasst werden. Dieser Beitrag will zweierlei: Einen Einblick in erste Überlegungen und in das Konzept der Suchenden-Pastoral geben, das dem Erzbistum Berlin vorgeschlagen wurde, außerdem möchte er aufgrund der ersten Schritte und Eindrücke einige Leitgedanken für die zukünftige Arbeit anreißen.

1. Ein kurzer Blick nach Berlin

Eine Bekannte, Professorin in Berlin, erzählte mir vor zwei Jahren, wie jemand ihr auf einer Party gesagt habe: „Ach, ich habe gar nicht gewusst, dass Sie katholisch sind, ich habe Sie immer für einen intelligenten Menschen gehalten.“ Katholisch sein, das riecht nach „katholischem Mief“: antiintellektuell, weltfern, dümmlich und ewig gestrig. – Hier und da wird dieser Stempel noch aus der Schublade geholt. Als Ordensleute stehen wir heute in Berlin vor anderen Herausforderungen.

Seit dem 1. August 2012 haben die Herz-Jesu-Priester (Dehonianer – benannt nach dem Gründer Pater Leo Dehon, 1843-1925) im Ostteil der Stadt eine neue Niederlassung gegründet, in der fünf Mitbrüder in einer internationalen Gemeinschaft leben: zwei Brasilianer, zwei Polen und ein Deutscher. Ihre



Unterkunft findet sich an der Greifswalder Straße im Prenzlauer Berg, das Gebiet, in dem sie arbeiten, erstreckt sich auf Teile der Bezirke Prenzlauer Berg, Friedrichshain und Lichtenberg. Auf dem Gebiet der Pfarrei Corpus Christi, die der Gemeinschaft zur Seelsorge übertragen wurde, und für die ein Mitbruder als Pfarrer zuständig ist, leben 350.000 Menschen – genauso viel wie Bonn Einwohner zählt. Von ihnen sind circa 7000 katholisch, das heißt zwei Prozent. Neben der Arbeit in der Pfarrei Corpus Christi an der Conrad-Blenkle-Straße, in der portugiesischsprachigen Gemeinde an der Greifswalder Straße (ca. 4000 Brasilianer, 2700 Portugiesen, 800 Angolaner und 700 Mosambikaner) und der Seelsorge am Unfallklinikum Berlin-Marzahn haben sich die Mitbrüder vom Schwerpunkt her der Pastoral für Suchende verschrieben.

Der Wiederansiedlung in Berlin gingen Gespräche mit dem Erzbistum Berlin voraus, die sich auf über vier Jahre erstreckten. Genauso lang waren die Gespräche mit der brasilianischen Provinz, der polnischen Provinz und dem Österreich-kroatischen Distrikt der Herz-Jesu-Priester sowie innerhalb der deutschen Provinz. Zwar untersteht die neue Niederlassung gemäß Ordensrecht der deutschen Provinz, wurde aber von Anfang an als internationales Projekt unter Beteiligung verschiedener Provinzen auf die Beine gestellt. In unserer Kongregation ist dies die erste internationale Niederlassung in Europa. Diese Ausrichtung entspricht dem Geist der beiden letzten Generalkapitel (2003 und 2009), die jeweils zu mehr Kooperation zwischen den Provinzen und zu mehr gemeinsamer Arbeit in der Mission und der Neuevangelisierung aufgerufen hatten.

Die Beschlüsse der Generalkapitel und ein neuer Blick auf unseren Gründer Leo Dehon führten zu einem Überdenken unserer dehonianischen Präsenz in Deutschland. Dieses Überdenken gestaltete sich als längerer Prozess, der sich im „Provinzentwicklungsplan 2016“ niederschlug. Der im Januar 2012 verabschiedete „Provinzentwicklungsplan“ geht wesentlich von folgender Frage aus: Welches Bild wollen wir Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) im Jahr 2016 in der deutschen Kirche und der deutschen Gesellschaft abgeben? Für welche Themen wollen wir stehen?

Mit Blick auf die Wiederansiedlung der Gemeinschaft in Berlin entwarfen wir ein Konzept, das einerseits unserem Ordenscharisma Rechnung tragen sollte und andererseits auch auf die besonderen Herausforderungen der Ortskirche Bezug nehmen soll. Diesen Entwurf legten wir dem Erzbistum Berlin zu weiteren Überlegungen vor. Hier sei er ebenfalls vorgestellt:

2. Entwurf des Konzeptes für die Wiederansiedlung der Herz-Jesu-Priester in Berlin

2.1. Allgemein: Unser Charisma in Deutschland

Unsere Deutsche Provinz weiß sich dem Charisma von Pater Leo Dehon, unserem Ordensgründer verpflichtet. Dieses Charisma findet in unserer „Lebensregel“ seinen gültigen Ausdruck. Bei der Wiederansiedlung der Herz-Jesu-Priester in Berlin, bei der Ansiedlung einer international zusammengesetzten Gemeinschaft, lenken wir den Blick auf unseren Ursprung, auf die lebendige Quelle. Demnach steht im Zentrum unserer Provinz eine christozentrische Fröm-

migkeit, die in der Betrachtung des Herzens Christi [Konstitution Nr. 21], in der eucharistischen Anbetung [Konstitution Nr. 31] und in der Vereinigung mit dem Herrn [Konstitution Nr. 17] seine besondere Dynamik entwickelt. Diese Dynamik lässt sich auch kennzeichnen als ein Ineinander von Mystik und Politik. Aus dieser Spannung heraus steht die Deutsche Provinz für drei Schwerpunkte, die sie in ihrem „Provinzentwicklungsplan 2016“ so umschreibt:

1. Geistliches Leben

Wir leben in einem zunehmend säkularisierten Kontext.

- a) Vor diesem Hintergrund gilt es unsere eigene Spiritualität zu vertiefen und
- b) uns für Angebote im Bereich der Glaubensvertiefung zu qualifizieren und einzusetzen, die fundamental von biblischer Theologie geprägt sind.

Somit setzt uns das Stichwort ‚Geistliches Leben‘ sowohl nach außen als auch nach innen in Bewegung.

2. Geteiltes Leben

Wir leben in einer Gesellschaft, die immer mehr von Individualisierung gekennzeichnet ist und in einer zunehmend globalisierten Welt. Vor diesem Hintergrund bekommt das Zeugnis geteilten Lebens eine vielfältige aktuelle Bedeutung:

- a) In unseren Kommunitäten wollen wir bezeugen, dass auch in dieser Zeit ein verbindlich miteinander geteiltes Leben möglich ist.
- b) Das Zeugnis geteilten Lebens führt uns zudem zu einer Solidarität mit Menschen, die wirt-

schaftlich, sozial oder politisch an den Rand gedrängt werden, in Deutschland und darüber hinaus. Als Mitglieder einer internationalen Kongregation teilen wir unser Leben auch mit Mitbrüdern anderer Provinzen.

3. Bildung

Nach wie vor ist uns ein umfassendes Verständnis von Bildung ein zentrales Anliegen. Darunter verstehen wir

- a) die Bereitschaft zur beständigen persönlichen Weiterbildung und -entwicklung
- b) die Verkündigung der Frohen Botschaft (Evangelisierung), die Vermittlung christlicher Werte, das Studium und die Weitergabe der Katholischen Soziallehre und die Persönlichkeitsbildung von Menschen. Auch Bildung ist ein Anliegen, dass sich sowohl nach innen als auch nach außen richtet.

2.2 Konkret: Das Konzept „SAM“ für Berlin (Stand: 6. Januar 2012)

2.2.1. Samuel als Richtungweisender

In der Gestalt des jungen Samuel sehen wir jenen gottesfürchtigen Menschen der Bibel, der uns für das dehonianische Projekt in Berlin Richtung weist. Zu Beginn des Ersten Samuelbuches heißt es:

“Der junge Samuel versah den Dienst des Herrn unter der Aufsicht Elis. In jenen Tagen waren Worte des Herrn selten; Visionen waren nicht häufig. Eines Tages geschah es: Eli schlief auf seinem Platz; seine Augen waren schwach geworden und er konnte

nicht mehr sehen. Die Lampe Gottes war noch nicht erloschen und Samuel schlief im Tempel des Herrn, wo die Lade Gottes stand. Da rief der Herr den Samuel und Samuel antwortete: Hier bin ich.“ (1 Sam 3, 1-4)

Der Kontext der Berufung Samuels beschreibt für uns in gewisser Weise die Situation Berlins. Berlin ist – wie Erzbischof Rainer Maria Woelki im Grußwort zur Heiligen Messe im Olympiastadion Berlin am 22. September 2011 anlässlich des Besuches des Heiligen Vaters formuliert – „eine Stadt, die auch geprägt ist von Gottvergessenheit und von Atheismus“, aber auch „eine Stadt, in der viele Menschen nach Gott suchen und nach Gott fragen“.

2.2.2 Zentrum für eine Pastoral der Berufung: „SAM“

Vor diesem Hintergrund der Situation Berlins einerseits und unseres dehonianischen Charismas andererseits schlagen wir folgendes Konzept vor: Ein Zentrum für eine Pastoral zu gründen, das in erster Linie der Frage der eigenen Berufung nachgeht. Alle am Projekt beteiligten Mitglieder kümmern sich in erster Linie um diese Aufgabe. Mit den Menschen in Berlin fragen sie: Was ist meine Berufung vor Gott? Welcher Ruf Gottes ergeht an mich? Wie kann ich mein Leben vor Gott und mit Gott orientieren? Welche Perspektive entwickelt sich für mich aus dem Gespräch mit Gott und der Rede über Gott? Was könnte mein besonderer Platz in der Kirche sein, als ehrenamtlicher Helfer, als Ministrant, Pfarrgemeinderat, als Engagierter in diversen Kreisen und Aktionen, als Ordensfrau oder Ordensmann, als Priester oder als Missionar?

– In der Begleitung der Menschen in Berlin, wie Samuel den Ruf Gottes zu hören und ihm adäquat zu antworten, sieht die neue Gemeinschaft der Herz-Jesu-Priester / Dehonianer in Berlin eine Aufgabe, an der alle Mitbrüder arbeiten.

Dieses Gemeinschaftsprojekt heißt „SAM“, eine Kurzform für Samuel, mit der in kurzer und prägnanter Weise die Ordensgemeinschaft ihre Richtung darstellt. Dabei stehen die ersten drei Buchstaben für Themen, die mit diesem Projekt verbunden sind.

„S“ steht für Sehnsucht, Suche, Spiritualität

Konkrete Elemente könnten hier sein: niedrigschwellige Angebote, Glaubenskurse, Einkehrtage.

„A“ steht für Anhören, Aufgebrochen sein und Anbetung

Anhören im Sinne: die Mitbrüder hören auf den Rhythmus der Stadt Berlin und haben ein Ohr für den Einzelnen und die jeweils besondere Situation. Aufgebrochen sein in dreifachem Sinne: 1. Ich öffne mich, bin empfänglich, nehme neue Impulse wahr. 2. Ich bin verletzt durch Beziehungen und Ereignisse in meinem Leben. 3. Ich mache mich neu auf und gehe neue Wege im Glauben. Das geöffnete, aufgebrochene Herz unseres Herrn ist hier das entscheidende Symbol. Anbetung im Sinne unserer Konstitution Nr. 31 bedeutet: „Für Pater Dehon gehören zu dieser Sendung – im Geist der Hingabe und der Liebe – die eucharistische Anbetung als ein echter Dienst der Kirche (vgl. Notes Quotiennes 1.3.1893) und der Dienst bei den Kleinen und Geringen, den Arbeitern und Armen (vgl. Souvenirs XV),

um ihnen den unendlichen Reichtum Christi zu verkünden (vgl. Eph 3,8):“

„M“ steht für Menschen, Mundus und Mission

Seinen Mitbrüdern hinterließ Pater Leo Dehon den Impuls: „Geht zu den Menschen!“ Diesen Aufruf ordnete er dem alles überragenden Ziel zu, dem Motto unserer Ordensgemeinschaft, das der Vaterunserbitte entnommen ist: „Adveniat Regnum Tuum“. In dieser Bewegung begreifen wir unser Wirken in Berlin. So steht „Menschen“ für eine Seelsorge für Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen, für Rituale für Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene, Familien, Ältere und Kranke etc.

Während die Seelsorge in den vorgefassten Strukturen, wie zum Beispiel in der Pfarrei, in der Hochschulgemeinde, in der portugiesischen Gemeinde und im Krankenhaus sich in erster Linie auf die Menschen in diesen Strukturen bezieht, soll durch den Aspekt „Mundus“, das heißt der Öffnung auf die Welt hin, der Blick und das Engagement über die verfassten Strukturen hinaus gehen. Damit ist keine Konkurrenz intendiert, sondern es geht um ein neues Miteinander von Gemeindepastoral und um Gehversuche neuer Formen des Kircheseins als Antwort auf die Fragen suchender Menschen.

Was unter dem Aspekt der Mission zu verstehen ist, lässt sich treffend mit dem Wort von Bischof Joachim Wanke wiedergeben: „Dass eine Ortskirche nicht wächst, mag auszuhalten sein, dass sie aber nicht wachsen will, ist schlechthin unakzeptabel.“

„SAM“ könnte das Konzept sein, dass der zukünftigen Kommunität der Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) in Berlin im

Leben und Wirken eine Identität vermittelt, ein gemeinsames Fundament. Von diesem Fundament aus verstehen sich alle Mitbrüder als Ausgesandte ihrer Ordensgemeinschaft, als Ordensmänner, die sich von der Ortskirche des Erzbistums Berlin und für diese Ortskirche in den Dienst nehmen lassen.

3. Zwischenbemerkung

Soweit das Konzept, das wir dem Erzbistum Berlin Anfang 2012 vorgelegt haben. Inzwischen haben sich fünf Herz-Jesu-Priester in Berlin angesiedelt. Im ersten, nun zurückliegenden Jahr sind erste Gehversuche unternommen und gezieltere Überlegungen gemacht worden.

Anstelle des ursprünglichen Begriffes der „Pastoral der Berufung“ wird inzwischen eher von der „Pastoral für Suchende“ gesprochen. Im Winter und Frühjahr 2013 arbeiteten Vertreter der Kirche vor Ort an der weiteren Ausschärfung des ersten Konzeptentwurfes „SAM“. Aus diesen Treffen gingen intensivere Überlegungen und konkrete Vorschläge hervor, die sich in der Projektskizze „Suchenden-Pastoral“ wiederfinden. Im Wesentlichen soll dieser Text hier wiedergegeben werden.

4. „Suchenden-Pastoral“ (Stand: 2. Mai 2013)

In den vergangenen Jahren haben sich die Stadtteile Prenzlauer Berg und Friedrichshain zu Orten entwickelt, in denen sich junge Milieus bewegen. Junge Familien und junge Erwachsene prägen das Bild. Die klassische Pastoral der Pfarrgemeinde erreicht eine Vielzahl der Katholiken nicht mehr, junge

Menschen, die auf der Suche nach geistiger Orientierung sind, nehmen die Kirche nicht als Möglichkeit der Sinnstiftung wahr. Daher haben die Pfarrei Corpus Christi im Prenzlauer Berg, die dort ansässige Konvent der Herz-Jesu-Priester und das Dezernat Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariates ein offenes Konzept für „Suchenden-Pastoral“ in den Berliner Kiezen Prenzlauer Berg und Friedrichshain entwickelt.

4.1. Ziele und Zielgruppen

Ziel dieses Projektes ist es, Kirche als einen Ort sichtbar werden zu lassen, der Orientierung und Halt anbietet.

Dazu soll

1. Kirche als Ort der Gemeinschaft sichtbar und erfahrbar werden
2. eine Kontaktaufnahme zwischen Suchenden und Seelsorgern/Gemeinde in selbstbestimmender Form ermöglicht werden
3. die Möglichkeit von Partizipation an Gemeinschaft erfahren werden,
4. für Menschen erfahrbar werden, dass Glauben für ihr Leben relevant sein kann.

Schwerpunktmäßig sind im Blick:

- junge Erwachsene (20-45 Jahre), die auf der Suche sind
- junge Familien, die eine „Kirchen-Pause“ eingelegt haben
- Menschen, die bisher nichts von Jesus Christus/Kirche gehört haben.

4.2. Ort des Projektes

Die Pfarrei Corpus Christi (Conrad-Blenkle-Straße) mit dem Gottesdienstort Mater Dolorosa im Katharinenstift (Greifswalder Straße) eignet sich aufgrund der Lage im Übergang zwischen dem Prenzlauer Berg und dem Friedrichshain.

4.3. Konkrete Maßnahmen und Aufgaben

Kirche soll als Ort der Gemeinschaft sichtbar und erfahrbar werden:

- Zusammenarbeit mit dem Konvent zur Gestaltung eines geistlichen Zentrums
- Gestaltung von liturgischen Zeiten zusammen mit dem Konvent
- Verbindung und Zusammenarbeit zwischen der deutschen und der portugiesisch-sprachigen Gemeinde
- Angebote für Schüler und Studenten der Edith-Stein-Schule:
 - Mittagsmeditation
 - Gottesdienst zum Schulanfang und zum Schulabschluss
 - Gottesdienstangebote zu besonderen Anlässen
 - Segnung am Jahresanfang/ vor Prüfungen
- Seelsorge für Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen

Eine Kontaktaufnahme zwischen Suchenden und Seelsorgern/Gemeinde soll in selbstbestimmender Form ermöglicht werden:

- Apostolat der offenen Kirche
 - In Corpus Christi und Mater Dolorosa entstehen Möglichkeiten, dem Sakralraum zu begegnen.
 - Aufbau eines ehrenamtlichen Teams
- Menschen ansprechen auch außerhalb der kirchlichen Räume (Stand auf dem Wochenmarkt, auf der Straße ...)
- Gesprächsangebot zur Lebensorientierung
- Internetforum schalten und pflegen (Homepage, Facebook ...)
- soziale und solidarische Initiativen (ohne gleich mit „frommen“ Worten zu kommen)

- Veranstaltung / Geistlicher Tag für Jugendliche u. a. mit dem Thema: „Gebe deinem Leben eine Richtung“ oder „Was macht den Menschen eigentlich glücklich?“

Die Möglichkeit von Partizipation an Gemeinschaft soll erfahren werden:

- zweimal im Jahr Einladung an junge Erwachsene zum Mitleben in der Ordensgemeinschaft
- Angebote zum Pilgern – Wallfahrten zu Fuß, mit dem Fahrrad ...

Menschen erfahren, dass Glauben für ihr Leben relevant sein kann:

- Glaubenskurse anbieten / Einführung in den christlichen Glauben
- Gesprächskreis zur Glaubensvertiefung
- Veranstaltungen zur Vermittlung von christlichen Werten sowie die Weitergabe der katholischen Soziallehre

Spezielle zielgruppenorientierte religiöse Angebote zusammen mit der Pfarrei:

- Rituale der Segnung für Kinder, Jugendliche, junge Erwachsene, Familien
- Sonntagsabendmesse als ein neues Angebot mit der Möglichkeit, diese besonders mit und für Jugendliche zu gestalten
- Aufbau von Familienkreisen (Glauben und Leben teilen)
- Angebot und Einladung zum Bibelgespräch / Bibel-Teilen
- Glaubenskurse anbieten / Einführung in den christlichen Glauben
- Gesprächskreis zur Glaubensvertiefung
- Gesprächsseelsorge, persönliche Begleitung von Menschen (Geistliche Begleitung)

4.4. Träger

Das Erzbischöfliche Ordinariat, die Pfarrei Corpus Christi und der Konvent

der Herz-Jesu-Priester sind gemeinsam Träger dieses Projektes. Die Einstellung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wird durch die Träger gemeinsam vorgenommen. Die Dienstaufsicht obliegt dem Pfarrer der Pfarrei Corpus Christi, die Fachaufsicht dem Dezernat Seelsorge im Erzbischöflichen Ordinariat Berlin.

4.5. Evaluation und Weiterentwicklung

Für die Begleitung und Evaluation des Projektes sorgt der Bereich Pastorale Entwicklung im Erzbischöflichen Ordinariat. Er sorgt für die unterstützenden Instrumente von z. B. Gemeindeberatung oder Fachberatung. – Soweit das gemeinsam überarbeitete Konzept der Suchenden-Pastoral.

5. Bleibende Herausforderungen

Es ist eine Illusion zu meinen, wer nach Ostberlin geht, kommt in ein atheisches Gebiet. Das Gegenteil ist der Fall. Wer durch die Straßen im Prenzlauer Berg streift, durch den Stadtbezirk mit der höchsten Geburtenrate Deutschlands, dem begegnet der Durst nach den Geheimnissen des Lebens und dem Geheimnis schlechthin auf Schritt und Tritt. In jeder Straße, an jeder Ecke trifft man auf buddhistische Symbole, Angebote aus der Esoterik, Yoga-Kurse für Erwachsene, Yoga-Kurse für Grundschulkinder mit Lernschwächen, Thai-Chi für Menschen in der dritten Lebensphase, Kurse in Zen-Buddhismus oder Schamanismus. Zwischen den Bio-Läden, der Bionade-Kultur und den alternativen Kindertagesstätten scheinen sich viele Menschen – wenn auch



nicht alle – nach einer Tiefe des Lebens zu sehnen, die über das naturwissenschaftlich Wissbare hinausgeht. Mag die Suche nach Gott und Spiritualität verschwommen und unklar daher kommen, mögen die Angebote nach Produkten eines Selbstbedienungsladens, in dem sich jeder sein eigenes religiöses Zuhause baut, ausschauen, hinter dieser Dynamik verbirgt sich eine tiefe Sehnsucht. Diese Sehnsucht will beantwortet werden, und zwar konkret. Das Heil will man konkret erfahren, Erlösung am besten auf der eigenen Haut spüren. Es ist eine Zeit der „Spiritualitätssuche auf eigene Faust“, vorbei an den Institutionen der verfassten Religionen, auch vorbei an den christlichen Kirchen.

Hier gilt es, sich zunächst auf die Suche nach den Suchenden zu machen. Schnell gesagt, nicht leicht getan. Wie sie finden? Wie auf sich und eigene Angebote aufmerksam machen? Wie unter den „Mitbewerbern“ auf dem religiösen Markt bestehen? Diese Fülle spiritueller Angebote ist neu und ungewohnt. Und dann gilt es, sich mit der größten Gegenströmung zu den Kirchen, die Deutschland zurzeit erlebt, auseinanderzusetzen, der Gnosis: Die Lehre der Selbsterlösung, jene Auffassung, dass dein Heil in dir selbst liegt und du es dir selbst besorgen kannst, erfährt Hochkonjunktur. Rettung aus dem Schlamassel des Lebens ist notwendig, ja, aber sie kommt nicht von außen und schon gar nicht von Gott, sie liegt in dir selbst. Wie gehen wir damit um? Welche Erlösung verkünden wir wie? Wie erfahren Menschen dieses Heil?

Doch bei allem Gegenwind, ja noch schlimmer bei aller Flaute, heißt es, auf Berlin und die dort lebenden Menschen positiv zuzugehen, sich mit

ihnen zu verbünden und einen neuen Bund mit ihnen zu schließen, um von ihnen zu lernen. Wir haben nicht die Weisheit gepachtet. Ganz im Gegenteil. Das Zeugnis Jesu ermuntert uns, vom Fremden und von Fremden zu lernen. Wie er von der kananäischen Frau seine neue Mission erkannte, wie er durch sie seinen erlösenden Blick von den „verlorenen Schafen des Hauses Israel“ (Mt 15,24) auf die Menschheit lenkte, so wollen auch wir hinhören auf die unvermuteten Stimmen Gottes und seines Heiligen Geistes. Uns einschwingen in die alte Kunst des Hörens, wie im Leben Samuels, auch wenn unsere Ohren viel verstopfter und verklebter sind als wir wahrhaben wollen. Doch es geht um diesen Aufbruch.

Es geht um den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils, um die Absage an den „katholischen Mief“, es geht um die Hilfe, die die Kirche von der heutigen Welt erfährt, kurzum: Es geht um den Stil, der mit einem Schlüsseltext aus „Gaudium et Spes“ Schule machen will:

„Wie es aber im Interesse der Welt liegt, die Kirche als gesellschaftliche Wirklichkeit der Geschichte und als deren Ferment anzuerkennen, so ist sich die Kirche auch darüber im Klaren, wie viel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt. Die Erfahrung der geschichtlichen Vergangenheit, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen Formen der menschlichen Kultur liegen, durch die die Menschennatur immer klarer zur Erscheinung kommt und neue Wege zur Wahrheit aufgetan werden, gereichen

auch der Kirche zum Vorteil. – Von Beginn ihrer Geschichte an hat sie gelernt, die Botschaft Christi in der Vorstellungswelt und Sprache der verschiedenen Völker auszusagen und darüber hinaus diese Botschaft mit Hilfe der Weisheit der Philosophen zu verdeutlichen, um so das Evangelium sowohl dem Verständnis aller als auch berechtigten Ansprüchen der Gebildeten angemessen zu verkünden. Diese in diesem Sinne angepasste Verkündigung des geoffenbarten Wortes muss ein Gesetz aller Evangelisation bleiben.“
(GS 44)

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ignatia Langela SMMP

Sr. M. Ignatia Langela SMMP, geboren 1945, studierte nach ihrem Ordenseintritt Mathematik und Physik und erwarb später die kleine Fakultas in katholischer Religion. Sie war viele Jahre als Lehrerin sowie als Schulleiterin am Engelsburg-Gymnasium in Kassel tätig. Im Anschluss leitete sie von 2006 bis 2010 das Elisabeth-Gymnasium in Halle. Seit ihrer Pensionierung ist sie Bildungsreferentin im Bergkloster Bestwig.



Ignatia Langela SMMP

Begegnungen in Halle und Bestwig

Orden und säkulare Welt

Orden und säkulare Welt

Im nebenstehenden Beitrag schildert die Autorin Begegnungen an zwei ganz verschiedenen Orten: In Einzelepisoden lässt sie exemplarische Situationen im säkularen Kontext der Stadt Halle an der Saale aufblitzen. In einer Welt, die Evangelium und Christentum kaum mehr kennt, bringt die Ordensfrau diese in neuer Weise ins Spiel. Wie wichtig auf der anderen Seite Klöster als gastfreundliche „Geistliche Orte“ sind, zeigen die Rückmeldungen der Gäste des Bergklosters in Bestwig, die im zweiten Teil dieses Beitrags zu Wort kommen. Die Rolle der Ordensfrauen als Gastgeberinnen ist hier eine völlig andere.

Halle an der Saale

Halle hat 220.000 Einwohner, davon 90% Nicht-Christen, 6,7% evangelische Christen und 3% Katholiken. Die christliche Schule, die ich zu leiten hatte, fand sich in diesem Umfeld. Es war für mich eine Herausforderung, zusammen mit vielen nicht getauften Kollegen die Schule zu gestalten. Haben Letztere das Gefühl, bei uns „richtig“ zu sein, und sind sie in der Lage, ihren spezifischen Beitrag zu einem Dialog von Christen und Nichtchristen zu leisten? Der Magdeburger Altbischof Leo Nowak hatte die Schulen in diözesaner Trägerschaft bei ihrer Gründung konzeptionell als Schulen für *alle* Menschen der Region gewollt. „Auf Augenhöhe“ sollten Katholiken, evangelische Christen und Nichtchristen über existenzielle Fragen

miteinander ins Gespräch kommen. Deshalb ist die Zusammensetzung in der Schülerschaft (etwa) 1/3 katholisch, 1/3 evangelisch, 1/3 nicht getauft bewusst gewollt.

Eine Erfahrung, die mich bis heute berührt, war der außergewöhnliche Wunsch einer Kollegin, deren Mann mit 43 Jahren an Krebs gestorben war. In einer großen, überfüllten Friedhofshalle habe ich für den konfessionslosen Ehepartner die Trauerfeier gehalten. Da ich in dem altgallischen Choral „In paradisum“ die drei Bilder fand, in denen meine Kollegin ihre Hoffnung für ihren Mann, ihren dreijährigen Sohn und für sich ausdrückte, habe ich einen (konfessionslosen) Musikkollegen gebeten, diesen Choral als integralen Bestandteil meiner Trauerrede und noch einmal am Grab, während die Urne in die Erde gesenkt wurde, zu singen. Man spürt, dass diese alten Gesänge, mit denen Menschen über 1300 Jahre beim Sterben oder auf dem Weg zum Grab begleitet worden sind, in jedem Menschen unabhängig von seinem Lebenskonzept Tiefen ansprechen können. Es ist ein wichtiger Dienst der Kirche, jedem Menschen, der das wünscht, unsere geistlichen Räume, Lieder und Gebete anzubieten. Wir wollen diesen Reichtum nicht für uns behalten, sondern ihn teilen. Für eine kleine Zeitspanne – eine Stunde, acht Jahre – mögen sie sich bei uns zu Hause fühlen und in ihrem Innersten zu sich selbst finden. Selbst das Vaterunser, von vielen auf meine Einladung hin mit gebetet, gehört zu unserem Kulturgut, das wir unbedingt pflegen müssen. Beim Aaronsegen über der Urne am Schluss der Feier hätte man eine Stecknadel fallen hören können.

En-passant-Erfahrungen in Halle

Ich gehe um 17:00 Uhr von der Schule zur Straßenbahn. Zwei Mädchen (A und B) im Alter von 13 bis 14 Jahren kommen mir entgegen.

Sie verlangsamten ihren Schritt, ich auch. Sie bleiben stehen, ich (I) auch.

A: Sie sind doch Nonne. Dürfen wir Sie mal fragen, was das ist, Nonne?

B: Da musst du getauft sein. Ich möchte mich irgendwann taufen lassen.

A: Ich weiß nicht. Taufe, was ist das?

B: Ein Mann – wie heißt der noch? – macht ein Kreuz auf die Stirn und sagt dazu etwas.

I: Der Mann heißt Priester oder Pfarrer. Er gießt dabei Wasser über den Kopf und sagt: Ich taufe dich im Namen des ... Wichtig ist, dass man sich vorher überlegt, ob man als Christ leben möchte.

A: Stimmt das, dass man als Nonne nicht heiraten darf? Und was machen Sie, wenn Sie sich dann doch verlieben?

I: Auch jeder, der heiratet, kann in die Situation kommen, dass er sich in einen anderen Menschen verliebt. Dann muss man sich entscheiden, ob man dem Menschen treu ist, dem man versprochen hat, mit ihm ein ganzes Leben lang zusammen zu sein.

B: Jetzt müssen wir gehen.

Meine Straßenbahn war natürlich weg ...

Ein vierzehnjähriger Junge kommt mir mit rasanter Geschwindigkeit auf seinem Fahrrad entgegen und ruft „Sa-

tan!“, wobei er mir ein Victory-Zeichen entgegenstreckte. Krasser: Ich wollte in einen Bus steigen. Drei Jungen im Alter von 15 oder 16 Jahren sitzen auf dem Boden, schwarz gekleidet, Bierflaschen in der Hand. „Jesus ist Scheiße“, rief mir einer zu. „Mir hat er auch noch nicht geholfen“, der andere. Der dritte streckte den rechten Arm aus, zeigte auf mich und machte mit dem linken eine Bewegung „köpfen“.

Unser Gottesdienst zur Einschulung: Der katholische Priester empfängt und begrüßt uns im großen Vorraum der Kirche. Manche Schüler haben noch nie eine Kirche von innen gesehen. Der Pfarrer erklärt, warum er ein Gewand trägt und erläutert die einzelnen Teile beim Anziehen. Die Bedeutung der Messdiener wird unterstrichen, indem sie eine Kerze bekommen und die nun folgende Prozession in die Kirche anführen. Wir werden aufgefordert unseren Blick in das hohe Gewölbe zu erheben, wobei der Pfarrer erklärt, warum die Menschen vor 600 Jahren so gebaut haben und was das mit Gott zu tun hat. Wir hören einen Text aus der Bibel, singen Lieder und beten das Vaterunser, das auf dem Zettel abgedruckt ist.

Zwei Mädchen aus der Klasse 9 hatten mich in der Straßenbahn gefragt, ob ein Kochkurs angeboten werden könne. Da die Bestimmungen für die Schulküche das nicht erlaubten, habe ich ihnen angeboten, in meiner Küche ein Dreigangmenü für meine Gäste zu kochen. Als ich sie fragte, wie viel Geld ich ihnen zum Einkaufen mitgeben solle, antwortete T. schüchtern: „10 Euro?“ „Das darf

für sechs Personen ruhig etwas mehr kosten“, meinte ich darauf. T: „Wir haben fünf Kinder zu Hause und meine Mutter kann aus Nichts ein wunderschönes Essen zaubern, für drei Euro. Kräuter kann ich aus unserem Garten mitbringen.“ Halle fühlte sich anders an als Kassel. Ärmer, im Umgang unmittelbar und sehr hilfsbereit, bei Zumutungen souverän und nicht klagend.

Straßenbahn-Bekanntschaften hatten manchmal überraschende Kontinuität. Immer mal hatte mich eine Dame angesprochen mit diversen Fragen über Kloster, Gott und die Welt. Manchmal gingen wir zusammen von der Straßenbahn zu unseren Schulen (sie arbeitete nebenan in einer Schule für Behinderte). „Ich habe den ganzen Katechismus gelesen und habe noch viele Fragen. Hätten Sie vielleicht mal etwas mehr als 15 Minuten Zeit?“ Wir verabredeten uns, und so haben wir einen langen Abend miteinander verbracht. Es stellte sich heraus, dass sie schon viele unterschiedliche Wege ausprobiert hatte und sich nach schlechten Erfahrungen nicht auf Dauer binden wollte. Sie interessierte sich für gregorianische und mittelalterliche Musik. So haben wir den Plan entworfen, eine Initiative zu starten: „Gregorianik für Nicht-Getaufte“ oder „Gregorianik für (H)alle“. Ich finde es faszinierend, mit Menschen, die das wollen, die heilende Wirkung des Christentums zu teilen. Oft erfahren wir, dass Menschen durch Kirche verletzt sind. Dass die Zeichen, Symbole und Riten, die Kunst und die Musik heilend wirken können, wird

kaum vermittelt. Wenn ich in Halle geblieben wäre, wäre unsere Vision vielleicht geerdet worden.

Ich stand am Rannischen Platz und wartete auf die Straßenbahn. Ein etwas älterer Mann, offensichtlich ein sehr bedürftiger Mensch, kommt geradewegs auf mich zu, in seinen Händen eine Schale mit Mandarinen. Mit seiner schmutzigen Hand streckt er mir eine Mandarine entgegen. Ich will abwehren, schaue mich instinktiv um – anscheinend ist es mir peinlich, von Schülern gesehen zu werden, – und kann seinen flehenden leuchtenden Augen nicht widerstehen. Von einem Bettler etwas anzunehmen, erzeugt in mir das sehr intensive Gefühl: Bettler sind wir alle. Die Straßenbahn kommt, ich steige ein. Nächste Station Taubenstraße – „meine“ Haltestelle. Etwas verwirrt steige ich aus und gehe tief berührt nach Hause. „Habe ich geschenkt bekommen“, hatte der Bettler mit einem Blick auf die Mandarine gestammelt. Übrigens: Ich habe noch nie in meinem Leben so genussvoll und dankbar eine Mandarine gegessen.

Am Elisabeth-Gymnasium werden Aufnahmegespräche mit den Eltern und Kindern geführt. Wenn ich auf den Fragebogen schaute und bei Konfession einen „Strich“ sah, habe ich oft Folgendes erlebt. Ich fragte die Eltern: „Sind Ihre Eltern (also die Großeltern der Kinder) getauft?“ Dann schauten sich die Beiden ratlos an: „Du, weißt du, ob meine Mutter getauft ist?“ „Ich glaube, deine Mutter ist nicht getauft. Hm, doch! Früher ist sie Weihnachten in die Kir-

che gegangen und manchmal hat sie auch gebetet.“ Sr. M. Ignatia: Warum hat Ihre Mutter Sie nicht taufen lassen?“ „Glaube war kein Thema in der DDR, Glaube kam nicht vor.“

Deutschland-Ost ist das einzige Gebiet Europas und wahrscheinlich der Welt, in dem die Unreligiösen eine solche große Mehrheit stellen. Areligiöse Menschen sind keine Atheisten, da sie keine Position bezüglich der Gottesfrage einnehmen, und auch keine Agnostiker, die sich in dieser Frage aus bestimmten Gründen enthalten, sondern Menschen, die an der Abstimmung, ob es zum Beispiel Gott gibt oder nicht, schlicht nicht teilnehmen, weil sie zumeist gar nicht verstehen, worum es bei dieser Frage überhaupt gehen könnte. Eine ostdeutsche Studentin antwortete, als sie gefragt wurde, ob sie sich als Christin, als religiös oder als areligiös einstufen würde: „Ich weiß nicht, ich bin – normal.“ Nach dem Scheitern der marxistisch-leninistischen Weltanschauung wurden im Osten Deutschlands verschiedentlich ein Sinn-Vakuum und eine Orientierungskrise befürchtet, von manchen vielleicht sogar erhofft. Im großen Ganzen gesehen, ist dieser Fall nicht eingetreten. Auch ohne Gott lässt sich gut leben: „Wir sind areligiös und wollen es bleiben“. Auch die sogenannten „Grenzsituationen“ wie Krankheit und Sterben bilden keinen Anlass zu religiöser Ein- und Umkehr. Not lehrt nur den beten, der schon beten gelernt hat. Ostdeutsche sind nüchterne Pragmatiker. Eine bekenntnislose Mutter wollte ihre Tochter anmelden. Ich fragte sie: „Was ist Ihnen persönlich wichtig?“ „Immer etwas anderes“, sagte sie. „Je nach Situation. Wenn ich krank bin, ist mir Ge-

sundheit das Wichtigste. Wenn meine Beziehung labil ist, ist mir die Liebe am wichtigsten. Wenn mein Arbeitsplatz gefährdet ist, ist mir die Sicherheit meines Arbeitsplatzes am wichtigsten.“ Ich frage mich: Wird eine solche relativistische Haltung im Ernstfall tragen?

Wie antwortet die katholische Kirche auf diese Situation? In Halle habe ich das Konzept einer Dialogschule lieben gelernt. Katholische und evangelische Christen und Bekenntnisfreie sind auf Augenhöhe im Dialog miteinander. Das war die Vision von Bischof Nowak und Anderen, die diese Idee nach der Wende (1991) geboren haben.

Es ist eine herausragende Aufgabe, junge Menschen in existenziellen Fragen dialogfähig zu machen. Wo gibt es verlässliche Orte für junge Menschen in einer Stadt, wo das möglich ist und gepflegt wird? Ich habe sie in Halle nur am Elisabeth-Gymnasium kennen gelernt. Es ist ein wichtiger Dienst, ein großartiger Dienst der katholischen Kirche *in* der Gesellschaft und *für* die Gesellschaft, einen solchen Ort anzubieten, wahrhaft eine einzigartige Diakonia im Bildungsbereich.

Wir Christen, speziell wir Ordensfrauen, haben eine Wächteraufgabe in der Gesellschaft,

- damit die christlichen Werte nicht einfach „wegrutschen“,
- damit die Fremdheit und Zumutung des Evangeliums nicht an die Gesellschaft angepasst werden,

- damit die Faszination der christlichen Botschaft nicht säkularisiert wird.

In Halle zu sein, in dieser gebrochenen Stadt, und diese katholische Schule als Ordensfrau mitzugestalten und als Schulleiterin Prozesse der Profilierung zu steuern, war für mich als Schwester der hl. M. Magdalena Postel eine faszinierende Aufgabe.

Im Bergkloster in Bestwig

Seit meiner Pensionierung 2010 lebe ich im Bergkloster im Sauerland und bin für Gäste zuständig. In der Regel gehe ich einmal am Tag in den Speiseraum. Manchmal dehnt sich so das Frühstück um eine Stunde aus oder die Kerzen auf dem Abendbrottisch entfalten langsam ihre Wirkung, wenn es dunkel wird. Die Gespräche, die dabei entstehen, schätzen unsere Gäste und ich auch: Man muss sich nicht anmelden, nichts bezahlen. Plötzlich und unverfügbar werden aus Treffen Begegnungen. Ich möchte einige unserer Gäste zu Wort kommen lassen, die nach ihrem Aufenthalt in unserem Kloster von ihren Erfahrungen berichtet haben:

Im vergangenen Jahr war ein junger Mann, 40 Jahre, drei Wochen bei uns. Im Januar hatte er einen Schlaganfall bekommen und spürte eine totale Entwurzelung: Glaube und Kirche waren seit 20 Jahren ganz weit weg. Die berufliche Perspektive war offen, seine Partnerschaft gefährdet. Er schreibt:

„Warum geht man ins Kloster? Warum fährt man nicht irgendwo in den Süden? Erklimmt die Berge oder legt sich in die Sonne? ‚Du musst dich mal ordentlich gehen lassen‘, sagten einige Mitmenschen. Ja ist es denn das, was wir Menschen in einer Zeit brauchen, die wir nicht mehr kontrollieren können? Wir haben eine technische Leistungsgesellschaft geschaffen, die gegen unsere Natur ist. Wie Prof.

Byung-Chul Han in seinem Buch „*Müdigkeitsgesellschaft*“ schreibt: Es ist ein zu viel an positiven Informationen, die tagtäglich auf uns einfließen. Also geht man so lange weiter, bis der Körper aufgibt. Der Körper und der Geist geben auf. Die Seele ist müde. Die Dinge könnte man ändern, aber diese Menge an Informationen sprengt unsere Seele. Wir werden gleichgültig. ‚Ach, ein neuer Krieg im Nahen Osten.‘ Attentate oder andere schlimme Ereignisse machen uns nichts mehr aus. Wir schauen uns die Bilder im Fernsehen an. Hören die Meldungen im Radio. ‚Schlimm, ja schade. Gott wo bist du?‘ Aber er ist da. Oder doch nicht. Nicht er ist böse zu uns, wir sind es selber. Ich fragte ihn ‚Warum?‘ und er hat mir geantwortet. Er sendete mich ins Kloster. Ich kannte noch nicht einmal den Ort.

*Im Wald boten sich mir zwei Wege dar,
und ich nahm den, der weniger betreten war.
Und dies änderte mein Leben.*

Man betritt einen Pfad, der uns an einen Ort bringt, den wir fast vergessen haben: Unser Glaube, zurück zu den Wurzeln unseres Lebens. Es sind die Menschen an diesem Ort, denen es in die Obhut gelegt wird, Menschen zu begegnen. Er hilft, indem er uns von dieser tagtäglichen Last befreit.

Warum ich Ihnen das schreibe? Jetzt kommen Sie ins Spiel. Ein Lächeln. Kein Tadel. Ernste Gespräche, Besinnung. Sie waren mein Schiff auf der rauen See. Es geht wieder zurück. Anfangs mit viel Angst. Mittlerweile mit Respekt vor der Arbeit der Menschen, die alles nicht mehr so hinnehmen, wie es ist. Wenn was verändert werden muss, dann ist es nicht die Welt. Jeder Mensch, der gelebt hat, soll diese Welt ein wenig besser machen. Im Kleinen. Dann wird was Großes rauskommen. Und Sie waren der Rettungsanker in dieser Zeit des Dunklen. Uns zu begleiten zurück zu dem, was wir sind. Und das ist es, was er uns sendet. Gott sendet uns Menschen, wirkt durch Menschen.

Letzten Dienstag war ich wieder bei meiner Klavierlehrerin. Sie sagte mir, wenn ich so weiter mache, wird ja noch ein Konzertpianist aus mir. Anfangs dachte ich, sie wolle mich aufbauen. Aber als ich ihr sagte, dass ich das schon schaffe, kam die Antwort: ‚Ich meine das ernst.‘ Und Gott meint das auch ernst, wenn er mir Menschen sendet. Das habe ich jetzt verstanden. Menschen wie Sie. Menschen wie meine Tischnachbarn oder die lustige Wandertruppe (...).“

Herr X kam morgens in den Frühstücksraum. Groß und schlank, barfuß, mit langen Haaren. Er brauche nur Stille, wolle lesen. Am zweiten Tag sprach er von seiner Klausur (eine einfache

Unterkunft in einem ehemaligen Einfamilienhaus auf dem Klostergelände). Er sei nicht getauft, erzählte er am Tisch. Nahm teil am Pilgertag. Im Frühjahr 2013 schreibt er:

„Hallo, Schwester Ignatia, ein halbes Jahr ist es nun her, dass ich eine Woche Auszeit bei Ihnen im Bergkloster nahm – eine schöne, wichtige Zeit – und es hat sich zwischenzeitlich einiges Neues ergeben. Im Haus Birkenwinkel hatte



ich die vier Evangelien des neuen Testaments gelesen, nicht wenige Passagen davon zum ersten Mal, also so richtig im Original. Wieder in Gelsenkirchen angekommen dauerte es nicht lange, da wies meine Partnerin auf eine Schlagzeile im Internet: „Jesus gesucht!“ Elmar Rasch, ein Gelsenkirchener Schauspieler und Theatermacher, kündigte an, Passionsspiele realisieren zu wollen, und zwar in der evangelischen Kirche in Gelsenkirchen-Rotthausen, der ich durch meine Arbeit als Grafiker bereits seit längerem verbunden bin. Meine Partnerin sagte prompt: „Da stellst Du Dich vor!“ und schickte mich zum Casting. Ich sprach dort vor, ohne besondere Erwartungen, doch am Ende reichte mir der Regisseur tatsächlich die Hand und hieß mich als Darsteller des Jesus Christus im Team Passion willkommen. Unglaublich. Wundersam.

Die letzten Monate standen ganz im Zeichen der Proben. Schritt für Schritt arbeiteten wir, etwa 30 Laiendarsteller, uns in die Geschichte hinein. Ein tolles Team ist das übrigens, alle Beteiligten wachsen in irgendeiner Art über sich hinaus. Ich selbst habe bisher überhaupt keine Theatererfahrung und stehe das erste Mal auf einer Bühne. Und dann gleich eine solche Rolle. Immer wieder schlüpfte ich seitdem in die Rolle (und in die Sandalen) des Menschensohnes, werde von Johannes dem Täufer getauft, heile einen Blinden, treibe die Händler aus dem Tempel, werde schließlich verraten, gefangen genommen, geißelt und ans Kreuz geschlagen. Es ist – intensiv! Am kommenden Montag haben wir Generalprobe und am darauffolgenden Mittwoch feiern wir Premiere. Bis zum 1. April soll es insgesamt 15 Aufführungen geben. Ja, das Leben ... es hält immer Besonderes bereit.“

Ich bin fest überzeugt: Unser Kloster hier auf dem Berg ist ein Kraftort. Gerade unsere älteren Schwestern leben ihre Berufung, die Welt im Gebet zu umarmen, leidenschaftlich und oft mit letzter

Kraft. Keine Methode und keine Professionalität kann Wunder wirken wie die, die hier geschehen. Abschließend möchte ich Auszüge aus der Mail einer Frau bringen, die bei uns zu Gast war:

„Bis zu meinem 50. Lebensjahr wusste ich nicht viel über das Christentum. Ich bin ohne Religion aufgewachsen und fühlte mich eher zum Buddhismus hingezogen. Nach Jahren der Krankheit und einer neuen, für mich schwierigen Lebenssituation hatte ich mich auf die Suche nach dem Sinn meines Daseins und nach „meinen Dämonen“ gemacht. Meine spirituelle Freundin hatte mich zu einigen schamanischen Sitzungen, zur Meditation und schließlich auch ins Benediktinerinnenkloster in Fulda mitgenommen.

Ich lebte zu diesem Zeitpunkt seit 5 Jahren mit meinem Mann und dessen beiden Töchtern zusammen; die Töchter waren im Alter von 15 und 17 Jahren bei uns eingezogen. Vorher waren mein Mann und ich 10 Jahre lang – bis auf die Wochenenden oder in den Ferien – zu zweit gewesen. Ich musste lernen, Liebe und Zuwendung zu teilen. Ich wollte mich vorrangig von den Strapazen meines „Mutter-Daseins“ erholen, als ich mich im Frühjahr 2012 erneut für einen Klos-

teraufenthalt entschied, aber daneben meiner Suche „nach dem Göttlichen in mir“ nachgehen: „Warum hat Gott uns die Fähigkeit zum Denken/ Reflektieren gegeben?“ „Wer oder was ist Gott für mich?“ „Haben nicht alle Religionen auf der Welt dasselbe Ziel, sehen aber den Weg dorthin unterschiedlich?“ „Liegt der Sinn des regelmäßigen Gebets nicht darin, täglich für eine Zeit inne zu halten, um sein Handeln zu hinterfragen?“ Und: „Ist Beten nichts anderes als Meditation?“ Vor allem: „Wie kann ich mich selbst dort wieder finden?“

Im Bergkloster angekommen wurde ich freundlich empfangen. Mein Zimmer war groß und hell, mit Blick auf die Ruhrtalbrücke. Ich fühlte mich sofort wohl. Sr. Ignatia kam jeden Tag, meist abends, zu uns an den Tisch; einmal verlängerten wir unser Abendbrot mit einem gemütlichen Beisammensein zu viert in einem Wohnzimmer nebenan. Wir sprachen über bewegende Dinge, wir weinten – aber wir lachten auch viel. Abends besuchte ich regelmäßig den Klosterfriedhof. Alle diese Frauen hatten ihr Leben dem Dienst am Menschen gewidmet. Selbstlos, unter Verzicht auf materiellen Besitz und eine bestimmte Art von Freiheit. Hier fand ich Ruhe.

Wenn ich von meinen Wanderungen zurückkam, freute ich mich auf die Gesellschaft und den gedeckten Tisch. Ich nahm wenn möglich am Mittagsgebet teil, wenigstens aber an der Vesper. Ich liebe es, dem bedächtigen Hereinkommen der Nonnen beizuwohnen und ihre Gesänge zu hören. Zu sehen, wie sie sich – meist auf denselben Platz – in die Stille setzen und warten. Die Gleichmäßigkeit des Ablaufs, die ständige Wiederholung, der Rhythmus besitzen etwas ungemein Beruhigendes für mich.

Während einer meiner vielen Wanderungen entdeckte ich zwischen Bäumen hindurch ein riesiges, hölzernes Kreuz auf einer erneuten Anhöhe. Da wollte ich hin! Oben angekommen staunte ich über die Größe des – Nachts beleuchteten – kolossalen Kreuzes. Da mir beim Blick in den Himmel ob der ziehenden Wolken schnell schwindelig wurde, legte ich mich kurzerhand ins Gras. Ich streckte meine Arme zu beiden Seiten aus und dachte, dass ich in dieser Position wohl eins mit dem Kreuze sei. Und wie ich so dalag, durchströmte mich eine große Wärme, gefolgt von einem Gefühl von Frieden, Geborgenheit und Angenommen sein, wie ich es vorher noch nie empfunden hatte. Ich fühlte mich verbunden, verbunden mit der Welt, mit dem All. Abends erzählte ich Sr. Ignatia von meinem Erlebnis. Sie schaute mich tiefsinnig an, freute sich für mich und ermutigte: „Einfach zulassen und wahrnehmen, was geschieht. Ich denke an Sie.“

Auf meinen Wanderungen fühlte ich mich auf unergründliche und mir unbekannt Weise stets sicher, beschützt. Als würde die schützende Hand des Klosters bis weit über seine Grenzen hinausreichen. So traute ich mir zunehmend größere Wanderung zu. Ich lief Stunden durch Wälder und Felder, bergauf und bergab. Wie schön die Welt doch war! Beinahe wäre ich an einen kleinen Seitenweg vorbei gelaufen, dann aber zog es mich dorthin. Am Ende des Weges stand ein etwa 1,50 m hohes Holzkreuz mit Jesus, darunter auf einer Tafel: „Willst Du sehen Gottes Spur, dann schau’ Dich um in der Natur. Willst Du Gott noch näher sehn,

bleib' an diesem Kreuze stehn“. Ich las und brach unmittelbar in Tränen aus. Ja, ich sank sogar in die Knie und ich glaube, dass ich das erste Mal in meinem Leben so etwas wie gebetet habe. Dieses Erlebnis war so tiefgreifend, dass ich es zunächst für mich behalten wollte. Ich hatte Sorge, dass ich es verlieren könne, wenn ich es in Sprache „verwandeln“ würde. Auch jetzt, wo ich es niederschreibe, begleitet mich ein Gefühl von Unbehagen. Keine Worte vermögen auszudrücken, was dort mit mir geschehen ist. Es ist mir – im wahrsten Sinne – heilig.”

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

ordensleben



»Das Leben hier ist schön,
in all seinem Realismus schön;
volle Kommunion mit dieser Welt,
dieser konkreten Schöpfung von heute.«

Ägid Van Broeckhoven

Martin Hofmeir

Dr. Martin Hofmeir, Jahrgang 1963, hat Psychologie und Theologie studiert sowie in Theologie promoviert. Er leitet seit 2002 als Pastoralpsychologe die Seelsorge im Gästehaus Kloster Arenberg und moderiert die Programm- und Organisationsentwicklung. Mit seiner Frau und den drei Kindern lebt er in der Nähe des Klosters.



Martin Hofmeir

Gastfreundschaft für die Menschen in der Welt von heute

Das Konzept von Kloster Arenberg

Was erwartet der moderne Mensch von einem Aufenthalt im Kloster? Was tut ihm besonders gut und lässt ihn vielleicht immer wieder die klösterliche Gastfreundschaft aufsuchen? Der Liedermacher Christoph Zehendner bringt dies gut auf den Punkt in seinem Lied „Gern zu Gast“, das er den Brüdern in Kloster Triefenstein gewidmet hat¹. In der ersten Strophe heißt es:

Hier komm ich an und bald zur Ruhe.
Ich atme auf, vom Druck befreit.
Hier herrscht kein sinnloses Getue.
Hier ist Raum. Und hier ist Zeit.
Hier streif ich ab, was an mir haftet,
den Stress, den Ehrgeiz und die Gier.
Und was ich draußen kaum verkraftet,
ist nicht mehr richtig wichtig hier.

Kloster stellt für den heutigen Menschen einen wohltuenden Gegenpol dar. Während das Leben „draußen“ oft hektisch und oberflächlich ist, kann die Seele im Kloster aufatmen und das falsche Selbst ablegen. Vom Druck des Alltags befreit und dank der klösterlichen Ruhe findet man Raum und Zeit für das Wesentliche, kann mehr als sonst bei sich ankommen. Zu diesem Innehalten und heilsamen Verweilen kann auch beitragen, wenn man im Kloster eine langsamere, achtsamere Gangart einlegt. Dies kommt in der zweiten Strophe zum Ausdruck:

Hier halt ich an und hör das Rauschen,
die Bäume wiegen sich im Wind.
Ich mag es, einfach nur zu lauschen,

werd neugierig, wie einst ein Kind.
Hier fang ich an, neu zu entdecken,
kann riechen, hören, fühlen, sehn.
Genieße es, das Brot zu schmecken,
langsam durch den Tag zu gehen.

Eigentlich braucht es gar nicht viel, um sich wieder neu zu spüren, sich zu sammeln, in tieferen Kontakt mit sich und Gottes Schöpfung zu kommen. „Einfach nur ...“ Aber dieses pure Dasein fällt im modernen Alltag schwer. Man hat zu viel zu tun, und das Leben ist viel zu schnell. Es bleibt kaum Zeit und Muße für die schlichte Gegenwart. Als Gast im Kloster fällt diese Präsenz leichter, indem man zum Beispiel das Essen bewusster als sonst verkostet, achtsamer durch den Tag geht und es mal aushält, ein paar Tage ohne Handy, Laptop, Fernseher und musikalische Dauerberieselung auszukommen.

Es sind die einfachen Dinge, die so gut tun. Das können die herzliche Begrüßung und die Aufnahme sein, die dem Gast zuteilwird, liebevolle Gesten und Begegnungen, aber auch die Gelegenheit, auf die eine oder andere Weise Entspannung zu erfahren. Christoph Zehendner drückt es mit folgenden Worten aus:

Hier kehrt ich ein als müder Wanderer,
bekomme Liebe aufgetischt.
Verlass ich euch, bin ich ein Anderer.
Hab Halt gemacht und mich erfrischt.

Klöster sind Oasen und Anders-Orte. Sie lassen den Gast, der sich auf diesen Ort einlassen kann, erholsame Erfahrungen machen und als „ein Anderer“ zurück in den Alltag gehen. Das darf ich selbst, der ich als Seelsorger in Kloster Arenberg arbeite, immer wieder erleben.

Von diesen Erfahrungen und unserer Konzeption möchte ich im Folgenden berichten.

Kloster Arenberg

Kloster Arenberg ist ein Gästehaus am Rande von Koblenz. Es wird getragen von den Arenberger Dominikanerinnen, die hier in Arenberg und auch an anderen Orten seit nahezu 150 Jahren klösterliche Gastfreundschaft pflegen und verschiedene caritative Einrichtungen betreiben. Im Koblenzer Mutterhaus war unter dem Einfluss von Pfarrer Sebastian Kneipp ein Erholungs- und Kurgästehaus entstanden, das über mehrere Jahrzehnte vielen Menschen Erholung, Heilung und eine spirituelle Heimat bot. Da in heutiger Zeit weniger Kuren bewilligt und die Kur- und Kloster-gäste immer älter werden, standen die Arenberger Dominikanerinnen vor der Herausforderung, sich neu zu orientieren. Aufbauend auf dem ganzheitlichen Ansatz von Pfarrer Kneipp wurde für das 2003 neu eröffnete, von Grund auf renovierte Gästehaus, das den Namen „Kloster Arenberg“ erhielt, ein umfassendes Programm entwickelt, das unter dem Motto *erholen-begegnen-heilen* nicht nur passionierte Kneippianer, sondern auch andere erholungsbedürftige Menschen ansprechen möchte.

Die inhaltliche wie auch die bauliche Umgestaltung des Kneippsanatoriums wurde vom Leitspruch begleitet: *Das gute Alte erhalten und mit dem notwendig Neuen verbinden*. Diese Verbindung von alt und neu bedeutete zum Beispiel, dass die bestehenden Zimmer mit einer eigenen Nasszelle, zeitgemäßen Möbeln und mit neuen Farben ausgestattet wurden,



dass neben der schmackhaften Klosterküche auch ein reichhaltiges Salatbuffet angeboten wird, dass die Krankengymnastik und die bewährten Kneippwendungen (z. B. Tautreten, Wasserguss, Heusack) im neuen „Vitalzentrum“ ergänzt wurden durch moderne Angebote wie Aromaölmassage, Aquafitness und Nordic Walking, und dass auch in professionelle Seelsorge investiert wurde.

Mit dem neuen Gästehaus möchte man den Menschen von heute einen Ort der ganzheitlichen Erholung bieten. Diese sollen gestärkt werden an Leib und Seele und in der dreifachen Liebe, welche Jesus zur Hauptsache erklärte und die wir als Grundlage unseres Wirkens im Gästehaus ansehen: Die Liebe zu Gott und zum Nächsten auf der Basis einer liebevollen Einstellung zu sich selbst (vgl. Matthäus 22,34-40). Wir sehen darin auch die Verbindung zur Ordensgründerin M. Cherubine Willmann, der es in allem um heilende Liebe ging.

Nach nunmehr 10-jährigem Bestehen kann man sagen, dass Kloster Arenberg gut angenommen worden ist. Obwohl die Finanz- und Wirtschaftskrise an unserem Haus nicht spurlos vorübergegangen ist und die Aufmerksamkeit der Medien spürbar nachgelassen hat, sind die 99 Betten zu annähernd 70 % ausgelastet. Konzeptionell haben sich im Laufe dieser Jahre folgende Kernpunkte herauskristallisiert, die ich im Einzelnen erläutern und mit Aussagen unserer Gäste veranschaulichen werde²:

- Herzlichkeit und Offenheit
- Für sich sein und Begegnung
- Klösterliche Atmosphäre
- Leib und Seele
- Schöpfung erfahren und schöpferisch sein
- Freiheit und Vielfalt

Herzlichkeit und Offenheit

Wir wollen den Menschen, die zu uns kommen, herzlich begegnen und ihnen großes Wohlwollen entgegenbringen. In unserem Leitbild haben wir formuliert:

Jeder Gast – gleich welchen Glaubens und welcher Lebenssituation – soll sich in seinem Suchen und Fragen, in seinen Hoffnungen und Ängsten verstanden, angenommen und aufgenommen wissen.

Herzoffenheit scheint das Kostbarste zu sein, was wir unseren Gästen geben können. Das lesen wir immer wieder in den Rückmeldungen, die uns zuteilwerden. In unserem Gästebuch steht:

„Ich kam (mit Skepsis)

Ich sah (mit Erstaunen und Freude)

Sie – die Schwestern

und auch die Mitarbeiter – siegten mit Ihrer unaufdringlichen Herzlichkeit.“

Fragt man die Gäste, was ihnen in Kloster Arenberg besonders gut tut – diese Frage wird auf unserem Gästefragebogen gestellt –, wird neben der Ruhe des Hauses in großer Regelmäßigkeit die Freundlichkeit und Herzlichkeit der Schwestern und Mitarbeiter hervorgehoben. Auch andere Qualitätsmerkmale werden immer wieder genannt: die harmonische, lichte Architektur des Hauses, die Inneneinrichtung mit ihren warmen, fröhlichen Farben, der wunderbar angelegte weitläufige Klosterpark einschließlich Kräutergarten, das gute und gesunde Essen, das ganzheitliche Konzept, das breite spirituelle Angebot ... Aber weder diese Vorzüge noch einzelne Angebote des Tages- oder Wochenprogramms scheinen die entscheidenden Punkte zu sein. Das Beson-

dere wird von den Gästen vielmehr in der mitmenschlichen Atmosphäre gesehen. Bei rund 6.000 Gästen im Jahr und zum Teil vielfältigen Aufgaben im Haus ist es für uns Mitarbeitende aber nicht immer leicht, jedem Gast aufmerksam und herzlich zu begegnen. Und doch sollte gerade dafür Zeit sein, sollte sich die Zeit dafür immer wieder genommen werden. Das betrifft nicht nur die Mitarbeiterinnen am Empfang oder das Seelsorgeteam, sondern das ganze Personal. Etwa den Gärtner, der seine Arbeit kurz unterbricht, um einen Gast zu grüßen oder die erwünschte Auskunft zu geben. Oder die Mitarbeiterin im Speiseraum, die nicht nur bedient, sondern dem jeweiligen Gast gerade auch dadurch dient, indem sie ihm einen freundlichen Blick oder ein gutes Wort schenkt. In der heutigen Zeit, in der viele Menschen unter zunehmender Anonymität leiden, hungern so manche Gäste nach diesen

kleinen oder auch großen Gesten der Mitmenschlichkeit.

Eigens zu erwähnen ist die Schwester, die für die Gästebetreuung zuständig ist. Zu ihr kann man kommen, wenn man irgendwelche Nöte oder Anliegen hat, und sie kommt zu den Gästen, indem sie bei den Mahlzeiten von Tisch zu Tisch geht und in gutem Kontakt mit den Gästen ist. Aber auch die vielen alten Schwestern – es leben zurzeit etwa 60 Schwestern im Mutterhaus – sorgen für eine herzliche, offene Atmosphäre. Gottseidank gibt es diese zum Teil hoch betagten Schwestern, die man bevorzugt auf einer Parkbank antreffen kann. Sie haben oft mehr Zeit für unsere Gäste. Die Gäste gesellen sich gerne hinzu, weil viele Schwestern eine Zufriedenheit und eine Gelassenheit ausstrahlen, die gut tun. Man schätzt es, mit den Schwestern über Gott und die Welt oder auch über persönliche Anliegen ins Gespräch zu kommen.



Gottseidank gibt es diese zum Teil hoch betagten Schwestern, die man bevorzugt auf einer Parkbank antreffen kann. Hier: Sr. M. Irmlinde Sondermann OP. Bild: Kloster Arenberg.

Für sich sein und Begegnung

In Kloster Arenberg möchten wir gute Begegnungen und den Austausch mit anderen ermöglichen. Ebenso wichtig ist es uns, denen Raum zu geben, die ganz für sich sein wollen.

Viele Gäste schätzen die vielfältigen Begegnungen, die in unserem Haus möglich sind. Das sind Menschen, die im Alltag oft allein sind – es kommen zu uns viele Singles und auch ältere Menschen – oder die den Austausch mit Gleichgesinnten oder interessanten Gesprächspartnern suchen. Das kann bei den Mahlzeiten sein, bei einer gemeinsamen Wanderung oder auch bei den Gesprächskreisen zu Lebens- und Glaubenthemen. Schon so manche gute Freundschaft ist in unserem Haus entstanden.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Andere Gäste ziehen sich ins Schweigen zurück und tragen zum Teil auch unseren Schweigebutton, um deutlich zu machen, dass man ganz in Stille bleiben möchte. Sie wollen aus verschiedenen Gründen nicht oder nur wenig mit anderen Gästen reden. Etwa Trauernde, die dem Smalltalk aus dem Weg gehen möchten, Frauen und Männer, die ihrem Beruf und in der Familie mehr als

genug Kommunikation haben, Gäste, die einen Exerzitienweg gehen, oder auch solche, die es einfach mal probieren wollen, wie es ist, wenn man eine kürzere oder auch längere Zeit ganz für sich ist. Diese Gäste schätzen es sehr, dass wir verschiedene Orte der Stille und einen Speiseraum haben, wo man die Mahlzeiten im Schweigen einnehmen kann. Zudem lädt der gemütliche Ohrensessel ein, auch im eigenen Zimmer stille Zeiten zu verbringen.

Auf die Frage, was ihr in Kloster Arenberg besonders gut getan hat, gab uns eine Frau, die stellvertretend für viele andere Gäste steht, folgende Antwort:

„Ich sein dürfen, für mich sein können und mich trotzdem nicht einsam fühlen, denn immer sind irgendwo freundliche offene Menschen, die ich ansprechen könnte oder die mir ein Lächeln schenken.“

Klösterliche Atmosphäre

Die Ruhe des Hauses und die wohlthuende Präsenz der Schwestern tragen dazu bei, dass im Gästehaus klösterliche Atmosphäre spürbar ist. In einer aktuellen Rückmeldung lobt ein weiblicher Gast: „Die Ruhe, welche die Räumlichkeiten ausstrahlen und der vorsichtige, respektvolle (und dennoch fröhliche) Umgang aller miteinander ... hier sind die Schwestern ein Vorbild. Beides macht den Unterschied zu Kur und Hotel aus.“ Manchen Gästen ist es wichtig, auch am täglichen Gottesdienst und am Stundengebet der Schwestern teilzunehmen. Im gemeinsamen Beten wissen sie sich getragen und geborgen, wie beispielsweise folgende Antwort auf die Frage nach der wichtigsten Erfahrung hier im Kloster zeigt: „Mit Scheitern im Chris-



tentum aufzufangen und aufgehoben sein. Wohin soll ich sonst gehen in meiner Not?“

Das klassisch klösterliche Gebetsangebot, zu dem in Arenberg auch der Rosenkranz und die Anbetung gehören, wird im Gästehaus ergänzt durch neuere Formen der Spiritualität (Gebet der liebenden Aufmerksamkeit, Taizégebet, Bibliodramagottesdienst, meditatives Tanzen). Letztere kommen den Menschen entgegen, die zu den traditionellen Angeboten keinen Zugang haben oder sich damit schwer tun. Sehr bewährt haben sich unsere halbstündigen „Morgenimpulse“ und „Nachtimpulse“, mit denen viele Gäste ihren Tag beginnen und beschließen, und auch die stille Meditation am Nachmittag. Gerade die Meditation wird von einigen Gästen mit in den Alltag genommen. Man möchte versuchen, sich auch zuhause täglich eine stille Zeit zu gönnen. Manch einer richtet sich dafür eine Gebetsecke oder sogar ein eigenes Zimmer ein, wo nur gebetet und meditiert wird.

Für heutige Menschen, die oft Mühe haben, zur Ruhe zu kommen, braucht es verschiedene Hilfen: Räume und Bereiche, in denen geschwiegen wird, allgemeine Ruhezeiten (Mittags- und Nachtruhe) und auch eine Hinführung zum stillen Gebet. Um die Ruhe und das Wohlbefinden des Einzelgastes zu schützen, nehmen wir in unserem Haus nur kleine Kurse und Gruppen auf.

Dass die Angebote der Stille und die Ruhe, die im Haus herrscht, zentrale Bestandteile der klösterlichen Atmosphäre sind, wird auch deutlich in einer Umfrage unter den Benutzern des Vitalzentrums. Danach gefragt, was den Unterschied eines Vitalzentrums innerhalb eines Klosters zu anderen Fitness-

oder Wellness-Einrichtungen ausmacht, werden am häufigsten die Begriffe „Ruhe“ und „Stille“ genannt, gefolgt von menschlichen Qualitäten („Mensch im Vordergrund“, „Individualität“, „christlicher Umgang“) und der integrativen Grundkonzeption („Körper-Geist-Seele“, „ganzheitliche Ausrichtung“).

Leib und Seele

Als Christen würdigen wir den ganzen Menschen – auch in seiner Leiblichkeit. Wir möchten Erfahrungen ermöglichen, die Leib und Seele in Einklang bringen: den angenehmen Duft von Rosenöl bei der Massage riechen, die wohltuende Wärme des Kräuterstempels auf der Haut spüren, sich tragen lassen vom Wasser des Schwimmbads, beim Nordic Walking den eigenen Herzschlag wahrnehmen, in der Sauna gesund schwitzen, beim Qi Gong den Leib in Harmonie erfahren, mit Leib und Seele meditieren ... In diesen berührenden Augenblicken ist der Leib in der Seele zu Hause und die Seele ist im Leib daheim. In einem Gästefragebogen heißt es: „Besonders gut getan hat mir die Kombination aus körperlicher und geistiger Entspannung, dass man immer die Möglichkeit hatte, in schöner Umgebung zu beten. In meinen bisherigen Urlauben hatte Gott dann auch immer Urlaub.“

Die Entspannung, welche unsere Gäste auf vielfältige Weise erfahren können, wirkt sich offenkundig auch auf die spirituellen Angebote aus. Wer ausgeschlafen und entspannt ist, kann sich besser sammeln und neue Impulse aufnehmen. Vielleicht war es diese heilsame Verbindung von Entspannung, Sammlung und guten Impulsen, die einen Gast veranlasste, im „Versöh-

nungsbuch“, das in unserer Kapelle ausliegt, zu bekunden: „Die erste Kirche für mich, in der es mir warm geworden ist an Körper, Geist und Seele! Danke mein himmlischer Vater.“

Um seelisch und körperlich aufzuatmen oder um eine neue Perspektive zu gewinnen, nutzen viele Gäste auch das Angebot eines Begleitgesprächs. Das Seelsorgeteam, zu dem eine Schwester, eine Therapeutin, der Hausgeistliche und ich gehören, hat im vergangenen Jahr mehr als 800 Gespräche realisiert. In diesen Gesprächen darf alles zur Sprache kommen, was die Menschen von heute umtreibt und bedrückt: Überforderungen in Beruf und Familie (z. B. Burnout und die Pflege von Angehörigen), Selbstwertprobleme, Partnerschaftskrisen, Kinderlosigkeit, Entscheidungssituationen, Trauer ... aber auch die Nöte, Sehnsüchte und Freuden betreffs Glaube und Kirche. Um bestimmte Themen zu vertiefen (z. B. Kommunikation in der Partnerschaft, Umgang mit Trennung und Scheidung, Hinführung zum kontemplativen Gebet) und heilsame Prozesse zu ermöglichen, bieten wir mit externen Fachleuten spezielle Kurse an. Als sehr hilfreich hat sich unsere Klagemauer erwiesen, wo man der eigenen Verletztheit, Schuld oder Ohnmacht mit Leib und Seele Ausdruck verleihen und so manche Last und Bitte Gott anvertrauen kann. Und es ist ein großer Segen, dass ein Priester im Haus ist, so dass immer auch Beichtgespräche möglich sind.

Nicht zuletzt sorgt auch das gute und gesunde Essen dafür, dass Leib und Seele zusammenfinden. Die Gäste schätzen es, dass wir Vieles selbst anfertigen (Müsli, Fruchtsalat, Suppen, Soßen, Pesto ...), dass Früchte und Kräuter aus dem eige-

nen Garten zum Einsatz kommen und dass wir im Einkauf regionale Produkte bevorzugen. In unserem wöchentlichen Angebot „Natur & Gesundheit“ geben wir gerne Erfahrungswerte, Tipps und Rezepte an unsere Gäste weiter.

Schöpfung erfahren und schöpferisch sein

Die Natur ist ein wichtiger Kernpunkt unserer Konzeption. Wir möchten dem heutigen Menschen, der nur noch wenig Naturkontakt hat, einen guten Zugang zur Schöpfung eröffnen. So lässt unser wunderbarer Klosterpark die Schönheit von Gottes Schöpfung erspüren und lädt ein zum Verweilen in der Natur. Im Wechsel der Jahreszeiten birgt er Schätze und Schönheiten, die sich dem Besucher im lautlosen Wahrnehmen erschließen. Feuchtbiotop, Bienenstöcke, Insektenhotel, Kaninchengehege, Schafe, viele Vogelarten, Eichhörnchen, Blumenbeete, zahlreiche Heilpflanzen, Wildobststräucher und Obstbäume machen unseren Klosterpark zu einem besonderen Lebensraum für Tiere und Pflanzen. Zudem lockt auch die waldreiche Umgebung mit herrlichen Ausblicken auf Eifel, Hunsrück und Rhein. Jeden Mittwoch bieten wir eine geführte Wanderung an, und auch unsere spirituellen Wanderkurse erfahren großen Zuspruch.

Um die Schöpfung zu bewahren, bemühen wir uns, mit ihren Ressourcen sorgsam umzugehen. Darum sammeln wir das Regenwasser, nutzen die Sonnenenergie und verwenden Naturstrom. Wir benutzen so weit möglich Natur- und Recyclingmaterial und achten auf eine sachgerechte Entsorgung von anfallenden Resten.



Neben der Natur sind uns auch die Kultur und die eigene Kreativität wichtig. Es gibt Vorträge, Lesungen, Konzerte, wechselnde Ausstellungen, und wir ermutigen unsere Gäste, selbst schöpferisch zu sein: in unserem schönen, hellen Kreativraum, im Josefshof mit Sandkastenfläche, Mal- und Schreibischen, in verschiedenen kreativen Kursangeboten oder im freien Tanzen. Nach einem Kreativkurs schickte uns ein Teilnehmer folgenden, von ihm selbst verfassten Text, der ahnen lässt, was alles geschehen mag, wenn man sich in guter Atmosphäre dem Schöpferischen überlassen kann:

„zum kern vordringen.
mein inneres aufspüren.
bedürfnisse wahrnehmen. zeit nehmen.
veränderung wagen.
angst und schmerz zulassen.
loslassen was nicht gut tut.
mich öffnen. aufbruch. verwandlung.
bewährtes mitnehmen.
das gute bewahren.
heilung erfahren. vertrauen gewinnen.
beschenken lassen.
die kernschmelzung zulassen.
- neues entsteht.“

Freiheit und Vielfalt

Unser ganzheitliches Konzept spricht Jung und Alt, Männer und Frauen sowie Menschen an, die unterschiedliche Erfahrungen mit Glauben und Kirche gemacht haben. Daher bieten wir ein sehr vielfältiges Programm und legen großen Wert auf Freiheit. Die Wertschätzung dieser Vielfalt und die wohlthuende – hinter Klostermauern oft nicht vermutete – Freiheit kommen in der Erfahrung vieler Gäste zum Ausdruck. So schreibt ein Gast in seinem Gästefra-

gebogen, dass er besonders „die offene Atmosphäre dieses Hauses“ schätzt, „in der ich mich frei von Zwang, frei von Erwartungen bewegen und finden kann. Ich habe einen Raum in mir entdeckt, der heilig ist, der zu pflegen ist, hier lebt ein lustiger bunter Schmetterling, der frei und unabhängig ist. Er ist bei mir, egal wohin ich geh.“

Und in einer anderen Rückmeldung heißt es: „Das Gefühl, machen zu können, aber nicht machen zu müssen, beruhigt mich zutiefst.“ Freilich hat ein solch reichhaltiges Angebot seinen Preis. Auch wenn die Gäste immer wieder bestätigen, dass das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmig ist, müssen wir darauf achten, dass der Übernachtungspreis zumutbar bleibt. Für Menschen, die sich einen Aufenthalt finanziell nicht leisten können, haben wir mit Hilfe unseres Förder- und Freundeskreises einen Solidaritätsfonds eingerichtet. Dank des Fördervereins konnten auch verschiedene Dinge angeschafft werden, die unseren Gästen unmittelbar zugutekommen, z. B. zwei Erwachsenenschaukeln, eine Hängematte aus Holz und ein großes Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel im Klosterpark. Eine zweite Herausforderung für die Zukunft liegt darin, unser Angebot vor allem für Männer attraktiver zu machen – bislang sind über 80 Prozent unserer Gäste Frauen. In einem ersten Schritt fragen wir zurzeit unsere männlichen Gäste gezielt nach ihren Bedürfnissen und Vermutungen, was andere Männer in der heutigen Zeit bräuchten. In unserem nächsten Kursprogramm werden wir erstmals reine Männerkurse anbieten, und wir werden sehen, ob es gerade den Männern entgegenkommt, dass wir seit kurzem einen sogenannten Time-

out-Tag anbieten, der die Möglichkeit eröffnet, ohne Übernachtung einen Tag in Kloster Arenberg zu verbringen. Zum Schluss möchte ich noch einmal auf das Lied von Christoph Zehendner zurückkommen. Der Refrain des Liedes, in den bestimmt so mancher Gast von Kloster Arenberg mit ganzem Herzen einstimmen könnte, lautet:

Der Frieden wohnt in diesen Mauern.
Ich trete ein und mache Rast.
Von mir aus könnt es ewig dauern.
Ich bin so gern bei euch zu Gast,
weil ihr hier Gott den Herrn sein lasst.

Viele Gäste danken oder bedauern, wenn ihr Aufenthalt zu Ende geht und kommen immer wieder. Kürzlich schrieb uns eine Frau:
„Der Gedanke, dass man immer zum Kloster Arenberg fahren kann, um Kraft zu tanken, erleichtert einfach den Alltag. Nach jedem Besuch in Ihrem Kloster genießt man noch eine lange Zeit das Erlebte. Es ist für mich eine ‚Oase der Seele‘ geworden.“

Es gibt verschiedene Arten, den Aufenthalt nachwirken zu lassen und mit Kloster Arenberg in Verbindung zu bleiben. Einige Gäste lassen ihre Erfahrungen nachklingen, indem sie unseren „Arenberger Klostertee“ mit nach Hause nehmen, oder sie lesen auf unserer Homepage den aktuellen Blog der Ordensjugend und den spirituellen Monatsimpuls – vielleicht in der Absicht, auch mit Gott verbunden zu bleiben und ihn im Alltag „den Herrn sein“ zu lassen, damit auch in den eigenen Haus- und Herzensmauern eine tiefe Ruhe wohnen kann.

.....

- 1 Gern zu Gast, Text: Christoph Zehendner, Musik: Manfred Staiger © 2008, Auf den Punkt, Siegen.
- 2 Ausführlichere Informationen und Erfahrungen bietet unser Buch „Der Wohlfühlgarten Gottes: Mit allen Sinnen zu neuer Vitalität“, Reinbek bei Hamburg 2007, und die zum Jubiläumsjahr von Grund auf neu gestaltete Homepage www.kloster-arenberg.de

»Kommt alle zu mir,
die ihr euch plagt
und schwere Lasten zu tragen habt.
Ich werde euch Ruhe verschaffen.«

Matthäus 11,28

Bleiben, wo andere gehen – Leben, wo andere starben

„Dachau wird in der ganzen Welt als Inbegriff der Konzentrationslager angesehen. Ein Ort, wo so gefrevelt wurde, wo so viele Menschen Unsagbares gelitten haben, darf nicht zu einer neutralen Gedenkstätte oder gar zu einem Besichtigungsort erniedrigt werden. Es sollte dort stellvertretende Sühne geleistet werden durch das Opfer unseres Herrn Jesus Christus und, verbunden damit, durch die Opfer und Sühne von Menschen, die sich diesem leidenden und sühnenden Herrn in Liebe und Gehorsam anschließen. – Der Orden des Karmel ist in besonderer Weise zu opferndem und sühnendem Gebet berufen.“

Sr. Maria Theresia von der gekreuzigten Liebe. Brief vom 22.1.1962 ¹

Der häufig zitierte oben angeführte Text stammt aus einem Brief vom 22. Januar 1962, den die Priorin des Karmel in Bonn-Pützchen, Schwester Maria Theresia, an den Münchner Kardinal Döpfner schrieb. In diesem Wort liegen Anfang und Motivation für die Gründung eines Karmelitinnenklosters an der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau. Wie kam es dazu?

Vorgeschichte

Bald nach der Machtübernahme Hitlers wurde am 22. März 1933 in der ehemaligen Pulverfabrik nahe der Künstlerstadt Dachau das erste Konzentrationslager errichtet. Es war sozusagen das Musterlager für alle anderen Konzentrationslager. Hier wurden die „willigen Vollstrecker“ ausgebildet, aus dieser „Schule der Gewalt“ gingen führende Kommandanten anderer großer KZs wie z. B. Auschwitz hervor.

Das KZ Dachau war ein internationales Lager, in das politische Strafgefangene aus allen eroberten Ländern gebracht wurden. Die Priester und kirchlichen Mitarbeiter, die dem Nazi-Regimes entgegen- oder im Wege standen, wurden nach Dachau verlegt. Und Dachau war das letzte Lager, das mit Waggons von Sterbenden und Leichen den Amerikanern in die Hände fiel.

Schon 1945 dachte Kardinal Faulhaber nach Kriegsende an die Errichtung eines Sühneklosters in Dachau. 1948 wurde bereits von privater Seite ein Redemptoristenkloster an dieser Stätte geplant. Doch zerschlug sich das Vorhaben an der darauf folgenden Währungsreform. Die Hauptschwierigkeiten aber für den Bau eines Klosters waren folgende: Nach Auflösung des Lagers waren in den Häftlingsbaracken zunächst Männer des Nazi-Regimes inhaftiert. In der allgemeinen Wohnungsnot wurden dann Vertriebene und Flüchtlingen aus

den Ostgebieten fast 20 Jahre lang dort untergebracht. Auch die Eigentumsfrage des ganzen Terrains musste geklärt werden, an dem der Staat, die Stadt Dachau und Privateigentümer Anteil hatten. Dafür waren einerseits das internationale Dachau-Komitee (heute: Comité International de Dachau, CID) und andererseits die amerikanische Besatzungsmacht zuständig.

Wenn fortan von Dachau die Rede ist, dann ist ausschließlich das ehemalige Konzentrationslager und nicht die Stadt Dachau gemeint.

1960 sollte in München der Eucharistische Weltkongress stattfinden. Weihbischof Dr. Johannes Neuhäusler wurde als einer der maßgeblichen Planer und Organisatoren berufen. Als ehemaliger Sonderhäftling, der mit Abt Korbinian Hofmeister von Metten, Prälat Michael Höck und dem evangelischen Pastor Martin Niemöller vier Jahre im Bunker des KZ Dachau Entbehrung und Willkür hatte ertragen müssen, war er mit anderen schon immer an einer Umgestaltung des KZs zu einer Gedenkstätte interessiert. Seine Initiative war es, am Ende der Lagerstraße ein Denkmal, ein Mahnmal zu errichten. Der Münchner Architekt Professor Josef Wiedemann baute die Todesangst-Christi-Kapelle, einen halboffenen Rundbau aus Isarsteinen.

Idee und Motivation

Dr. Berta Vorbach, 1911 in München geboren, hatte die Kriegsjahre und das Unrechtssystem der Nazis kennen gelernt. In der Pfarrei Heilig Blut in München hatte sie die Verhaftung von P. Alfred Delp SJ direkt miterlebt. 1946 war sie nach dem Tod ihrer Mutter in das Karmelitinnenkloster in Pützchen

bei Bonn eingetreten. Dort wurde sie als Sr. Maria Theresia von der gekreuzigten Liebe 1957 zur Priorin gewählt. Der Bau der Todesangst-Christi-Kapelle in Dachau musste sie an all das erinnern haben, was sie selbst mitgemacht, erlitten und überwunden hatte.

Im Jahr 1961 kommt ihr während einer Eucharistiefeier der Gedanke einer Gründung im ehemaligen KZ Dachau. *„Muss hier nicht eine andere Antwort erteilt werden: die der Liebe, einer Liebe, die teilhaben will an der Not der Brüder, derer von damals, derer von heute und derer von morgen, aller Entrechteten, wo immer sie entrechtet werden.“*²

Dieser Gedanke lässt sie nicht mehr los, doch wagt sie zunächst nicht, ihn weiterzugeben.

„Am 2. Januar 1962 bat ich dann in einem kurzen handschriftlichen Brief den Kardinal, mit ein paar Schwestern in eine der Baracken einziehen zu dürfen. Ich erhielt darauf die Weisung, meine Bitte näher zu begründen. Und so kam es einige Wochen später zu jenem Brief.“³

In einem Antwortschreiben weist Kardinal Döpfner auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten hin und übergibt seinem Weihbischof Johannes Neuhäusler diese Aufgabe, „von dessen Stellungnahme zu meinem Plan mehr oder weniger alles abhängt“.⁴ Sr. Maria Theresia befürchtet, dass ein so aktiver Mann Gottes kein Verständnis für ein kontemplatives Kloster haben könnte und sieht den Plan einer Gründung gefährdet. Doch umso größer ist die Freude als Gründonnerstag 1962 der Anruf mit der Botschaft kommt: Der Karmel in Dachau wird gegründet. Ein Jahr später wird das Gelände direkt neben dem ehemaligen KZ Dachau von Weihbischof Neuhäusler für den Klosterbau erworben.⁵

Eine breite Zustimmung aus Kirche und Gesellschaft ist für diese Karmelgründung an einem mit deutscher Geschichte belastetem Ort festzustellen. Sowohl der Bischof des Heimatklosters Pützchen, Kardinal Josef Frings von Köln, wie auch der mit den Schwestern befreundete Kardinal Hermann Volk von Mainz und natürlich der zuständige Kardinal Julius Döpfner von München unterstützten und beteiligten sich großmütig am Bau des Klosters neben vielen anderen Diözesen. Auch aus ganz Deutschland kamen positive Reaktionen und viele kleine und großen Spenden. Der Architekt war Professor Josef Wiedemann, München, (1910-2001).⁶

Was meint Sühne

Weihbischof Neuhäusler hatte schon bei der Errichtung der Todesangst-Christi-Kapelle von einer Sühnekapelle gesprochen. In allen Rundbriefen, Presseerklärungen und Spendenaufrufen war Schuld und Sühne das Motiv. Sogar das Spendenkonto stand unter dem Stichwort „Sühnemal“. Liest man heute die Zeitungen der 1960er Jahre, kann man erstaunt sein, wie selbstverständlich und fraglos scheinbar mit dem Begriff „Sühne“ und einige Jahre später mit dem Titel „Sühnekloster“ umgegangen wird.

Im Laufe der Jahre und mit größer werdendem Abstand auf die Geschichte wird dieser Begriff in Frage gestellt – von außen und von innen. Rein vordergründig gesehen, hat Sühne als Wert, als Kraft in unserem Alltag oder Denken keinen Platz mehr. Schuld, schuldig werden kommt nicht mehr vor. Wiedergutmachung hat einen materiellen (historischen) Geschmack. Die

Elija Boßler OCD

Sr. Elija Boßler OCD ist 1966 in den Karmel Dachau eingetreten. Die Jahre 1982-1984 verbrachte sie im Karmel Berlin.

Johanna Kuric OCD

Sr. Dr. phil. Johanna Kuric OCD, geboren 1966, hat in München Germanistik und Theologie studiert und promovierte mit der Arbeit „Was ist das Andere, auf das ihr Steine werft? Das Denken der Alterität in der Lyrik von Nelly Sachs.“ Im Jahr 2002 trat sie in den Karmel Dachau ein.

Zeit nach dem Ende des Weltkrieges hatte zu Schuld und Sühne noch einen anderen Zugang. Es ist oft nicht leicht, etwas abzuschaffen, ohne dafür einen vergleichbaren Ersatz zu haben.

„Eine meiner größten Freuden war, dass mir Weihbischof Neuhäusler die Dedikation des Karmel an unseren Erlöser, an Sein Kostbares Blut erlaubte. Ging es doch hier ... nicht nur um die Gründung eines neuen Karmelklosters, sondern um die Verwirklichung des Sühnegedankens. Wie sollten wir paar Nonnen eine solche Sühne leisten können? Dies war doch nur möglich in dem Einen, der allein alles sühnen kann und es getan hat durch Sein Blut.

Es sollte ja nicht nur gesühnt werden für die Verbrechen hier und in den anderen deutschen Konzentrationslagern, sondern überhaupt für alle



Verbrechen, besonders auch für die, die heute noch unter den totalitären Regimen geschehen. Und in einer Privataudienz bei Kardinal Döpfner fühlte ich mich gerade darin zutiefst verstanden.“⁷

Wenn es heute selbstverständlich ist, in der Gegenwart und im aktuellen Zeitgeschehen zu leben, so wird mit diesem Wort definiert, dass es im Gründungsauftrag nicht um ein reines Zurückschauen auf die Vergangenheit geht, sondern das jeweils heutige Unrecht oder Gewaltverhalten der Menschen im Blick sind.

Die Gründerin des Dachauer Klosters unterscheidet ebenso von Anfang an zwischen dem Ziel, dem Ideal und dem praktischen Unvermögen einer Klostergemeinschaft. Sie nennt in einem Atemzug sogleich die Quelle und den Weg der Schwestern, wenn sie annähernd diesem Auftrag an diesem Ort entsprechen wollen. Es ist „... nur möglich in dem Einen, der allein alles sühnen kann und es getan hat durch Sein Blut.“

In diesem hohen Anspruch wird das Leben in der Gemeinschaft immer in der Spannung liegen zwischen dem Auftrag und der dahinter zurückbleibenden Realität.

Umbruch durch Konzil und Tod der Gründerin

Am 1. Juli 1964, dem künftigen Patrozinium des Karmel Heilig Blut Dachau, war bereits die erste hl. Messe im Vorhof der noch nicht vollendeten Klosterkirche gefeiert worden.

Am 22. November 1964 fand die feierliche Einweihung der Karmelkirche durch Kardinal Julius Döpfner und

Weihbischof Neuhäusler statt unter großer Beteiligung führender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sowie der Bevölkerung und ehemaliger KZ-Häftlinge.

Die acht Gründungsschwestern aus Pützchen/Bonn brachten eine hoch motivierte Opferbereitschaft mit, deren Gestalt noch von vorkonziliarem Geist geprägt war. Bis 1970/72 wurden die neu Eintretenden aus verschiedenen Ländern in die Gebräuche und Riten eines strengen Klausurlebens eingeführt. Für alle war es eine extrem geschlossene, eigene Welt, die man als die einzig mögliche zu bejahen hatte, wenn man hier leben wollte.

Ende der 1960er Jahre machte sich das Konzil, besonders mit dem Ordensdekret „*Perfectae caritatis*“ bemerkbar. Altes wurde hinterfragt, Neues erprobt. Nicht die Frage nach dem *Wie*, sondern mehr die Suche nach dem *Was* stellte sich. Was ist wichtig – heute. Was bedeutete *Heute* überhaupt?

Für den Karmel bedeutete das eine Besinnung auf die große Reformatorin des Ordens, der hl. Teresa von Avila. Was hatte sie für ihre Zeit und für ihre Schwestern gewollt – und wie musste es für das jeweilige Heute aussehen.

Das Leben in einem Karmelkloster hat weltweit sehr ähnliche Strukturen: Das alltägliche Leben ist auf den Raum der Klausur beschränkt, das gemeinsame Stundengebet, zwei Stunden persönliche Gebetszeit, Wahrung des Schweigens, Arbeiten in Haus und eigenen Werkstätten, täglich eine Stunde Rekreation, in der die Schwestern zum Austausch zusammenkommen. Wie ist das nun an einem so speziellen Ort wie Dachau? Der Eintritt in die Gemeinschaft setzt die Bereitschaft voraus,

den Weg der Nachfolge Jesu zu gehen, einen Weg, der auf Kontemplation und Gebet gründet, einen Weg zu gehen, der die Unmenschlichkeit von damals und heute und die Opfer der NS-Zeit bewusst in sein Gebet aufnehmen will. Die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte, die Aufgeschlossenheit dem Zeitgeschehen gegenüber und die Offenheit für die Nöte der Menschen, die um das Gebet für sich bitten, ist ein zentraler Punkt für die Schwestern an diesem Ort. Kein „Zweck“, kein „Zeichen sein für die Welt“ sind ausschlaggebend für den Eintritt in die zurückgezogen lebende Ordensgemeinschaft des Karmel; es geht nicht um Können, Leistung, Wissen, sondern um das Innewerden der Liebe, die Gott zu jedem Menschen hat, sein Anruf meiner Person. Die Antwort auf den Anruf Gottes findet im Gebet und im alltäglichen, so überschaubaren Leben ihren Ausdruck. Kontemplation und Aktion sind untrennbar verbunden; dies wird erfahrbar im alltäglichen Vollzug dieses Lebens und bleibt gleichsam eine Lebensaufgabe.

Beten bei Teresa von Avila

„Wer aber noch nicht mit dem inneren Beten begonnen hat, den bitte ich um der Liebe des Herrn willen, sich ein so großes Gut doch nicht entgehen zu lassen. Hier gibt es nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen; [...] Denn meiner Meinung nach ist inneres Beten nichts anderes als Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt.“⁸

In diesem kurzen Textabschnitt aus der Autobiographie (Vida) der spanischen Ordensreformerin und Mystikerin Teresa von Avila (1515-1582), deren 500. Geburtstag 2015 mit zahlreichen Veranstaltungen begangen wird, fallen wichtige Stichworte für das Leben im Karmel: inneres Beten, das Verweilen bei Gott, der als Freund erfahren wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die nüchterne, einerseits durch ihre Gründungstätigkeit sehr aktive und selbstbewusste, andererseits kontemplativ lebende Nonne wirbt in diesen wenigen Zeilen für eine Gebetsweise, die vor allem von der liebenden Beziehung zu Gott bestimmt ist. „Inneres Beten“ meint im Unterschied zu „mündliche Gebete verrichten“ einen je individuellen Akt des Beters, wortlos oder mit Worten; durch das liebende Aufmerken der Seele, wie es der hl. Ignatius nennt, richtet sich der Betende auf das Du Gottes aus, von dem er in kühnem Selbstbewusstsein „sicher ist, dass er uns liebt“. Woher kommt diese „Sicherheit“? Durch ein Einüben des Gleichklangs mit Gott im Beten, eines Gleichklanges, der paradoxerweise in der Stille, im eigenen Inneren vernommen werden kann. Nur wenige Zeilen nach dem zitierten Abschnitt ruft Teresa gleichsam wie in einem Gebet aus: „Wie gewiss ist es

doch, dass du den erträgst, der es erträgt, dass du bei ihm bist! Was für ein guter Freund bist du, Herr!“⁹

Von Gott als seinem besten Freund zu sprechen, zeigt das typisch teresianische Gottesbild auf, das sich im inneren Beten manifestiert: inneres Beten halten hat Parallelen zu der als klassisch zu bezeichnenden Stelle vom „Verweilen bei einem Freund“ (V, 8,5). In der Vida berichtet Teresa sehr eindrücklich, welche Mühe sie damit hatte, der bereits erfahrenen Liebe Gottes aufrichtig zu entsprechen: „So begann ich also, von Zeitvertreib zu Zeitvertreib, von Eitelkeit zu Eitelkeit, von Gelegenheit zu Gelegenheit, mich sehr bedenklichen Gelegenheiten so stark auszusetzen, und meine Seele in so viele Eitelkeiten zu verstricken, dass ich mich sogar schämte, mich in einer so besonderen Freundschaft, wie es das Verweilen im Gebet ist, Gott erneut zuzuwenden.“ (V 7,1).

Sich Gott zuwenden, ihn als reales und mir zugewandtes Du ernst nehmen, das heißt ihn als im eigenen Inneren als gegenwärtig zu betrachten. Gegenwart, presencia, ist ein Schlüsselbegriff in der Gebetslehre Teresas.¹⁰ Präsent zu sein als der Mensch, der ich eben genau heute bin, und so im Gebet vor Gott zu treten, ist ein immer wieder neu einzuübender Prozess der Losschälung von Prägungen, Erfahrungen, von „Vergangenheiten“. Gerade das angestrebte Leben in der Gegenwart Gottes kann ermöglichen, auch in der Gegenwart des Menschen zu leben. Wer präsent ist, kann beherzt handeln.

Sr. Gemma Hinricher drückt es in einer ihrer Schriften einmal so aus: „... so sehe ich die wesentliche Funktion unseres kontemplativen Lebens an dieser

Stätte darin, durch unseren Dienst des Gebets, durch den Versuch, uns als Gemeinschaft für Gott und die Menschen verfügbar zu halten, durch unsere Liturgie und unseren gemeinsam bezeugten Glauben die Nähe Jesu Christi und damit Kirche erfahrbar und greifbar zu machen.“¹¹

Sr. Gemma als Priorin (1970 -1982)

Die Karmelgemeinschaft war schnell gewachsen. Der Konvent zählte 18 Mitglieder als im März 1970 die erste Priorin und Gründerin Sr. Maria Theresia von der gekreuzigten Liebe starb. Für die junge Gemeinschaft waren mit diesem Einbruch manche Fragen nach dem Willen Gottes und unausgesprochene Unsicherheiten verbunden. Sr. Gemma Hinricher wurde als Nachfolgerin gewählt. Sie hatte mit Sr. Maria Theresia gut zusammengearbeitet, war ihre Stütze und Ratgeberin gewesen und hatte als Theologin dem Konvent und der großen Noviziatsgruppe immer wieder den spirituellen Boden bereitet. Auf ihr lastete nun ein Neuanfang im doppelten Sinn. Sie hat es verstanden, das umzusetzen und neue Wege zu wagen.

Nach dem Tod der Gründerin mahnt Sr. Gemma die Schwestern immer wieder an den besonderen Auftrag an dieser Stätte einstigen Hasses. Wenn die Schwestern sich ganz in die Nachfolge und auf das wahrhaft kontemplative Beten einlassen, dann ist das der Dienst, der an dieser Stätte geboten ist. Nicht die Selbstheiligung, das Drehen um sich selbst, um die eigenen Befindlichkeiten, das Sorgen um die eigenen kleinen Kümernisse sind wichtig, sondern das



sentire cum ecclesia, das Mitfühlen mit allen Anliegen der Kirche und das Geöffnetsein für die Nöte der Menschen, die uns beegnen.

In mahnenden Worten und in der damaligen theologischen Sprache nimmt sie das Erbe der Gründerin auf: „Ich möchte Euch damit keine Angst machen. Aber wir müssen uns doch klar darüber sein, was unsere Mutter [Gründerin] wollte, nämlich, dass wir mit aller nur denkbaren menschlichen Kraft, Bereitschaft und Verfügbarkeit Gott gegenüber eingehen in das Sühnewerk Jesu Christi, eingehen in Seinen Tod, der ja diese Sühne bewirkte, eingehen in die sühnende Liebe Seines sich für uns am Kreuz verblutenden Herzens. ... Unsere Aufgabe ist das Über-uns-Verfügenlassen an dieser Stätte, um hineingenommen zu werden in den Tod Jesu Christi. Das ist gerade unsere *contemplatio* an dieser Stätte“.¹²

Als Mitgründungsschwester übernahm nun Sr. Gemma die Verantwortung für eine noch sehr junge Gemeinschaft. Ihrem Einsatz und ihrer geistlichen Führung ist es zu verdanken, dass keine der jungen Schwestern in dieser Situation – oder deswegen – ausgetreten ist. Sr. Gemma nimmt auch in der Terminologie der Anfangsjahre ihre Ermutigung und Stärkung für die Schwestern auf:

„Wenn man heute Kontemplation definiert als Sich-zur-Verfügung-stellen, als Sich-Gott-Hinhalten, dann meint das an unserer Stätte für uns gerade dieses: das Sich-zur-Verfügungstellen für das Sühnewerk Jesu Christi. ... Mögen wir auch vielleicht zutiefst erschrecken über das, was Gott von uns fordert, so wissen wir doch, dass die Sühnetat Christi schon im Überfluss genuggetan hat und dass es ein reines Geschenk der Gnade

des Herrn ist, wenn Er uns so tief hinein nimmt in Sein Sühneleiden, weil auch jeder einzelne persönlich dadurch umso tiefer in das Sterben und Auferstehen Christi eingehen darf; (Kol 1,24) ‚ergänzen, was an den Leiden Christi noch aussteht‘ für Seinen Leib, die Kirche...“¹³ Es mag befremdend klingen, wenn wir diese hohen Worte und ihren dahinterliegenden Anspruch hören. Man kann es heute so oder so nennen – es bleibt der Grund und Boden, auf dem der Karmel Heilig Blut Dachau steht.

Entwicklung

Zurückschauend ist festzustellen, dass die Schwestern von Dachau auf die immer häufig gestellte Nachfrage der Teilhabe an Meditation und Gebetsweise, wie sie im Karmel schon lange Tradition sind, reagieren mussten und wollten. Das bedeutete, sich für einzelne Suchende und Gruppen zu öffnen, auch mit den räumlichen Begrenzungen und Klausurbestimmungen. Die Meditationsweitergabe war damals in den übrigen deutschen Karmelklöstern nicht gern gesehen bzw. akzeptiert. Die Konvente standen nicht in direktem Austausch, und so kam durch Hörensagen auch manches Gerücht über den Karmel Dachau zustande.

Im Jahr 1968 hatte die Gründerin Sr. Maria Theresia in Absprache mit ihren Ratsschwestern entschieden, die Eucharistiegemeinschaft sollte nicht durch ein Gitter getrennt werden und deshalb hatte sie das vom Orden vorgeschriebene Trenngitter zwischen Kirchenraum und Chorraum zum Öffnen machen lassen. Während die Touristen von der Gedenkstätte tagsüber ein geschlossenes Gitter vorfinden und in der Kirche

still beten, können Gäste und Besucher am Chorgebet der Schwestern teilnehmen. Der sakrale Raum der Kirche wird zur Schnittstelle von Welt und kontemplativ lebender Klostersgemeinschaft. Der zu den Gebetszeiten durch die Öffnung des Chorgitters sichtbare Schwesternkonvent zeigt, dass sich alle drei Stunden eine Gemeinschaft von Betenden zusammenfindet, um an diesem Ort einstigen Hasses zu Gebet, Stille und Besinnung einzuladen; die stille Präsenz der Schwestern, die von den Besuchern auf diese Weise punktuell erfahren werden kann, war vielleicht für den einen oder anderen eine Hilfe, nicht in der eigenen Sprachlosigkeit angesichts des in der Gedenkstätte Gesehenen gefangen zu bleiben.

Die Öffnung des Chorgitters zu allen Gebetszeiten ist bis heute geblieben. Ein kleines Hängeschloss, das ausschließt oder einlässt. Und doch hat das damals manchen Wirbel im deutschen Karmel ausgelöst.

Dieses Zeichen von Öffnung zieht sich bis heute durch. Nicht nur ein äußeres Sich-öffnen, sondern eine Haltung des Offenseins für das, was an dieser Stätte auf die Schwestern zukommt. Die Offenheit für das Andere, auch für den konkreten anderen Menschen, baut mit den Worten des liturgischen Gebetes die Brücke zum anderen, der zufällig teilnehmen mag, aber etwas von der im Gebet enthaltenen Friedensbotschaft ahnen kann.

Besucher und Gäste

Viele Pilgergruppen aus allen europäischen Ländern feiern in der Klosterkirche Gottesdienst. Es kommen neben den Gästen, die an der Pforte einige stille

Tage und Gebet suchen, eine ganze Reihe Schüler-, Studenten- und andere Gruppen, die um ein Gespräch bitten. Die meisten sind erschüttert von dem, was sie in der Gedenkstätte gesehen und gehört haben. Sie fragen nach der Zeit und nach den Menschen, die zu solcher Unmenschlichkeit fähig waren. Sie fragen nach heutiger Gewalt und Terrorszenarium, sie fragen sich selbst, wozu der Mensch fähig sein kann, sie fragen nach dem möglichen „Dachau“ in uns!? Für Schüler oder noch jüngere Firmlinge ist die Zeit des Nationalsozialismus eine Ära nicht nur des vorigen Jahrhunderts, sondern genau so weit weg wie Cäsar oder Napoleon. Doch die durch die Medien ständig präsenten TV Bilder bringen vielleicht etwas mehr Nähe. Für diese Jugendlichen läuft meistens ein vorgeschriebenes Schulprogramm ab. An den Fragen und der Beteiligung merkt man sofort wie vorbereitet oder nicht, wie beeinflusst oder nicht, die Klasse ist. Und welche Vorstellungen von Kloster, von Ordensleuten es gibt.

Den Älteren fallen Erinnerungen und Erzählungen der Eltern ein. Rechtfertigung und Beschönigung, Anklage und Verurteilung, das auszusprechen muss seinen Raum haben dürfen. Fast nie aber geht eine Begegnung mit den Besuchern zu Ende ohne die Frage nach dem Sinn der Schwesterngemeinschaft an diesem Ort. Nicht selten ist der direkte oder indirekte Vorwurf zu hören, ob diese Art von Gedenken, von Wachsenhalten der Erinnerung an die Gräueltaten der Nazizeit überhaupt sinnvoll ist.

Ob die Schwestern sich etwa eine Wiedergutmachung oder Aufarbeitung einbilden? Nein, das tun sie ganz und gar nicht. Sie können nichts wieder gut



machen, was geschehen ist, ist geschehen, aber sie können vielleicht – immer vielleicht, wenn man es annehmen will, – ein Zeichen setzen, dass Leid und Entwürdigung des Menschen nicht das letzte Wort haben darf. Es ist die Entscheidung für ein Leben an einem Ort, in dem es nicht um Leistung oder Erfolg geht, in dem ich nie erfahre oder gespiegelt bekomme, was es nützt, was es „gebracht“ hat, sondern in dem ich rein im Glauben ja sage und GOTT überlasse, was ER aus diesem Leben macht. Die einzelne geht nicht am Abend nach Hause in eine Familie und am Morgen wieder in die Arbeitsstelle „Gedenkstätte“, sie bleibt – ein Leben lang. Jemand hat es einmal so formuliert: Bleiben, wo andere gehen, leben, wo andere starben. Nicht für alle Besucher ist das eine Antwort, Zeichen wollen als Zeichen verstanden werden oder auch das Unverständnis bleibt bestehen. Auch das darf sein.

Was tun sie überhaupt außer beten, was soll das nützen, „was bringt das schon“? Solch kritische Fragen bringen das Gespräch erst richtig in Gang und können doch zu Nachdenklichkeit führen. Es kommt immer mal wieder vor, dass nach einer zunächst reinen „Informationsstunde“ ein gemeinsames Gebet, ein schweigendes Gedenken oder auch Fürbitten stehen. Den Verlauf hat man nicht in der Hand, kann man nicht planen oder „machen“, das hängt von vielen Faktoren ab und ist oft reines Geschenk.

Die Besucher, die von der Gedenkstätte kommen, gehen durch den nördlichen Wachturm des ehemaligen Konzentrationslagers und gelangen so in einen kleinen Kirchengvorhof, von dem aus die Klosterpforte und die Kirche zugänglich

sind. Gerade im begrünten Innenhof wird der aufmerksame Besucher spüren, dass sich die Atmosphäre verändert: Ein kleiner abgegrenzter Raum der Stille, ein Schaukasten mit liturgischen Geräten, die die inhaftierten Priester in der Lagerkapelle angefertigt und benützt haben, die im Sommer offenstehende Kirchentür, die zum Hereinkommen einlädt. Für viele Besucher, die nicht unbedingt am Ende ihres Rundgangs ein Kloster erwartet haben, wird die Kirche zu einem Raum, in dem sie aufatmen, in dem die Anspannung der Lagereindrücke sich lösen kann. Und sie schreiben es dankbar auf einen Zettel.

Andererseits gibt es nicht selten Jugendliche, die durch aggressives Verhalten und Auftreten auffallen. Es kann auch vorkommen, dass ein Einschreiten einer Schwester nötig wird. Die Würde des Ortes, das Andenken an die hier Ermordeten verlangt ein entsprechendes Verhalten. Diese Art Touristen scheuen sich nicht, den Gebets- und Anliegenkasten in der Kirche zu benutzen, um die schlimmsten Ausdrücke für die Schwestern, die Verherrlichung des „Führers“ und einen zügellosen Rassismus und Antisemitismus niederzuschreiben. Das darf niemanden erschrecken, denn diese Gedenkstätte ist nicht nur ein „Lernort“ im gut gemeinten Sinn, sondern provoziert auch die negativen Kräfte, die es mitten in unserer Gesellschaft immer noch gibt.

Das Gesicht der Geschichte – Überlebende

In den fast 50 Jahren des Bestehens des Dachauer Karmel sind so viele Menschen mit genauso vielen verschiedenen Motiven in den einfachen

kleinen Pfortenzellen als Gast gewesen wie wahrscheinlich in anderen Klöstern auch. Die direkte Nähe, Mauer an Mauer zum ehemaligen Konzentrationslager, war für manche Menschen eine Einladung, sich mit ihrer Familiengeschichte auseinanderzusetzen. Im Laufe des Aufenthaltes erfährt die Pfortenschwester den eigentlichen Grund des Besuches. Die Teilnahme am Gebet der Schwestern oder ein Gespräch können dann hilfreich werden.

Ein ganz anderer Schwerpunkt war und ist der Kontakt mit den Überlebenden von Dachau. Die Priesterhäftlinge, wie sie sich nannten, feierten als Gemeinschaft oder einzeln mit den Schwestern Gottesdienst und sie korrespondierten bis zu ihrem Tod mit „ihren Dachauer Schwestern“. Die meisten Pilgergruppen kommen aus Polen, Italien und auch Frankreich. Oft sind ein oder mehrere Überlebende in der Gruppe.

Im Laufe der Jahre entwickelte sich ein Kontakt mit den verschiedenen Häftlingsorganisationen auf internationaler Ebene. Überlebende aus Litauen, Polen, Tschechien, aus Holland, Frankreich und Belgien, aus Italien und Österreich, die Verständigung hängt nicht an Sprachkenntnissen, sondern beruht auf großem Respekt, Austausch und Gastfreundschaft. Mehrere Dachau Überlebende – besonders aus den ehemaligen kommunistischen Ländern, sind einige Tage an der Pforte gewesen, weil sie eine medizinische Behandlungen in München hatten, was in ihrem Heimatland nicht möglich war. Oder ein „alter Dachauer“, wie sich auch manche nennen, forscht für seine Landsleute im Archiv der Gedenkstätte und wohnt im Kloster. Der gesamte Konvent ist jedes Mal mit ganzer Aufmerksamkeit dabei, wenn ein

Überlebender zur Gemeinschaft kommt und seine unglaubliche Geschichte erzählt. Da ist der französische und niederländische Widerstandskämpfer, der tschechische Sippenhäftlinge, der mit Vater und Großvater in Dachau war und dessen Mutter und Schwester in Ravensbrück inhaftiert waren, da ist der österreichische Spanienkämpfer, der italienische Partisan, der polnische Gymnasiast, der jüdische Litauer, der kommunistische Deutsche, der denunzierte Ukrainer... Sie haben keine Nummern mehr, sondern Namen, Namen, die im Schweigen und im Gebet der Schwestern von Dachau ihren Platz haben.

Ein Beispiel für langjährige Freundschaften möge eine Ausstellung sein, die in der KZ-Gedenkstätte vom 30.4. bis 29.9.2013 gezeigt wird:

„Im Oktober 2011 übergab Elija Boßler dem Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau etwa 100 eindrucksvolle Schwarzweiß-Fotografien, die sie in mehr als zwanzig Jahren von Überlebenden des Konzentrationslagers Dachau angefertigt hat.

Zunächst hatte Sr. Elija begonnen, das Gelände der Gedenkstätte mit Farbdias festzuhalten. Doch blieben diese ersten Annäherungen für sie unbefriedigend. Das Gedächtnis an die dort repräsentierte Geschichte ließ sich ihrem Empfinden nach nur im Kontakt zu den Überlebenden und ihren Angehörigen bewahren. Durch die Portraitfotografie versuchte Sr. Elija nun, der Geschichte des Ortes näher zu kommen. Das Wissen um den allmählichen Abschied von den Zeitzeugen bestärkte sie in ihrem Fotoprojekt.“¹⁴



In früheren Ausstellungen waren zu den Portraits die biografischen Daten immer nur bis zur Befreiung 1945 aufgezeigt. Dieses Mal wurde auch die Überlebengeschichte beschrieben, wie es schon im Titel heißt: „Das Überleben festhalten“.

„Mit über 30 Arbeiten ermöglicht die Ausstellung einen umfassenden Einblick in das künstlerische Schaffen von Elija Boßler. Stets umgibt die Fotografien eine fast greifbare Nähe, die sich aus der Begegnung zwischen der Fotografin und den Überlebenden entwickelte. Das Interesse der Fotografin galt aber nicht nur den Portraits, sondern ebenso den Geschichten der Menschen, denen sie begegnete. Entstanden sind Persönlichkeitsstudien von Menschen, die an die Orte ihres Leidens zurückkehren und sich ihrer qualvollen Geschichte erinnern. Die Fotografien zeigen die Überlebenden jedoch nicht als Opfer... Die Portraits werden ergänzt durch Lebensläufe. Es sind unzählige Leidensgeschichten, die als Überlebengeschichten bis in die Gegenwart fortgeschrieben sind.“¹⁵

Bücher und Filme können die lebendige Begegnung, das Gespräch mit den Überlebenden nicht ersetzen. Jede Persönlichkeit ist wieder anders, hat eine andere Verfolgungsgeschichte, war oft in verschiedenen KZs und verarbeitet auch ganz anders.¹⁶

Gedenken

Die Erinnerung an die Befreiung des KZ Dachau am 29. April 1945 findet in jedem Jahr am Sonntag nach diesem Da-

tum statt. Zu dieser Jahresfeier kommen aus allen Ländern Europas Überlebende von Dachau und ihre Angehörigen. Die Gedenkfeiern beginnen mit einem ökumenischen Gottesdienst in der überfüllten Karmelkirche und werden mit Ansprachen und mahnenden Worten, mit Kranzniederlegungen und stillem Gedenken den ganzen Vormittag fortgesetzt bis zum einfachen Mittagessen für alle.

Für die Schwestern ist es nicht selbstverständlich, an Feierlichkeiten in der Gedenkstätte teilzunehmen, denn die Auflage einer Gründung in Dachau beinhaltete auch die Intention, keine Betreuung oder Führung in der Gedenkstätte zu übernehmen.

Im Laufe der Jahre hat sich jedoch die Meinung durchgesetzt, dass man hier nicht leben und sich allem verschließen kann. Es gilt, jede Situation zu besprechen und jeweils über die Notwendigkeit und Berechtigung einer Mitwirkung oder Teilnahme zu entscheiden.

So haben sich Freundschaften mit einzelnen Schwestern und Begegnungen mit dem Konvent als gegenseitige Bereicherung erwiesen. Da bekommt die Geschichte des Ortes ein lebendiges Gesicht. Da kann sich die in der KZ-Zeit gelebte „Ökumene“ spiegeln, wo nicht nach Parteizugehörigkeit oder Religion gefragt wird, sondern wo man miteinander spricht und zuhört, leidet und schweigt – und sich den Glauben an das Leben zuspricht.

.....

- 1 Sr. Maria Theresia (Dr. Berta Vorbach) von der gekreuzigten Liebe. Brief vom 22.1.1962, Karmelarchiv.
- 2 Radio Vatikan, 1968, Karmelarchiv.
- 3 Sr. Maria Theresia, Brief vom 2.1.1962, Karmelarchiv.
- 4 Ebd.
- 5 Der Karmel Dachau schließt an die KZ-Gedenkstätte an, liegt aber nicht auf dem Gelände selbst und hatte daher nie die Schwierigkeiten wie der später von polnischen Schwestern gegründete Karmel in Auschwitz.
- 6 Ilka Backmeister-Collacott: Josef Wiedemann. Leben und Werk eines Münchner Architekten. 1910–2001, Tübingen 2006.
- 7 Sr. Maria Theresia, Aufzeichnungen ca. 1965, Karmelarchiv.
- 8 Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens. Vollständige Neuübertragung. Gesammelte Werke Bd. I. Hg., übers. u. eingeleitet von Ulrich Dobhan OCD / Elisabeth Peeters OCD. Freiburg 2001, 156 f. – Vida 8,5.
- 9 Ebd., V, 8,6.
- 10 Vgl. ebd., S. 634 f., Anhang I: Erklärung wichtiger Begriffe: GEGENWART. „Da *Gottes* Gegenwart in diesem Leben immer eine verborgene ist, alternieren Erfahrungen der spürbaren Gegenwart *Gottes* mit solchen der scheinbar völligen Abwesenheit *Gottes*, durch die der Mensch immer besser lernen soll, *Gott* nicht mit seinem eigenen Gottesbild zu verwechseln und ihn nicht um seiner Gaben, sondern um seiner selbst willen zu lieben.“
- 11 Gemma Hinricher, Freundschaft mit Gott und den Menschen. Gedanken und Meditationen. Mainz 1982, 38.
- 12 Sr. Gemma, Ansprache an den Konvent nach dem Tod der Gründerin, 1970, Karmelarchiv.
- 13 Ebd.
- 14 Dr. Gabriele Hammermann, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, aus: Vorwort zum Ausstellungskatalog: „Das Überleben festhalten“. Fotoportraits von Eliza Boßler.
- 15 Ebd.
- 16 TV-Film „Im Schatten des Lagers“, Juliane Schuhler, 2003; Dokumentarfilm „Der weiße Rabe“, Carolin Otto, 2009; TV-Film „Max Mannheimer, ich kann nicht hassen“, Peter Dermühl, 2012.

Ulrich Engel

Prof. P. Dr. theol. habil. Ulrich Engel OP, geboren 1961 in Düsseldorf, ist Direktor des Institut M.-Dominique Chenu in Berlin und Professor für Philosophisch-theologische Grenzfragen an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Kapuziner in Münster.



Ulrich Engel OP

Jetztzeit der Orden

Plädoyer für eine *Vita consecrata situialis* unter postmodernen Bedingungen*

1. Von Primadonnen, Heldentenören und Ordensleuten...

Ordensleute¹ gehören, um eine von *Mar Weber* (1864-1920) eingeführte soziologische Kategorie zu bemühen, zu den „religiöse[n] Virtuose[n]“² in Kirche und Gesellschaft. Der Begriff „Virtuosen“ kommt aus der Musik. Wenn allerdings die Musikerinnen und Musiker alt werden – wie das bei den Ordensleuten hierzulande unübersehbar der Fall

ist³ –, dann gestaltet sich die Sache mit der Virtuosität im wahrsten Sinne des Wortes oft ziemlich schräg und manchmal skurril.

Mich erinnert das an den anrührenden Film „Il Bacio di Tosca“ (1984) von *Daniel Schmid* (1941-2006). Darin erzählt der Schweizer Filmmacher von der „Casa di riposa“, die Giuseppe Verdi 1896 in Mailand errichtet hat. In diesem Haus – seinem „schönsten Werk“, so Verdi selbst über seine Stiftung an der Piazza Buonarrotti – verbringen eine

Reihe von Orchestermusikern, Sängern und Sänger ihren Lebensabend – bis heute. Für Schmidts Film holten die Primadonnen und Chormitglieder ihre alten Kostüme aus dem Keller und sangen nochmals, mit berührend brüchiger Stimme, ihre alten Arien. Vielleicht hat jemand von Ihnen die Neuverfilmung des Stoffs in „Quartett“⁴ (2012) gesehen? Eine Regiearbeit von *Dustin Hoffman* (*1937), seine erste eigenständige übrigens. Und an der (Ost-)Berliner „Volksbühne“ hatte am 24. März 2013 die Theater-Adaption „Villa Verdi“ des österreichischen Choreographen *Johann Kresnik* (*1939) Premiere. Dramatische Szenerie der Story: Das Haus ist in Gefahr, es droht der finanzielle Ruin. Als musikalische Virtuosen haben die Heimbewohnerinnen und -bewohner nur *ein* Mittel, etwas gegen die drohende Katastrophe zu unternehmen: ihre Kunst. Und so bereiten sie ein öffentliches Galakonzert vor, bei dem sie um ihr Leben musizieren müssen.

2. Zeitgenossenschaft in der Postmoderne

2.1. „Zeit der Orden?“ – „Neuzeit der Orden“ – „Jetztzeit der Orden“
 Ordensleute sind religiöse Virtuosen. Max Weber nutzte eine Metapher aus der Welt der Musik. Ordensleute in Deutschland sind alt. Wie die altgewordenen Musikerinnen und Musiker in Verdis „Casa di riposa“ kämpfen Ordensfrauen und -männer hierzulande ganz real gegen den Untergang ihrer traditionsreichen klösterlichen Heimstätten. Und wie die Primadonnen und Heldenentöne in Film und Theaterstück stemmen sich viele Ordensleute gegen das Verschwinden ihrer Lebensform

aus der Zeit. Um Raum und Zeit geht es in diesen Kämpfen der Orden: um *Räume* geht es, weil die vielen, zu groß gewordenen Klosteranlagen die wesentlich grundsätzlichere Frage nach dem zukünftigen Ort der Orden in der spät- oder postmodernen Gesellschaft aufwerfen; und um *Zeit* geht es in diesem Kampf, insofern die kollektive Überalterung die wesentlich grundsätzlichere Frage nach der Zeitgemäßheit des Ordenslebens heute provoziert.

Um *Raum* und *Zeit* also geht es in diesem Kampf für ein gutes Ordensleben im Hier und Jetzt. Und genau diese *topographische* und *temporale* Doppelverfassung interessiert mich. In meinen Ausführungen werde ich mich vor allem auf die *Zeit*-Thematik fokussieren.⁵ Damit stelle ich mich in eine Tradition, die in gewissem Sinne hier bei Ihnen, den Leitungsverantwortlichen der Orden und Geistlichen Gemeinschaften in Deutschland, ihren Anfang genommen hat. Ich erinnere an meinen Lehrer *Johann Baptist Metz* (*1928) und sein epochales Büchlein *Zeit der Orden?*, das bekanntlich auf einen 1976 gehaltenen Vortrag vor der Vollversammlung der damaligen VDO (Vereinigung der Deutschen Ordensoberen) zurückgeht.⁶ Ich denke aber auch an den Pariser Zeitdiagnostiker *Michael Hochschild* (*1967) und sein 2005 veröffentlichtes „Kursbuch für Himmelsstürmer“ mit Titel *NeuZeit der Orden?*⁷

Zeit der Orden?, *NeuZeit der Orden?*: beiden Autoren ist es ganz zentral um die *temporale* Verfassung der *Vita consecrata* zu tun. In dieser Linie möchte ich auch den Titel meines heutigen Vortrags verstanden wissen: *Jetztzeit der Orden*. Deshalb werde ich die Erträge des Zweiten Vatikanischen Konzils ge-

nau in dieser Zeit-Perspektive lesen. Ich verknüpfe meine Relecture des Konzils dabei mit einigen aktuell diskutierten ortstheologischen Überlegungen.

2.2. Irritierende Ungleichzeitigkeiten

Das Zweite Vatikanische Konzil forderte im Ordensdekret *Perfectae caritatis* eine „zeitgemäße“ Erneuerung des Ordenslebens ein (PC 2). *Joachim Schmiedl ISch* (*1958), Kirchenhistoriker hier an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, konstatiert, dass in den Jahren nach dem Konzil in den allermeisten Gemeinschaften entsprechende Reformen in Gang gesetzt wurden. Und schlussendlich hatten diese Reformanstrengungen einen fassbaren „Mentalitätswandel“⁸ zur Folge. Das war vor ca. vier Jahrzehnten. Vor diesem Hintergrund ist mit *Gaudium et spes* zu fragen: Was sind anno 2013 die „Zeichen der Zeit“ (GS 4)? Oder mit *Perfectae caritatis*: Was ist heute „zeitgemäß“ (PC 2)? Oder allgemeiner noch: Was charakterisiert unsere Jetztzeit⁹?

Grundsätzlich können wir festhalten, dass es dem Konzil um christliche Zeitgenossenschaft getan war. Und darum geht es auch heute noch: „Ganz Christ und ganz Zeitgenosse sein. Beides zugleich, ungetrennt und unvermischt.“¹⁰ Dass christliche Zeitgenossenschaft überhaupt Probleme aufwirft, ist ein relativ neues Phänomen, denn in vordem existenten christentümlichen Gesellschaften wurden Kirchlichkeit und Zeitgenossenschaft noch als natürliche Einheit erfahren und gedacht.

Damit ist es heute vorbei. Natürlich ist auch unsere Zeit Gottes Zeit – zweifelsohne!¹¹ Allerdings werden die Zeiten der kirchlich sozialisierten Akteure auf der einen Seite (zu denen wir Ordens-

christen auch gehören) und die Zeiten der säkularen Akteure in unserer Gesellschaft auf der anderen Seite immer ungleichzeitiger. Die Frage muss erlaubt sein: Ist unsere Zeit als Ordenschristen wirklich die gleiche Zeit wie die der Menschen in den Berliner Techno-Clubs, in den Arbeitsämtern von Frankfurt am Main oder in den Boutiquen der Münchener Königspassage? In den Ungleichzeitigkeiten unserer „struppigen Gegenwart“¹² können wir eine am Maßstab des Evangeliums ausgerichtete Zeitgenossenschaft nur mehr im Modus des paulinischen „hós me“ (1 Kor 7,29f.) leben – dem Völkerapostel und postmodernen Querdenkern wie *Gianni Vattimo* (*1936) oder *Giorgio Agamben* (*1942) gleichermaßen verpflichtet¹³: Lachen, *als ob* man nicht lachte; weinen, *als ob* man nicht weinte. Politisch gewendet: sich engagieren, *als ob* man nicht ohnmächtig wäre, sondern durch das eigene Tun mal eben „kurz die Welt retten“ (Tim Bendzko¹⁴) könnte. Ein dergestalt neo-existentialistisch formatiertes Ordensleben meint – nun theologisch gesprochen: so im 21. Jahrhundert leben, *als ob* man zugleich im Evangelium zuhause wäre – und *vice versa*.

Solcherart neo-existentialistisch zu leben ist nicht leicht, denn die „komplexe Schichtung von Ungleichzeitigkeiten“¹⁵ produziert „Irritationserfahrungen“¹⁶. Vormoderne und Moderne hatten uns ehemals noch Orientierungen in der Zeit versprochen – in Gestalt von Vergewisserungen der Traditionsbestände nach „hinten“ und in Gestalt utopischer Entwürfe nach „vorne“. Die Postmoderne dagegen macht uns unwiderruflich klar, dass wir längst nicht mehr die souveränen Herren der Zeit sind.

Und genau diese Analyse, das sei methodologisch an dieser Stelle eingefügt, lässt mich den Begriff „Postmoderne“ gebrauchen. Denn unsere Gegenwart steht eben nicht mehr in einer Kontinuität zu einer Moderne, auch nicht in einer gebrochenen. Das Projekt der Moderne ist ein überholtes, wie die Vormoderne sowieso. Deshalb macht es m. E. auch keinen Sinn, von „Spätmoderne“ zu sprechen.¹⁷ Mit Beginn des 21. Jahrhunderts sind wir in eine Epoche eingetreten, die sich hinsichtlich ihrer temporalen Verfasstheit radikal von allem Vorhergewesenem unterscheidet. Wir leben, ob wir es wollen oder nicht, nach der Moderne – eben: in der Post-Moderne! Und bitte verwechseln Sie die Kategorie der Postmodernität nicht mit den Kategorien „Beliebigkeit“, „Relativismus“ oder sonstigen „-ismen“, die gerade in kirchlichen Kontexten sehr schnell und gern herbeizitiert werden! Die kulturelle Krisenerfahrung unserer Zeit, so die These des in Jena forschenden Soziologen und Zeitdiagnostikers *Hartmut Rosa* (*1965), beinhaltet den „gleichzeitigen Verlust einer referenzstiftenden Vergangenheit und einer sinnstiftenden Zukunft“¹⁸. Was heißt das? Wenn wir uns mehr als 50 Jahre nach dem Konzilsbeginn Gedanken machen über eine *heute* zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens, dann bedarf es – so die Konzilsväter damals und m. E. bleibend gültig – eines ersthaften Studiums der „Zeichen der Zeit“ (GS 4). Nochmals meine Leitfrage: Was charakterisiert unsere aktuelle Jetztzeit?

2.3. „The time is out of joint“ (William Shakespeare)

Ich mute Ihnen sieben Minuten soziologische Zeit-Theorie zu. Los geht's: Der

erwähnte doppelte Verlust von Vergangenheit und Zukunft hat zur Folge, dass wir für unsere Gegenwart keine Sinnressourcen mehr entwickeln können. Dies gilt sowohl für die individuelle als auch für die kollektive menschliche Existenz. Denn vordem war es gerade die Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die sinnstiftend wirkte.

Und genau im Modus einer solchen historisch-gegenwärtig-zukünftigen Verknüpfung forderten die Konzilsväter 1965 die Erneuerung der *Vita consecrata* ein. Entsprechend heißt es im Ordensdekret: Die „Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des *Ursprungs* der einzelnen Institute“¹⁹ [- Vergangenheit] hilft „der Kirche in der *gegenwärtigen Zeit*“²⁰ [- Gegenwart], zukünftig – hier, ganz am Ende *Perfectae caritatis*, wird das *Futur* genutzt – weiter zu „wachsen und reichere Frucht des Heiles [zu] bringen“²¹ [- Zukunft].

Wenn es stimmt, dass die Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bis dato sinnstiftend wirkte, dann hat der aktuell zu konstatierende Verlust von Vergangenheit *und* Zukunft dramatische Konsequenzen. Ich sage es mit William Shakespeares Hamlet, 1. Aufzug, 5. Szene: „The time is out of joint“²² – Die Zeit ist aus den Fugen. Wo die Zeit aus den Fugen geraten ist, weil die sinnstiftende Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verloren gegangen ist, da kommt Angst auf – und das gleich zwei Mal: nämlich als „Furcht vor dem Wandel *und* [als Furcht] vor der Beharrung“²³.

2.3.1. *Angst vor Wandel*

Die *Angst vor dem Wandel* reagiert auf eine faktisch feststellbare Beschleuni-

gung der gesellschaftlichen Prozesse. Seine Brisanz erhält der Beschleunigungsprozess durch das Ineinander von vier verschiedenen Beschleunigungsdimensionen, die gleichzeitig auf uns wirken²⁴:

- die *technische Beschleunigung*, die unser Naturverhältnis betrifft (wir kennen das Phänomen vor allem aus den Bereichen Internet-Kommunikation und Hochgeschwindigkeits-Transport von Waren und Menschen);
- die *Beschleunigung unseres* (realen und gefühlten) *Lebenstempos*, die unsere Persönlichkeit betrifft: *Fast Food* und *Speed Dating* sind Symptome, Stresserfahrungen und Zeitnot sind Indikatoren, „Verpassensangst“²⁵ und die Sorge, nicht mithalten zu können, die Folgen;
- die *Beschleunigung des sozialen Wandels*, die vor allem die gesellschaftlichen Strukturen betrifft (zu denken ist vor allem an die Geschwindigkeit, mit der sich Beziehungs- und Familienstrukturen wie auch Beschäftigungsverhältnisse ändern);
- und schließlich die *Beschleunigung des kulturellen Wandels*, die das Setting unserer Kultur insgesamt (Lebensstile, Moden, Freizeitpraktiken, Wissensbestände, räumliche Orientierungen, politische Präferenzen, religiöse Bindungen u. a. m.) betrifft.

2.3.2. Angst vor Erstarrung

Ich hatte gesagt, dass der Verlust der sinnstiftenden Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine *zweifache* Angst zur Folge hat: Angst vor dem Wandel *und* Angst vor der Beharrung. Während die Furcht vor

dem Wandel auf die vier skizzierten Beschleunigungsphänomene reagiert, antwortet die Angst vor der Beharrung auf die strukturelle Erstarrung, die unsere westliche Welt kennzeichnet. Wir kennen dieses Gefühl – im Blick auf den Bereich der Politik ist es weit verbreitet. Und *last but not least* ist der strukturelle Stillstand inklusive der damit einhergehenden Frustrationserfahrungen auch der katholischen Kirche nicht ganz unbekannt.

In der Konsequenz führt diese Entwicklung zu einer umgreifenden sozialen Erstarrung im *politisch-strukturellen Bereich*, zu Depressionen im *persönlichen Leben*, zur Rede vom Ende der Geschichte²⁶ oder von der *Posthistoire*²⁷ im *kulturellen Feld*, und schließlich von der mit der der technischen Beschleunigung einhergehenden wachsenden physischen Immobilität in unserem *Verhältnis zur Natur*.

2.4. „Rasender Stillstand“

(Paul Virilio)

Der französische Dromologe²⁸ *Paul Virilio* (*1932) hat das Phänomen der gleichzeitig stattfindenden Beschleunigung und Erstarrung auf eine eingängige Formel gebracht: „Rasender Stillstand“²⁹. So heißt auch sein entsprechendes, lesenswertes Buch! „Rasender Stillstand bedeutet dann, dass nichts bleibt, wie es ist, ohne dass sich etwas Wesentliches ändert.“³⁰

Auf der Ebene der subjektiven Wahrnehmung führt das Paradox des rasenden Stillstands zu einer Zunahme von kurzzeitig stimulierenden *Erlebnissen*. Das typisch spätmoderne Problem dabei ist, dass diese Erlebnisse episodisch bleiben, d. h. „nicht mehr miteinander und mit der Geschichte und der je eigenen



Identität verknüpft³¹ werden. Kurz: Die Vielzahl der Erlebnisse kann nicht mehr in Erfahrung transformiert werden. Agamben hat dieses Defizit in seinem Buch „Kindheit und Geschichte“ so beschrieben: „Der zeitgenössische Mensch kehrt abends nach Hause zurück und ist vollkommen erschöpft von einem Wirrwarr von Erlebnissen – unterhaltenden oder langweiligen, ungewöhnlichen oder gewöhnlichen, furchtbaren oder erfreulichen –, ohne daß auch nur eines davon zu Erfahrung geworden wäre.“³² Die nachmoderne Gesellschaft erweist sich aus diesem Grund „als eine gleichermaßen *erlebnisreiche* wie *erfahrungsarme* Gesellschaft.“³³

In Übereinstimmung mit den einschlägigen zeitdiagnostischen Forschungen vertrete ich die These, dass die soziale Beschleunigung das „Grundprinzip“³⁴ unserer Zeit ist. Die strukturelle Erstarrung, die parallel dazu statthat, ist nichts anderes als die Immunisierungsstrategie, mit der wir uns – als einzelne Subjekte wie auch als Gesellschaftsformation insgesamt – gegen die Beschleunigungsprozesse und ihre Konsequenzen zu schützen suchen.³⁵ Dementsprechend lässt sich „die Beschleunigungsgeschichte der Moderne widerspruchsfrei auch als eine Geschichte der komplementären, progressiven Erstarrung erzählen, die auch in der auf die Entwicklung der Persönlichkeit bzw. der Selbstverhältnisse bezogenen, psychologischen Perspektive ihren Niederschlag findet.“³⁶

Das also ist die Zeit, deren Zeichen wir zu lesen und im Licht des Evangeliums zu deuten haben! Das also ist die Zeit, in der wir unser Ordensleben *zeitgemäß* erneuern sollen und vor allem auch wollen!

„Was tun?“³⁷, ist mit Lenin zu fragen. Eine erste mögliche Antwort kommt kulturkritisch daher und ruft laut und vernehmlich „Entschleunigt euch!“ *Slow Food* ist länger schon angesagt. Und *Slow Media* neuerdings auch. Gleich ob die Entschleunigungsparole eher ideologisch aufgeladen dröhnt oder ob man wie beispielsweise die *Amish People* ganz lebenspraktisch vormoderne „Entschleunigungsinseln“³⁸ aufzubauen und zu sichern versucht: „Generell lässt sich konstatieren, dass in der Geschichte der Moderne noch jede Welle technologischer, organisatorischer oder kultureller Beschleunigung zunächst auf massiven Widerstand und verbreitete Skepsis gestoßen ist, sich aber schließlich doch durchsetzen konnte“³⁹. Oder wird die beschleunigterstarre Gesellschaft, die nicht mehr in der Lage ist, Bewegung und Beharrung auszubalancieren, in der finalen nuklearen und/oder klimatischen Katastrophe enden? Der schon zitierte Zeitsoziologe Hartmut Rosa erkennt in dieser zweiten Möglichkeit, dem „ungebremsten Weiterlaufen in einen Abgrund“⁴⁰, das *wahrscheinlichste*⁴¹ Zukunftsszenario. Während die erste Antwort naiv klingt, tönt die zweite ausgesprochen zynisch. Deshalb bedarf es einer alternativen, dritten Antwort. Dafür setze ich noch einmal beim Zweiten Vatikanischen Konzil an.

3. Kirchliche Verortungen in der Postmoderne

3.1. Ortswechsel der Kirche

„Wenn nach 50 Jahren die Konzilstexte aus der ersten Hälfte der 1960er Jahre neu gelesen werden, muss das auf dem Hintergrund einer veränderten gesell-

schaftlichen und kirchlichen Großwetterlage geschehen. (...) Den Schlüssel dazu liefert die Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“ mit ihrem Ortswechsel: Kirche positioniert sich in der Welt, um von da aus einen neuen Blick auf sich selbst zu werfen und sich der Beurteilung durch die Welt zu stellen.“⁴² So formulierte *Schmiedl* jüngst die hermeneutische Herausforderung einer heutigen Relecture der Konzilstexte. Ihren sachlichen Sitz im Textkorpus hat die hier bemühte Kategorie des „Ortswechsels“ in der Pastoralkonstitution des Konzils.⁴³ Denn in *Gaudium et spes* gibt die Kirche ihre Rolle als allwissend-unbeteiligte Beobachterin auf. Sie verabschiedet sich von ihrem bis dato geübten „view from nowhere“⁴⁴ und steigt in die Niederungen der säkularen Gesellschaft hinab. Sie inkulturiert sich in die Diaspora – auch auf die Gefahr hin, sich verwechselbar zu machen. In *Gaudium et spes* erkennt die katholische Kirche – und das ist neu – die „Autonomie der irdischen Wirklichkeiten“ als „durchaus berechtigt“ (GS 36⁴⁵) an. Der Titel der Konstitution markiert bereits das Programm: „Kirche in der Welt von heute“. Das ist klare Ortsansage!

Die Dynamiken, die solch ein „Ortswechsel“ freisetzt, wirken in beide Richtungen:

- *vom Innen zum Außen*, sprich: von den Glaubensaussagen und -praktiken auf die Menschen hin. Entsprechend wendet sich das Konzil nicht nur an die Mitglieder der eigenen Kirche (vgl. GS 2) oder an diejenigen, „die Christi Namen anrufen“ (GS 2), sondern dezidiert „an alle Menschen“ (GS 2);
- *vom Außen zum Innen*, sprich: von den Menschen und ihren sozialen

Praktiken im urbanen Raum auf den Glauben hin. Demgemäß bekennt das Konzil „die überaus hohe Berufung des Menschen“ (GS 3) – weil „gewissermaßen ein göttlicher Same in ihn eingesenkt ist“ (GS 3). Damit wird der Mensch – und zwar noch jenseits von Taufe und Kirchengliederung – als Ort identifiziert, an dem Gott selbst präsent ist und zur Sprache gebracht werden kann. Wo Gott aber präsent ist und zur Sprache gebracht wird, entfaltet er Relevanz, nicht zuletzt auch für die Kirche und ihr Selbstverständnis. Die „Kirche des Konzils rechnet (...) prinzipiell mit ‚Elementen der Heiligung‘ (LG 8) auch außerhalb der Kirchenmauern, mit ‚Strahlen der Wahrheit‘ (NA 2) auch in anderen Religionen und sogar mit dem ‚Wirken der Gnade‘ (GS 22) in den Herzen aller Menschen guten Willens. Damit setzt sie bei den Stärken der eigenen Zeitgenossen an. Ressourcenorientiert würde man in der Sozialarbeitersprache sagen – und nicht defizitorientiert.“⁴⁶

3.2. Kirche in (post-)säkularer Gesellschaft

Nun müssen wir diese Gesellschaft, in die hinein sich die Kirche mit ihrem konziliaren Ortswechsel inkarniert, genauer beschreiben. Hilfreich dabei ist die Gretchenfrage aus Goethes *Faust*: „Nun sag, wie hast du’s mit der Religion?“⁴⁷ Wie also verhalten sich Kirche und Gesellschaft, Religion und Säkularität zu einander?⁴⁸ Drei Thesen dazu⁴⁹:

- Die ein wenig in die Jahre gekommene *Säkularisierungsthese*⁵⁰ vertritt die Meinung, dass die Modernisierungsprozesse, mit denen wir in westlichen Gesellschaften verschärft



konfrontiert sind, religiöse Institutionen destabilisieren.

- Die *Individualisierungsthese* behauptet, dass religionssoziologisch gesehen „jede(r) ein Sonderfall“⁵¹ ist: Religion verdunstet nicht flächendeckend, sondern hat seinen Sitz im Leben heute – je nach den persönlichen Lebensumständen – fast durchgängig im persönlichen Verantwortungsbereich des Individuums.
- Und die von Jürgen Habermas in die Diskussion eingebrachte *These von der postsäkularen Gesellschaft*⁵² versteht Religion als Ressourcenreservoir, dass sowohl der individuellen Lebensgestaltung als auch dem modernen demokratischen Gemeinwesen Stabilität verleihen kann.

Liest man alle drei Ansätze zusammen (und nicht als alternative, sich ausschließende Theorien), dann muss man konstatieren, dass sich Religion zunehmend marktförmig organisiert. Der Grazer Pastoraltheologe *Rainer Bucher* (*1956) hat diese Erkenntnis so zusammengefasst: „Die Säkularisierungsthese hält dann die schlichte Wahrheit fest, dass sich niemand auf spezifische Märkte begeben muss und dass sich tatsächlich viele (...) gar nicht erst auf den religiösen Markt begeben [ca. 20-30 % der Bevölkerung Deutschlands]. (...) Die Säkularisierungsthese formuliert mithin die Freiheit *gegenüber* dem religiösen Markt. Die Individualisierungsthese hält dann die Freiheit *im* Markt fest. Auch wer sich auf den religiösen Markt begibt [ca. 70 %], behält seine Freiheit, wie es eben Kunden zusteht. Er behält sie diachron, denn er kann den Anbieter wechseln, wenn dies auch noch nicht so häufig geschieht, und er behält sie synchron, denn er kann manches von

verschiedenen Anbietern kombinieren (...). Und er behält die Freiheit zu wechselnder Intensität, auch das entspricht normalem Kundenverhalten: Die These der ‚Postsäkularität‘ hält dann aber fest, dass es diesen Markt überhaupt noch gibt, dass er ziemlich stabil zu sein scheint und dass mit ihm weiter zu rechnen ist“⁵³.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

3.3. Kirche unter Marktbedingungen

Das aber hat zur Konsequenz, dass Religion nicht mehr primär oder gar exklusiv in kirchlichen Formen vergesellschaftet wird, was wiederum Folgen für alle religiösen Konzepte von Mitgliedschaft, Öffentlichkeit und Macht zeitigt – und damit auch für Ordensgemeinschaften, deren Gestalt bislang auf diesen Kategorien aufruhte. „Religion wird zunehmend weniger (...) in Konzepten von exklusiver Mitgliedschaft, unbedingter Gefolgschaft und umfassender Biographiemacht“⁵⁴ organisiert. „Im Zuge der globalen Durchsetzung eines liberalen, kapitalistischen Gesellschaftssystems werden religiöse Praktiken in die Freiheit des Einzelnen gegeben“⁵⁵. Kirche unterliegt immer mehr den Gesetzen des Marktes. Denken Sie nur an die große Zahl der Kasualienfrommen, welche von der Kirche allein

noch die zentralen Lebenswendenriten Taufe, Hochzeit und Beerdigung abfragen. Das aber „trifft die katholische Kirche an einem zentralen Punkt ihrer neuzeitlichen Geschichte: ihrer institutionellen Lebensform.“⁵⁶

Wenn dem so ist, dann bedarf es einer neuen ekklesiologischen Gestaltung kirchlicher Lebenskonzepte unter den Bedingungen des Marktes. Davon können sich die Orden nicht ausnehmen. Verschärft formuliert: Wie kann oder muss eine religiöse Praxis der Kirche insgesamt und der Orden im speziellen aussehen, wenn „die letzte Entscheidungsmacht bei den ‚Kunden‘, nicht bei den Anbietern“⁵⁷ liegt? Solche Fragen zu stellen und sie auch noch ernsthaft zu bedenken, ist nicht leicht. Vielen kirchlichen Verantwortungsträgern fällt es „schwer zu akzeptieren, dass die Kirche auf den Markt und damit unter die Marktmacht der Kunden geraten ist. Zumal das Christentum in seiner langen Geschichte noch kaum Erfahrungen mit einer solchen Marktsituation hat, sein kollektives Gedächtnis eher Macht- als Marktcompetenzen erinnert.“⁵⁸

- *Theologisch* dürfte es allerdings kein Problem sein (ich formuliere im Konjunktiv!), „dass die Kirche in die Ohnmachtsposition der Kundenabhängigkeit geraten ist. Mit Blick auf ihren Gründer, Jesus, der bekanntlich in einer dramatischen Ohnmachtssituation starb, ist dies eigentlich sogar die kirchliche Normalposition.“⁵⁹ Es ist die Position des Ausgeliefertseins und der Dependenz von denen, denen wir in der Nachfolge Jesu begegnen wollen.
- Allerdings stimmt theologisch genauso, dass Kirche keine Ware feilbietet. „Sie verkauft überhaupt

nichts, denn der Kern ihrer Botschaft ist kostenlos, oder im theologischen Jargon gesagt: Gnade.“⁶⁰ Maßstab unseres Handelns in den Spuren Jesu Christi kann letztlich nichts anderes sein die grundsätzliche *Gratuität*⁶¹ des Evangeliums der Güte.

- *Institutionell* allerdings bereitet die Abhängigkeit vom Marktgeschehen dicke Probleme. Machtfragen müssen gestellt und neu beantwortet werden: in Leitung und in Gemeinschaft und vor allem in Bezug auf uns anvertraute Menschen. Die institutionelle Lebensform der katholischen Kirche hierzulande steht jedoch nicht nur für Abhängigkeit und Dekadenz – das hat Papst Benedikt XVI. missverstanden⁶² –, sondern bezeugte ganz wesentlich auch die innere Stärke des Glaubens und ihrer Akteure. Denken Sie nur an die großen Noviziats- und Mutterhäuser, an die kolossalen Gebäude von Ordenshochschulen und -internaten. Nicht zuletzt die Orden haben die Kirche in Deutschland institutionell wesentlich mitgestaltet und -geprägt. „Gegenwärtig aber muss die Kirche damit umgehen, dass mit ihr umgegangen wird und dass auch ihre stolze Institutionalität dies nicht verhindert.“⁶³

3.4. ...jenseits der Institution

Der Salzburger Dogmatiker *Hans-Joachim Sander* (*1959) hat den Ortswechsel des Konzils in der Differenz zwischen einer Kirche als Religionsgemeinschaft und einer Kirche als Pastoralgemeinschaft analysiert.⁶⁴ Als *Religionsgemeinschaft* ist die Kirche eine *noch* relativ mächtige Institution mit Einfluss und gesellschaftlicher Präsenz. Als *Pastoralgemeinschaft* ist sie jetzt



schon ein ohnmächtiger, weil von Gottes Gnade abhängiger Ort. In demütiger Orientierung an Gottes *kenosis* (vgl. Phil 2) dürfen Kirche und Orden ihrer Schwäche nicht fliehen. Aus theologischen Gründen ist Ordensleben in der Nachfolge Jesu *schwache Existenz*.⁶⁵

Die Neuerung, die das Zweite Vatikanische Konzil gebracht hat, lag vor allem darin, Kirche ganz entschieden vom Pol der *Pastoralgemeinschaft* her zu denken. Das hat weitreichende Konsequenzen. Rainer Bucher formuliert steil: „Weg von der Sozialformorientierung hin zur pastoralen Aufgabenorientierung!“⁶⁶ Denn „wirkliche ‚Praxis‘ (...) ist nicht die bloße Exekution des Geplanten (...), sondern (...) Wagnis des Ungeplanten“⁶⁷, so schon Karl Rahner SJ (1904-1984). Dazu müssen wir allerdings die gewohnte katholische Denkrichtung vom Kopf auf die Füße stellen. Davon jedoch sind – wenn ich recht sehe – unsere klösterlichen Transformationsdiskurse noch ziemlich weit entfernt!

Kirche insgesamt und die Orden im Speziellen sind gehalten, von den pastoralen Herausforderungen her in geist- und ideenreicher Weise flexible Sozialformen zu deren Lösung zu gestalten. Die Faustregel ist also klar und unumkehrbar: Erst (pastoraler) Inhalt, dann (religiöse) Form! Eine solche am Konzilsereignis ausgerichtete Neuorientierung kirchlichen Handelns definiert und qualifiziert Pastoral radikal neu: als kreative und handlungsbezogene „Konfrontation von Evangelium und Existenz heute“⁶⁸. Die Option für die Armen präferiert dabei die verletzten Körper⁶⁹ und die prekären Existenzen, denen – im Sinne der Metz’schen „Mystik der offenen Augen“⁷⁰ – unsere besondere Aufmerksamkeit zu gelten hat.

An dieser Stelle bin ich wieder bei der *Zeit*-Thematik angekommen. Denn eine am Zweiten Vatikanischen Konzil orientierte pastoral wache Ordensexistenz setzt in ganz konkreten *Situationen* an. Nach Marie-Dominique Chenu OP (1895-1990) leitet sich der *Situations*-Begriff etymologisch von einem konkreten „physischen Ort“⁷¹ (= *situs*) ab. Das also macht eine zeitgenössische *Vita consecrata* aus: *In Situationen verbinden und verbünden sich Ort und Jetztzeit*. Christliches Handeln denkt und agiert „aus der Situation heraus“⁷² – und wieder auf sie hin. Ordensexistenz unter postmodernen Vorzeichen wäre dann als *Vita consecrata situationalis* zu fassen – ... und eben nicht mehr zuerst als *Vita consecrata institutionalis*. Erste Aufgabe einer solchen *Vita consecrata situationalis* wäre es, nach *best-practice*-Orten Ausschau zu halten, an denen schon hier und jetzt eine andere Ordnung der Dinge ansichtig wird.⁷³ Ich denke hier beispielsweise an den *Jesuit Refugee Service*.

Ordensleben in postmodernen Zeiten ist eine institutionell schwache Existenz, denn ihren Ort definiert sie von anderen her.⁷⁴ Ordensfrauen und -männer leben und agieren aus konkreten Situationen heraus. Wenn dem so ist, dann sind sie kreativ und deshalb zukunftsfähig. Mit solch einem postmodern formatierten Ordensleben ist großkirchlich allerdings kein Staat mehr zu machen!

.....

* Vortrag am 11.6.2013 in Vallendar im Rahmen der DOK-Mitgliederversammlung 2013.

1 Wenn im Folgenden nur von *Orden*, *Ordensleuten*, *Ordensleben* usw. die Rede

- ist, dann geschieht das um einer gewissen Verständlichkeit willen, wohl wissend, dass es noch weitere, auf den evangelischen Räten basierenden Lebensformen gibt; *pars pro toto* sind diese mitgemeint.
- 2 Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Vollständige Ausgabe, hrsg. u. eingeleitet von Dirk Kaesler, München 2010, 152.
 - 3 Eine aktuelle Statistik für die in der *Deutschen Ordensobernkonzferenz* (DOK) zusammengeschlossenen Gemeinschaften (Stand 31.12.2012) findet sich unter: <http://www.orden.de/index.php?rubrik=3&seite=t1s&e2id=51> [Aufruf: 27.6.2013].
 - 4 Trailer unter: <http://www.quartett-derfilm.de/#start> [Aufruf: 8.6.2013].
 - 5 Zur topographischen bzw. topologischen Perspektive vgl. Ulrich Engel, Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute, in: Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute. Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen Bd. 211), Bonn 2007, 33-46; „Wegen Umbau geschlossen“. Zum Ort der Orden in einer globalisierten Welt, in: Ordenskorrespondenz 48 (2007), 395-404; Inkarnationsräume öffnen. Entwurf einer theologischen Topologie des Ordenslebens, in: Lebendige Seelsorge 64 (2013), 88-89.
 - 6 Vgl. Johann Baptist Metz, Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg/Br. 1982, 5.
 - 7 Vgl. Michael Hochschild, Neuzeit der Orden. Kursbuch für Himmelsstürmer (Glauben und Leben Bd. 26), Münster 2005.
 - 8 Joachim Schmiedl, Das Konzil und die Orden. „Perfectae caritatis“ nach 50 Jahren neu gelesen, in: OrdensNachrichten 51,6 (2013), 45-56, hier 48.
 - 9 Zum Begriff der „Jetztzeit“ vgl. Walter Benjamin, Gesammelte Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hans Schweppenhäuser (7 Bände. in 14 Teilbänden.), Frankfurt/M. 1991, hier I/2, 701.
 - 10 Christian Bauer, Christliche Zeitgenossenschaft? Pastoraltheologie in den Abenteuern der Spätmoderne [unveröffentlichte Antrittsvorlesung, Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Innsbruck, 22.5.2013].
 - 11 Vgl. Rainer Bucher, Die Ordensgemeinschaften in der aktuellen Transformationskrise der katholischen Kirche, in: OrdensNachrichten 51,6 (2012), 17-32, hier 18.
 - 12 Bauer, Christliche Zeitgenossenschaft?, a. a. O. Auch die folgenden Zeilen greifen auf Bauers Ausführungen zurück.
 - 13 Vgl. Gianni Vattimo, Os mé. Zur Haltung des „als ob nicht“ bei Paulus und Heidegger. Aus dem Italienischen von Artur R. Boelderl, in: Florian Uhl / Artur R. Boelderl (Hg.), Zwischen Verzückung und Verzweiflung. Dimensionen religiöser Erfahrung (Schriften der Österreichischen Gesellschaft für Religionsphilosophie Bd. 2), Düsseldorf 2001, 169-182; Giorgio Agamben, Die Zeit, die bleibt. Ein Kommentar zum Römerbrief. Aus dem Italienischen von Davide Giuriato, Frankfurt/M. 2006, 34-36.
 - 14 Vgl. Thomas Winkler, Radikal unentschieden. Tim Bendzko, Star der „jungen Mildten“, singt neue Lieder mit Locken und Gefühl und wundert sich sehr, in: Cicero. Magazin für politische Kultur 6/2013, 110-111.
 - 15 Bucher, Die Ordensgemeinschaften in der aktuellen Transformationskrise der katholischen Kirche, a.a.O., 18.
 - 16 Ebd., 19.
 - 17 Das ist u.a. gegen Bauer, Christliche Zeitgenossenschaft?, a. a. O., gesagt.
 - 18 Hartmut Rosa, Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne, Frankfurt/M. 2005, 424.
 - 19 PC 2.
 - 20 PC 1.
 - 21 PC 25. Zur Textgenese und -interpretation vgl. Joachim Schmiedl, Theologischer Kommentar zum Dekret über die zeitgemä-

Be Erneuerung des Ordenslebens Perfectae caritatis, in: Peter Hünermann / Bernd Joachim Hilberath (Hg.), Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Bd. 3: Orientalium Ecclesiarum, Unitatis reintegratio, Christus Dominus, Optatam totius, Perfectae caritatis, Gravisimum educationis, Nostra aetate, Dei Verbum, Freiburg/Br. 2005, 491-550.

22 William Shakespeare, Hamlet. Englisch-Deutsche Studienausgabe. Deutsche Prosafassung und Anmerkungen von Norbert Greiner, Einleitung und Kommentar von Wolfgang G. Müller, Tübingen 2006, 189: I, 5.

23 Rosa, Beschleunigung, a. a. O, 428 [Einschub in Klammern: U.E.].

24 Zu den folgenden vier Aspekten vgl. ebd., 432-434.

25 Ebd., 469.

26 Vgl. Francis Fukuyama, Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir? Aus dem Amerikanischen von Helmut Dierlamm, Ute Mihr und Karlheinz Dürr, München 1992.

27 Vgl. z.B. Lutz Niethammer, Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek bei Hamburg 1989.

28 Virilio hat in seinem Buch „Vitesse et politique“ [1977] die „Dromologie“ (griechisch *dromos* = Rennbahn) erfunden, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse unter spezieller Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur Geschwindigkeit erforscht. Vgl. Paul Virilio, Geschwindigkeit und Politik. Ein Essay zur Dromologie. Aus dem Französischen von Ronald Voullie, Berlin 1980.

29 Ders., Rasender Stillstand. Essay. Aus dem Französischen von Bernd Wilczek, Frankfurt/M. 2008.

30 Rosa, Beschleunigung, a. a. O, 436.

31 Ebd., 470.

32 Giorgio Agamben, Kindheit und Geschichte. Zerstörung der Erfahrung und Ursprung der Geschichte. Aus dem Italienischen von Davide Giuriato, Frankfurt/M. 2004, 24.

33 Rosa, Beschleunigung, a. a. O, 470.

34 Ebd., 441: „...irreduzibles und tendenziell dominantes Grundprinzip...“

35 Vgl. Claus Offe, Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als politische Gütekriterien, in: Johann Berger (Hg.), Die Moderne – Kontinuität und Zäsuren (Soziale Welt. Sonderbd. 4), Göttingen 1986, 97-116, bes. 99-106.

36 Rosa, Beschleunigung, a. a. O, 437.

37 Vgl. Wladimir Iljitsch Lenin, Was tun? Brennende Fragen unserer Bewegung [1902], in: ders., Werke, Bd. 5, Berlin 1955, 355-549.

38 Rosa, Beschleunigung, a.a.O, 464.

39 Ebd., a. a. O, 461.

40 Ebd., 489.

41 Vgl. ebd., 489.

42 Schmiedl, Das Konzil und die Orden, a.a.O., 45f. – Vgl. weiterführend Juan Antonio Estrada, Religiosos en una sociedad secularizada. Por un cambio de modelo (Colección Estructuras y Procesos / Serie Religión), Madrid 2008, bes. 61-102 u. 139-171.

43 Vgl. dazu Christian Bauer, Ortswechsel der Theologie. M.-Dominique Chenu im Kontext seiner Programmschrift „Une école de théologie: Le Saulchoir“. 2 Bände. (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik Bd. 42), Berlin 2010; Ulrich Engel, Ortswechsel. Das Kirche-Welt-Verhältnis in der Pastoralkonstitution Gaudium et spes als theologischer Interpretationsschlüssel für die Sozialenzyklika Populorum progressio, in: Angelicum 84 (2007), 567-587; Hans-Joachim Sander, Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute Gaudium et spes, in: Hünermann / Hilberath (Hg.), Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Bd. 4: Apostolicam actuositatem, Dignitas humanae, Ad gentes, Presbyterorum ordinis, Gaudium et spes, Freiburg/Br. 2005, 581-886, bes. 864-869.

44 Rainer Bucher, Die Jugendpastoral in der Transformationskrise der Kirche. Chancen und Risiken reiner erzwungenen Neuorientierung [Vortrag]: <http://www.eja-muen->

- chen.de/fileadmin/eja_data/0200_EJA/0202_Fachreferate/020202_Grundsatzreferat/020202_Jugendpastoral_in_der_Transformationskrise_der_Kirche.pdf [Aufruf: 27.6.2013].
- 45 Vgl. darüber hinaus auch GS 4-6 und CD 3.
- 46 Bauer, Christliche Zeitgenossenschaft?, a. a. O.
- 47 Johann Wolfgang von Goethe, Faust. Der Tragödie erster Teil (Reclams Universal-Bibliothek Bd. 1), Stuttgart 1986, Vers 3415.
- 48 Vgl. dazu auch das von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster und vom Institut M.-Dominique Chenu, Berlin, getragene Forschungsprojekt „Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen und religiösen Transformationsprozessen“: www.saeculum.eu [Aufruf: 27.6.2013].
- 49 Im Folgenden orientiere ich mich an Rainer Bucher, ...wenn nichts bleibt, wie es war. Zur Prekären Zukunft der katholischen Kirche, Würzburg ²2012, 29-33.
- 50 Vgl. Detlef Pollack, Säkularisierung – ein moderner Mythos?, Tübingen 2003.
- 51 Vgl. Alfred Dubach / Roland J. Campiche (Hg.), Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz, Zürich – Basel 1993.
- 52 Vgl. Jürgen Habermas, Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001, Frankfurt/M. 2001, 7-31.
- 53 Bucher, ...wenn nichts bleibt, wie es war, a. a. O., 33 [Einschübe in Klammern: UE].
- 54 Ders., Die Ordensgemeinschaften in der aktuellen Transformationskrise..., a. a. O., 21.
- 55 Ebd.
- 56 Ebd., 22.
- 57 Ebd., 23.
- 58 Bucher, Die Jugendpastoral in der Transformationskrise der Kirche, a. a. O.
- 59 Ders., ...wenn nichts bleibt, wie es war, a. a. O., 37.
- 60 Ebd.
- 61 „Gratuität“ ist eine im Deutschen nicht existierende Übersetzung des italienischen Begriffs „gratuità“, der so viel meint wie Unentgeltlichkeit, Kostenfreiheit, Grundlosigkeit, Umsontheit.
- 62 Vgl. Papst Benedikt XVI., Ansprache an engagierte Katholiken aus Kirche und Gesellschaft, in: Apostolische Reise Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. nach Berlin, Erfurt und Freiburg 22.-25. September 2011. Predigten, Ansprachen und Grußworte, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Bd. 189), Bonn 2011, 145-151. – Kritisch dazu s. Tiemo R. Peters, Entweltlichung der Kirche ist Anpassung an die Welt. Zur Rede Papst Benedikts im Freiburger Konzerthaus am 25.9.2011, in: Sonntag 49/2011, 12-15; Ulrich Engel, Streit um Kirche und Welt. Plädoyer für eine dialektische Relativitätstheorie des Katholischen, in: Wort und Antwort 53 (2012), 65-70.
- 63 Ebd.
- 64 Vgl. Hans-Joachim Sander, nicht ausweichen. Die prekäre Lage der Kirche, Würzburg 2002, 11-27.
- 65 Vgl. John D. Caputo, The weakness of God. A Theology of the Event, Bloomington, IN 2006.
- 66 Bucher, Die Jugendpastoral in der Transformationskrise der Kirche, a. a. O.
- 67 Karl Rahner, Gnade als Freiheit. Kleine theologische Beiträge, Freiburg/Br. 1968, 150.
- 68 Bucher, Die Jugendpastoral in der Transformationskrise der Kirche, a. a. O.
- 69 Vgl. Judith Butler, Gefährdetes Leben. Politische Essays. Aus dem Englischen von Karin Würdemann, Frankfurt/M. ³2012.
- 70 Johann Baptist Metz, Mystik der offenen Augen. Wenn Spiritualität aufbricht, Freiburg/Br. 2011.
- 71 Marie-Dominique Chenu, Situation humaine. Corporalité et temporalité, in: ders.: L'évangile dans les temps. La parole de dieu II, Paris 1964, 411-436, hier 412. – Auf diesen Zusammenhang hat mich Christian Bauer aufmerksam gemacht.

72 Clodovis Boff, Mit den Füßen am Boden. Theologie aus dem Leben des Volkes, Düsseldorf 1986, 9.

73 Vgl. Bauer, Christliche Zeitgenossenschaft?, a. a. O. – Weiterhin s. Ulrich Engel, Das Andere in der alltäglichen Ordnung ansichtig machen. Zur Pastoral der Orden in einer säkularen/ religionsaffinen Welt, in: Ordenskorrespondenz 54 (2013), 83-86.

74 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Medard Kehl, Kirche und Orden im Umbruch [Vortrag auf dem Symposium der deutschen Provinz der Jesuiten, Vierzehnheligen, 30.3.2005], unter: <http://www.sankt-georgen.de/kehl/kehl9.pdf> [Aufruf: 27.6.2013]. Kehl (ebd., 8) bezieht sich dabei auf Danièle Hervieu-Léger, Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung. Aus dem Französischen von Dagmar Escudier (Religion in der Gesellschaft Bd. 17), Würzburg 2004: „Sie spricht von einer neuen Weise der ‚validation‘ im Glauben, die zu neuen Gemeinschaftsformen führt, nämlich der ‚validation mutuelle‘; also der Bestätigung, Bestärkung, Vergewisserung im Glauben, die nicht mehr nur von der Akzeptanz der institutionellen Vorgaben lebt“.

»Ordensleute sind religiöse Virtuosen.«

Ulrich Engel OP

Aus dem Vatikan

Papst Franziskus zum Jahr des Glaubens: „Auf zu den Peripherien dieser Welt!“

Zu einem erneuerten missionarischen Geist hat Papst Franziskus im Rahmen des Angelusgebets am 7. Juli aufgerufen. Man solle sich nicht mit Geschwätz und Diskussionen aufhalten, so der Papst. Alle seien zur Mission berufen: „Allen muss der Frieden Christi gebracht werden, und wenn sie ihn nicht annehmen, dann geht's eben weiter. Den Kranken wird die Heilung gebracht, weil Gott die Menschen von allem Bösen heilen will. Wie viele Missionare tun das! Sie säen Leben, Heil, Trost an den Peripherien dieser Welt! Wie schön das doch ist! Nicht für sich selber leben, sondern leben, um Gutes zu tun!“

Zuvor hatte der Papst mit rund 6.000 Seminaristen, Novizinnen und Novizen im Petersdom die Eucharistie gefeiert. Der Gottesdienst stand am Ende eines viertägigen Treffens im Rahmen des „Jahres des Glaubens“. In seiner Predigt dankte der Papst den jungen Leuten aus mehr als 60 Ländern für ihre Entscheidung, den christlichen Glauben als Priester und Ordensleute in die Welt zu tragen. „Ihr steht für die Jugend der Kirche“, so Franziskus. „Jeder Christ und vor allem wir sind gerufen, diese Botschaft der Hoffnung zu bringen, die Unbeschwertheit und Freude schenkt.“ Auch inmitten der dringenden Verpflichtungen des Alltags sollten die Männer und Frauen im Dienst für die Kirche durch ihre Gebete immer die

Verbindung mit Gott suchen. Dieser Dienst verlange von den Menschen, anspruchslos zu sein. „Jesus sendet die Seinen ohne ‚Geldbeutel, ohne Vorrats-tasche und ohne Schuhe‘ aus“, so Papst Franziskus mit einem Zitat aus dem Lukas-Evangelium. (div)

Papst und Ordensmann

Papst Franziskus fühlt sich weiterhin als Jesuit. Das wurde erneut am 31. Juli deutlich, als er gemeinsam mit rund 270 Jesuiten zum Fest des hl. Ignatius von Loyola die Messe in der römischen Kirche Il Gesu feierte. In seiner Predigt mahnte der Papst seine Mitbrüder, stets Jesus in den Mittelpunkt zu stellen und sich selbst außer Acht zu lassen. Am Grab des Ordensgründers entzündete der Papst ein Licht. Er erinnerte auch an den Heiligen Franz Xaver, der die christliche Mission in Fernost im 16. Jahrhundert maßgeblich angetrieben hat. Der Generaloberer der Jesuiten, Adolfo Nicolas, sagte am Rande der Feier, es sei klar, „wer jetzt wem gehorcht“. „Es gibt keinen Zweifel, wer mein Oberer ist, mein Oberer ist Franziskus“, sagte Nicolas. Er sei zwar mit dem Papst befreundet, habe aber keinerlei Einfluss auf dessen Entscheidungen. Doch er sei glücklich, dass sich Franziskus weiterhin als Jesuit fühle. Bereits beim Rückflug vom Weltjugendtag in Brasilien am 29. Juli hatte der Papst sich ausdrücklich zu seinen jesuitischen Wurzeln bekannt und die Theologie des Ordens als seine spirituelle Heimat be-

zeichnet. Das franziskanische Element ist daneben von Beginn an Programm seines Pontifikats. Dies wird in einer der nächsten geplanten Reisen seinen besonderen Ausdruck finden: Für den 4. Oktober hat der Papst eine Reise nach Assisi angekündigt. (div)

USG-Vollversammlung

Die Mitglieder der Union der Generaloberen (USG) haben im Mai auf ihrer Vollversammlung in Rom den Generaloberen der Jesuiten, P. Adolfo Nicolas SJ, zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Nicolas ist Nachfolger des Franziskaners Jose Rodriguez Carballo, der sein Amt als Generalminister niedergelegt hatte, nachdem er von Papst Franziskus zum Sekretär der Ordenskongregation berufen worden war. Die versammelten Generaloberen erklärten zudem, die interkulturelle Kompetenz ihrer Mitglieder stärken zu wollen. Es sei wichtig, dass junge Ordensleute in Gemeinschaft und Seelsorge Erfahrungen mit verschiedenen Kulturen machten. Auf dieser Grundlage gelte es, internationale Gemeinschaften zu bilden. (kna)

Legionäre Christi erneuern Statuten

Die Ordensgemeinschaft der „Legionäre Christi“ soll Anfang nächsten Jahres neue Statuten erhalten. Im Frühjahr 2014 soll ein außerordentliches Generalkapitel zusammentreten, um einen Entwurf der Statuten zu verabschieden und eine neue Ordensleitung zu wählen. Der Vatikan hatte die inneren Leitungsstrukturen des Ordens bemängelt. Papst Benedikt XVI. betraute im Mai 2010 Kurienkardinal Velasio De Paolis

als Delegat mit der kommissarischen Leitung der Gemeinschaft. In einem Schreiben vom 19. Juni an Velasio De Paolis teilte Papst Franziskus nun mit, dass das Generalkapitel auch den Abschluss des Mandats des Delegaten bilden solle. (pm)

Apostolischer Kommissar für Franziskaner der Immaculata

Papst Franziskus hat einen kommissarischen Leiter der Kongregation der „Franziskaner der Immaculata“ ernannt. Es handelt sich um den Redaktionsleiter der Zeitschrift „Religiosi in Italia“ der italienischen Superiorenenkonferenz CISM, P. Fidenzio Volpi OFM Cap. Hintergrund ist offenbar ein Konflikt innerhalb der Gemeinschaft bezüglich der Verwendung der außerordentlichen Form des Römischen Ritus (Vorkonzils-Ritus) in der Liturgie. Diesbezüglich wurde eine Untersuchung eingeleitet. Für die Zwischenzeit habe Papst Franziskus die Gemeinschaft angehalten, die Messe nach dem ordentlichen Ritus zu feiern, sagte Vatikansprecher Federico Lombardi am 2. August in Radio Vatikan. Der Papst stelle klar, dass die Feier der sogenannten tridentinischen Liturgie der Zustimmung der zuständigen Autoritäten bedürfe. Lombardi betonte, die Ernennung des Apostolischen Kommissars stehe nicht im Widerspruch zu den Entscheidungen von Benedikt XVI., bezüglich der „alten“ Messe, sondern erfolge wegen interner Spannungen und „spezifischer Probleme“ im Orden. Die Franziskaner der Immaculata wurden vor rund 40 Jahren von Franziskanerminoren in Italien gegründet und 1990 selbständig. In Deutschland ist die Gemeinschaft nicht vertreten. (kna/div)

Aus der Weltkirche

Irland

Die Betreiberinnen der „Magdalenenheime“ in Irland – vier Frauenorden – wollen sich nicht, wie von der irischen Regierung gefordert, an einem Entschädigungsfonds für die Opfer von Zwangsarbeit in ihren Einrichtungen beteiligen. Hingegen wollten sie an der Aufarbeitung mitwirken und ehemalige Heiminsassen in Betreuungseinrichtungen ihrer Orden versorgen. Das berichtete die Katholische Nachrichten Agentur am 16. Juli. Nicht bekannt wurden die Gründe für die Weigerung der Ordensgemeinschaften bezüglich der Beteiligung am Entschädigungsfonds. Die „Magdalenenheime“ wurden im 18. Jahrhundert als Reformanstalten für Prostituierte gegründet. Später entwickelten sie sich zu Auffangstätten für junge Frauen, die aus verschiedensten Gründen aus der Gesellschaft ausgestoßen wurden. Dort mussten sie unbezahlt teils schwere Arbeiten verrichten. Das letzte der Heime wurde 1996 geschlossen. Die Aufklärung kam in Gang, nachdem das UN-Antifolterkomitee die Praxis der „Magdalenenheime“ mit Zwangsarbeit gleichgesetzt und die irische Regierung zur Aufklärung aufgefordert hatte.

Bezüglich des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger in Heimen hält die irische Regierung daran fest, die Entschädigungskosten für die Opfer sexuellen Missbrauchs zu gleichen Teilen zwischen dem Staat und jenen 18 Orden

aufzuteilen, in deren Einrichtungen es laut dem 2009 veröffentlichten „Ryan Report“ zu Missbrauch gekommen war. Die Katholischen Ordensgemeinschaften in Irland müssen demnach weitere 250 Millionen Euro für die Entschädigung aufbringen, da die erforderliche Gesamtsumme inzwischen auf 1,46 Milliarden Euro beziffert wird. Bislang stellten die Orden 480 Millionen Euro für den Entschädigungsfonds bereit, teils in Geldzahlungen, teils in Immobilien. Bildungsminister Ruairi Quinn betonte, man werde nach pragmatischen Lösungen suchen. So sei es denkbar, dass Orden Gebäude für öffentliche Zwecke zur Verfügung stellten, wenn es nicht gelinge, diese zu verkaufen. (kna/dok)

Spanien/Rom

Der Teresianische Karmel hat eine Entscheidung der Gottesdienstkongregation begrüßt, durch die der Name des hl. Josef in die Hochgebete 2, 3 und 4 eingefügt wurde, wonach er immer nach Maria und vor den Aposteln zu erwähnen ist. Ein entsprechendes Dekret war durch den Vatikan am 1. Mai 2013 veröffentlicht worden. In den Communicationes der Unbeschuhten Karmeliten erinnern Karmeliten des Zentrums für Josefsverehrung im spanischen Valladolid zu diesem Anlass daran, dass die Einfügung des Namens Josef in den römischen Kanon der Messe bereits auf die Initiative von Papst Johannes XXIII. zurückgeht, der eine besondere Verehrung zum Bräutigam



Marias hegte. Die Entscheidung von Johannes XXIII. sei auf das Bemühen Unbeschuhter Karmeliten zurückzuführen, die damit an die Verehrung des hl. Josef durch den Papst anknüpften: Im Auftrag des Generalkapitels der Unbeschuhten Karmeliten schrieb das Generaldefinitorium des Ordens 1961 einen Brief an Johannes XXIII., in dem es um die Vermehrung der Josefsverehrung in der Liturgie bat. Dem Anliegen schlossen sich damals Bischöfe der ganzen Welt an. Zur theologischen Begründung dieser Petition wurden die „einmalige Würde“ und die „providentielle Bestimmung des hl. Josef für das Werk der Erlösung Jesu und Mariens, sowie seine herausragende Heiligkeit“ angeführt. (communicationes)

Belgien

Michel Martin, Ex-Frau und Komplizin des Kinderschänders Marc Dutroux, sorgt erneut für Schlagzeilen. Mehrere belgische Zeitungen berichteten, Martin sei im Klarissenkloster von Malonne, das ihr nach ihrer Haftentlassung im vergangenen August Unterschlupf gewährte, nicht mehr willkommen. Martins Anwalt widersprach, die Oberin von Malonne habe ihm mitgeteilt, es gebe keinerlei Probleme mit dem Gast. Allerdings könnte schon im kommenden Jahr ein ganz anderer Faktor dem „Abenteurer Martin“ ein Ende setzen: Für die neun Schwestern von Malonne ist das Kloster in der Nähe von Namur zu groß geworden. Für 2014 steht ein Umzug der Klarissen im Raum. Ein Kloster im Osten der Hauptstadtregion Brüssel soll sie aufnehmen. Für diesen Fall, sagt die Leiterin der Justizbehörden von Namur, Marie-France Goffin,

könnten die Karten neu gemischt werden. Dann werde man die Situation gemeinsam mit der Betroffenen beraten. Martin war 1996 gemeinsam mit Dutroux verhaftet und 2004 zu 30 Jahren Haft verurteilt worden, weil sie zwei junge Mädchen in einem Kellerversteck verhungern ließ. Nach 16 Jahren Haft wurde sie wegen guter Führung auf Bewährung freigelassen. Zu den Auflagen gehörte, dass sich Martin, wie von ihr selbst gewünscht, in ein Kloster begibt. Die Klarissen von Malonne hatten sich ihre Entscheidung zur Aufnahme nicht leicht gemacht. (kna)

Tschechien

Im tschechischen Dorf Bílá Voda ist ein Museum über das Schicksal tschechoslowakischer Ordensfrauen während des kommunistischen Regimes eröffnet worden. 1950 wurden in der Tschechoslowakei sämtliche kirchliche Orden verboten. Man warf ihnen „Zersetzung des Staates“ vor. In einer Nacht- und Nebelaktion räumte die Geheimpolizei die Klöster überall im Land und deportiert die Ordensfrauen unter anderem in das kleine tschechisch-schlesische Dorf Bílá Voda (Weißwasser) an der Grenze zu Polen. Bílá Voda war zwar nicht das einzige dieser „Konzentrationsklöster“, aber es diente vor allem als eine Art Altenheim für ältere Ordensfrauen. Es wurde zum Ende der kommunistischen Herrschaft aufgelöst; die letzten Ordensfrauen verließen den Ort jedoch erst im Jahr 2002, weil viele ihrer Heimatklöster in katastrophalem Zustand waren. Nun erinnert ein Museum an das Schicksal der Ordensschwestern. Das Museum befindet sich in einem Gemeindehaus des Ortes und umfasst

insgesamt zwei große Zimmer. Zu sehen gibt es alte Briefe, amtliche Dokumente und Relikte aus der Internierungszeit. (christ & welt/dradio/dok)

Griechenland/Berg Athos

Anlässlich eines Besuchs der Mönchsrepublik Athos hat der Moskauer Patriarch Kyrill I. den Berg Athos Mitte Juni 2013 als „Zentrum der ganzen Orthodoxie“ bezeichnet. Durch ihr Gebet stützten die Mönche des Bergs die Orthodoxie in der ganzen Welt. Die Verantwortung der Mönche sei groß, so der russisch-orthodoxe Patriarch. Sie gelte auch der Einheit aller orthodoxen Kirchen, der Reinheit der Orthodoxie und des monastischen Lebens. Es habe seinen guten Grund, dass die monastischen Traditionen so streng seien. So würden die besten Bedingungen für die Verwirklichung des Heils geschaffen. In diesem Zusammenhang warnte der Patriarch im bulgarischen Athos-Kloster Zografou vor der „Versuchung des Internets“: „Viele Mönche tun etwas völlig Unvernünftiges: Auf der einen Seite verlassen sie die Welt, auf der anderen Seite surfen sie mit ihrem Handy im Internet, wo es bekanntlich eine Menge an Sünden und Versuchungen gibt“. Weiter sagte Kyrill: „Wenn ein Mönch online surfen will, sollte er dann nicht darüber nachdenken, ob sein Platz überhaupt in einem Kloster ist?“(poi)

Algerien

Die Angehörigen der 1996 in Algerien ermordeten Trappisten fordern vom französischen Präsidenten François Hollande, er solle Druck auf die Behörden in Algerien ausüben. In einem offenen Brief

schreiben die Hinterbliebenen, dass die algerischen Behörden bisher Widerstand gegen jegliche Zusammenarbeit an den Tag legten. Am 26. und 27. März 1996 waren im algerischen Thibrine sieben Trappisten entführt und zwei Monate später getötet worden. Als Mörder galten bislang islamistische Terroristen. Doch unlängst erweckten französische Berichte den Eindruck, die entführten Mönche könnten auch bei einer Militäraktion ums Leben gekommen sein. (apic/dok)

Israel

Mit Dekret der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gemeinschaften des apostotischen Lebens vom 25. März 2013 wurde die Abtei Dormitio in Jerusalem in die Kongregation der Verkündigung inkorporiert. 1906 hatten Benediktiner der Beuroner Kongregation die Betreuung des Ortes und der Pilger übernommen; 1926 wurde das Kloster zur Abtei erhoben. Aufgrund der politischen Verhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg löste der Heilige Stuhl 1951 die Zugehörigkeit der Dormitio zur Beuroner Kongregation, unterstellte die Abtei unmittelbar der Religiösenkongregation und übertrug dem Abtprimas die Sorge für das Kloster. Zur Kongregation der Verkündigung gehört in Deutschland seit 1980 die Abtei St. Matthias in Trier. Laurentius Klein OSB, von 1963 bis 1969 Abt von St. Matthias, war im Anschluss bis 1979 Abt-Administrator der Dormitio; er gründete dort das Theologische Studienjahr. Seit 2012 leitet Abt Gregory Collins OSB die Abtei Dormitio. (erbe und auftrag)

Graffiti und antichristliche Beschimpfungen auf Hebräisch wurden in der



Nacht des 30. Mai auf eine Mauer der Dormitio-Abtei und auf zwei Autos, deren Reifen alle zersto­chen wurden, geschmiert. Die Parolen vergleichen die Christen mit Affen und fordern zu Ra­che an Jesus auf. Der Vorfall reiht sich ein in einer Reihe von vandalistischen Angriffen gegen christliche Klöster, die bereits im September und Oktober des vergangenen Jahres stattfanden. Im Zusammenhang mit einem dieser Angriffe wurde indes ein Verdächtiger festgenommen. Nach Medienberichten handelt es sich um einen rechtsgerich­ten 22-jährigen Mann aus Bnei Brak. Der Verdächtige soll im vergangenen September die Klostertür des israeli­schen Trappistenklosters Latrun ange­zündet und Wände mit christenfeind­lichen Parolen wie „Jesus war ein Esel“ beschmiert haben. Die Polizei vermutet, dass es sich bei der Tat um eine Ver­geltung für die Räumung der jüdischen Siedlung Migron im Westjordanland handelte.

(Lateinisches Patriarchat von
Jerusalem/kna/dok)

Syrien

Während sich die Situation der syri­schen Christen offensichtlich zuneh­mend verschlimmert, berichtet der Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS), dass Christen und Muslime bei der Hilfe für die Bürgerkriegsopfer in Syrien eng zu­sammenarbeiten. Laut dem Direktor von JRS international, P. Peter Balleis, sind die Hälfte der rund 600 Mitarbeiter im Land Muslime. Zudem gebe es eine enge Kooperation mit islamischen Stellen in Damaskus und Aleppo. Balleis begrüßte die jüngste Klarstellung von Papst Fran­ziskus, dass katholische Hilfswerke ihre

Unterstützung den Betroffenen unab­hängig von ihrer religiösen oder ethni­schen Zugehörigkeit gewähren sollten. Nach seinen Angaben arbeiten die katholischen Organisationen sowohl in den Rebellengebieten als auch im Ein­flussbereich des Assad-Regimes: „Aus dem politischen Konflikt halten wir uns ganz heraus.“ Insgesamt versorgt der JRS den Angaben zufolge rund 100.000 Notleidende im Land. (kna/dok)

Zentralafrika

Der Bischof und Comboni-Missionar Juan José Aguirre MCCJ von Bangassou in Zentralafrika war Mitte Juli 2013 im Missionshaus der Ordensgemeinschaft in Nürnberg zu Gast. Er berichtete von Furchtbarem, das seine Diözese in die­sem Jahr habe durchleiden müssen. Die SELEKA-Rebellen, teilweise Söldner aus den Nachbarländern und große Grup­pen von Jugendlichen ohne Zukunfts­perspektive, haben das Land überfallen, die Regierung gestürzt und praktisch alle Missionen geplündert, Kirchen ange­zündet und Krankenhäuser geplündert. Der Bischof berichtete, dass fast alle Fahrzeuge geraubt oder zerstört wur­den. Tausende von Menschen, vor allem Christen, seien obdachlos. Jugendliche seien mit den Rebellen unterwegs ge­wesen und hätten ihnen gezeigt, welche Häuser sie anzünden müssen. Muslime und Moscheen wurden geschont. Bi­schof Aguirre berichtete aber auch, dass derzeit missionarische Versöhnungs­aktionen gestartet würden. Zugleich wenden sich die Bischöfe des Landes in einem kritischen Schreiben unter der Überschrift „Niemals mehr so etwas ...!“ an den Regierungschef des Landes: „Man kann nicht das Prinzip der Verge-

bung ausnützen, um ungestraft andere zu missbrauchen. Auch Jesus ist nicht still geblieben, als der Soldat ihm eine Ohrfeige gab. Überall wo die Truppen der SELEKA durchkamen, leidet die Bevölkerung und trauert. Bedrohung, Terror, Folter, Vergewaltigung, Anwerbung von Kindersoldaten, öffentliche Demütigung von Polizisten und Soldaten, wenn sie nicht kaltblütig abgeschlachtet wurden, Flucht der Bevölkerung, Lebensmittelknappheit, Diebstahl, Medikamentenmangel ... Zentralafrika ist ein Gespensterstaat geworden. Die Schreie und Tränen unserer Bevölkerung durchbohren uns das Herz. Warum verurteilen Sie das nicht? Bis wann wollen Sie ihr Schweigen wahren?..“

Indien

In einer Pfarrei der Steyler Missionare im nordindischen Bundesstaat Jharkhand sorgt eine Marienstatue mit einheimischer Kleidung für interreligiösen Streit. Wie der kirchliche Pressedienst „Eglises d'Asie“ berichtet, sehen Animisten der indigenen Gemeinschaft der Sarna darin einen christlichen Konversionsversuch. Sie hätten dagegen nur wenige Tage nach der Enthüllung in den Straßen der Stadt Ranchi protestiert. Die Steyler Missionare, wiesen laut dem Bericht jeden Konversionsversuch zurück. Im Gegenteil handele es sich um eine Darstellung, die die örtliche Tradition bewusst respektiere. Darüber hinaus sprach der Erzbischof der Region, Kardinal Teleshore Toppo, von Versuchen der Hindu-Nationalisten, solche Gelegenheiten für politische Ziele auszunutzen. Angesichts nahender Wahlen hätten bestimmte Leute ein Interesse, „einen Konflikt zwischen Christen und

Nichtchristen heraufzubeschwören“. In Jharkhand regiert die nationalistische Hindu-Partei BJP. (kna/dok)

Nachdem sich in letzter Zeit die Berichte von Vergewaltigungen in Indien häuften, wurde im Juli nun offenbar auch eine katholische Ordensfrau im ostindischen Bundesstaat Odisha entführt und vergewaltigt. Zwei ihrer Cousins seien unter Tatverdacht festgenommen worden, meldete die Zeitung „Times of India“ unter Berufung auf die Polizei im Distrikt Kandhamal. Ein dritter Mann sei flüchtig. Den Angaben zufolge hatte die Novizin in ihrem Kloster in Chennai eine Nachricht über eine schwere Erkrankung ihrer Mutter erhalten. Als die Frau am 5. Juli an der Bahnstation Berhampur angekommen sei, hätten ihre Cousins sie verschleppt. Nach einer Geiselhaft an wechselnden Orten und mehreren Vergewaltigungen durch insgesamt drei Männer sei sie nach einer Woche freigelassen worden. Der zuständige Erzbischof John Barwa nannte die Tat „eine Schande“. (kna/dok)

Mexiko

Ein Seligsprechungsprozess für Sr. Antonietta Böhm FMA soll in Mexiko eröffnet werden. Einen entsprechenden Antrag hat die Generaloberin der Don Bosco Schwestern im Mai 2013, fünf Jahre nach dem Tod Sr. Antoniettas im Alter von 100 Jahren, offiziell an den Ortsbischof in Mexiko gestellt. Sr. Antonietta, 1907 in Bottrop geboren, war viele Jahre als Missionarin und als Oberin in verschiedenen Provinzen und Konventen in Lateinamerika tätig und ist unzähligen Menschen wegen ihrer Fähigkeit zuhören zu können



sowie wegen ihrer Weisheit und Güte in Erinnerung geblieben. In besonderer Weise bleibt in Erinnerung, wie sie mit einer Madonnenfigur („Madonnina“) die Menschen segnete.

(SDBInfo/Sr. Petra Egeling FMA)

Venezuela

Nord- und Südamerikas Missionare werden sich über die Herausforderungen in einer säkularisierten Welt austauschen. Das kündigten die Organisatoren des vierten Amerikanischen Missionskongresses Mitte Juli 2013 an. Rund 4.000 Missionare werden dazu in Venezuela erwartet. Wie der Nachrichtendienst Fides mitteilt, findet der Kongress vom 26. November bis zum 1. Dezember statt. Der Kongress wird von der venezolanischen Bischofskonferenz organisiert. Ziel des Treffens sei, „das Engagement der Kirche auf dem amerikanischen Kontinent zu erneuern und den Missionsauftrag jenseits der geographischen, kulturellen und religiösen Grenzen zu erfüllen“, so die Mitteilung der Bischofskonferenz. (fides)

Brasilien

Brasiliens Oberstes Gericht hat die Haftstrafe gegen den Drahtzieher des Mordes an der Missionarin Dorothy Stang annulliert. Die zuständigen Richter begründeten den Schritt laut örtlichen Medien Mitte Mai 2013 mit einem Verfahrensmangel. Der angeklagte Landbesitzer Vitalmiro Bastos de Moura habe keine faire Chance auf Verteidigung gehabt. Bastos war zuletzt im April 2010 zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Im Oktober 2011 erhielt er eine Hafterleichterung. Der jetzige Gerichtsentscheid ist bereits die vierte Aufhebung eines Urteils gegen Bastos (die OK berichtete). Bis zu einer Neuverhandlung bleibt er jedoch in Untersuchungshaft. Die US-amerikanische Missionarin Sr. Dorothy, die sich für die Landrechte armer Bauern in der Amazonasregion eingesetzt hatte, war 2005 ermordet worden. (kna)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Der Konvent der Ursulinen zu Breslau in Bielefeld hat am 26. Juli 2013 *Sr. Liutgera Matschke OSU* zur neuen Oberin gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Carola Kahler* ab.

Der Konvent des Karmel St. Michael in Dorsten Lembeck hat am 24. Juli 2013 *Sr. Teresa Benedicta Rothkord OCD* für eine weitere Amtszeit als Priorin wiedergewählt.

Nach zwölf Jahren im Amt ist *Sr. Adalberta Mette* aus dem Amt der Generaloberin der Schwestern der Christlichen Liebe ausgeschieden. Zu ihrer Nachfolgerin im Amt wurde im Rahmen des Generalkapitels der Gemeinschaft vom 2. bis 23. Juli in Paderborn *Sr. Maria del Rosario Castro* aus Argentinien gewählt. Sitz des Generalats der Gemeinschaft ist Rom.

Die Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth (Essen) haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 21. Juni 2013 *Sr. Annemarie Bluhm* zur neuen Generaloberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt auf *Sr. M. Heriburgis Vetter*, die es 18 Jahre lang ausgeübt hat.

Neue Generaloberin der Franziskanerinnen von Heiligenbronn ist *Sr. Maria Agnes Löber*. Sie wurde im Rahmen des Generalkapitels der Gemeinschaft am 21. Juni 2013 gewählt und übernimmt

die Aufgabe von *Sr. Maria Judith Kaupp*. *Sr. Maria Agnes* gehörte bereits zuvor dem Generalrat der Gemeinschaft an.

Die Deutsche Kapuzinerprovinz hat am 12. Juni 2013 auf ihrem Provinzkapitel im Kloster Reute *P. Marinus Parzinger OFM Cap* zum neuen Provinzialminister gewählt. Er folgt in diesem Amt *P. Christophorus Goedereis*, der zur Gründung der gemeinsamen Provinz 2010 dazu bestimmt worden war. *P. Marinus* war bislang Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Joseph/München. (ofmcap)

Am 8. Juni 2013 hat der Konvent der Abtei Königsmünster für 12 Jahre *P. Aloysius Althaus OSB* zum vierten Abt des Klosters gewählt. *P. Aloysius* wurde 1966 in Bad Berleburg geboren. 1988 trat er in die Abtei Königsmünster ein und legte 1989 seine ersten Gelübde ab. 2005 wurde er zum Priester geweiht. Er war Subprior des Klosters und als Infirmar für die alten und kranken Mitglieder verantwortlich. Er löst im Amt *Abt Prof. Dr. Dominicus M. Meier* ab. Die Abtweihe durch den Paderborner Erzbischof *Hans-Josef Becker* fand am 21. Juli in der Abteikirche statt.

Die Mönche der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier haben am 5. Juni 2013 ihren bisherigen *Abt Ignatius Maaß OSB*, wiedergewählt. Die Amtszeit erstreckt sich auf acht Jahre. *Abt Ignatius*



wurde 2005 erstmals in dieses Amt gewählt. An der Wahl teilgenommen haben auch die Brüder vom Priorat auf der Huysburg. Sie bilden seit 2004 gemeinsam mit den Trierer Brüdern den Konvent der Abtei St. Matthias.

Die Nazarethschwwestern vom hl. Franziskus (Goppeln) haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 2. Juni 2013 eine neue Leitung gewählt. Neue Generaloberin ist *Sr. M. Daniela Mix*. Die bisherige Generalvikarin hatte bereits seit dem krankheitsbedingten Rücktritt von Generaloberin *Sr. M. Theresia Köst* die Amtsgeschäfte geführt.

Neuer Delegat des Provinzials der Polnischen Provinz der Resurrektionisten in Deutschland ist seit dem 1. Juni 2013 *P. Kasimir Zaranski CR*. Er folgt in diesem Amt auf *P. Marek Flasiński CR*.

Die Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters St. Clara in Trier haben am 31. Mai 2013 *Äbtissin M. Benedikta Fuchs OSC* für eine weitere Amtszeit wiedergewählt.

Die Deutschordensschwwestern haben am 28. Mai 2013 *Sr. Maria-Franziska Meier* zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. Mirjam Müller* ab, die nun zur stellvertretenden Provinzoberin gewählt wurde.

Vom 27. bis 29. Mai 2013 fand in der Benediktinerabtei Gerleve eine außerordentliche Föderationsversammlung der Deutschen Föderation der Benediktinerinnen vom Hl. Sakrament statt. Zur neuen Föderationspräsidentin wurde *Sr. Bernhilda Wichmann OSB*, seit 12 Jahren Priorin ihrer Gemeinschaft

in Kloster Kreitz, Neuss, gewählt. Sie löst *Sr. Johanna Domek OSB*, Köln-Raderberg, ab.

Am 27. Mai 2013 hat der Konvent der Benediktinerabtei Ottobeuren *P. Johannes Schaber OSB* zum 66. Abt gewählt. Er ist Nachfolger von Abt Paulus Weiße, der nach Erreichen der Altersgrenze satzungsgemäß vom Amt zurücktrat. Abt Paulus leitete das Kloster seit 2002. Die Weihe des neuen Abtes fand am 27. Juli durch den Augsburger Bischof Konrad Zdarsa statt. (osb/dt)

Die Benediktinerinnen der Abtei St. Gertrud in Alexanderdorf (Brandenburg) haben am 27. Mai 2013 *Sr. Bernadette Pruß OSB* zur dritten Äbtissin des Klosters gewählt. Die Äbtissinnenweihe durch den Erzbischof von Berlin, Rainer Maria Kardinal Woelki, ist für den 24. August geplant. Die aus Berlin stammende gelernte Augenoptikerin trat 1989 in Alexanderdorf ein und legte 1994 die feierliche Profess ab. Ein Theologiestudium in Erfurt schloss sie im Jahr 2000 mit dem Diplom ab. Sie war Novizenmeisterin und seit 2010 Priorin der Gemeinschaft. Ihre Vorgängerin, Altäbtissin Ursula Schwalke OSB, war am 29. April 2013 nach 13-jähriger Amtszeit mit Erreichung der Altersgrenze (70 Jahre) und dreijähriger Verlängerung zurückgetreten.

Das 18. Provinzkapitel der Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe (Maria Immaculata Provinz – Nonnenwerth) hat eine Verlängerung der Amtszeit von *Sr. Maria Lay* als Provinzoberin um zwei Jahre beschlossen, um Schritte für eine Umwandlung der Provinz in eine einfachere Struktur

vorzunehmen. Die Religiösenkongregation hat die Verlängerung bestätigt. Sr. Maria ist seit 1998 Provinzoberin.

Das Generalkapitel der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie zu Mallersdorf, hat am 23. Mai Sr. M. *Jakobe Schmid* für die nächsten sechs Jahre zur neuen Generaloberin gewählt. Die aus Gmünd (Lkr. Neustadt/Waldnaab) stammende S. M. Jakobe trat 1975 in die Ordensgemeinschaft der Mallersdorfer Franziskanerinnen ein und legte 1984 die ewige Profess ab. Sie ist ausgebildete Krankenschwester und Pflegedienstleiterin. Nach einer weiteren Ausbildung zur Betriebswirtin war sie im Nardinklinikum Zweibrücken und Landstuhl in der Geschäftsführung tätig. Beim Generalkapitel 2007 wurde sie als Generalvikarin in die Ordensleitung gewählt.

Zur neuen Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen ist im Rahmen des Generalkapitels der Gemeinschaft vom 20. Mai bis 2. Juni 2013 Sr. *Katharina Ganz OSF* gewählt worden. Die 42-jährige Franziskanerin folgt Sr. Veridiana Dürr, die das Leitungsamt seit 12 Jahren innehat. Die Amtszeit der neuen Leitung beginnt am 7. Dezember. Sr. Katharina trat 1995 im Kloster Oberzell ein, legte 1999 die zeitliche und 2002 die ewige Profess ab. Nach Schulzeit und Abitur in Münsterschwarzach studierte sie Katholische Theologie und Sozialwesen. Von 1999 bis 2004 war sie als Sozialpädagogin in der Frauenarbeit eingesetzt. Ab 2006 übernahm sie die Leitung des Bildungs- und Exerzitienhauses „Haus Klara“.

Der Salesianerinnenkonvent des Klosters Zangberg hat am 16. Mai 2013 Sr.

Beata Maria Beck OVM zur neuen Oberin gewählt. Sie löst in dieser Aufgabe Sr. Claudia Maria Seitz ab.

Zur neuen Regionalleiterin der Missionarinnen Christi (Region Deutschland / Österreich) ist Sr. *Christine Rod MC* gewählt worden. Sie übernimmt das Amt am 6. Oktober von Sr. Ulrike Richter. Sr. Christine hat in den vergangenen Jahren im Kardinal König Haus in Wien gearbeitet und viele Gemeinschaften bei Veränderungsprozessen begleitet.

Das Provinzkapitel der Deutschen Franziskanerprovinz hat am 15. Mai 2013 in Hofheim (Taunus) eine neue Provinzleitung gewählt. *P. Cornelius Bohl OFM* wurde im Amt des Provinzialministers bestätigt, das er im März 2012 nach dem Tod des ersten Provinzialministers der Deutschen Franziskanerprovinz, P. Norbert Plogmann, übernommen hatte. Bei der Vereinigung der vier ehemaligen deutschen Franziskanerprovinzen am 1. Juli 2010 war ihm das Amt des Provinzialvikars übertragen worden; zuvor war er Pfarrer in München St. Anna.

Sr. *Rita-Maria Käb* ist für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren Generaloberin der Ritaschwestern in Würzburg. Das zehnte Generalkapitel der Gemeinschaft fand vom 8. bis 18. Mai 2013 statt. Die Wahl am 14. Mai leitete der Würzburger Bischof Dr. Friedhelm Hofmann.

Die Arbeitsgemeinschaft der Formationsleiterinnen (AGF) hat im Rahmen ihrer letzten Versammlung Ende April 2013 einen neuen Vorstand gewählt. Neue Vorsitzende ist Sr. *Dorothee*



Halbach (Kreuzschwestern Hegne). Sie ist seit 2006 Formationsleiterin in der interprovinziellen Formation ihrer Gemeinschaft.

Neue DOK-Vorstandsmitglieder

Im Rahmen der Mitgliederversammlung der DOK fand am 10. Juni eine Nachwahl in den erweiterten Vorstand statt. Sie war notwendig, weil wegen einem Wechsel im Amt in ihren eigenen Gemeinschaften vier Vorstandsmitglieder aus dem Vorstand ausgeschieden waren. Zur neuen stellvertretenden Vorsitzenden der DOK wurde *Sr. Regina Pröls* gewählt, die Generaloberin der Franziskusschwestern vonierzehnheiligen. In den erweiterten Vorstand wurden *P. Josef Gröninger SDB*, Provinzial der Salesianer Don Boscos, *Sr. Hildegard Schreier MC*, Generalleiterin der Missionarinnen Christi und *Abtpräses Jeremias Schröder OSB* gewählt. Auf dem Programm stand auch die Wiederwahl von Generalsekretärin *Sr. Walburga M. Scheibel OSF*. Sie wurde einstimmig im Amt bestätigt. Ausgeschieden aus dem Vorstand waren in den vorausgegangenen Monaten die bisherige stellvertretende Vorsitzende *Sr. Miriam Altenhofen SSpS* sowie *P. Dr. Thomas Klosterkamp OMI*, *Abt Dr. Dominicus Meier OSB* und *P. Dr. Bernd Werle SVD*.

DOK: Mitgliederversammlung beschließt Satzungsänderung

Die diesjährige Mitgliederversammlung der DOK hat einen Satzungsänderungsvorschlag des Vorstands mit großer Mehrheit angenommen. Die Änderungen waren aus verschiedenen Gründen

notwendig geworden. Die aktuelle Fassung der DOK-Satzung steht auf der Internetseite orden.de (Rubrik „DOK“) zum Download zur Verfügung.

Controlling weiter im Verantwortungsbereich der Ordensleitungen

Die Mitgliederversammlungen von VDO und VOD und VOB haben im Jahr 2003 einen Beschluss „Wirtschaftsaufsicht in den Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts“ verbindlich empfohlen, wonach sich diese Ordensgemeinschaften zu einer regelmäßigen externen Wirtschaftsprüfung verpflichten, mit der das ernsthafte Bemühen dokumentiert und glaubwürdig gemacht wird, wirtschaftliche Schief lagen und Zusammenbrüche zu verhindern und aktiv an der Gestaltung einer soliden wirtschaftlichen Situation verantwortlich mitzuwirken. (Vgl. den Artikel „Controlling im Ordensbereich“ von P. Rüdiger Kiefer in OK 4/2003, S. 443ff.). Die diesjährige DOK-Mitgliederversammlung hat dieses Anliegen bestätigt: „Interesse und Verantwortung für eine solide Wirtschaftsführung und Prüfung liegen weiter bei den Ordensleitungen.“ Aufgehoben wurde die Empfehlung der Versammlungen von 2003, Kopien der Prüfvermerke über durchgeführte Prüfungen dem Generalsekretariat der DOK zuzusenden.

Missbrauchsbeauftragter der Bundesregierung startet Hilfeportal für Betroffene

Ein neues Online-Angebot bietet Missbrauchsopfern Informationen zu Beratung, Hilfen und Fragen der Prävention.

Wie der Unabhängige Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung, Johannes-Wilhelm Rörig, mitteilte, unterstützt eine Datenbank die Suche nach Beratungs- und Hilfsangeboten an Ort und Stelle. Das Hilfeportal (<http://www.hilfeportal-missbrauch.de/>) richtet sich nach seinen Angaben an erwachsene Betroffene und Jugendliche sowie an Angehörige von Missbrauchsoffern.

DOK-Mitgliederversammlung zu sexuellem Missbrauch Minderjähriger und der Heimerziehung in den 50er bis 70er Jahren

Die DOK-Vollversammlung 2013 hat die Notwendigkeit eines fortgesetzten Engagements in aktiver Präventionsarbeit gegen sexuellen Missbrauch unterstrichen. Sie empfiehlt ihren Mitgliedern, die in der „Gemeinsamen Vereinbarung zur Umsetzung der Empfehlungen des Runden Tisches Sexueller Kindesmissbrauch“ zwischen der DOK und dem Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM) genannten Maßnahmen umzusetzen. Dazu kann die auf die Gemeinschaft und ihre Institutionen abgestimmte Version der DBK-Rahmenordnung zur Prävention (2010) einbezogen werden.

Die Mitgliederversammlung hat außerdem die Aufarbeitung der Situation in Heimen der Behindertenhilfe und Psychiatrie in den Jahren 1949 – 1975 befürwortet. Der Vorsitzende, Abt Hermann-Josef stellte dazu fest: „Hier muss mit derselben Ernsthaftigkeit verfahren werden, wie bei Betroffenen aus den Kinder- und Jugendheimen. Für Kinder und Jugendliche aus dem Be-

reich Behindertenhilfe und Psychiatrie, denen Unrecht geschehen ist, sollten vergleichbare Regelungen gefunden werden.“

„Ashram Jesu“-Sekretariat nach Hadamar verlegt - DOK gibt Trägerschaft des „Ashram Jesu“ zum Jahresende ab.

Die DOK gibt die Trägerschaft des ‚Ashram Jesu‘ zum 1. Januar 2014 an den Ashram Jesu e.V. Bereits zum Ende Juli 2013 wurde das Sekretariat des ‚Ashram Jesu‘ aus dem Bonner Haus der Orden nach Hadamar verlegt. Es wird jetzt von Sr. Petra Maria Hothum koordiniert. Die neuen Kontaktdaten lauten: Ashram Jesu, 65589 Hadamar, info@ashram-jesu.de, Tel.: 06433 91 89 484. Alle Informationen auch unter <http://www.ashram-jesu.de/>.

V.K.I.T.: Profil katholischen Internate und Tagesinternate schärfen

Der Verband Katholischer Internate und Tagesinternate (V.K.I.T.) will Qualitätskriterien für katholische Internate und Tagesinternate entwickeln. Dies war Thema seiner diesjährigen Mitgliederversammlung. Eine Arbeitsgruppe des Verbandes soll unter wissenschaftlicher Begleitung solche Qualitätskriterien benennen. Außerdem ist geplant, auf der Grundlage dieser Kriterien ein Evaluationsverfahren zu etablieren. Einrichtungen, die sich dieser Evaluation unterziehen und den Standards entsprechen, sollen künftig das Qualitätssiegel „Katholisches Internat / Katholisches Tagesinternat“ erwerben können. In den



Qualitätskriterien, der Evaluation und dem Qualitätssiegel sieht der Verband Instrumente, um einer inner- und au-
Berkirchlichen Öffentlichkeit die Spezi-
fika der katholischen Internatpädagogik darstellen zu können. Der Verband strebt damit eine schärfere Profilierung in der Ganztagschuldebatte an. (vkit)

Letzte Fritzlärer Ursuline verstorben

Am 7. April 2013 ist die letzte Schwester des Fritzlärer Ursulinenkonvents, Sr. Maria Magdalena Liebera, verstorben. Sie wurde am 12. April unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und der Schule beerdigt. „Delegierte“ Oberin des Fritzlärer Konvents ist Sr. Ingeborg Wirz OSU aus Duderstadt. Sie begleitete die Verstorbene auf ihrem letzten Weg. Auch Ursulinen aus Leinefelde, Osnabrück und Würzburg nahmen an der Beerdigung teil. (Ursulinennachrichten)

Augustiner gründen erneut Konvent in Erfurt

Die Augustiner (Bayerisch-Deutsche Provinz) planen zum Ende des Jahres in Erfurt mit drei Priestern einen kleinen Konvent zu gründen. Sie wollen ab 2014 in der städtischen Seelsorge mitarbeiten. Derzeit gibt es Überlegungen für Einsätze in der Innenstadt- und Schulpastoral sowie in der Ökumene. Es ist das dritte Mal, dass sich Augustiner-Eremiten in Erfurt niederlassen. Zunächst begannen sie 1277 mit dem Bau des heute evangelischen Augustinerklosters, das während der Reformation und nach dem Tod des letzten Mönches von der Stadt Erfurt 1559 säkularisiert wurde. Dem Konvent dieses Klosters ge-

hörte auch der spätere Reformator Martin Luther (1483 - 1546) an. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts gab es zum zweiten Mal ein Augustinerkloster in Erfurt, das 1822 durch den preußischen Staat aufgehoben wurde.

(kna/augustiner.de)

Seligsprechungsprozess für Franz Reinisch SAC in Trier eröffnet

Der Seligsprechungsprozess für den unter der nationalsozialistischen Diktatur hingerichteten deutschen Pallottiner P. Franz Reinisch SAC ist am 28. Mai in Trier eröffnet worden. Reinisch bezog öffentlich Stellung gegen die menschenverachtende Ideologie der Nationalsozialisten und wurde 1940 mit einem Predigt- und Redeverbot belegt. Den mit der Einberufung zur Wehrmacht einhergehenden Fahneid auf Hitler lehnte er aus Gewissensgründen ab. Er wurde 1942 in Brandenburg bei Berlin exekutiert. Postulator P. Dr. Heribert Niederschlag SAC betonte, der Ordensmann habe die Eidverweigerung als „Entscheidung für Christus“ verstanden. (POW/BPT/dok)

Hochschule Heiligenkreuz übernimmt Benediktbeuerner Hochschulbibliothek

Im Zuge der Einstellung des Lehrbetriebs der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benediktbeuern übergeben die Salesianer Don Boscós einen Großteil ihrer Bibliothek an die Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz (Niederösterreich). Die Übergabe der rund 265.000 Bände der Studienbibliothek soll zum 1.

Oktober dieses Jahres erfolgen. Die Bibliothek der PTH Benediktbeuern wird zum 30. September offiziell geschlossen. Rund 35.000 schwerpunktmäßig sozialpädagogische Fachbücher aus dem Bestand der bisherigen Bibliothek der PTH Benediktbeuern übernimmt darüber hinaus die Katholische Stiftungsfachhochschule (KSFH) am Standort Benediktbeuern in ihren Bestand; die Bibliothek des früheren Augsburger Bischofs Dr. Joseph Freundorfer (1894-1963), geht in den Besitz der Diözese Augsburg über. Im Eigentum der Salesianer Don Boscos und damit am Standort Benediktbeuern erhalten bleiben die für den Orden wichtigen Werke der praktischen Theologie und Spiritualität, bedeutende Literatur zur Geschichte des Klosters Benediktbeuern und seinem Umfeld, eine wissenschaftlich wertvolle Gebetbuchsammlung, ein Bestand speziell salesianischer Fachliteratur sowie der Altbestand der Bibliothek mit Werken, die vor 1850 erschienen sind. (sdb)

Mittelalterbaustelle: „Klosterstadt“ eröffnet

Nach jahrelangen Planungen wurde am 22. Juni der „Campus Galli“ - die „Karolingische Klosterstadt“ Meßkirch eröffnet. Auf einem 24 Hektar großen Waldgelände bei Meßkirch im Landkreis Sigmaringen soll mit den Arbeitsweisen und Werkzeugen des 9. Jahrhunderts eine touristische „Klosterstadt“ mit Kirchen, Wirtschafts- und Wohngebäuden, Stallungen und Gärten entstehen. Vorbild ist der um 820 auf der Bodenseeeinsel Reichenau gezeichnete St. Galler Klosterplan. Die geplante Bauzeit ist mindestens 40 Jahre. Erstes Großprojekt

ist der Bau einer zentralen Holzkirche. Getragen wird das Freilichtmuseum von einem gemeinnützigen Trägerverein, finanziell unterstützt wird der Campus Galli von der Stadt Meßkirch. Anschubfinanzierungen gab es auch von der EU. (kna/div)

Ausstellung über klösterliche Spielkultur

Die „klösterliche Spielkultur“ steht im Mittelpunkt einer Ausstellung im LWL-Landesmuseum für Klosterkultur in Lichtenau-Dalheim. In der bis zum 3. November laufenden Sonderausstellung „Heiter bis göttlich“ sind auf 600 Quadratmetern 300 Exponate zur klösterlichen Spielkultur vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart zu sehen. Das Museum für Klosterkultur ist im 1803 säkularisierten ehemaligen Augustiner-Chorherrenstift Dalheim beheimatet. Neben der Sonderausstellung präsentiert es die Vielfalt klösterlichen Wirkens in einer modernen Dauerausstellung.



...Neue Bücher

Johann J. Reißmeier

Sexueller Missbrauch im kirchlichen Strafrecht

Verfahren – Zuständigkeiten – Strafen; eine Handreichung
Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag, 2012. – 124 S.

Die kirchenrechtlichen Aspekte des Umgangs mit sexuellem Missbrauch sind bereits seit etwa 20 Jahren Gegenstand zahlreicher fachwissenschaftlicher Abhandlungen. Eine auf die Praxis ausgerichtete zusammenfassende Darstellung in deutscher Sprache hat man demgegenüber bis vor kurzem vergeblich gesucht. Die von Johann J. Reißmeier vorgelegte „Handreichung“ schließt diese Lücke und wendet sich dazu an „Betroffene, kirchliche Gerichte und Entscheidungsträger und -trägerinnen in Diözesen und Orden“. Das Buch beschränkt sich dabei auf die universal-kirchlichen Bestimmungen des kirchlichen Straf- und Strafverfahrensrechts. Die von den deutschsprachigen Bischofskonferenzen in den vergangenen Jahren veröffentlichten Dokumente zu anderen Aspekten im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch – wie Prävention, Umgang mit den Opfern, Anerkennungsleistungen – sind also nicht Gegenstand der Darstellung. Der Verfasser, derzeit Bischofsvikar für die Weltkirche und für die Ständigen Diakone im Erzbistum Salzburg, kann sich einerseits auf seine Erfahrungen im Aufbau der Ombudsstelle für Opfer sexuellen Missbrauchs in seinem Bistum stützen, andererseits auf sein im Jahre 2011 mit einer Arbeit zu diesem Thema abgeschlossenes Kirchenrechtsstudium.

Die Handreichung stellt die Rechtsnormen dar, die gegenwärtig anzuwenden sind. Unerwähnt bleibt dabei, dass der Apostolische Stuhl seit einiger Zeit an einer Revision des gesamten kirchlichen Strafrechts arbeitet. Der Entwurf einer Neufassung des Strafrechts (Buch VI des CIC) wurde im September 2011 an die üblichen Konsultationsorgane (Bischofskonferenzen, kanonistische Fakultäten usw.) versandt. Wenn es gelingt, diese Revision zum Abschluss zu bringen, wird auch die vorliegende Handreichung in dem einen oder anderen Punkt überholt sein.

Nach einer kurzen Einführung in Sinn und Zweck von Kirchenstrafen (Kapitel 1) wird der Straftatbestand dargestellt (Kapitel 2), und zwar nicht nur der Straftatbestand nach dem seit 2010 geltenden Recht, sondern auch nach dem CIC/1917 und



ISBN 978-3-7022-3146-0.
EUR 14.95.

nach den im Jahre 2001 erlassenen Bestimmungen. Die Darstellung des Straftatbestands nach dem früheren Recht ist sinnvoll, weil ein heute durchgeführtes Strafverfahren zwar, was den Verfahrensablauf angeht, nach dem heute geltenden Recht vorzugehen hat; für die Frage der Strafbarkeit sind jedoch die zum Zeitpunkt der Straftat geltenden Normen maßgeblich. Es wäre sinnvoll gewesen, dass das Buch diese grundlegende Unterscheidung irgendwo zur Sprache gebracht hätte. Durch die geplante Revision des Strafrechts dürfte sich der Straftatbestand erneut ändern: Während das kirchliche Recht sexuellen Missbrauch bislang nur unter Strafe stellt, wenn er von Klerikern begangen wurde, sieht der Revisionsentwurf auch die Strafbarkeit bei anderen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern vor. Bei der anschließenden Darstellung des Strafverfahrens (Kapitel 3) wird sowohl das verwaltungsrechtliche Strafverfahren als auch das gerichtliche Strafverfahren behandelt. Die Darstellung des Verfahrens geht auch auf die besondere Situation von Ordensklerikern ein (S. 58 f.). Dabei besteht die Besonderheit, dass dem höheren Oberen einer Ordensgemeinschaft in seiner Funktion als Ordinarius – anders als einem Ortsordinarius – kein eigenes Gericht für die Behandlung von Straftaten zur Verfügung steht. Die Glaubenskongregation wird in solchen Fällen typischerweise entweder ein Diözesangericht beauftragen, den Fall zu behandeln, oder vom obersten Leiter der Ordensgemeinschaft die Durchführung eines Verwaltungsstrafverfahrens verlangen. Bei der Behandlung der Pflicht des Ordinarius, das Ergebnis der Voruntersuchung an die Glaubenskongregation weiterzuleiten (S. 52 und 59 f.), wäre ein Hinweis darauf sinnvoll gewesen, dass eine solche Mitteilung – angesichts der Möglichkeit der Kongregation, die Verjährung aufzuheben – auch dann erforderlich ist, wenn die Straftat bereits verjährt ist. Berechtigt ist die Kritik des Verfassers (S. 54) an den Bestimmungen in c. 489 § 2 CIC über die Vernichtung der Akten nach dem Tod des Straftäters bzw. zehn Jahre nach seiner Verurteilung. Die Kapitel 4 bis 6 sind der Strafzumessung, den Bestimmungen über die Verjährung sowie den möglichen Strafen gewidmet.

Das Buch führt sorgfältig in diese einzelnen Aspekte ein, um auch Lesern, die bislang keine Kenntnisse im kirchlichen Strafrecht besitzen, das Verständnis zu erleichtern. Abgesehen von einigen kleinen Irrtümern oder Versehen, wird die Rechtslage zutreffend dargestellt. Dass der Name der anklagenden Person dem Angeklagten nicht mitgeteilt werden muss, ist nicht generell vorgeschrieben (so aber S. 68), sondern nur für Straftaten im Zusammenhang mit dem Bußsakrament (*Normae* 2010, Art. 24 § 1). Dass der Beschuldigte an der Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen teilnehmen kann (so S. 76), schließt c. 1559 CIC im Regelfall gerade aus. Ein paar kleinere Ungenauigkeiten: Die Weihe zum Subdiakon gehörte nach c. 949 CIC/1917 nicht zu den niederen (so aber S. 18), sondern zu den höheren Weihen. Mehrfach finden sich Rechtschreibfehler in Zitaten aus dem Lateinischen (S. 18: „Laicus legitime damnati ...“ statt richtig „Laici ...“; S. 19: „Clerici ... reis“ statt „... rei“; S. 23: vor „ad dimissionem“ fehlt das Wort „usque“).

Für einen ersten Überblick über den kirchenrechtlichen Umgang mit sexuellem Missbrauch in Deutschland eignet sich die vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebene Arbeitshilfe Nr. 246: „Aufklärung und Vorbeugung

– Dokumente zum Umgang mit sexuellem Missbrauch im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz“. Für eine nähere Beschäftigung mit den strafrechtlichen Bestimmungen ist dann das voranstehend besprochene Buch geeignet. Wer noch detailliertere Information über die einzelnen Bestimmungen des Strafverfahrens sucht, einschließlich Musterformulierungen für dabei zu erlassende Dekrete usw., kann den – ebenfalls vor allem für Fälle von sexuellem Missbrauch verfassten – Loseblatt-Kommentar „Der kirchliche Strafprozess nach dem Codex Iuris Canonici und Nebengesetzen“ von Rüdiger Althaus und Klaus Lüdicke (Beihefte zum Münsterischen Kommentar, Bd. 61) zur Hand nehmen.

Ulrich Rhode SJ

Anneliese Herzig

In der Spur Jesu

Leben nach den Evangelischen Räten.

Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag, 2012. – 110 S.

In jeder Zeit ist es den Christen aufgetragen, unter den je neuen Bedingungen Antworten darauf zu finden, was es heißt, Jesus Christus nachzuzugeln und in „seiner Spur“ zu gehen. Seit alters her gelten dabei die drei „klassischen“ evangelischen Räte, Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, als „Symbol für entschiedene Christusnachfolge“ (S. 7). Doch auch sie bedürfen angesichts der sich ständig wandelnden soziokulturellen Bedingungen, unter denen sie gelebt werden, immer wieder der Neuinterpretation. Einen solchen Entwurf legt die Ordens theologin und langjährige Generaloberin der in der Tradition des hl. Alfons von Liguori (1696-1787) stehenden „Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser“, Sr. Anneliese Herzig, hiermit vor. Das Buch stellt den 5. Band der Reihe „Spiritualität und Seelsorge“ dar, die von den Redemptoristen herausgegeben wird. Dabei tut die Autorin schon in ihrer Einführung kund, was die sie leitende Intention ist: Es geht ihr darum, „das Leben nach den evangelischen Räten in der Spiritualität der Erlösung zu verankern“ (S.7). Und so buchstabiert sie die Räte im Licht des redemptoristischen Charismas und damit unter der Perspektive der vom Evangelium verkündeten Erlösung und Befreiung neu. Angesichts der Tatsache, dass die Räte in der heutigen Kultur auf wenig Verständnis stoßen, „benötigen wir“, so die Autorin, „eine ‚Relecture‘ der evangelischen Räte und der ihnen entsprechenden Ordensgelübde, damit sie als Weisen menschlicher Selbstverwirklichung und Aus-



ISBN 978-3-7022-3203-0.

EUR 9.95.

druck der Jesus-Nachfolge erkennbar bleiben und in ihrer Bedeutung aufscheinen können“ (S. 10). Wenn das hier zu besprechende Buch auch primär das Ordensleben im Blick hat, so weist die Verfasserin doch von Anfang an mit Recht darauf hin – und man kann dies gar nicht oft genug tun! –, dass die mit den evangelischen Räten gemeinten Grundhaltungen *allen* Christen zu leben aufgetragen sind, freilich in je unterschiedlicher Ausgestaltung, die der jeweiligen Lebensform entsprechen muss. Die fünf Kapitel des Buches werden von der *Einführung* (S. 7-10) und dem *Schluss. In der Spur Jesu bleiben* (S. 105f) umrahmt. Auf die Einführung folgt eine *Ortsbestimmung*, in der die Verfasserin sich in der Tradition der geistlichen Familie des hl. Alfons von Liguori verortet (S. 11-20). In dem ebenfalls sehr grundlegenden Teil *Lebensgestalt* (S. 21-34) vermittelt sie einige Differenzierungen und fundamentale Erkenntnisse zum Verständnis der evangelischen Räte. Dabei wird deutlich, dass sie das Leben nach den evangelischen Räten als etwas sehr Lebendiges begreift: „Die ganz konkrete Lebensgestalt formt sich in einem fortwährenden Gespräch von Lebensform, Impuls des Evangeliums und Tradition. Diese Gestalt ist einem stetigen Prozess des Wachsens und Werdens unterworfen und bleibt notwendig fragmentarisch. Licht und Schatten gehören zu ihr. Sie ist nicht ‚fertig‘“ (S. 24). Bemerkenswert ist auch die Unterscheidung zwischen Innen- und Außenseite der evangelischen Räte, ihrem „Geist“ und der konkreten „Praxis“. Dabei wird auch auf eine hilfreiche Differenzierung Willi Lamberts zurückgegriffen, der in Bezug auf die christliche Lebenskultur zwischen „Halt“ (Gottesbeziehung als Fundament christlichen Lebens), „Haltung“ (der dem konkreten Tun zugrunde liegende Habitus), „Verhalten“ (konkrete Handlungen) und „Verhältnissen“ (äußere Lebensgestaltung) unterscheidet. Alle vier Dimensionen stehen auch beim Verständnis und in der Lebenspraxis der Räte in einer einander beeinflussenden Wechselbeziehung (S. 29-31). Das wird in den späteren Ausführungen des Buches immer wieder bestätigt. Auch der Hinweis ist wichtig, dass das Leben nach den evangelischen Räten das ganze Leben des Ordenschristen durchformt: die Gottesbeziehung, die Deutung der eigenen Biographie, die Begegnungen mit den Menschen, den Umgang mit der Schöpfung, das gemeinschaftliche Leben und nicht zuletzt die persönliche und die gemeinschaftliche Sendung (S. 31-33). Der erste Hauptteil des Buches, der die Überschrift *In Freiheit nach dem Evangelium leben* trägt, ist mit fast 50 Seiten zugleich der längste und ausführlichste Teil des Buches (S. 35-83). In ihm werden nacheinander die drei zentralen evangelischen Räte behandelt. Und schon die Überschriften zeigen, dass die Autorin ihrem Anliegen, sie im Licht der von Christus geschenkten Freiheit zu deuten, treu bleibt: *Armut: Befreit zum dankbaren Empfangen und zum Teilen* (S. 35) und *Gehorsam: Befreit zum Hören und zum miteinander Handeln* (S. 53). Der dritte Rat wird reflektiert anhand der drei traditionellen Bezeichnungen „Ehelosigkeit“, „Keuschheit“, „Jungfräulichkeit“, die gleichfalls im Licht von Erlösung und Freiheit gesehen werden: *Ehelosigkeit oder Freiheit zum Lassen* (S. 71) – *Keuschheit: Frei zur Transparenz* (S. 75) – *Jungfräulichkeit: Befreit zur Hoffnung* (S. 79). Dabei werden die drei klassischen Räte im Sinne des Evangeliums ausgelegt: „An ihnen wird deutlich, wie die erlöste Gemeinschaft mit Gott und untereinander aussehen kann – unter den Bedingungen des gegenwärtigen Lebens, das noch im Prozess ist, sich in der Spannung von ‚schon‘

(da) und ‚noch nicht‘ (vollkommen) abspielt.“ (S. 36). In einer Zeit, in der Papst Franziskus in ganz neuer Weise die Sendung der Kirche zu den „Armen“ betont, liest man nicht zuletzt die Ausführungen zum ersten Rat ganz unwillkürlich mit neuen Augen und spürt, wie aktuell die hier vorgelegte Deutung ist: „Vieles muss heute los-gelassen werden – und damit rücken wir der Armut ein Stück näher“ (S. 41).

Einen besonderen Neuigkeitswert hat der folgende Hauptteil „*Vielfache Räte*“ des *Evangeliums* (S. 85-100). Hier macht die Verfasserin Ernst mit der schon in der Einführung (S. 10) zitierten Rede des II. Vatikanums von den „vielfachen Räten des Evangeliums“ (LG 42). Aus der Vielzahl der evangelischen Räte, die über die klassische Trias „Armut, Gehorsam, Ehelosigkeit“ hinausgehen, wählt die Verfasserin dann insgesamt sechs besonders aktuell erscheinende aus, die sie, wie schon zuvor die drei klassischen Räte, näher betrachtet im Hinblick auf ihre persönliche, aber auch ihre gemeinschaftliche und politische Dimension: „Gewaltfreiheit“, „Aufmerksam und berührbar“, „Vergebung“, „Gastfreundschaft“, „Freiheit des Geistes“, „Anderere teilhaben lassen an der Sendung“. Sie alle sollen helfen, „dem Evangelium Jesu Christi (m)ein Gesicht hier und heute“ zu geben (S. 86). In einem letzten Kapitel vor dem Schlusswort mit dem Titel *Ein altes Gebet neu gedeutet* lenkt die Verfasserin, den „Engel des Herrn“ auslegend, den Blick auf Maria, die sie im Licht dieses wertvollen Gebetes als „armen, gehorsamen und jungfräulich-mütterlichen“ Menschen und damit als Jüngerin Christi par excellence vorstellt (S. 101-104).

Der vorliegende Band stellt aus meiner Sicht für alle Ordensleute (und auch über sie hinaus) eine große Bereicherung dar. Der Autorin ist für den Mut sehr zu danken, in der heutigen Zeit die evangelischen Räte neu auszulegen. Es ist unverkennbar, dass die hier gemachten Aussagen und vermittelten Einsichten in der Tat „vielen Erfahrungen und Gesprächen“ entsprungen sind, wie die Verfasserin es in der Einleitung zum Ausdruck bringt (S. 7). Der ganze Duktus des Buches ist auf überzeugende Weise persönlich, lebensnah und konkret und dabei zugleich sehr einladend und gewinnend. Das Bild vom Ordensleben, das hier gezeichnet wird, atmet die biblische „Freiheit des Geistes“ (vgl. Gal 5,1) und ist dabei in keiner Weise idealisierend. Es ist zugleich in der Hl. Schrift und in der Tradition des Ordenslebens verankert und gibt wertvolle Impulse für eine „zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens“ (PC 2). Auch wenn sich die Verfasserin in vielen Beispielen und Zitaten eindeutig und auf überzeugende Weise in der Tradition des hl. Alfons von Liguori und seiner geistlichen Schule verortet, so ist dies in keiner Weise einengend, sondern lädt eher zum Nachdenken darüber ein, welche Beispiele aus anderen Traditionen das Gesagte ergänzen oder untermauern könnten. Was sie hier vorgelegt hat, ist modellhaft dafür, was das II. Vatikanum mit der Aufforderung zur „ständigen Rückkehr zu den Quellen jeden christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs“ und zugleich zur „Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“ (PC 2) allen Ordensgemeinschaften ans Herz gelegt hat. Der vorliegende Band ist nicht nur für die persönliche geistliche Lesung geeignet, sondern könnte auch eine anregende Grundlage für das brüderliche bzw. schwesterliche Gespräch in den verschiedenen Ordensgemeinschaften darstellen. Es ist ihm daher eine weite Verbreitung zu wünschen.

Zwischen Philosophie und Theologie

Interpretationen zu zentralen fundamentaltheologischen Begriffen.

Hrsg. von Justinus C. Pech O.Cist. und Alkuin Schachemayr O.Cist.

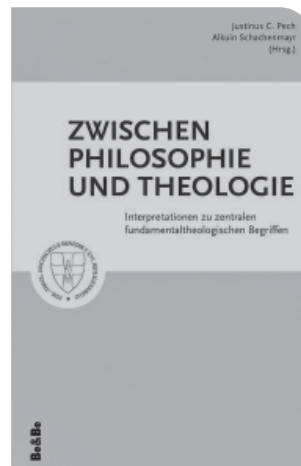
2. korrigierte Aufl. – Heiligenkreuz im Wienerwald: Be&Be-Verlag, 2013.
– 210 S.

(Schriftenreihe des Instituts für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Phil.-Theol. Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz; Band 2).

Das II. Vatikanische Konzil hat in seinem Dekret über die Priesterausbildung „Optatam Totius“ eine Blaupause für ein zeitgemäßes Theologiestudium entwickelt: fußend auf einer gediegenen humanistischen und naturwissenschaftlichen Schulbildung sollen die Studierenden zu Beginn Ihres Studiums einen Einführungskurs absolvieren, in dem das Heilsmysterium so dargelegt werden soll, daß sie „den Sinn, den Aufbau und das pastorale Ziel der kirchlichen Studien klar sehen“ und ihnen „zugleich geholfen werde, ihr persönliches Leben auf den Glauben zu gründen und mit ihm zu durchdringen“ (OT 14).

War die Integration dieses Einführungskurses und die Realisierung des zugrundeliegenden Gedankens einer organischen Grundstruktur des theologischen Studiums schon in der nachkonziliaren Zeit nicht unbedingt eine Erfolgsgeschichte, so hat die Modularisierung im Zuge des Bologna-Prozesses das Ziel der Konzilsväter geradezu auf den Kopf gestellt: die ersten systematischen Vorlesungen müssen nun bereits in den ersten Fachsemestern angeboten werden und treffen auf eine Hörerschaft, der nicht nur der vom Konzil geforderte Einführungskurs (etwa auf der Basis des eigens für diesen Zweck verfassten „Grundkurs des Glaubens“ von Karl Rahner), sondern auch die vorausgesetzte humanistische Bildung fehlt und damit ein wissenschaftlich ansprechbares Vorverständnis zentraler Begriffe der (christlichen) Philosophie und der Fundamentaltheologie.

Den in dieser Situation auf das vorgelagerte oder doch zumindest begleitende Selbststudium verwiesenen Studierenden möchten die Herausgeber des vorliegenden Werkes eine Hilfe an die Hand geben. Sie tun dies in Form eines Bandes, der Beiträge zu zentralen Begriffen an der Schnittstelle von Philosophie und Fundamentaltheologie versammelt. Bei den Beiträgern handelt es sich um eine bewusst „bunte“ Mischung aus bewährten Autoren (z.B. Robert Spaemann, Jörg Splett, Rémi Brague und Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz) und „Vertretern der jungen Theologengeneration“, wobei in letzterer Gruppe (Gast-)Dozenten der Philosophisch-Theologischen Hochschule Heiligenkreuz überwiegen.



ISBN 978-3-902694-55-3.
EUR 16.50.

P. Justinus C. Pech O.Cist. unternimmt in seinem Einleitungsbeitrag „Thematische Hinführung“ (S. 10 ff.) den Versuch, die Auswahl und Reihenfolge der Artikel in eine systematische Ordnung zu bringen. Dem philosophischen Grundlagen-Beitrag „Wahrheit“ (Bernhard Körner) folgt in dieser Logik das theologische Gegenstück über den „Glauben“ (Justinus C. Pech), welcher immer der Glaube einer „Person“ (Robert Spaemann) ist, die vor der Frage der „Freiheit“ (Christoph Böhr) steht. Personale Freiheit erschließt und bewährt sich am Anderen in der Grenzerfahrung der „Liebe“ (Cornelius Keppeler), die auch vor das Phänomen des „Gewissens“ (Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz) führt. Das Zueinander von Aktivität und Passivität in allen menschlichen Grundvollzügen thematisiert Jörg Splett in seinem Artikel „Erfahrung“ und legt damit die Grundlage für die von P. Nikodemus Betsch O.Cist. im Beitrag „Symbol“ geführte Auseinandersetzung mit Karl Rahners „Theologie des Symbols“ sowie die Erörterung der Grunderfahrung schlechthin, des „Todes“ (P. Alkuin Schachenmayr O.Cist.). Dem Beitrag zum Thema „Bild“ (Michaela C. Hassetter) folgt schließlich mit den Artikeln „Religion“ (Rémi Brague), „Offenbarung“ (Wolfgang Klausnitzer) und „Kirche“ (Peter Hofmann) die klassische Traktat-Trias der Fundamentaltheologie: *demonstratio religiosa, christiana et catholica*.

Auch wenn die von Pech herausgehobene innere Ordnung der Beiträge angesichts der Vielfalt von Autoren, Stilen und methodischen Vorgehensweisen etwas konstruiert wirkt, kann man die Zusammenstellung des Bandes durchaus als gelungen bezeichnen, deckt sie doch – ganz im Sinne der Herausgeber – ein breites Spektrum von Fragestellungen ab, die für eine informierte Herangehensweise an das Theologie-Studium notwendig sind. Lediglich die Frage, warum der gesamte Themenkomplex des Bösen, der Schuld und der Sünde keinen Eingang in den Band gefunden hat, bleibt ein Rätsel – zumal die theologische Grundausrichtung der Herausgeber und Beiträger eine gewollte und systematische Unterdrückung dieser Fragestellungen kaum nahelegt.

Angesichts der grundlegenden Herangehensweise eines Sammelbandes mit Beiträgen unterschiedlichster Autoren wäre es wohlfeil, die großen Differenzen in der methodischen Vorgehensweise zwischen den einzelnen Artikeln zu kritisieren. Wer einen solchen Band zur Hand nimmt, wird sich dieses Umstandes durchaus bewusst sein. Auch dürfte es für den philosophisch-theologischen „Anfänger“ ein Leichtes sein, den begriffsgeschichtlichen Ausführungen Rémi Bragues über „Religion“ zu folgen. Viel schwerer ist es hingegen, sich mit Jörg Splett auf die anspruchsvolle Gedankenreise zum Thema „Erfahrung“ zu begeben.

Diese Problematik gilt nicht nur für die „Makroebene“ der Struktur des Sammelbandes, sondern wiederholt sich in gewisser Weise auf der „Mikroebene“ der einzelnen Beiträge. Selbstverständlich lassen sich in einem Artikel von 20 Seiten (oft sind es deutlich weniger!) nicht Begriffe erschöpfen, die mit einer mehr als 2000-jährigen Denk- und Diskursgeschichte „belastet“ sind. Dennoch ist es nicht ganz einsichtig, warum z.B. Christoph Böhr in seinem Beitrag zur „Freiheit“ die wesentliche Herausforderung, die der biologistische Determinismus im Allgemeinen und der neurowissenschaftliche im Besonderen für das Durchschnittsverständnis des heutigen „Gebildeten“ darstellen, nicht einmal ansatzweise diskutiert.

Diese Anfragen stellen die Qualität des Projektes im Ganzen und Einzelnen nicht in Zweifel: die Lektüre, teilweise auch das erforderliche „Durcharbeiten“ der Beiträge des vorliegenden Bandes wird für das adressierte Zielpublikum (und jeden, der sich mit einem ernsthaften Anspruch den Grundfragen der christlichen Philosophie und der Fundamentaltheologie zuwenden möchte) einen Gewinn darstellen. Ob damit bereits das von den Herausgebern klar benannte Defizit der „Bologna-reformierten“ Struktur des Theologiestudiums behoben ist, kann aber sehr wohl bezweifelt werden. Aus diesem Grund würde sich der Rezensent für eine zukünftige Ausgabe des Bandes Vorschläge zu einer vertiefenden Lektüre bei den einzelnen Beiträgen wünschen. Ergänzt werden könnte eine solche Literaturliste durch eine Zusammenstellung von Autoren und Werken, die den Leser mit größerer systematischer Konsistenz aber ohne mit theologischem Detailwissen zu überfordern an die Grundfragen christlichen Denkens heranführen. Hierfür kämen sowohl Klassiker (etwa aus der Feder Josef Piepers), als auch neuere Arbeiten aus dem Kreis der Beiträger (z.B. Jörg Spletts „Denken vor Gott“) in Frage.

Michael Schäfer

Das Kreuz

Darstellung und Verehrung in der Frühen Neuzeit.
Hrsg. von Carla Heussler und Sigrid Gensichen.
Regensburg: Verlag Schnell und Steiner, 2012. – 352 S.
(Regensburger Studien zur Kunstgeschichte ; 16).

Die Tatsache, dass es sich bei dem vorliegenden Werk um eine Sammlung von Vorträgen handelt, die bei einer Tagung in Rastatt gehalten wurden, könnte zu dem voreiligen Schluss verleiten, hier seien unter einer Großüberschrift nur verschiedene Teilaspekte zu dem Thema zusammengefasst worden. Die Herausgeber verfolgten aber ein ambitionierteres Ziel und können tatsächlich - wie die Titelformulierung nahelegt - eine Art Standardwerk für den Zeitraum der Frühen Neuzeit vorlegen. Dies vor allem deswegen, weil sich die eröffnenden Beiträge in aller Gründlichkeit den Voraussetzungen aus Antike, Mittelalter, Reformation und katholischer Reform widmen. Allein fünf Beiträge versuchen diese Zusammenhänge zu beleuchten: Louis van Tongeren gibt im Rückgriff auf die Liturgie der Alten Kirche in Jerusalem und Rom einen Überblick



ISBN 978-3-7954-2643.
EUR 59.00.

über die Kreuzesliturgie im Mittelalter (S. 10-31). Ulrich Köpf stellt Kreuzesfrömmigkeit und -theologie der Reformatoren in differenzierter Weise dar (S. 57-73). Die Haltungen reichten hier von schroffer Ablehnung der äußeren Verehrung aufgrund des alttestamentlichen Bilderverbotes bis hin zu den Empfehlungen Luthers, sich morgens und abends zu bekreuzigen. Indessen eint die Haltungen der Reformatoren, dass sie sowohl durch die zeittypische Abschwächung der Abbild-Urbildtheologie als auch durch Konzentration auf die Staurologie im Kreuz weder die Repräsentation des am Kreuz Gestorbenen noch die Bezeichnung seiner Herrlichkeit zu sehen vermochten. Dieser „Graben“, der die protestantische Auffassung vom Kreuz von der katholischen trennt, wird durch die daran anschließenden Arbeiten besonders gut herausgearbeitet: die des 2012 verstorbenen Münsteraner Kirchengeschichtlers Vinzenz Pfnür über die Auffassung der katholischen Theologen des 16. Jahrhunderts zur Kreuzsymbolik (S. 75-94) und von Christian Hecht über das Kreuz in den nachtridentinischen Bildtraktaten (S. 98-113). Dabei zeigt sich allerdings, dass die kontroverstheologischen Klärungen die eigentliche Praxis Pietatis kaum berührten. So stellt Hecht fest: „In der Frömmigkeitspraxis wirkten sich die theologischen Feinheiten nicht aus“ (S. 100). Freya Strecker schließlich geht auf die Veränderungen der kirchlichen Ausstattung mit Kreuzen ein, welche durch die Reformation und die anschließende Konfessionalisierung hervorgerufen wurde (S. 115-128). Auf die Infragestellung des Konfessionalisierungsparadigmas wie sie besonders Peter Hersche vorgenommen hat, geht sie nicht ein. Zur Beantwortung der schon aus Hechts Einsichten resultierenden Frage, von welchen weit verbreiteten Frömmigkeitsformen im „Volk“ wir überhaupt ausgehen können, wäre dies durchaus vorteilhaft gewesen. Bleibt uns doch durch die Fixierung auf theologische Kontroversen und politische, disziplinarische oder seelsorgerliche Strategien der Blick auf das verstellt, was sozusagen „unten“ ankam und gelebt wurde. Umso mehr sind die kulturanthropologisch geformten Fallbeispiele zu begrüßen, die sich meist aus kunstgeschichtlicher Perspektive in die örtliche Kreuzesverehrung vertiefen. Deren Bedeutung erkennt man andererseits erst, wenn man ihnen mit dem aus den angeführten Aufsätzen gespeisten Wissen begegnet. Die einzelnen Beiträge, die hier nicht im Detail besprochen werden können, seien im Folgenden aufgelistet:

Barbara Baert, *The Legend of the true cross reconsidered: a discovery in the Grotto Church of Andria, Italy (15th century)* (s. 32-55), Herwarth Röttgen, *Kreuz und Auferstehung - Caravaggios Auferweckung des Lazarus* (S. 130-141), Ralph-Miklas Dobler, *Kreuz und Kreuzreliquie in den Vierungspfeilern von Neu-Sankt Peter in Rom* (S. 142-157), Sigrid Gensichen, *Die Kreuzfrömmigkeit der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden: Verbindungen zur böhmischen, habsburgischen und wittelsbachischen Kreuzverehrung* (S. 158-175), Carla Heussler, *Von Rom nach Rastatt - Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden als „neue Helena“* (S. 176-192), Werner Talesko, *Die Kreuzreliquie in der Wiener Hofburg und die Gründung des Sternkreuzordens - Zur Kreuzverehrung der Habsburger in der Frühen Neuzeit* (S. 194-216), Bernhard Rupprecht, *IN HOC SIGNO VINCES: die schlesische Benediktinerprobstei Wahlstatt zum Heiligen Kreuz im Brennpunkt konfessioneller Spannungen* (S. 218-233), Dagmar Dietrich, *Zum Bildprogramm der Landsberger Je-*

suitenkirche Heilig Kreuz: ein Beispiel jesuitischer Kreuz-Ikonographie (S. 234-261), Martin Mádl, Heiligkreuzlegenden in der böhmischen Wand- und Deckenmalerei des 17. und 18. Jahrhunderts (S. 262-286).

Eine ausführliche Bibliographie rundet das wichtige Werk ab, an dem niemand vorbeikommt, der sich ernsthaft mit der Kreuzverehrung der letzten 500 Jahre auseinandersetzen will.

Philipp Gahn

Louis Soltner OSB

Solesmes und Dom Guéranger: (1805 – 1875)

Übers. von Elisabeth Gais.

Sankt Ottilien : EOS-Verl., 2011. – 316 S.

(Studien zur monastischen Kultur ; 4).

sowie

Guy-Marie Oury OSB

Dom Prosper Guéranger (1805 – 1875)

Ein Mönch im Dienst für die Erneuerung der Kirche

Ins Dt. übertragen von Wilhelm Hellmann.

Heiligenkreuz : Be&Be-Verl., 2013. – 670 S.

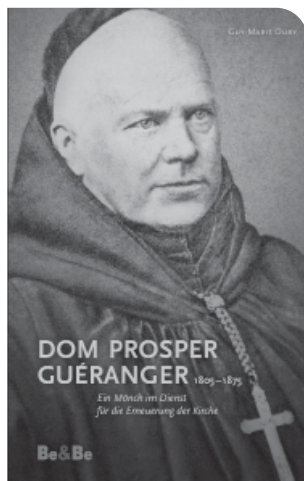
Aus der Geschichte der Liturgischen Bewegung ist Dom Prosper Guéranger und das von ihm neugegründete Benediktinerkloster Solesmes nicht wegzudenken. Seine Anregungen auf monastischem, wissenschaftlichem und pastoralliturgischem Gebiet waren für seine Zeitgenossen gewaltig und sind (wenn auch der Öffentlichkeit nicht mehr bewusst) bis in unsere Tage hinein spürbar. So ist die Ausgabe des „Antiphonale Monasticum“ seiner Abtei nach wie vor für den Gesang des lateinischen Stundengebetes vorbildlich. Darum verwundert es, dass, wie der Übersetzer Hellmann richtig bemerkt, Guéranger „bisher außerhalb Frankreichs fast gänzlich unbekannt geblieben“ (7) ist. Eine einzige populäre Darstellung hat im deutschsprachigen Bereich in seinem Todesjahr die Bedeutung des großen Abtes der katholischen Öffentlichkeit ins Bewusstsein gerückt. Die Trauerrede seines



ISBN 978-3-8306-7506-8.
EUR 28.00.

neue Bücher – orden und frömmigkeit

Freundes Pie, des Kardinals und Bischofs von Poitiers, erschien in der Zeitschrift „Der Katholik“ 55 (1875) Tl. II, S. 1-38. Erst über hundert Jahre später erfolgte eine gründliche wissenschaftliche Einordnung seiner liturgischen Bemühungen durch die umfassende Studie von Cuthbert Johnson, Prosper Guéranger (1805-1875): A liturgical theologian. An introduction to his liturgical writings and work, Rom, 1984 (Studia Anselmiana; 89). Die wissenschaftliche Rezeption in Deutschland steigerte sich dadurch dennoch kaum. Allenfalls dient er den Kämpfern für die Liturgie des Usus extraordinarius um die vermeintlichen Deformationen des Usus ordinarius zu brandmarken. Auf der anderen Seite potenziert ebendies das Missverständnis seines restaurativen Kampfes, aufgrund dessen schon die spätere Liturgische Bewegung Abstand von ihm nahm. Durch seine engen Bande zu Pius IX. und seine unbedingte Treue zur katholischen Kirche gilt er vielen als Vorreiter eines römischen Zentralismus. Dass er diesen aber weit weniger förderte als die Gebrüder Wolter, die Prosper



ISBN 978-3-902694-44-7.
EUR 29.90.

Guéranger einen großen Teil ihrer Inspirationen für die Beurer Gründung verdankten, indem er z.B. einer Kongregationsstruktur für Benediktinerklöster reserviert gegenüber stand, zeigt, dass solche Festbeschreibungen dieser einfach, klar und selbstständig denkenden Persönlichkeit nicht gerecht werden.

Es ist also sehr zu begrüßen, dass mit den angezeigten Werken innerhalb kurzer Zeit zwei Biographien vorgelegt werden. Hatte man sich im Jahr 2011 in St. Ottilien dazu entschlossen, die schon ältere Darstellung von Louis Soltner im Rahmen etlicher anderer anspruchsvoller Publikationen zur Solesmeser Tradition, herauszugeben, so muss man auch das Heiligenkreuzer Unternehmen bewundern. Ist es doch angesichts des sehr begrenzten Marktes ein echtes Wagnis, ein so inhaltsschweres Buch zu verlegen. Es bleibt zu hoffen, dass sich die beiden Publikationen nicht unnötigerweise Konkurrenz auf dem Buchmarkt machen.

Soltners Werk ist eine umfassende, doch gut lesbare und mit Bildmaterial angereicherte Einführung in

Leben und Werk des Abtes. Auf Quellenbelege und Literaturverweise hat man aber verzichtet. Diese bietet Oury in reichem Maße. Oft lässt er Guéranger selbst zu Wort kommen, so dass nicht nur alles gut nachvollziehbar bleibt, sondern auch der Persönlichkeit nahe kommt.

Ein gutes Stück Weg bis zu einer echten kritischen Biographie ist es dennoch, weil Oury mehr an einem harmonischen Gesamtbild interessiert ist, als daran die Realitäten, zu denen nun einmal auch Spannungen und Probleme gehören, zu benennen. Wer zum Beispiel Aufklärung über das ambivalente Verhältnis zur Benediktinerabtei Beuron sucht, wird enttäuscht [vgl. dazu jetzt: C. Schäfer OSB (Hrsg.), Solesmes und Beuron. Briefe und Dokumente 1862-1914, St. Ottilien, 2013]. Oury berichtet zwar über den Weg der Klostergründung der Gebrüder Wolter. Man erfährt auch,

dass dieser über Solesmes führte und von dort die entscheidende Ausrichtung erhielt. Mit Recht wird Maurus Wolter als einer der treuesten Schüler Guérangers bezeichnet. Dass es aber nach dem Tod des Meisters bei der Frage nach der grundsätzlichen Ausrichtung eines Benediktinerklosters zur Abkühlung im Verhältnis der Abteien zueinander kam und dies schon in der ablehnenden Haltung Guérangers gegenüber einer benediktinischen Föderation vorgezeichnet war, wird allenfalls nur gestreift. Uri resümiert: „Die ‚Praecipua Ordinis monastici Elementa‘, die der Abt von Beuron im Jahre 1880 anlässlich der Feier zur Geburt des heiligen Benedikt vor 1400 Jahren veröffentlichte, stehen ganz unter dem Einfluss von Dom Guérangers ‚Die Ordnung des Noviziats‘ und der dort festgelegten Definitionen, aber sie unterscheiden sich auch davon in mehr als einem Punkt. Als Dom Couturier Kenntnis von der ersten Fassung der ‚Elemente‘ nahm, machte er Dom Wolter sehr deutlich, dass er mit seinem Text nicht in allen Stellen einverstanden sei, ohne diesen allerdings bewegen zu können, den Text zu modifizieren.“ (515) Außenstehenden bleiben derartige Passagen ganz unverständlich, denn weder erfahren sie Genaueres von den abweichenden Auffassungen Wolters noch von den Einwendungen des Nachfolgers Guérangers.

Zum Schluss noch eine buchtechnische Anmerkung: Dass man sich im Be&Be-Verlag zur Fadenheftung entschlossen hat, ist sehr zu loben. Wegen der schwachen Verbindung von Einbanddecke und Buchblock reißt aber der Falz bald auf. Das ist unschön. Eine Rückenrundung oder eine solide Paperbackbindung wie sie im EOS-Verlag angewendet wurde, wären empfehlenswerter gewesen.

Philipp Gahn

Johanna Franziska Frémyot von Chantal (1572-1641). Korrespondenz

Briefe von 1605-1641. (Unkorrigierte Studienausgabe der deutschen Übersetzung der Briefe von 1605-1641)

Hrsg. von Gottfried Prinz OSFS und Raymund Fobes im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für Salesianische Studien.

Eichstätt: Franz-Sales-Verlag, 2013. – 1 CD-ROM.

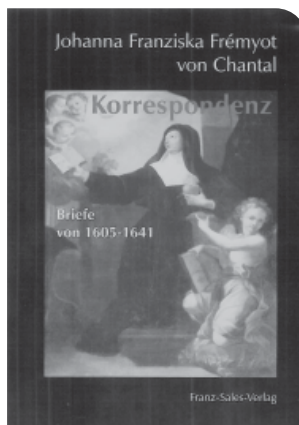
Briefe zählen zu den persönlichsten Texten, die wie wenige andere das eigene Ich des jeweiligen Verfassers durchscheinen lassen. Gerade deswegen lösen die Briefsammlungen geschätzter Personen nicht selten eine große Faszination aus; ermöglichen sie doch einen einzigartigen Zugang zu ihrem Fühlen und Denken, zu dem, was sie zur Zeit der Abfassung der jeweiligen Briefe umgetrieben und beschäftigt hat. So lassen Briefsammlungen den Lebensweg, in der Regel aber auch die innere Entwicklung ihres Autors lebendig werden. Dies gilt in besonderer Weise auch für geistliche Autoren. So war es schon eine große Bereicherung, dass die Schwestern

von der Heimsuchung von Annecy es unternahmen, in sechs Bänden die Briefe der hl. Johanna Franziska von Chantal (1572-1641) herauszubringen (*Jeanne-Françoise Frémyot de Chantal: Correspondance. Tome I – VI, Edition critique établie et annotée par Soeur Marie-Patricia Burns, v.s.m., archiviste de la Visitation d'Annecy. Les Éditions du Cerf, Paris 1986-1996*). Dieses einzigartige Werk verdankt sich vor allem dem unermüdlichen Wirken und der mühevollen Kleinarbeit von Sr. Marie-Patricia Burns (+2005), der früheren Archivarin des Heimsuchungsklosters von Annecy. Es wurde mit der hier zu besprechenden CD nun auch in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Die herausgebende Arbeitsgemeinschaft Für Salesianische Studien und der Franz-von-Sales-Verlag wählten diesen Weg der Veröffentlichung, um das Werk zu einem erschwinglichen Preis möglichst vielen Interessierten anbieten zu können. Die Übersetzung ist ein Gemeinschaftswerk von neun Übersetzern, die zumeist der geistlichen Familie des hl. Franz von Sales entstammen und in ihrer jahrelangen Arbeit durch den Sekretär der Arbeitsgemeinschaft, P. Gottfried Prinz OSFS, sowie seinen Nachfolger Raymund Fobes geduldig animiert und koordiniert wurden.

Das vorgelegte Werk lässt nicht nur ein wichtiges Kapitel der Ordensgeschichte und die Sorgen und Wegweisungen einer Mitgründerin in der Leitung des noch jungen und sich schnell ausbreitenden Ordens der Heimsuchungsschwestern aufscheinen; es erlaubt darüber hinaus einen Blick in das Herz einer Frau, die zur geistlichen Mutter und Führerin wurde und der es immer darum ging, das Charisma, das ihr durch ihren großen Lehrer, den hl. Franz von Sales, vermittelt und anvertraut worden war, konsequent ins Leben zu übersetzen und an ihre geistlichen Töchter weiterzugeben. So lassen die hier größtenteils erstmals in deutscher Sprache veröffentlichten Briefe eine einzigartige geistliche Freundschaft zwischen dem hl. Franz von Sales und der hl. Johanna Franziska von Chantal erahnen, die wie wenige andere über sich hinausstrahlte und für andere fruchtbar geworden ist. Zugleich spiegeln die Briefe der hl. Johanna wider, wie konsequent und eigenständig diese nach dem Tod ihres geistlichen Führers ihren geistlichen Weg fortsetzte und das gemeinsame Werk vollendete.

Obwohl das vorliegende sechsbändige Werk uns mit etwa 2900 Briefen schon eine große Fülle an Texten der hl. Johanna Franziska zugänglich macht, sind uns leider keine aus ihrer Jugend und ihrer Familienzeit sowie der Zeit ihrer Witwenschaft überliefert. Die Briefsammlung setzt darum erst im Jahre 1605 ein, also kurz nachdem der hl. Franz von Sales die Begleitung der jungen Witwe übernommen hatte. Doch auch in dieser Zeit enthält die Sammlung schmerzliche Lücken, da Johanna Franziska den Großteil, die sie bis zu seinem Tod (1622) an ihren Seelenführer Franz von Sales geschickt hatte, unwiederbringlich vernichtete.

Die CD selbst ist mit Hilfe von Adobe Reader oder einem Internetbrowser leicht zu bedienen. Die sechs



ISBN 978-3-7721-0310-0.
EUR 29.90.

Bände der französischen Originalausgabe des Werkes sind entsprechend in sechs Dateien wiedergegeben. Jedem „Band“ sind eine spirituelle Einführung sowie eine weltgeschichtliche, eine kirchengeschichtliche und eine biographische Chronologie für den entsprechenden Zeitabschnitt vorangestellt, die eine Einordnung der einzelnen Briefe in den jeweiligen Kontext und in die Lebensgeschichte Johanna Franziskas erlauben und zugleich wertvolle Lesehilfen an die Hand geben. Diese Hintergrundinformationen werden durch Einführungen in die jeweiligen Kalenderjahre ergänzt. Darüber hinaus sind die einzelnen Briefe mit kurzen erläuternden Anmerkungen versehen, die hilfreiche Hintergrundinformationen zum Verständnis geben oder auf zu beachtende Besonderheiten hinweisen. Die informativen Tabellen und ein Personenregister finden sich leider nur im ersten Band.

Die Sammlung zeigt uns den Weg einer der großen Mystikerinnen des 17. Jahrhunderts, die für eine Vielzahl von Menschen, Ordenschristen wie Laien, Frauen und Männer zur Mystagogin geworden ist. Wie sehr sie dabei als Lehrerin salesianischer Spiritualität das weitergegeben hat, was sie durch ihren eigenen geistlichen Vater, den hl. Franz von Sales, gelernt hatte, das vermag der letzte in der Sammlung überlieferte Brief Nr. 2855 vom 1. Juni 1639 an die Oberin Mutter Marie-Aimée de Rabutin des Heimsuchungsklosters in Thonon widerzuspiegeln: „... man muss mit Sanftmut ertragen, was man sieht, dass es weder in uns noch in den anderen gebessert werden kann. Ich aber will eindeutig, dass Sie sich von dieser Strengeheit gegen sich selbst bessern und von Ihren Überlegungen und Qualen, die Sie Ihrem armen, lieben Herzen zufügen, das ich sehr liebe, aber es muss mir glauben: Gott will es; Er sei gepriesen“ (Bd. 6, S. 434).

Die Briefsammlung ist eine große Bereicherung für alle, die an salesianischer Spiritualität als einen spezifischen Weg der Christusnachfolge interessiert sind. Sie schließt eine schon lange empfundene Lücke.

Reinhard Gesing SDB



Rosenkränze und Seelengärten

Bildung und Frömmigkeit in niedersächsischen Frauenklöstern.
Ausstellung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel vom 3. März bis zum 25. August 2013.

Hrsg. von Britta-Juliane Kruse.

Wiesbaden: Harrassowitz-Verlag, 2013. – 348 S.

(Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek ; 96).

Von einigen Nonnen oder deren Konventen, die aus der Kirchen- und Kulturgeschichte herausragen, abgesehen ist der Forschung bis in die jüngste Zeit hinein das Interesse für Frauenklöster weitgehend abgegangen. Das könnte verwundern. Hat es doch in den letzten vierzig Jahren an der Aufmerksamkeit für die Rolle der Frauen in unserer Kultur nicht gemangelt. Indessen zog diese Aufmerksamkeit vor allem das auf sich, was innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft als widerständig erkannt wurde. Das diese Gesellschaft Stützende, gar das „Normale“ hat wenig Beachtung, stattdessen manchmal sogar Verachtung gefunden.

Seit gut zehn Jahren vollzieht sich ein Wandel der Wahrnehmung, der in neuen Forschungsfragen platzgreift. Hervorzuheben ist z.B. das seit 2008 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt „Schriftlichkeit in süddeutschen Frauenklöstern“, in dem die Buchbestände der Dominikanerinnen von Altenhohenau, der Franziskanertertiarinnen und Klarissen von München, der Benediktinerinnen von Neuburg an der Donau und der Birgitten von Altomünster genau untersucht und daraus erstmals Bildungsprofile erstellt werden. Handelt es sich doch um hervorragende, wenn auch durch ihre beschauliche Lebensweise „versteckte“ Kulturträgerinnen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Ihr intensives geistliches Leben brachte es ja mit sich, Prediger und andere erbauliche Schriftsteller zu einem hohen Niveau anzuspornen. Bekanntermaßen gäbe es z.B. den bedeutendsten Teil von Eckharts, Taulers oder Seuses Schriften nicht ohne die gebildeten Dominikanerinnenkonvente, die diese Predigten begierig aufgenommen haben.

Um die Kenntnis der Frauenklöster Norddeutschlands ist es noch schlechter bestellt. Zu einem wesentlichen Teil liegt das an der abgebrochenen Kontinuität durch die Reformation. Dies allgemeine Urteil hat aber die Tatsache verdeckt, dass im heutigen Niedersachsen manche Stifter, die Zeiten von Reformation, Rekatholisierung und



ISBN 978-3-447-06813-0.
EUR 39.80.

Wiedereinführung der Reformation überdauert haben und noch heute als evangelische Damenstifter weiterbestehen. Andere Klöster durften nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder katholisch werden, wurden dann aber im Zuge der zweiten Säkularisation im Jahre 1803 aufgehoben. Die ohnehin komplexe Reformationsgeschichte ist in diesem Raum derart facettenreich, dass dadurch eine kundige Aufarbeitung noch mehr erschwert wird.

Dass sich nun die Herzog-August-Bibliothek in Wolffenbüttel aus zunächst bibliotheksgeschichtlicher Perspektive dieses Themas annahm, hat mit ihrer eigenen Genese zu tun, da sie auf der Sammlung von Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel fußt, der die Wiedereinführung der Augsburgischen Konfession durch „die Entfernung der altkirchlichen Bücher und Bildwerke deutlich“ markierte (S. 175), den teilweise Jahrhunderte alten Codices und frühen Druckschriften [... aber] weiterhin Wertschätzung entgegenbrachte, auch wenn deren Inhalt den Auffassungen und Regeln der Reformatoren nicht entsprachen“ (S. 175). Die Arbeit der Herausgeberin zu den Sammlungen der Augustiner-Chorfrauenstifter Steterburg, Heiningen und Dorstadt schärfte den Blick für die daraus zu gewinnenden Erkenntnisse der Frömmigkeitsgeschichte, die im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit immer ein bedeutender Teil der Bildungs- und Kulturgeschichte ist. So ging man über die bloßen Büchersammlungen hinaus und versuchte das ganze Kontinuum des religiösen Ausdrucks ins Auge zu fassen. Auf diese Weise werden „die historischen Bücher in ihrer Wechselbeziehung zu erhaltenen Objekten aus den Kirchenschätzen“ vorgestellt, um „damit eine partielle Rekonstruktion des vielfältigen, subtilen Bezugssystems zwischen Texten, Bildern, Plastiken und Textilien innerhalb der klösterlichen Lebenswelt zu ermöglichen“ (S. 18). So gelingt eine Zusammenschau von Objekten aus den Konventen von Medingen, Wienhausen, Heilig-Kreuz in Braunschweig, Steterburg, Marienberg bei Helmstedt, Dorstadt, Heiningen, Wöltingerode und Lamspringe. Die Essays des Bandes thematisieren nach einer einführenden Reflexion über die Gründungsberichte von Lamspringe, Heiningen und Steterburg die Bildungs- und Buchkultur, die Reform- und Reformations- und Frömmigkeitsgeschichte der Klöster. Die Schreibkultur, das allgemeine Bildungsniveau, die Zusammensetzung der Büchersammlungen, die graphischen Besonderheiten (Teigdrucke!), die Einbände werden anhand konkreter Fallstudien ebenso dargestellt wie die Spuren welche die Praxis Pietatis und die durchgeführten Reformen hinterlassen haben. Durch diesen erhellenden Gesamtrahmen und die sensible Präsentation der Objekte ist es gelungen diesen versunkenen Kosmos wieder ans Licht zu bringen und so den Boden für weitere Entdeckungen zu bereiten.

Bei so viel Liebe zum Detail ist es natürlich, dass der Gesamtzusammenhang mitunter ein wenig aus dem Blickfeld gerät. Dem mit der regionalen Kirchengeschichte Niedersachsens wenig Vertrauten, wird es nicht immer leicht fallen, die Bedeutung der Exponate recht einzuschätzen. Hierfür wäre es hilfreich gewesen, die Klöster, aus denen die Objekte stammen, in knapper, standardisierter Weise vorzustellen. So wäre deren jeweilige Spiritualität auch in der allgemeinen Ordensgeschichte zu verorten gewesen. Es ist ja ein nicht zu vernachlässigender Unterschied, ob es sich z.B. um Zisterzienserinnen oder um ein Kanonissenstift der Windesheimer Kongregation

handelt. So reizvoll die Zusammenschau ist, eine Strukturierung und Hervorhebung der Besonderheiten der geistlichen Gemeinschaften hätte der Übersichtlichkeit und damit der Zugänglichkeit wohlgetan.

Für eine im ganz überwiegend protestantischen Kulturraum angesiedelten Institution ist es kein Leichtes, einen Kosmos darzustellen, der heute nur noch unter stark gewandelten Bedingungen in katholisch geprägten Gegenden aufzufinden ist. Umso mehr ist die profunde Kenntnis der Autoren zu loben, die sie anhand der Objekte ausbreiten. Nur vereinzelt begegnet man den üblichen, aber offenbar unausrottbaren Verzerrungen, die die Wahrnehmung trüben. Die Gottesmutter wurde und wird nicht angebetet! Entgegen der Darstellung von Moritz Jäger anlässlich einer Bildbeschreibung einer Rosenkranzmadonna verrät dies die Ikonographie übrigens selbst: Der dort zu Füßen Marias kniende Mann wird in eindeutiger Bitthaltung vorgestellt. (S. 101). Die Adorantenhaltung sähe anders aus.

Bedauerlicher ist, dass auf den titelgebenden Gebetbuchtyp „Seelengarten“ kaum eingegangen wird. Das ist umso merkwürdiger, als einige Ausgaben zusammen mit den Rosenkranz betenden Chorfrauen auf dem Umschlagfoto präsentiert werden. Titel und Umschlag suggerieren so, dass dem „Hortulus animae“ eine zentrale Rolle in der Ausstellung zukäme. Dem ist leider nicht so. Solche Mängel nimmt man aber in Kauf, weil die imponierende Leistung Kruses und ihres Teams insgesamt einen Gewinn darstellt.

Philipp Gahn

Im nächsten Heft...

...dokumentiert die Ordenskorrespondenz eine Tagung der Konferenz missionierender Orden (KMO) zum Thema „Alte Mission und Neue Evangelisierung“. Vertieft wird damit ein Thema, das die Ordenskorrespondenz bereits im Heft 4/2012 aufgegriffen hat: Das Missionsverständnis der verschiedenen Ordensgemeinschaften und seine Umsetzung unter den Bedingungen der Gegenwart.

ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok

- Flüchtlinge als Herausforderung für Kirche und Orden
- Neuevangelisierung unter Papst Franziskus
- Ordensbibliotheken: Bewahrung gefährdeter Bestände

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

54. Jahrgang 2013, Heft 4

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Im Heft 4/2012 hat die Ordenskorrespondenz gefragt, wie sich der Missionsbegriff seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil verändert hat und auf Zukunft hin weiterentwickelt werden kann. Dieses Themenheft hat die Konferenz missionierender Orden (KMO) aufgegriffen: Vom 20. bis zum 22. September 2013 kamen unter dem Motto „Von der alten Mission zur neuen Evangelisierung“ rund 70 Ordensleute in Nürnberg zusammen um sich mit ihrem eigenen Missionsverständnis auseinanderzusetzen. Es war die erste Tagung, zu der die KMO eingeladen hat. Zentrales Thema war, wie die Orden aus ihrem je eigenen Gründungscharisma heraus Wege zu einer gelebten Verkündigung finden können. Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Missionsorden beriefen sich denn auch auf zentrale Aussagen aus der Gründungszeit ihrer Orden und zeigten, dass es sowohl Wandel im Missionsverständnis und in der -praxis als auch eine große Kontinuität im Kern gibt. Es wurde deutlich, dass sie ihren Dienst als persönliches Lebenszeugnis auffassen. „Den Menschen auf Augenhöhe begegnen“ war dabei eines der leitenden Kennzeichen für ihr missionarisches Tun.

Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die Referate und Statements der Tagungen. Gegenüber den Überlegungen im genannten OK-Vorjahresheft ist manch neuer Gedanke hinzugekommen. So weist P. Hans Waldenfels SJ darauf hin, dass mit der Wahl des ersten Jesuiten auf den päpstlichen Sitz und dessen Wahl eines anderen Ordensgründers – Franziskus – als Papstnamen die Kirchengeschichte einen Einschnitt erfahren habe. Dies mache es sinnvoll, die Überlegungen in den neu entstandenen Horizont zu stellen.

Neben der fachlichen Vertiefung war – so der Eindruck des DOK-Generalassistenten Heribert Böller – die Veranstaltung auch atmosphärisch ein Gewinn. „Die Ordensleute konnten auf der Grundlage ihrer z. T. jahrzehntelangen Missionstätigkeit ‚unter sich‘ miteinander sprechen. Dies erleichterte den Erfahrungsaustausch und gab ihm eine neue Qualität... ‚Nürnberg‘ hat eindrucksvoll die Erwartung bestätigt, dass die Orden als ‚weltkirchliche Akteure‘ ihr einzigartiges missionarisches Profil kraftvoll in die Kirche in Deutschland einbringen werden.“

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

● Ordensleben

Peter Balleis SJ Flüchtlinge und Migranten als Herausforderung für Kirche und Orden	389
--	-----

Ansgar Stüfe OSB Die Kongregation von St. Ottilien und Nordkorea	395
--	-----

● Dokumentation

Hans Waldenfels SJ Neuevangelisierung unter Papst Franziskus	402
--	-----

Elisabeth Biela SMNDA Missionsverständnis der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika (Weiße Schwestern)	420
---	-----

Gertrud Dederichs MMS Missionsverständnis der Missionsärztlichen Schwestern (Medical Mission Sisters)	425
--	-----

Josef Altenburger MCCJ „Alte Mission und Neuevangelisierung“	431
---	-----

Clemens Schliermann SDB / Nelson Penedo Mission impossible?	437
--	-----

Nachrichten

Klara Maria Breuer SMMP Missionsverständnis der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel.	443	Aus dem Vatikan	483
Martin Üffing SVD Wie die Steyler Missionare Mission verstehen	448	Aus der Weltkirche	484
		Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	487

Martin Maier SJ „Contemplativus in actione iustitiae“	460
--	-----

Neue Bücher

Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken Leitlinien zur Bewahrung von gefährdeten Bibliotheksbeständen aus Orden und Kongregationen	468	Ordensgeschichte	492
Rafael M. Rieger OFM Die Ordensbibliotheken aus kirchenrechtlicher Perspektive	472	Diakonie und Caritas	500
		Zur Missbrauchsdebatte	507
		Kurzanzeigen	511

Peter Balleis SJ

P. Peter Balleis SJ, Jahrgang 1957, war von 1984 – 1999 in Zimbabwe und im südlichem Afrika als Missionar tätig. Von 2000 – 2007 war er Missionsprokurator der Deutschen Jesuiten. Seit 2008 ist er der internationale Direktor des Flüchtlingsdienstes der Jesuiten (JRS).



Peter Balleis SJ

Flüchtlinge und Migranten als Herausforderung für Kirche und Orden

Lampedusa bedeutet Flüchtlingsdrama

„Lampedusa“, der Name einer bislang unbekannteren italienischen Insel im Mittelmeer, ist zum Inbegriff des Flüchtlingsdramas vor den Toren Europas geworden. Die Tragödie des sinkenden Schiffes mit mehreren Hundert ertrunkenen Flüchtlingen aus Syrien, Somalia und Eritrea an der Küste der Insel hat die Menschen in Europa Anfang Oktober dieses Jahres erschüttert. Einige Monate zuvor hat Papst Franziskus seine allererste Reise nach Lampedusa gemacht. Das Drama der Flüchtlinge und Migranten liegt ihm als Sohn einer

Migrantenfamilie sehr am Herzen. Am 10. September begegnete Papst Franziskus wieder Flüchtlingen im Zentrum Astalli in Rom. In dieses Zentrum, das vom italienischen Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS Jesuit Refugee Service) geleitet wird, kommen täglich mehrere hundert Flüchtlinge, um eine warme Mahlzeit zu essen, Italienisch zu lernen, medizinische Versorgung zu erhalten und sonstige Hilfe und Beratung zu bekommen. In diesem Zentrum arbeiten viele Freiwillige, unter ihnen auch Ordensleute. Insgesamt über 400 Personen helfen mit vielfältigen Diensten, etwa bei der täglichen Essensausgabe. Das Centrum Astalli unterhält mehrere

Häuser für eine temporäre Unterkunft vor allem von Familien mit Kindern und Frauen. Eines dieser Häuser wird von einer Ordenskongregation zur Verfügung gestellt.

Papst Franziskus und die leeren Konvente

Mit dem Besuch auf Lampedusa und bei den Flüchtlingen in Rom lenkt Papst Franziskus das Interesse der Menschen auf die Flüchtlinge. Aber noch mehr ermutigt er die Kirche, sich des Schicksals der Flüchtlinge anzunehmen. In seiner Ansprache an die Flüchtlinge und Mitarbeiter des JRS in Rom hat der Papst die dreifache Mission des JRS betont, nämlich, den Flüchtlingen zu dienen, sie in ihrem Schicksal zu begleiten und für ihre Rechte einzutreten. Er sprach auch von den leeren Konventen in Rom und ermunterte die Oberen der Orden, diese leeren Konvente für Flüchtlinge zu öffnen. Mit seinem Beispiel und seinen Worten möchte Papst Franziskus erreichen, dass sich die Gläubigen und Orden der Flüchtlinge und Migranten annehmen.

Geschichte der Begleitung europäischer Auswanderer

In der Geschichte der Migration von Millionen von Europäern in die neue Welt von Nord- und Südamerika gibt es viele Beispiele, wie Orden die Menschen begleitet haben und mit ihnen migriert sind. Deutsche und Schweizer Jesuiten haben in Südbrasilien mit den Einwanderern aus dem Hunsrück und anderen verarmten Regionen Deutschlands neue Dörfer, Pfarreien und Schulen aufgebaut. Der Orden der Scalabriner wurde

für die italienischen Auswanderer in die Neue Welt gegründet. Bis heute arbeiten die Scalabriner mit Migranten und Flüchtlingen in vielen Ländern der Welt. Viele Orden haben eine lange Geschichte in der Begleitung von Auswanderern und der Hilfe für Einwanderer aus Europa in der neuen Welt. Zu diesen Auswanderern nach Argentinien gehörte auch die Familie von Papst Franziskus und auch mein Onkel Sepp, die alle wegen der Not in Europa nach dem ersten Weltkrieg in das vielversprechende Argentinien ausgewandert sind. Die Erfahrung, als Kind von Migranten aufzuwachsen, der feste Halt im Glauben seiner Oma in einem fremden Land haben Papst Franziskus geprägt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die heutige rückläufige Bewegung der Migration

Heute stellt sich die Problematik der Migration und Flucht von Millionen von Menschen in ganz neuer Weise. Die Richtung hat sich geändert. Es sind nicht die großen Schiffe aus Genua, die voll mit Auswanderern das Mittelmeer in Richtung Süd- und Nordamerika verlassen, sondern es sind die wackligen, völlig unzulänglichen Fischerboote, die völlig überladen mit Flüchtlingen aus Afrika und dem Nahen Osten von

Libyen aufbrechen, um die Küsten Europas in Lampedusa, Malta und Italien zu erreichen. Die Verzweiflung der Menschen in den von Krieg zerstörten Ursprungsländern, aber auch die unmenschlichen Bedingungen in Libyen treiben sie in die Hände von ruchlosen Schlepperorganisationen und auf die Boote, Todesfallen, von denen viele nicht ankommen, sondern sinken.

Es gibt keine reguläre Einwanderungspolitik für diese Menschen, wie es sie für die europäischen Auswanderer vor 100 Jahren gab. Europa versucht die Mauer immer höher zu bauen, um diese Menschen davon abzuhalten, europäischen Boden zu erreichen. Das Flüchtlingsdrama vor den Toren Europas, die europäische Einwanderungspolitik, wachsende Fremdenfeindlichkeit und die Herkunft vieler Flüchtlinge aus islamischen Ländern stellen eine große Herausforderung für Kirche und Orden dar, die immer mehr leere Konvente haben.

Gelebte Gastfreundschaft

Und doch gibt es Initiativen die Wege zeigen. Der Jesuitenflüchtlingsdienst hat in Frankreich eine Initiative mit dem Titel „Gastfreundschaft“ – Hospitality begonnen. Privatpersonen nehmen freiwillig für eine begrenzte Zeit einen Asylsuchenden in ihrer Wohnung auf. In diesen Begegnungen geschehen viele reiche Erfahrungen; das Bild des bedrohlichen Fremden verändert sich und es entsteht Verständnis für diesen Schutz suchenden Menschen, für seine Geschichte, aber auch für den menschlichen Reichtum, den er mitbringt. Der Jesuitenflüchtlingsdienst weitet dieses Hospitality-Programm auf andere Länder in Europa aus. Das

geschieht in Zusammenarbeit mit Laien, Ordensleuten und Jesuiten, die im JRS arbeiten. In dieser konkreten Form von Gastfreundschaft verkünden wir deren biblisch-christlichen Wert. Die Frage ist nicht mehr, „Was machen Jesuiten zusammen mit andere Orden?“, sondern „Was machen Ordensleute zusammen mit Laien?“.

Gelebter Dialog mit Muslimen

Die Begegnung mit den Fremden ist oft eine Begegnung mit Menschen aus muslimischen Ländern und Muslimen. 70 Prozent der weltweiten Flüchtlinge sind Muslime. Das ist eine besondere Herausforderung für den JRS und jede kirchliche Hilfsorganisation. Entscheidend ist die „interreligiöse Dia-praxis“, nicht so sehr der Dialog der Worte und Erklärungen, sondern der konkreten Arbeit und humanitären Hilfe. Wie Papst Franziskus in seiner Ansprache an kirchliche Hilfsorganisationen am 5. Juni 2013 betonte, „ist für den Heiligen Stuhl die Arbeit der verschiedenen katholischen caritativen Werke äußerst wichtig: Der Syrischen Bevölkerung zu helfen, unabhängig von ethnischer Herkunft oder religiöser Zugehörigkeit, ist der direkteste Weg zum Frieden und Aufbau einer offenen Gesellschaft, die all ihre verschiedenen Bevölkerungsgruppen willkommen heißt.“

Die beiden konfliktreichsten Zonen der Erde sind der Nahe Osten und die Sahelzone von Mali bis Somalia. Innerislamische Konflikte zwischen Sunniten und Schiiten und die aktive Förderung extremistischer islamischer Gruppen durch Saudi Arabien verursachen Instabilität und Konflikte. Im Jahr 2012 hat sich dieses Gebiet zur größten globalen

Krisenregion entwickelt. Mittlerweile gibt es dort sechs Millionen interne Flüchtlinge und Hilfsbedürftige sowie über eine Million externe Flüchtlinge. Der tragischste und katastrophalste Konflikt ist jedoch derzeit der in Syrien. Die komplexen Hintergründe sind für die meisten Menschen schwer verstehbar. Die Medien vereinfachen Zusammenhänge und Menschen verurteilen dann Muslime oder werden gar fremdenfeindlich. Das wird den vielen muslimischen Menschen – Familien und Kindern – nicht gerecht, die nun einfach Schutz brauchen. Gemäß der Genfer Konvention von 1951 sollten sie als Flüchtlinge anerkannt werden, und noch vielmehr gemäß der Definition der Kirchlichen Soziallehre, die in einem Dokument des Päpstlichen Rats Cor Unum aus dem Jahr 1992 von „de facto“ Flüchtlingen spricht. Die kirchliche Öffnung für die notleidenden muslimischen Flüchtlinge aus Syrien und Somalia wird zum christlichen Zeugnis von praktisch gelebtem Dialog.

Christliche humanitäre Hilfe und Versöhnung

Unter den Flüchtlingen aus dem Nahen Osten sind auch viele Christen, die direkt von den Feindseligkeiten radikaler muslimischer Gruppen bedroht sind. Das gilt auch im wachsenden Maße für die Christen in Syrien. Und doch ist es möglich, über die religiösen Grenzen hinweg zusammen den Notleidenden zu helfen. In Syrien arbeiten im JRS Jesuiten viele Laien, Christen und Muslime zusammen. In Zusammenarbeit mit Ordensgemeinschaften und Pfarreien erreichen sie insgesamt 300.000 Menschen mit Hilfsgütern, Nahrung und

Winterkleidung. Zusammen geben Ordensleute und Laien ein Zeugnis, indem sie jedem in Not helfen, Muslime und Christen, und indem sie mit Muslimen zusammenarbeiten.

In diesem gelebten Dialog wird das Fundament für eine neue Zukunft gelegt. Wie auch immer dieser Konflikt ausgehen wird, eines Tages bleibt den Menschen nichts anderes übrig, als wieder Frieden zu schließen und sich langsam wieder zu versöhnen. Friedens- und Versöhnungsarbeit ist so entscheidend. In der humanitären Hilfe und Aktion, in der Gastfreundschaft und im praktischen interreligiösen Dialog steckt die tiefere Dimension der Förderung von Frieden und Versöhnung. Gerade dafür sind geistliche Menschen, unter ihnen Ordensleute, besonders gefordert und qualifiziert, um Opfern von Krieg, Vertreibung und Flucht zu helfen, wieder Frieden und Versöhnung im Herzen zu finden. Ohne das Netz der Kirche, der Orden und Pfarreien wäre diese Hilfe vor allem in den städtischen Zentren und auf dem Land nicht möglich. Es gibt wenige internationale Organisationen, die in Syrien arbeiten können. Somit fällt der Kirche eine besondere Rolle zu.

Vor allem im Nahen Osten, aber auch weltweit leben mehr als 50% aller Flüchtlinge in städtischen Zentren, in den ärmeren Vierteln, in überbelegten einfachen und übervollen Wohnungen. Im Gegensatz zu Flüchtlingslagern sind urbane Flüchtlinge über eine Stadt verteilt, unsichtbar. Aus Angst haben sich viele nicht als Flüchtlinge beim UN Flüchtlingswerk UNHCR registriert. Die pastorale Methode von Familienbesuchen bewährt sich am besten, um diese unsichtbaren Menschen und unter

ihnen die Bedürftigsten zu erreichen. Auch die Räumlichkeiten von Pfarreien und kirchlichen Einrichtungen bieten Flüchtlingen einen Ort, um als Gemeinschaft zusammenkommen zu können. In Homs, Damaskus und Aleppo bieten Pfarreien aller orientalischen Kirchen, Ordenshäuser aber auch Moscheen Räumlichkeiten, um Binnenflüchtlingen helfen zu können.

Neben den weltweit 15 Millionen Flüchtlingen gibt es 25 Millionen Binnenflüchtlinge, mehrere Millionen Staatenlose und eine Dunkelziffer von Millionen von Opfern von Menschenhandel und Sklavenhalterei. Gezwungener Menschenhandel – Sklavenhandel – ist eines der größten globalen Geschäfte neben Drogen und Waffen. Die Arbeit in diesem Feld ist wegen der Bedrohung durch das organisierte Verbrechen besonders schwierig. Allen voran sind Frauen und Mädchen die Opfer der Sexversklavung. Mutige Ordensfrauen stellen sich diesem Problem und begleiten diese Frauen als Kirche und versuchen sie aus der Versklavung zu befreien.

Das Gesicht der Migrantinnen ist weiblich. Millionen von Frauen aus armen Ländern arbeiten in reicheren Ländern als Hausangestellte und in schlecht bezahlten Diensten. Vor allem in Ländern des Nahen Ostens sind sie der sexuellen Willkür ihrer Herren und der Misshandlung ihrer Herrinnen ausgeliefert. Der Sonntagsgottesdienst ist für viele Migrantinnen der einzige Ausgang und die einzige Gelegenheit, bei der sie sich mit ihren Kolleginnen treffen. In vielen Ländern bilden die Arbeitsmigrantinnen bereits einen beachtlichen Teil der Kirche, zum Beispiel in Japan und in arabischen Ländern. Pedro Arrupe SJ, der frühere Generaloberer der Jesuiten und

Gründer des JRS, sagte einmal: „Wenn das Volk Gottes unterwegs ist, dann ist auch die Kirche unterwegs.“ Dies trifft so sehr auf alle Migranten und Flüchtlinge zu, unter denen sich viele Christen befinden.

Ordensleute als „Elitetruppen“

Im JRS arbeiten neben den 80 Jesuiten auch über 50 Schwestern und Priester anderer Orden sowie über 1000 Laien zusammen. Wir sind mit den Flüchtlingen und Binnenflüchtlingen in allen Kontinenten und über 50 Ländern unterwegs, allen voran in den Krisengebieten: in Nordkivu in der Demokratischen Republik Kongo, in Äthiopien und Kenia am Horn von Afrika, wo Menschen aus Eritrea, Südsudan und Somalia Schutz finden. In sehr schwierigen und gefährlichen Ländern wie Afghanistan, Syrien und Ostkongo sind es fast ausschließlich Jesuiten und andere Ordensleute, die mit lokalem Personal die Hilfsleistungen ermöglichen. In manchen Orten in Nordkivu, Ostkongo, finden es junge internationale Laienkräfte einfach zu schwierig, weil man einfach nichts anderes tun kann, als arbeiten, sich ausruhen und beten. Manche, sicher nicht alle, Ordensleute sind von ihrem Lebensanspruch her einfach besser geeignet, an solchen abgelegenen Fronten zu arbeiten und mit einem erhöhten Sicherheitsrisiko zu leben. Gleichzeitig ist ihre Kirchlichkeit ein Schutz für sie.

Schwester – sister, hermana, seur – zu sein, wird in den meisten Fällen auch von Rebellen respektiert, weil diese Frauen sehr mutig sind und in sehr schwierigen Gebieten viel leisten. Ich denke da einfach an Sr. Ines, Sr. Regina

und Sr. Paula im Nordkivu. Junge Frauen, die als Freiwillige in Kolumbien mit internen Flüchtlingen arbeiten, werden oft als „Jesuitenschwestern“ bezeichnete (Hermanas Jesuitas). Sie lassen es so stehen, weil ihnen dieser gegebene Status als „Ordensleute“ in den Augen der Menschen Respekt und Schutz gibt.

Ein Werk der Zusammenarbeit

JRS wurde von P. Arrupe SJ so gegründet, dass er – wenn auch als Werk des Jesuitenordens – eine gemeinsame Arbeit von Laien, Jesuiten und anderen Orden ist. Mit manchen Orden wie den Australischen Mercy Sisters und den Vedrunas in Spanien hatte der JRS eine spezielle Vereinbarung zur Zusammenarbeit. JRS hat eine Abmachung mit dem Generalat der Steyler Missionare. Eine ganze Reihe junger Kongregationen von Schwestern arbeiten in Afrika mit dem JRS zusammen. Der JRS wird von kirchlichen Werken wie Missio,

Misereor, dem Kindermissionswerk, der Caritas, Kirche in Not und auch den Missionsprokuren der Orden unterstützt.

Die Flüchtlingsdramatik ist nicht nur eine Herausforderung für die Kirche und die Orden in Europa, sondern in gleicher Weise auch für die jungen Kirchen und Orden. Sie leben dort, wo die Flüchtlinge herkommen, es sind ihre Familien und Verwandten, die unter den Kriegen im Kongo, in der Zentralafrikanischen Republik, in Eritrea leiden und fliehen. Es sind ihre muslimischen Nachbarn aus Somalia, Mali und Sudan, die wegen der Kriege und eines zerfallenen Staates dort nicht mehr leben können. Die Antwort der Kirche und der Orden auf das Flüchtlingsdrama muss noch verstärkt dort geschehen, wo Flucht und Vertreibung geschieht. Lampedusa ist nicht nur eine Herausforderung für Europa, sondern in gleicher Weise für Afrika und den Nahen Osten.

Ansgar Stüfe OSB

Br. Dr. Ansgar Stüfe OSB trat nach abgeschlossenem Medizinstudium 1979 in die Benediktinerabtei Münsterschwarzach ein. Nach Promotion und Ausbildung zum Facharzt für Innere Medizin und Tropenmedizin leitete er von 1987 bis 2003 das Krankenhaus der Abtei Peramiho in Tansania. Seit 2003 ist er Missionsprokurator der Kongregation der Missionsbenediktiner in St. Ottilien und verantwortlich für die Projektarbeit der Klöster der Kongregation weltweit.



Ansgar Stüfe OSB

Die Kongregation von St. Ottilien und Nordkorea

Nordkorea genießt nicht den besten Ruf. Gewöhnlich berichten unsere Zeitungen von diesem Land nur, wenn sich dort Katastrophen ereignen oder Kriegsdrohungen ausgestoßen werden. Die USA haben Nordkorea auf die Liste der sogenannten Schurkenstaaten gesetzt. Kirchliche Nachrichten gibt es überhaupt nicht, wenn man von Vermutungen absieht. Trotz dieses Negativimages halten die Missionsbenediktiner Kontakt zu diesem geheimnisvollen Land. Im Mai 2013 besuchte sogar eine Reisegruppe der Vereinigung ehemaliger Schüler St. Ottiliens, der Confoederatio Ottiliensis (CO), Nordkorea. Wie ist es zu dieser Beziehung gekommen?

Die Missionsbenediktiner sind schon seit 100 Jahren in Korea tätig. Nach einigen Anfangsversuchen in der heutigen südkoreanischen Hauptstadt Seoul wurde im nördlichen Teil des Landes,

in der Provinz Wonsan, die Abtei Tokwon gegründet. Die Abtei Tokwon war einmal eine Art Flaggschiff der Missionsbenediktiner. Hier wurde zum ersten Mal eine Abtei als Missionszentrale gegründet. Die Missionare lebten zwar in Pfarreien, hatten aber engen Kontakt mit der Abtei, von der aus die Missionsarbeit zentral geplant und geleitet wurde. Der Abt war auch Bischof. So konnte das Ideal des Gründers, P. Andreas Amrhein, hier in Korea Wirklichkeit werden. Er wollte nämlich die Missionsmethode der Benediktiner im Europa des Mittelalters wieder beleben. Von Abteien als Missionszentrale sollte der Glaube ausstrahlen und die Großartigkeit der Gebäude die Menschen beeindrucken. Sehr bald schon wurde auch mit der Heranbildung von Priestern begonnen. Die Missionsbenediktinerinnen von Tutzing arbeiteten mit

den Mönchen zusammen. Sie betreuten Schulen und kümmerten sich um Kranke. Es handelte sich also um klassische Missionsarbeit nach den Methoden der Zeit.

Die Zeitumstände machte die Arbeit allerdings mühsam. Korea war Anfang der zwanziger Jahre von Japan besetzt worden. Als sich in Japan das nationalistische Militärregime durchsetzte, wurde es auch für die Missionare schwieriger, weil diese sich auf der Seite der Koreaner fühlten. Unter dem Einfluss des Bündnisses zwischen Japan und Nazi-Deutschland wuchs auch der Druck auf die Missionare. Dennoch arbeiteten die Schwestern und Mönche des Benediktinerordens unermüdlich weiter. Gerade in diesen schwierigen Zeiten bewährte sich die Struktur einer Abtei als Zentrale. Von hier aus konnte die Arbeit auch in widrigen Umständen besser fortgesetzt werden, als wenn die Missionare auf den Stationen auf sich selbst gestellt gewesen wären. Diese Ausgangslage führte dann sogar zu einer Neugründung in der Mandschurei. Inzwischen war auch die Mandschurei von Japan besetzt worden. Die Japaner setzten den letzten Kaiser Chinas Puyi als Scheinstaatsoberhaupt ein und machten die Stadt Changchun zum Sitz der Regierung. Noch heute kann man den Palast besichtigen, den die Japaner für diesen Schattenkaiser gebaut haben. Nicht weit von der Grenze nach Korea errichteten die Missionsbenediktiner eine neue Abtei in der Stadt Yenki, die heute Yanji heißt. In dieser Gegend lebten mehrere Millionen Koreaner. Daher war die Errichtung der Abtei auch eine Fortsetzung der Koreamission auf chinesischem Gebiet. Natürlich war auch geplant, die Chinesen

in die Mission miteinzubeziehen. Das gelang aber nur ansatzweise, weil die geschichtlichen Umstürze der Mission jäh ein Ende setzten. Die Abtei Yenki wurde im Dezember 1922 gegründet, im August 1934 zur Abtei erhoben. Bereits 1946 wurde die Abtei nach Ankunft der Roten Armee Chinas aufgehoben. Die letzten Mönche kehrten 1952 nach Deutschland zurück.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Den Mönchen und Schwestern in Tokwon erging es viel schlimmer. Als die Kommunisten im Norden Koreas die Macht übernahmen, wurden 11 Missionare gleich hingerichtet, 16 starben unter den harten Bedingungen im Lager. Erst im Januar 1954 konnten 24 Überlebende in ihre Heimat zurückkehren. Dies war das traurige Ende eines hoffnungsvollen Beginns. Aber es war nicht das Ende der Koreamission. Einigen der koreanischen und europäischen Mönche war die Flucht gelungen und sie gründeten im Süden die Abtei Waegwan. Inzwischen gehört diese Abtei mit 135 Mönchen zu einer der größten Benediktinerabteien des Ordens. Sie ist fest in der koreanischen Gesellschaft integriert und wird von den Medien des Landes als wichtiges geistliches Zentrum wahrgenommen.

In gewisser Weise hat das schlimme Ende der Abtei Tokwon, im Norden Koreas eine erfolgreiche und auch tröstliche Fortsetzung gefunden. Das Schicksal der Abtei Tokwon und der Christen, die mit ihr verbunden waren, bleibt aber eine offene Wunde im kollektiven Gedächtnis der koreanischen Mönche und der gesamten Kongregation der Missionsbenediktiner. Lange Zeit schien es, als ob nie wieder ein Kontakt mit Nordkorea möglich sei.

Ironischerweise ergab sich eine Möglichkeit, nicht über Südkorea, sondern über China. Ironisch ist es deswegen, weil die chinesische Regierung nach wie vor die katholische Kirche für die gefährlichste Religion im Land hält. Sie fürchtet die gute Organisation, die Verflechtung mit der internationalen Kirche und die gute Bildung der Bischöfe und Priester. Diese Grundhaltung gilt bis heute. Allerdings ließ der Druck auf die Kirche in den 1980er Jahren nach. Später wurde die nationale katholische Kirche wieder offiziell anerkannt und der größte Anteil an Kircheneigentum in Form von Land und Gebäuden an die Kirche zurückgegeben. Rom anerkannte dann den Großteil der chinesischen Bischöfe. In dieser Zeit der beginnenden Öffnung Chinas gelang es Erzbischof Notker Wolf mit einer Regierungsdelegation Deutschlands, China zu besuchen. Er konnte für ein paar Tage die Delegation verlassen und das ehemalige Missionsgebiet in der Jilin Provinz, der früheren Mandschurei, besuchen. Dort traf er Priester und auch Gläubige der früheren Missionsstationen. Der christliche Glaube hatte also überlebt. Im Lauf der 1990er Jahre waren solche umständlichen Vorkehrungen nicht mehr notwendig und Reisen nach China wurden problemlos.

Die Provinz Jilin grenzt an Nordkorea. Nach wie vor gibt es eine koreanische Minderheit in China. Allerdings leben wesentlich weniger Koreaner in China als vor dem Krieg. Aber vor allem einige unserer früheren Christen bilden immer noch beeindruckend aktive Gemeinden. Die eingangs erwähnte Reisegruppe konnte eine ehemalige Missionsstation in der Nähe Yanjis besuchen. Alle waren von der Glaubensstärke und Freundlichkeit der Menschen beeindruckt. Die Gemeinden werden heute nicht so sehr vom Atheismus, sondern von der Abwanderung junger Menschen nach Südkorea bedroht.

Die Zahl der überzeugten Christen mag klein sein, sie überzeugt und wirkt aber durch Glaubensstärke. Einer dieser Christen wurde von einer Katechetin unserer Mission erzogen und ist ganz von der benediktinischen Tradition geprägt. Er und ein koreanischer Priester haben den Kontakt zu Nordkorea nie abgebrochen. Da er chinesischer Staatsbürger ist, kann er ohne Probleme ein und ausreisen. Dieser Mann schlug Erzbischof Notker vor, den Kontakt mit Nordkorea wieder aufzunehmen.

Wie sollte aber so ein Kontakt aussehen? Nordkorea lässt keine öffentliche Religionsausübung zu. Ein Kontakt von Nordkoreanern mit dem Ausland ist zudem völlig ausgeschlossen. So war von Anfang an klar, dass Kontakte nur auf offiziellem Weg mit der Regierung möglich sein könnten. Die Kontaktpersonen in China erfuhren, dass Nordkorea die Einrichtung einer Sonderwirtschaftszone in der Provinz Rason plante. Dazu wurden auch internationale Firmen und Organisationen eingeladen. Dies war nun die Gelegenheit, sich in Nordkorea zu engagieren. Zu diesem Zweck



wurde eine Organisation gegründet, die „Katholischer Internationaler Medizinischer Dienst“ genannt wurde. Diese Organisation war also der Name, mit dem die Missionsbenediktiner in der Provinz Rason aktiv werden konnten.

Im Namen dieser Organisation gelang es Erzabt Notker eine Vereinbarung zu treffen, ein Krankenhaus in der Stadt Rajin zu bauen. Auch sollte eine Unterstützung mit der Versorgung mit Medikamenten und Geräten erfolgen. Diese Vereinbarung kam in den 1990er Jahren zustande. Die Umsetzung dieses Projektes zog sich aber hin. Mehrmals wurde die Politik geändert, die Sonderwirtschaftszone entwickelte sich nicht so recht und die Lage der Menschen wurde eher schlechter als besser.

Damals kamen allgemein große Bedenken an dem Projekt auf. Wem wird mit diesem Krankendienst wirklich geholfen. Bekommt nicht ein diktatorisches Regime indirekt Unterstützung durch die Benediktiner? Um das Jahr 2000 erregte der deutsche Arzt Dr. Norbert Vollertsen großes Aufsehen. Er war in Namen der Aktion Cap Anamour 1999 nach Nordkorea gekommen. Anschließend arbeitete er dort 18 Monate lang als Arzt. Die Erlebnisse dort brachten ihn dann zur Erkenntnis, dass man in einem solchen Land nicht einmal humanitäre Hilfe leisten dürfe. Letztlich stabilisiere solche Hilfe nur das Regime. Er gründete dann eine Art Fluchthelferorganisation und half Nordkoreanern nach China zu fliehen. Diese Flüchtlinge drangen dann in die südkoreanische Botschaft in Peking ein. Es gab ein großes internationales Aufsehen, das die deutsche Presse mit großer Sympathie verfolgte.

Diese Ereignisse fielen genau in die Zeit, in der von den Missionsbenedikti-

nern die Errichtung des Krankenhauses in Nordkorea geplant wurde. Ich selbst wurde im Jahr 2000 in den Kongregationsrat gewählt, der sich mit Projekten der Kongregation der Missionsbenediktiner zu befassen hat. Als Arzt war ich natürlich sehr an dieser Gründung interessiert. Die Berichte meines Kollegen Vollertsen, die auch im „Spiegel“ und „Die Zeit“ veröffentlicht wurden, beunruhigten mich enorm. Ich fragte mich, ist es moralisch verantwortbar, sich in einem so undurchsichtigen Land zu engagieren? Können wir überhaupt wissen, was unsere Hilfe auslöst?

Vielleicht werden wir nie erfahren, was genau unsere medizinische Hilfe bewirkt, aber die Folgen der Aktionen des Dr. Vollersten wurde schnell sichtbar. Die chinesische Regierung reagierte äußerst verärgert. Um einen neuen Direktansturm auf die südkoreanische Botschaft zu verhindern, wurde außerhalb des extraterritorialen Geländes ein zweiter Zaun errichtet. So entstand ein Korridor zwischen dem Botschaftszaun und dem neuen der chinesischen Regierung. In diesem Korridor patrouillierten chinesische Soldaten. Ein direktes Eindringen auf das Botschaftsgelände ist nicht mehr möglich. Viele westliche Botschaften haben diesen Zaun bekommen. Wer das Botschafterviertel in Peking besucht, kann diese Zäune sehen. In der Provinz Jilin wurden regelmäßig Razzien in Firmen oder Restaurants durchgeführt, die Chinesen koreanischer Abstammung gehörten. Es war nämlich Brauch geworden, dass Nordkoreaner bei Wassertiefstand durch den Grenzfluss wateten. Sie verbrachten dann ein paar Monate bei Verwandten in China und verdienten Geld. Dann kehrte sie auf gleichen Weg nach Nord-

korea zurück und konnten mit diesem Geld ihren Verwandten helfen. Für einige Zeit zumindest wurde dieser „Grenzverkehr“ unmöglich gemacht. Wurden nordkoreanische Staatsbürger entdeckt, wurden sie sofort nach Nordkorea ausgeliefert und in Lager gesteckt. All das habe ich aus erster Hand erfahren.

Die Aktion von Dr. Vollertsen ist vollständig gescheitert und was noch schlimmer ist, sie haben zur Erhöhung des Elends der Bevölkerung beigetragen. Wie man im Internet nachlesen kann, mündete das Leben von Dr. Vollertsen dieses Jahr 2013 in eine persönliche Katastrophe. Für mich wurde durch all diese Geschehnisse klar, dass es uns nicht um Aufsehen erregende Maßnahmen gehen könne, sondern um stille geduldige Arbeit.

So gelang es, den Bettenbau des Krankenhauses in der Stadt Rajin fertig zu stellen. Zusammen mit dem inzwischen zum Abprimas gewählten Notker Wolf reiste ich 2005 zum ersten Mal nach Nordkorea. Damals war das Krankenhaus im Rohbau fertig. Das Land erschien mir wie in einem Dornröschenschlaf versunken. Die Provinz Rason besitzt eine bezaubernde Landschaft. Hügel, Wälder und Flüsse prägen die Gegend. Buchten mit Sandstränden laden zum Baden ein. Nur ab und zu fuhr ein Auto. Die Menschen waren sehr zurückhaltend, aber ausgesprochen freundlich. Natürlich konnten wir nur mit den Vertretern der Regierung in Kontakt kommen. Aber die Architekten, der Direktor des Krankenhauses und die Bauleiter waren ganz natürliche und freundliche Gesprächspartner. Ideologische oder politische Themen spielten keine Rolle. So konnten wir über das Projekt und die medizinischen Probleme ganz sachlich diskutieren.

Als wir zum Mittagessen eingeladen wurden, forderten unsere nordkoreanischen Gastgeber uns auf, doch unser Tischgebet zu sprechen.

Der gallertige Inhalt eines Seesterns forderte meine missionarische Selbstverleugnung dann doch heraus. Abprimas Notker sprach mir gut zu und so gelang es mir, den schleimigen Inhalt auszuschlüpfen. Es wurde ein fröhliches Essen, in dem wir uns auch menschlich näher kamen.

Einige Jahre später konnte das Krankenhaus in Betrieb genommen werden. Inzwischen ist das Krankenhaus das zentrale Haus für die Provinz und voll in Betrieb. Es können alle Krankheiten dort behandelt werden. Vorher gab es kein Krankenhaus ähnlicher Größe in dieser Gegend. Allerdings handelt es sich nur um den Bettenbau. Zu dem Projekt gehört aber noch das Gebäude der Ambulanz, das eigentlich für die Basisversorgung noch wichtiger wäre.

Inzwischen ist die Durchführung von Projekten in Nordkorea erneut schwieriger geworden. Dieses Mal lag es nicht an Nordkorea oder einem ärztlichen Aktivist, sondern an den USA. Unter dem Druck der USA hat die chinesische Regierung jede direkte Geldüberweisung nach Nordkorea untersagt. Auch Bargeld darf nur in kleinen Mengen über die Grenze mitgenommen werden. Bei dem Bau des ersten Gebäudeteils konnten wir noch Geld über China nach Nordkorea überweisen. Jetzt ist das nicht mehr möglich. Es blieb dann nichts anderes übrig, als das Baumaterial in China zu kaufen. Waren dürfen noch über die Grenze exportiert werden. Letztlich macht China damit auch Geschäfte. Diese hat aber die ganze Durchführung sehr unübersichtlich



gemacht. Die Verwendung der Gelder ließ sich nur schwer nachweisen. So ist der Bau im Augenblick wegen Mangel an Geld und praktischen Problemen zu einem gewissen Stillstand gekommen. In dieser wieder neuen Problemlage, ergab sich dieses Jahr plötzlich ein Hoffnungsschimmer. Bei meinen regelmäßigen Chinareisen befreundete ich mich mit einem lokalen Reiseleiter an. Dieser erzählte mir, dass er mir ohne weiteres eine Reise in die Provinz Rason vermitteln könne. Ich wollte das zunächst gar nicht glauben. Es sah erst auch gar nicht so aus, dass der Besuch klappen würde. Im Rahmen von Kriegsdrohungen waren die Grenzen für westliche Besucher gesperrt worden. Als unsere Reisegruppe aber an der Grenze ankam, wurden wir herzlich empfangen. Drei Begleiter waren immer bei uns dabei. Sie sprachen Englisch und stellten schnell einen guten Kontakt zu uns her. Wie auch schon früher war von Ideologie oder Kommunismus keine Rede. Die Begleiter hatten zwei Aufgaben. Sie sollten uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen und sicherstellen, dass wir einen guten Eindruck mitnehmen. Eine unserer ersten Fragen war, ob wir Fotos machen dürfen. Sie sagten uns dann, das sei selbstverständlich möglich, wir sollten aber besser immer vorher fragen. Bei der Rückkehr wurden unsere Kameras geprüft und alle Bilder gelöscht, die unsere Begleiter abbildeten. Alle anderen Bilder durften wir mitnehmen. Die Fahrt von der Grenze nach Rajin dauerte eine gute Stunde. So gab es Zeit miteinander auch andere Themen zu besprechen. Interessant waren die Fragen unserer Begleiter zur deutschen Wiedervereinigung. Eine Frage lautete, welcher Seite

es nach der Wiedervereinigung besser gegangen sei. Diese Frage schien unsere Begleiter sehr zu beschäftigen. Da es sich um Regierungsvertreter handelte, lässt sich daraus schießen, dass die Wiedervereinigung ein ganz konkretes Thema im Norden Koreas ist. Das ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass dieses Gespräch ungefähr vier Wochen nach den Drohungen mit einem Atomkrieg stattfand. Das Kriegsthema spielte überhaupt keine Rolle bei unserer Reise. Ich staunte über die Entwicklung der letzten acht Jahre. Vor einem Jahr bauten die Chinesen eine befestigte Straße von der Grenze zum Hafen Rajin. Vor acht Jahren fuhren wir noch auf einer Staubstraße. Seitdem entwickelte sich ein lebhafter Grenz- und Handelsverkehr. Die Ruhe ist dahin. Zwar ist Rajin von der Lebendigkeit chinesischer Städte noch weit entfernt, aber es scheint, dass der Dornröschenschlaf beendet ist. Unsere Gruppe wurde herzlich empfangen. Derselbe Direktor wie vor acht Jahren führte uns im fertig gestellten Bettenbau des Krankenhauses herum und zeigte uns auch den Neubau. Dort fehlt noch der ganze Innenausbau mit Einrichtung. Mit dem Personal durften wir nicht sprechen. Wir sahen aber Ärzte und Krankenschwestern neugierig aus den Fenstern zu uns herunterschauen. Zu engeren Kontakten fehlte dann wohl auch die Vertrautheit mit unserer Gruppe. Bei der Rückreise mussten wir an der Grenze eine Weile warten, bis alle unsere Kameras geprüft worden waren. In dieser Wartezeit gingen einige Reisetilnehmer in den kleinen zollfreien Laden. Da gab es zu alle Erstaunen bayerisches Bier zu kaufen. Auch daran kann man sehen, dass Nordkorea auf dem Weg zu einer gewissen Öffnung ist.

Ohne Zweifel ist Nordkorea nach wie vor bettelarm und von Religionsfreiheit kann keine Rede sein. Das Krankenhaus der Missionsbenediktiner ist ein direkter Dienst an den Menschen. Für mich ist dieses Projekt eine praktische Umsetzung der Erzählung vom barmherzigen Samariter. Wir helfen Menschen, die in Not sind, unabhängig von der politischen oder religiösen Überzeugung. Die Menschen haben dieses Regime nicht erfunden. Sie müssen mit der Situation zurechtkommen, in der sie gerade leben. Wir nutzen die leichte Öffnung des Landes von China her und zeigen, dass wir unsere Christen nicht vergessen haben. Das Krankenhaus wird zwar von der Provinzialverwaltung geleitet, außen steht aber in Koreanisch und Englisch, dass es sich um ein internationales katholisches Krankenhaus handelt. Die Menschen verstehen das.

Ganze Länder zu „Schurken“ zu erklären, führt in die Irre. Regelmäßiger Kontakt auf menschlicher Ebene dagegen, kann das allgemeine Gefühl der Bedrohung mildern. Die Menschen erkennen schnell, dass wir keine versteckten Absichten haben. Wir sprechen auch ganz offen über unsere Pläne. In einem Gespräch lud mich der Direktor des Krankenhauses zu einem mehrtägigen Aufenthalt ein. Sogar eine Reise durch das ganze Land scheint möglich zu sein. Vielleicht dürfen wir dann auch einmal in die Gegend unserer ehemaligen Abtei Tokwon reisen.

Das Wort Mission ist oft missverstanden worden. In einem modernen Kirchenlied für jungen Menschen steht sogar der Satz: „Wie wollen nicht missionieren“. Das klingt wie ein besonders lobenswerter Vorsatz. Dieses Missverständnis beruht darin, dass unter Missi-

on Bekehrung verstanden wurde. Viele Menschen meinen, Missionare setzten alles daran Menschen von ihrem angestammten Glauben abzubringen und ihnen das Christentum oder gar den Papst aufzuzwingen. Dieses Missverständnis hat nahezu das Ausmaß einer Tragödie, wenn man bedenkt wie vielen Menschen dadurch die Botschaft des Evangeliums entgeht. Denn darum soll es ja gehen, um die Verkündigung der frohen Botschaft Jesu Christi. Die Kernbotschaft des Christentums ist die Menschwerdung Gottes. Damit werden alle Menschen zu Schwestern und Brüdern. Wie kann eine solche Botschaft den Menschen Nachteile bringen? Das Projekt der Missionsbenediktiner in Nordkorea ist ein Beispiel moderner Missionsarbeit. Es gibt keine Missionare vor Ort, keine Kirche, keine Lourdesgrotte. Kranke Menschen bekommen Hilfe. Das ist alles und doch nicht wenig. Jesus hat ja die Frage gestellt, woran man das Reich Gottes erkennen könne. Die mehr als bekannte Antwort lautet: „Lahme gehen, Blinde sehen.“ Genau das findet in unserem Krankenhaus in Rajin statt. Ich bin zuversichtlich, dass irgendwann auch die Fortsetzung des Satzes kommen wird, dass den Armen die frohe Botschaft verkündigt werde.

Eines Tages wird Nordkorea wieder voll in die Staatengemeinschaft zurückkehren und vielleicht sogar eine Vereinigung mit dem Süden stattfinden. Jetzt kommt es darauf an, Solidarität mit den Menschen in Nordkorea zu zeigen. Wir arbeiten hier an den Grenzen des Möglichen. Das aber ist ganz im Sinne unseres neuen Papstes Franziskus, der uns aufgefordert hat, Gewohntes hinter uns zu lassen und zu den Menschen aufzubrechen, die in Not sind.



Dokumentation



Foto: Pressestelle Katholische Stadtkirche Nürnberg, Tanja Haydn

KMO-Tagung: Alte Mission und neue Evangelisierung

Welches Missionsverständnis haben wir in unseren verschiedenen Gemeinschaften? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es? Zwei Tage lang haben sich rund 70 Ordensleute mit ihrem eigenen Missionsverständnis auseinandergesetzt. In Nürnberg tagten sie auf Einladung der Konferenz der missionierenden Orden, einer Fachgruppe innerhalb der Deutschen Ordensobernkonzferenz, vom 20. bis zum 22. September 2013 unter dem Motto „Von der alten Mission zur neuen Evangelisierung“. Auf dem Hintergrund der eigenen Praxis und der Grundsatzdokumente der Gemeinschaften wurden die Identität als missionierende Orden und aktuelle Herausforderungen reflektiert. Im Anschluss an ein Grundsatzreferat von Hans Waldenfels SJ wurde die Thematik unter anderem in einer Reihe von Statements entwickelt. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert diese Beiträge. Zum Abschluss der Tagung beschäftigte sich ein Podium, organisiert von der Jesuitenmission, mit dem Thema „Entwicklungshilfe – Sinn und Unsinn am Beispiel von Afrika“ (vgl. Foto oben).

Hans Waldenfels SJ

Neuevangelisierung unter Papst Franziskus

„Neuevangelisierung“?

Das mir gestellte Thema lautete der Veröffentlichung in *Ordenskorrespondenz* 2012 entsprechend: *Von der Mission zur Neuevangelisierung*¹. In dem Beitrag des letzten Jahres ging es um den Prozess, den das Missionsverständnis seit der Zeit des Konzils durchgemacht

hat. Spätestens seit der Bischofssynode 1975 und dem anschließenden Apostolischen Schreiben Papst Pauls VI. *Evangelii nuntiandi* ist weniger von „Mission“ als von „Evangelisierung“ die Rede. Sicher hat das auch damit zu tun, dass wir in einer Zeit leben, in der nicht nur das Christentum missionarisch tätig ist und seine Botschaft in die Welt trägt,

sondern auch andere Religionen und selbst Ideologien von Mission sprechen. Es erweist sich daher als sinnvoll, dass wir den Inhalt unseres Sendungsauftrags deutlicher benennen: das „Evangelium“, die Verkündigung der Frohen Botschaft Jesu Christi, als den Vollzug. Doch als ob sich die Zeit überschlagen würde, wird inzwischen nicht mehr einfach von „Evangelisierung“, sondern gleichsam gesteigert von „Neuevangelisierung“ gesprochen. Papst Benedikt XVI. errichtete 2010 den Päpstlichen Rat zur Förderung der Neuevangelisierung und ernannte Erzbischof Rino Fisichella zu seinem ersten Präsidenten. Im Oktober 2012 machte er in der 13. Generalversammlung der Römischen Bischofssynode die Neuevangelisierung zum Thema. Das *Instrumentum laboris* zeichnete sich im Sinne der Wahrnehmung der Zeichen der Zeit² durch eine hervorragende Zeitanalyse aus und enthielt zudem recht bedenkenswerte kritische Hinweise auf die bei uns zu beobachtende Situation des kirchlichen Lebens.

Doch ehe eine zusammenfassende päpstliche Stellungnahme erscheinen konnte, ist nochmals eine neue Situation eingetreten. Benedikt XVI. legte Ende Februar 2013 sein Amt nieder. An seine Stelle trat als Bischof von Rom „gewissermaßen jemand vom anderen Ende der Welt“: Jorge Mario Bergoglio, Erzbischof von Buenos Aires in Argentinien. Mit der Wahl des ersten Jesuiten auf den päpstlichen Sitz und dessen Wahl eines anderen Ordensgründers – Franziskus – als Papstnamen hat die Kirchengeschichte erneut einen Einschnitt erfahren. Das macht es sinnvoll, unsere Überlegungen in den neu entstandenen Horizont zu stellen.

Hans Waldenfels SJ



Prof. P. DDr. Hans Waldenfels SJ, 1931 geboren, trat im Jahr 1951 bei den Jesuiten ein. Er wurde 1963 in Tokio zum Priester geweiht und habilitierte sich 1976 im Fach Missionswissenschaften. Von 1977 – 1997 war er Professor für Fundamentaltheologie, Theologie der Religionen und Religionsphilosophie in Bonn sowie von 1978 – 1998 Vorsitzender des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen (IIMF).

Zwar kann man verstehen, dass vielen in der Kirche ganz allgemein, aber vor allem in unserem Land, aus dem der emeritierte Papst stammt, daran liegt, diesem unerwarteten Wechsel, der in sich revolutionär genug ist, und angesichts der Tatsache, dass wir mit zwei Päpsten leben, den Übergang von Benedikt zu Franziskus seine Dramatik zu nehmen³. Man erwartet einerseits Entscheidungen und Reformen, andererseits aber doch, dass die Kontinuität in der Kirche gesichert bleibt. Dabei will man nicht sehen, dass mit Papst Franziskus eine neue Etappe der Kirchengeschichte einsetzt und umrisshaft eine neue Sicht der Kirche sichtbar wird.

Evangelisierung

Franziskus war für die breite Öffentlichkeit unerwartet und ist folglich weithin unbekannt⁴. Entsprechend wird er in allem, was er sagt, vor allem, was er tut, aufmerksam beobachtet. Zudem ist man bemüht, in kürzester Zeit möglichst viel über ihn zu erfahren. Mindestens drei inzwischen in deutscher Sprache erschienene Bücher machen ihn selbst zum Autor. Zwei Bücher sind aus Gesprächen entstanden. Im ersten unterhält er sich mit einem jüdischen Freund, dem argentinischen Rabbiner Abraham Skorka über Gott und die Welt⁵. Das zweite Buch geht ebenfalls auf die Zeit seines Kardinalats zurück, auch wenn jetzt mit „Papst Franziskus“ geworben wird, und trug ursprünglich den Titel *El Jesuita*; es ist das Ergebnis von Befragungen und Gesprächen und vermittelt Einblicke in sein früheres Leben⁶. Zu diesem Buch hat sein jüdischer Freund Abraham Skorka das Vorwort geschrieben. Beide Bücher machen den neuen Papst zu einem Mann, der die Nähe zu den Menschen sucht und diese über alles stellt. In zahlreichen kleinen, aber auffälligen Begebenheiten, darunter seinem persönlichen Einsatz für den Frieden in Syrien und seinem Aufruf zu Gebet und Fasten wird das offenkundig. Das dritte Buch hat ihn allein zum Autor und besteht aus einer Sammlung geistlicher Vorträge und Meditationen. Der Titel klingt wie ein Programm, in dem es den „offenen Geist“ mit dem „gläubigen Herzen“ verbindet, den Geist, der kritisch die Welt wahrnimmt, in der wir leben, und das brennende Herz, das weiß, woraus es lebt⁷. Die Betrachtungen leben wesentlich aus der Heiligen Schrift. Doch fragt man, wen

er am meisten zitiert, so stößt man auf Ignatius von Loyola. Im Übrigen wird kein päpstliches Schreiben so häufig zitiert wie das Päpstliche Schreiben *Evangelii nuntiandi*.

Bei meiner bisherigen Lektüre ist mir aufgefallen, dass Franziskus immer von „Evangelisierung“ und kaum von „Neuevangelisierung“ spricht. Das mag verschiedene Gründe haben.

- In gewissem Sinne wirkt das Wort „Neuevangelisierung“ wie ein Flickwort. „Neuevangelisierung“ scheint dort erforderlich, wo die „Evangelisierung“ nicht oder noch nicht gelungen ist. Es scheint vor allem für die „alte Welt“ Europas zu gelten, von wo bis in die Zeit vor dem Konzil, vor allem solange noch die europäischen Kolonien bestanden, die Missionare in alle Welt zogen. Inzwischen füllen Afrikaner und Inder bei uns Lücken in pastoralen, aber auch in caritativen Diensten.
- „Neuevangelisierung“ kann aber auch Ausdruck der Ungeduld sein, weil der Aufruf zur „Evangelisierung“ in der westlichen Welt nicht wirklich greift. Nicht nur bei uns, doch für alle bei uns erkennbar stagniert das kirchliche Leben. Die von den Bischöfen eingeleiteten Strukturreformen kaschieren nur mühsam den allgemeinen Rückzug – Rückzug aus der städtischen und dörflichen Nachbarschaft, Rückzug aus den Schulen und den Zentren der Bildung, Rückzug aus den öffentlichen Medien und Aufgabe der eigenen Presse. Es entstehen zwar spirituelle Biotope; es kommt zu Events. Doch von Verwurzelung, Verankerung, Nachhaltigkeit u. ä. kann kaum noch die Rede sein. Abbruch und Resigna-

tion beherrschen vielfach das Feld und strafen die Rede vom „Aufbruch“ Lügen⁸.

In dieser Situation erscheint es angebracht, einfach wieder von „Evangelisierung“ zu sprechen – Evangelisierung in fünf Kontinenten, das heißt: Bei allen Parallelentwicklungen, die wir heute aufgrund des den Globus umfassenden Kommunikationsnetzes erleben, dürfen die politisch-wirtschaftlichen, kulturellen und religiös-weltanschaulichen Differenzen nicht einfach nivelliert werden. Die Spannung zwischen globalem und lokalem, universalem und partikulärem Denken und Handeln darf nicht überspielt werden. Anders gesagt: Die Menschen in Nigeria, Ägypten, Syrien, Indien und den Philippinen, aber auch in Argentinien und Brasilien leben nach wie vor unter anderen Umständen, jedenfalls in einer anderen Geschichte als wir, auch wenn wir medial oder auch geschäftlich und touristisch tagtäglich mit ihnen verbunden werden und an ihren Freuden und Leiden Anteil nehmen. Jedenfalls spricht Papst Franziskus von „Evangelisierung“. Es war zentraler Inhalt seines früheren Lebens, auch wenn sein Wunsch in die Weltmission nach Japan geschickt zu werden, sich aufgrund seines gesundheitlichen Zustands nicht verwirklichen ließ. „Evangelisierung“ blieb im Sinne des Missionsdekrets *Ad gentes* zentrales Thema seines Lebens.

Programmpunkte

Schon in seiner kurzen Einlassung im Vorfeld des Konklaves thematisierte Jorge Bergoglio die „Evangelisierung“. Der programmatische Text enthält all jene Elemente, die wir in der frühen Zeit seines Pontifikats vor allem in seinem

Tun wiedererkennen können. Er ist approbiert in Kuba veröffentlicht worden; wir zitieren ihn in Michael Hesemanns Übersetzung⁹:

„Ich habe Bezug genommen auf die Evangelisierung. Sie ist der Daseinsgrund der Kirche. Es ist die ‚süße, tröstende Freude, das Evangelium zu verkünden‘ (Paul VI.). Es ist Jesus Christus selbst, der uns von innen her dazu antreibt.

1. Evangelisierung setzt apostolischen Eifer voraus. Sie setzt in der Kirche kühne Redefreiheit voraus, damit sie aus sich selbst herausgeht. Sie ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geographischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends.

2. Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank (vgl. die gekrümmte Frau im Evangelium). Die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzeln in dieser Selbstbezogenheit. Es ist ein Geist des theologischen Narzissmus. In der [Geheimen] Offenbarung sagt Jesus, dass er an der Tür steht und anklopft. In dem Bibeltext geht es offensichtlich darum, dass er von außen klopft, um hereinzukommen. Aber ich denke an die Male, wenn Je-

sus von innen klopft, damit wir ihn herauskommen lassen. Die egozentrische Kirche beansprucht Jesus für sich drinnen und lässt ihn nicht nach außen treten.

3. Die um sich selbst kreisende Kirche glaubt – ohne dass es ihr bewusst wäre –, dass sie eigenes Licht hat. Sie hört auf, das ‚Geheimnis des Mondes‘ zu sein, und dann gibt sie jenem schrecklichen Übel der ‚geistlichen Mondanität‘ Raum (nach den Worten de Lubacs das schlimmste Übel, was der Kirche passieren kann). Diese (Kirche) lebt, damit die einen die anderen beweihräuchern.

4. Was den nächsten Papst angeht: Er soll ein Mann sein, der aus der Betrachtung Jesu Christi und aus der Anbetung Jesu Christi der Kirche hilft, an die existenziellen Enden der Erde zu gehen, der ihr hilft, die fruchtbare Mutter zu sein, die aus der ‚süßen und tröstenden Freude der Verkündigung‘ lebt.

Vereinfacht gesagt: Es gibt zwei Kirchenbilder: die verkündigende Kirche, die aus sich selbst hinausgeht, die das ‚Wort Gottes ehrfürchtig vernimmt und getreu verkündet‘, und die mondäne Kirche, die in sich, von sich und für sich lebt.

Dies muss ein Licht auf die möglichen Veränderungen und Reformen werfen, die notwendig sind für die Rettung der Seelen.“

Was Jorge Bergoglio gleichsam vor der Tür des Konklaves vorgetragen hat, ist nicht mehr und nicht weniger als das Programm seines Pontifikats. Es kann hin und her gewendet und diskutiert werden, ihm geht es darum, dass es ge-

lebt wird. Deshalb sind auch die vielen Zeichen, die sein Leben seither setzt, nichts anderes als eine Einladung zur eigenen Umsetzung.

Abraham Skorka spricht im Vorwort zu Bergoglios Lebensbericht vom Propheten und vom Prophetischen¹⁰. Was er dort schreibt, klingt wie ein vorweggenommener Refrain auf das kurze Wort vor dem Konklave. Er sieht im Leben seines Freundes u. a. folgende Momente¹¹:

- Es geht „ohne Zurückhaltung und in klarer, kritischer Sprache“ um das Versagen der Kirche.
- Es geht „um die Wiederherstellung der Werte in der Welt, in der wir leben“.
- „Ein Lehrer des Glaubens muss, in Übereinstimmung mit der biblischen Weltsicht, seine Kritik allen Gliedern der Gesellschaft, in welcher er das Wort ergreift, kundtun.“
- „Er muss dies von der Tribüne des Geistes aus tun, fern von jeglicher Parteinahme.“
- „Soziale Missstände, die er durch seine Begegnung mit Gott als solche erkannt hat, kann er nicht weiterhin verschweigen.“

Ein Aktionsprogramm

Im biographischen Gespräch des Papstes gibt es eine Stelle, die die Selbstkritik an der Kirche konkretisiert. Sie zeigt eine Zurückweisung der reinen Theorie und kritisiert indirekt auch die Theologie¹²:

„Ich bin jedenfalls kein Freund von Theorien, wenn ich mich Menschen gegenübersehe, die etwas Bitteres

durchmachen. Mir kommt eine Stelle aus dem Evangelium in den Sinn, nämlich die mit der Samariterin, die fünfmal in der Ehe gescheitert war und das nicht verkraften konnte. Als sie Jesus begegnet und anfängt, über Theologie zu sprechen, holt sie der Herr ganz schnell auf den Boden zurück. Er begleitet sie in ihrem Problem, er konfrontiert sie mit der Wahrheit und verhindert, dass sie sich durch eine theologische Reflexion entfremden lässt.“

An dieser Stelle sei an den Leitsatz der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* Nr. 4 erinnert¹³:

„Zur Erfüllung dieser Aufgabe obliegt der Kirche durch alle Zeit die Pflicht, die Zeichen der Zeit zu erforschen und im Licht des Evangeliums auszulegen, so dass sie in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die beständigen Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach ihrem gegenseitigen Verhältnis antworten kann.“

So richtig der Satz ist, – die Antwort, die die Kirche zu geben hat, kann keine rein theoretische sein, sondern muss die Praxis des Lebens betreffen. Im Leitsatz von *Gaudium et spes* ist das Aktionsprogramm des Gründers der Christlichen Arbeiterjugend, des belgischen Priesters und späteren Kardinals Joseph Leon Cardijn (1882-1967), wiederzuerkennen: Sehen – Urteilen – Handeln. Wie der Dreischritt erkennen lässt, begnügt sich das Programm nicht mit neuen Erkenntnissen, sondern führt über eine rechte Einschätzung und

Beurteilung zu einer angemessenen Praxis. Das Programm erschöpft sich folglich nicht im spekulativen Umgang mit neuen Wahrnehmungen, sondern drängt auf praktische Konsequenzen. In diesem Sinn ist der Dreischritt auch Teil des konziliaren Erneuerungsprogramms geworden. Im Wort des neuen Papstes aber findet es verständlicherweise einen kritischen Akzent. Das ist zu erläutern:

Sehen

In Paderborn fand 2013 die große Ausstellung *Credo* statt. Vielleicht hätte in der Werbung noch deutlicher herausgestellt werden können, dass sie zugleich eine großartige Rückschau auf die Geschichte der Missionierung Europas bis zum Beginn der Neuzeit ist. In seinem Beitrag zum Essayband des Katalogs arbeitet Michael Sievernich heraus, wie vielseitig das missionarische Tun der Kirche und wie stark ihr Bemühen um die angemessene Gestalt des Christentums im Laufe der Jahrhunderte gewesen ist¹⁴:

„Es versteht sich von selbst, dass diese Mission in den verschiedenen kulturellen Räumen und historischen Epochen unterschiedlich wahrgenommen und angenommen wurde. Wie die Missionspraktiken, richteten sich auch die Missionskonzeptionen an den jeweiligen Kontexten aus, deren Unterschiede auf der Hand liegen. Sie zeigen sich schon bei Paulus, wenn er seine Missionspredigten vor einem ungebildeten heidnischen Publikum (Lystra) hält, vor großstädtischen Juden (Antiochien) oder vor gebildeten Großstadtheiden auf dem athenischen Areopag.“

Wie unterschiedlich die Situationen auch sein mögen, so gilt doch die Bezeugung des Glaubens „bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8). Im Rahmen dieses programmatischen Globalisierungsprozesses hat das Christentum viele Ausdrucksgestalten seiner Mission ausgebildet.

- Handele es sich um die Spätantike als Übergangsfeld vom Römischen Reich zu den germanischen Reichen oder um die Christianisierung ganz Europas im Mittelalter;
- handele es sich um die Mission auf der Arabischen Halbinsel oder auf der Seidenstraße nach Zentralasien und China;
- handele es sich in der Frühen Neuzeit um die katholische Mission unter iberischen Patronaten in Afrika, Amerika und Asien
- oder um die orthodoxe Mission in Zentralasien, Sibirien und Alaska.
- Oder handele es sich im 19. Jahrhundert um den konfessionellen Missionswettbewerb von Katholiken und Protestanten und das kolonial aufgeteilte Afrika.
- Seit dem 20. Jahrhundert nimmt die christliche Mission neue Züge an. Sie ist immer weniger europäisch geprägt, sondern eine Mission, die von allen Kontinenten ausgeht, und sie ist geprägt von konfessioneller Pluralisierung, mit wachsendem Anteil des pentekostalen Sektors.“
(Meine Textanordnung)

Die Einleitung Sievernichs zu einer in der Ausstellung auf die europäische Entwicklung fokussierten Sicht der christlichen Mission enthält mehrere lange übersehene wichtige Momente.

- „Evangelisierung“ bedeutet von Anfang an Übersetzung; diese aber setzt die Kenntnis der verschiedenen Sprachen und Kulturen voraus.
- Das Christentum ist seit dem Augenblick, wo es sich vom Judentum gelöst und für Menschen jeder Herkunft, auch die „Heiden“, geöffnet hat, in seinem Erscheinungsbild plural. Das gilt keineswegs, wie es in der abendländisch-katholischen Geschichtsbetrachtung vielfach in einer moralisch-dogmatischen Bewertung gesehen wurde, nur im Sinne von rechtläubig und häretisch bzw. schismatisch. In einer sachgerecht offenen Betrachtung der Entwicklung der christlichen Ökumene ist (nicht zuletzt im Hinblick auf die Entstehung des Islams¹⁵ und die asiatischen Entwicklungen¹⁶) auf die Dreigestalt der Christentumsgeschichte im Syrischen, Griechischen und Lateinisch-Westlichen zu achten.
- Zu unterscheiden ist mit Michael Sievernich bei der Weitergabe des christlichen Glaubens zwischen der professionell organisierten Mission und der – wie er es nennt – „kapillaren Mission“, „bei der einzelne oder kleine Gruppen durch ihr persönliches Lebenszeugnis für die Verbreitung des Glaubens Sorge tragen“¹⁷.
- Schließlich ist mit Papst Franziskus die Beschränkung des „bis an die Grenzen der Erde“ auf eine geographische Sicht der Grenzen aufzusprengen und sein Aufruf zu beherzigen, an die Ränder der menschlichen Existenz zu gehen. Franziskus sieht diese im „Mysterium der Sünde, des Schmerzes, der Ungerechtigkeit, der Ignoranz, der fehlenden religiösen Praxis, des Denkens, jeglichen Elends“.

Damit kommen auf eigentümliche Weise viele der im *Instrumentum laboris* der Bischofssynode 2012 aufgeführten Momente der zeitgenössischen Gesellschafts- und Situationsanalyse erneut in den Blick¹⁸. Jedes Stichwort ruft nach seiner eigenen Konkretisierung, die allerdings hier nicht zu leisten ist.

Wohl bietet es sich an, die kritische Anmerkung des jetzigen Papstes zur Theologie zu bedenken. Er knüpft bei der Begegnung Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen an. Jesus spricht sie auf ihre Lebenssituation an; sie lenkt ab und kommt auf den Unterschied der Gebetsstätten zu sprechen: Garizim für die Samariter, Jerusalem für die Juden (vgl. Joh 4,16-24). Tatsächlich ändert der Papst die Reihenfolge der Themen, so dass es aussieht, als lenke Jesus den Blick von der theologischen Fragestellung zur konkreten Lebensrealität der Frau. Offensichtlich ist ihm die Relativierung der spekulativen Theologie ein Anliegen. In seinem Meditationsband sagt er: „Wir reden und diskutieren lieber anstatt zu beten und zu verkündigen.“¹⁹

Angewandt auf die Beschäftigung mit den Fragen der Zeit, können wir sagen: Die Aufmerksamkeit, die wir theologisch in pluralistischer Zeit der Fülle neuer Wahrnehmungen schenken, kann leicht dahin führen, dass wir Theologen den Blick für die eigentliche Aufgabe des Faches verlieren. In dem schon genannten Katalog zur Ausstellung *Credo* gibt es einen Artikel zum heutigen Missionsverständnis von Klaus von Stosch. Darin verweist dieser in seinem Schlussteil auf eine US-amerikanische Theologin, die er als „Vorreiterin der Komparativen Theologie“ vorstellt²⁰. Die Bezeichnung „komparative Theo-

logie“, die sich neuerdings auch Theologen im deutschsprachigen Raum zu eigen machen, wenn sie vom Dialog sprechen²¹, halte ich für verräterisch. Denn so wichtig und interessant „Vergleiche“ auch sind, – wenn die Theologie sich im Geschäft des Vergleichens verliert und dabei von der eigentlichen Aufgabe missionarischen Tuns und Denkens ablenken lässt, nämlich sich für die Wahrheit zu entscheiden und sie weiterzugeben, verfehlt sie ihren Sinn und Zweck. Es ist folglich vor ihr zu warnen. Wenn nicht alles täuscht, hat Papst Franziskus hier auch seine Bedenken.

Urteilen²²

Alle von Papst Franziskus aufgeführten Situationen – Sünde, Schmerz, Ungerechtigkeit, Ignoranz, fehlende religiöse Praxis, Elend – sind außer dem Denken auf den ersten Blick ambivalent, wenn nicht negativ besetzt oder sogar böse, rufen so nach Überwindung. Wenn das „Denken“ hier mit aufgeführt wird, kann das nur besagen, dass es, falsch verstanden, in die Irre führen kann. Das kann vor allem dann geschehen, wenn die menschliche Vernunft als Organ des Denkens sich nicht in aller Demut ihrer Grenzen bewusst ist und die Grenzen des „Denkbaren“ anerkennt²³.

In dieser Hinsicht sagt Franziskus nichts anderes, als was Benedikt XVI. und andere Päpste vor ihm gesagt haben. Wir hören von Liebe und Barmherzigkeit, von Versöhnung und Heilen, von Zuwendung und Dienen, vom Leben, – alles andere, als was die „Welt“ im Sinne des Johannesevangeliums zu bieten hat: Hass und Feindschaft, Herrschsucht und Habgier, Sünde und Schuld, am Ende das Sterben.



Bei Franziskus fällt auf, wie direkt er wieder von Sünde spricht und sich selbst dabei nicht ausnimmt, so dass das Wort der Versöhnung einen neuen Klang erhält. Wer sündlos ist, bedarf keiner Vergebung. Wer immer Recht hat, braucht sich nicht zu entschuldigen. Wer alles hat, braucht um nichts zu bitten. Doch ist das ehrlich, ist das das Leben, das wir leben und erleben? Auf jeden Fall beginnt die Evangelisierung damit, dass der, der evangelisiert, im Lichte dessen steht, der das Licht der Welt ist (vgl. Joh 8,12), und angestrahlt von diesem Licht, selbst zum Licht der Welt wird (vgl. Mt 5,14).

Die Kirche, Träger der Evangelisierung

Bei der Betrachtung des Aktionsprogramms „Sehen – Urteilen – Handeln“ kann die Frage nach den handelnden Subjekten, dem Träger der Evangelisierung, nicht als selbstverständlich beiseitegeschoben werden. An dieser Stelle begegnen wir bei Papst Franziskus erneut deutlichen Korrekturen.

Evangelisierung als Identität der Kirche

Zunächst gilt²⁵: „Evangelisierung ist niemals das individuelle und isolierte Tun eines Einzelnen, es ist vielmehr ein zutiefst kirchliches Tun. Auch der einfache Prediger, Katechist oder Seelsorger, der im entferntesten Winkel der Erde das Evangelium verkündet, seine kleine Gemeinde um sich sammelt oder ein Sakrament spendet, vollzieht, selbst wenn er ganz allein ist, einen Akt der Kirche. Sein

Tun ist durch institutionelle Beziehungen, aber auch durch unsichtbare Bande und die verborgenen Wurzeln der Gnadenordnung eng verbunden mit der Glaubensverkündigung der ganzen Kirche.“ (62; ähnlich 59).

Mit *Evangelii nuntiandi* Nr. 23²⁶ betont Franziskus die „enge Verbindung zwischen Christus, der Kirche und der Evangelisierung“ (60). Nochmals anders gesagt:

„Evangelisieren ist in der Tat die Gnade und eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität.“ (48)

Die Texte bestätigen den Ansatz des Missionsdekrets *Ad gentes* Nr. 2, wonach die pilgernde Kirche in ihrer Natur missionarisch ist.

Evangelisierung als Zeugnis

Die Kirche aber ist Volk Gottes (griech. *laos tou theou*)²⁷. Wer auf die biblische Ableitung des Laien als eines Mitgliedes des Volkes Gottes achtet und den Laien nicht mit dem weltlichen Gebrauch des Wortes für einen Ungebildeten und der Anleitung und Belehrung Bedürftigen hält, weiß, dass alle Mitglieder des Volkes Subjekte und Träger der Mission sind.

Wer so ansetzt, versteht die scharfe Kritik des Papstes in seiner Ansprache vor dem Konklave, in der er mit einer „selbstreferentiellen“, um sich kreisenden und auf sich bezogenen Kirche ins Gericht geht:

„Die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzeln in

dieser Selbstbezogenheit. Es ist ein Geist des theologischen Narzissmus.“

Franziskus fordert seinerseits, dass die Kirche aus sich herausgeht und Jesus nicht gleichsam in der Kirche einsperrt. Jesus will zu den Menschen, die ihn brauchen, und erwartet von den Menschen, die sich zu ihm bekennen, dass sie sein Schicksal teilen und mit ihm bei den Menschen sind, die nach Heil und Heilung, nach Befreiung und Erlösung rufen.

Daraus folgt: Vor aller organisierten und professionalisierten Evangelisierung ist die „kapillare Mission“ (M. Sievernich), also das schlichte Zeugnis einer jeden gläubigen Existenz zu beachten. In unserer buntscheckigen Gesellschaft kommt dieser Gestalt der Evangelisierung die erste Stelle zu. Sie lebt überall, wo die Kirche verfolgt worden ist und immer noch verfolgt wird, – wie es früher in Japan, in Korea, später in Mexiko der Fall war, heute aktuell in China, im Irak und in Ägypten. Gott sei Dank – wächst die Aufmerksamkeit für die Verfolgung von Christen wieder bei uns.

Viel zu wenig wird beachtet, dass *Evangelii nuntiandi* mehrfach die Reihenfolge in der Umsetzung der Evangelisierung korrigiert hat und mit dem Zeugnis des Lebens (Nr. 41; vgl. vorher Nr. 21) beginnt und dann die lebendige Predigt (Nr. 42), die Wortliturgie (Nr. 43), die Katechese (Nr. 44) und den Einsatz der Massenmedien (Nr. 45) folgen lässt. Vor die Nennung der Sakramente (Nr. 47) und der Volksfrömmigkeit (Nr. 47) steht aber nochmals ein Abschnitt „Unerlässlicher persönlicher Kontakt“ (Nr. 46), in dem neben den organisierten Formen der Verkündigung

des Evangeliums die andere Form der Vermittlung, „nämlich von Person zu Person“ in seiner Gültigkeit betont wird. Ausdrücklich wiederholte Paul VI. eine früher von ihm gemachte Aussage: „Der heutige Mensch hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind.“ (Nr. 41)

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Evangelisierung als Aufgabe für jeden Christen

Die institutionalisierte Form der Evangelisierung, die frühere Heidenmission, darf für sich nicht in Anspruch nehmen, die Vollgestalt der Evangelisierung zu sein. Evangelisierung ist (a) ein Erfordernis überall in der Welt und (b) eine Aufgabe für jeden getauften Christen, auch wenn kirchlicherseits verschiedene Aufgabenbereiche im Laufe der Zeit professionalisiert worden sind und heute nach neuer Ausgestaltung rufen. Wichtig ist, die zu bedenkenden Aufgabenbereiche bei allem Respekt vor der hierarchischen Ordnung der Kirche nicht als Privilegien der kirchlichen Hierarchie anzusehen. Gerade die einseitige Akzentuierung der Aufgaben hat im Laufe der Zeiten dahin geführt, dass die universale Subjekthaftigkeit der Getauften vielfach nicht mehr gesehen worden ist und aus aktiven Zeugen des

Glaubens Objekte kirchlicher Betreuung geworden sind. Entsprechend ist die Unterscheidung von Hirten und Schafen im Selbstverständnis der Kirche und der Gemeinden eher zuungunsten der Laien verstanden und die von Papst Franziskus getadelte Introvertiertheit der Kirche gefördert worden.

Drei Bereiche kirchlichen Handelns

Das kirchliche Handeln wird vielfach unter den drei Schlüsselbegriffen *Martyria* bzw. Kerygma, *Liturgia* und *Diakonia* zusammengefasst, die ihrerseits an die christologische Lehre von den drei Ämtern Christi, der Prophet und Lehrer, Priester und Hirte bzw. König ist, erinnert. Während die Fortführung dieser Ämter lange mit den Aufgaben der Bischöfe, jedenfalls stark klerikal gesehen wurde, werden sie seit dem 2. Vatikanischen Konzil deutlicher in den Gesamtvollzug des gläubigen Gottesvolkes integriert. So bemerkt der verstorbene Erfurter Dogmatiker Lothar Ullrich²⁸:

„Das Vaticanum II benutzt die christologische Drei-Ämter-Lehre als Grundlage, um ein dreifaches Amt der ganzen Kirche, der Hirten und der Gläubigen, zu entfalten. In einer dreifachen Befähigung und Beauftragung der Kirche und jedes Christen stellt sich in der Geschichte das dreifache Amt Jesu Christi dar und realisiert sich weiter (vgl. LG 13; 24-27; 34ff. SC 7f.).“

Das Gesagte wurde von Kardinal Reinhard Marx in einem ZEIT-Interview unterstrichen:

„Wir Katholiken glauben, jeder Gläubige nimmt teil am Priesteramt, am Königsamt, am Prophetenamt Christi. Jeder, das heißt: nicht nur die Bischöfe, nicht nur die Priester. Es wäre ein Rückschlag für die Kirche, wenn auch nur der Anschein entstünde, dass wir die Gläubigen quasi als Untertanen behandeln und wir ihnen erst einmal Bescheid geben müssen, weil sie selbst nicht klug genug sind.“²⁹

In der aktuellen Neuorientierung missionarischen Handelns ist es hilfreich, auf die drei Aufgabenbereiche zurückzugreifen. Dabei reicht es in der Tat nicht mehr aus, allein die klerikale Schiene zu fahren, sondern es muss die gesamt-kirchliche Perspektive beachtet werden.

Kerygma

Grundlage des christlichen Glaubens ist das Hören der Botschaft, – in den Worten des heiligen Paulus (Röm 10,14f):

„Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt? Wie soll aber jemand verkünden, wenn er nicht gesandt ist? Darum heißt es in der Schrift: Wie sind die Freudenboten willkommen, die Gutes verkünden!“

Den Auftrag der Verkündigung hat das ganze Volk Gottes. So heißt es in der Kirchenkonstitution Nr. 12 ausdrücklich:

„Das heilige Volk Gottes nimmt auch am prophetischen Amt Christi teil, indem es sein lebendiges Zeugnis vor

allem durch ein Leben des Glaubens und der Liebe verbreitet und Gott das Lobopfer darbringt, die Frucht der Lippen, die sich zu seinem Namen bekennen (vgl. Hebr 13,15).“

In der Umbruchssituation der Kirche Europas kommt hier ein Problem zum Durchbruch, das fälschlicherweise mit dem Konzil in Zusammenhang gebracht wird. Solange die Lebensmilieus noch einigermaßen einheitlich geprägt waren und die Kinder zwar als „*infantes*“ das heißt: als Unmündige kurz nach der Geburt getauft wurden, aber dann eine gleichförmige Erziehung in Elternhaus, Schule und Kirchengemeinde vermittelt bekamen, fiel die Diskrepanz zwischen einer unmündigen Aufnahme in die Kirche und einem mündig vollzogenen Glauben noch nicht wirklich auf. Wie stark meine Generation selbst in einer Stadtgesellschaft noch in diesem Sinne geprägt war, belegt die Tatsache, dass in meiner Essener Abiturklasse am Staatlichen Burggymnasium 1951 noch ausnahmslos alle Katholiken ganz selbstverständlich während des Abschlussgottesdienstes zur Kommunion gingen.

In der Zwischenzeit sind die Milieus – unabhängig vom Konzil – zusammengebrochen. Gemeinden werden aufgegeben, Kirchen geschlossen, abgerissen oder umgewidmet. Das Gottesdienstangebot in katholischen Gemeinden nähert sich dem Angebot der evangelischen Gemeinden. Der religiöse Analphabetismus macht gewaltige Fortschritte, da ein Großteil der Familien ein religiöses Leben nicht mehr kennt, nicht zu Hause, schon gar nicht in der Gemeinde. Es gibt kein gemeinsames Gebet mehr zu Hause. Der

Kontakt zu den Gemeinden reduziert sich auf die „*rites de passage*“, also die Lebensphasenriten. Weder Schule noch Gemeinden können hier subsidiär ausgleichen, – Schulen schon deshalb nicht, weil nicht nur die Kinder und Jugendlichen kaum noch Beziehung zum kirchlichen Gemeindeleben haben, sondern auch, weil eine wachsende Zahl der Lehrerschaft ihren Religionsunterricht ohne die zu fordernde *actuosa participatio* am liturgischen Gemeindeleben absputzt, Lehre und Leben also eher beziehungslos sind. Dass sich in dieser Situation die Hirten der Kirche, zumal sie weniger und älter werden, zusehends überfordert fühlen und ermüden, ist verständlich

Angesichts der eingetretenen Situation bedürfen wir nichts weniger als neuer religiöser Alphabetisierungskampagnen. Diese müssen (a) das spirituelle Leben, sprich: die Frömmigkeitspraxis, das tägliche Gebet, die Sonntagskultur mit dem Gottesdienst formen und erneuern, dürfen also nicht nur darüber reden, sondern müssen einüben, und (b) das religiöse Grundwissen vermitteln, es mit den allgemeinen Lebensfragen verknüpfen und sich den Einsprüchen gegen Religion und Christentum stellen. Im Rückblick war dieses Erleben mit den Patres der Gesellschaft Jesu in meiner Jugend für mich selbst die stärkste Motivation zum Eintritt in den Orden. Alphabetisierung kann aber nicht nur heißen kurzfristige „Vermittlung der Grundlagen“, sondern muss auf Nachhaltigkeit und Beständigkeit angelegt sein. Wir haben alle möglichen „*fast food*“-Kurse, Vorbereitung auf die Taufe, die Erstkommunion (für die Beichte ist die Zeit vielfach zu früh, anschließend aber nicht mehr vorhanden), auf

die Firmung, die Trauung. Doch diesen „Event“-orientierten Kursen oder Gesprächen fehlt zumeist die Nachhaltigkeit. Das ist sicherlich einmal ein Zeitproblem für die Einladenden. Doch nach wie vor sind viele dieser Termine auch immer noch zu klerusbezogen, wobei die kirchlich eigens beauftragten Pastoral- und Gemeindereferenten hinzuzählen sind.

Jedenfalls ist bei uns von den nach dem Krieg gestarteten Versuchen einer Betriebsseelsorge oder eines Wohnviertelapostolats kaum noch etwas zu hören. Vor allem wird die Ausbildung eines aktiven Laienapostolats weithin vernachlässigt. Stattdessen gibt es umgekehrt immer wieder Anzeichen zu einer verstärkten Klerikalisierung aktiver Laien. Von einer „kopernikanischen Wende“, wie sie ein französischer Bischof eingeleitet haben soll, ist in Deutschland nicht viel zu spüren. Im westdeutschen *Pastoralblatt* wird sie wie folgt beschrieben³⁰:

„Es geht um den Übergang aus dem Zustand, in dem Laien als fleißige und tüchtige Mitarbeiter um den Priester kreisen, um ‚dem Herr Pfarrer zu helfen‘, hin zu dem Status wirklich verantwortlicher Gemeinden – mit einem Priester zu ihrem Dienst, der von Gemeinde zu Gemeinde geht und sich für jede Zeit nimmt.“

Die Vertreter der Ordensgemeinschaften sollten sich darüber austauschen, wie sie aus ihrem je eigenen Gründungscharisma heraus um Wege zur Erneuerung einer zeitgemäßen Vermittlung des Kerygmas ringen. Gerade weil Orden von ihrer Herkunft her nicht einfach, in die Normalstruktur kirchlicher Organi-

sation eingepasst sind, kann eine Rückbesinnung auf den jeweiligen Ursprung und ein entsprechendes Verhalten zum Aufbau einer zeitbewussten Verkündigung beitragen.

Liturgie

Das Schlüsselwort einer erneuerten Liturgie heißt „*actuosa participatio*“, „bewusste und tätige Teilnahme an den liturgischen Feiern“ (SC 14 dazu LG 10f). Das Konzil bezeichnet die Liturgie als den Höhepunkt allen Tuns der Kirche und die Quelle all ihrer Kraft (vgl. SC 10) und steigert das noch einmal im Hinblick auf die Feier der Eucharistie (vgl. LG 10). Trotz der lange sehr lebendigen Liturgischen Bewegung in unserem Land, die im Konzil universalkirchliche Anerkennung gefunden hat, kam das *Instrumentum laboris* der Bischofssynode 2012 nicht umhin, die „schweigenden Apostasie“ unserer Tage zu beklagen. Unter den aufgezählten Gründen ist vor allem an die folgenden zu erinnern³¹:

- „das Fehlen einer persönlichen und von der Erfahrung gestützten Teilnahme an der Weitergabe des Glaubens“,
- „die unzureichende geistliche Begleitung der Gläubigen auf dem Weg ihrer intellektuellen und beruflichen Ausbildung“,
- die Klage über „die formalen liturgischen Feiern und Riten, die wie aus Gewohnheit wiederholt werden“.

Auch hier geht es einmal um intellektuelle Defizite, mangelndes Wissen und Verstehen, verbunden im liturgischen Raum mit dem Gefühl eines starken Formalismus, Äußerlichkeiten und Fremdheit. Wichtiger aber ist, dass kein Funke mehr überspringt, keine innere

Berührung mehr stattfindet, keine inneren „Erfahrungen“ gemacht werden und folglich die „Begeisterung“ fehlt.

Nun ist das Thema der „Erfahrung“ ein gerade in unserer Kirche eher unterbelichtetes, wenn nicht umstrittenes Thema. Es ist zwar – nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Theologie der Befreiung – aus Lateinamerika die Volksfrömmigkeit neu in den Blickpunkt gerückt worden. Entsprechend wird auch bei uns erneut nachgedacht über Wallfahrten und Pilgerwege, über Marien- und Heiligenfrömmigkeit, doch die theologische Reflexion, die sich in Predigt, Katechese und Religionsunterricht fortsetzt, hat all das kaum wirklich erreicht. Die genannten Aktivitäten nehmen zwar die Abwesenheit Gottes im alltäglichen Leben wahr, beklagen das zum Teil und reden *von* und *über* Gott und möchten ihn wenigstens sprachlich präsent halten. Doch es wird zu wenig *mit* Gott gesprochen und folglich auch zu wenig zu diesem Gespräch angeleitet. Aus unseren Ordenstraditionen kennen wir das benediktinische „*Ora et labora*“, das dominikanische „*contemplata tradere*“, das ignatianische „*contemplativus in actione*“. Ob wir Augustinus nehmen oder Anselm, Franz von Assisi, Teresa von Avila oder Johannes vom Kreuz, – wo sie von Gott sprechen, sprechen sie zugleich mit ihm. Inzwischen gibt es eine Fülle von Artikeln, wo die Defizite gerade auch auf Seiten der in der Kirche Hauptverantwortlichen schonungslos ausgesprochen werden. In dem zuvor zitierten Artikel des *Pastoralblatts* heißt es:

„Dass Priester beten oder in der Kirche Anbetung halten, ist kaum noch wahrzunehmen. Die Routine bei der

Eucharistiefeier ist oft erschreckend, ebenso die zunehmende Reduzierung liturgischer Feiern.“ (204)

Tatsache ist, dass viele katholische Kirchen inzwischen tagsüber genauso verschlossen sind wie die evangelischen. Die Ausrede, dass sie vor Diebstahl zu schützen sind, spricht für sich. Entscheidend ist, dass sie immer weniger Orte der Anbetung und der gespürten oder zumindest geglaubten Gegenwart Gottes in der Eucharistie sind. In dieser Situation fordert Papst Franziskus wie Hans Urs von Balthasar eine „kniende Theologie“:

„*Unsere Theologie muss fromm sein, wenn sie grundlegend sein will, wenn sie im Herrn ihren Ankergrund finden will. Und diese Frömmigkeit ist kein bloßer Firnis über einer ansonsten eher abwartenden und abwägenden Haltung, nein: Die Frömmigkeit, die ich meine, ist sozusagen die grundlegende Hermeneutik unserer Theologie und Lehre. Sie ist Leben. Wenn wir – in unserem Alltag – die Gegenwart Gottes spüren, können wir nur sagen: ‚Gott ist da!‘, und wenn Gott da ist, dann können wir uns nur auf die Knie werfen. Erst später kommt dann der menschliche Intellekt ins Spiel und versucht sich an vertiefenden Erklärungen dieser Gottesgegenwart – im Sinne der *fides quaerens intellectum* oder jener Anekdoten über die Heiligen, die auf Knien Theologie studiert haben.“³²*

Im Übrigen können sich deutsche Bischöfe, die in ihren Strukturreformen immer mehr von den engmaschigen Gemeindestrukturen abrücken, nicht auf Papst Franziskus berufen. Dieser

spricht von der „Tendenz zur kleinen Gemeinschaft als Ort der religiösen Zugehörigkeit“. So heißt es bei ihm:

„Das Problem ist, wenn eine Pfarrei kein Eigenleben hat und durch die übergeordnete Struktur außer Kraft gesetzt und vereinnahmt wird. Denn Leben wird einer Pfarrei durch diesen Sinn der Zugehörigkeit eingehaucht.“³³

Diakonie

Auch wenn die Übersetzung des Wortes Gottes – Verkündigung und Liturgie – vielerorts nicht mehr überzeugt und die Glaubwürdigkeit der Kirche dadurch belastet ist, haben die letzten Päpste die Gestalt Jesu eindrucksvoll und erfolgreich als die eines Dienenden herausgestellt. Entsprechend wird von der Kirche als ganzer, das heißt: von denen in der Leitung wie von allen anderen, gefordert, dass sie ihren Auftrag erkennen und zu den Menschen gehen, ihnen zu Diensten sind und zu retten suchen, wo immer sie der Rettung bedürfen. Was das konkret bedeutet, hat in der kurzen Zeit, in der er der Kirche vorsteht, kein Papst so ausdrücklich vorgelebt wie Papst Franziskus, – angefangen von seiner unterlassenen Rückkehr in den päpstlichen Palast über die Fußwaschung im römischen Gefängnis ohne Ansehen der Person, den Besuch bei den Flüchtlingen auf Lampedusa bis hin zu seinem Kurzaufenthalt in den Favelas von Rio de Janeiro, – um nur einige weltweit sichtbar gewordene Besuche bis an die Ränder der Gesellschaft in Erinnerung zu rufen.

Tatsache ist, dass der diakonische Dienst der Kirchen bis heute zu den auffälligsten und wirkungsvollsten Momenten der

Evangelisierung gehört. In unseren Breiten glaubt man, in vieler Hinsicht auf die Kirchen verzichten zu können, doch auf ihren diakonisch-caritativen Dienst tun das nur wenige Menschen. Freilich dürfen auch die, die auf dem diakonischen Feld Tätigen nicht vergessen, dass der diakonische Dienst in Krankenhäusern, Altersheimen und damit verbundenen Pflegeberufen ein evangelisierender Dienst ist. Dabei geht es zweifellos nicht um Konversionen. Papst Franziskus spricht das deutlich aus:

„Die Evangelisierung ist sehr bedeutsam, nicht aber der Bekehrungseifer, der heute – Gott sei Dank – aus dem Wortschatz der Pastoral gestrichen ist. Es gibt einen sehr schönen Ausspruch von Papst Benedikt XVI.: ‚Die Kirche betreibt keinen Prosyletismus. Sie entwickelt sich vielmehr durch >Anziehung<.’ Es handelt sich um eine Anziehung durch das Bezeugen.“ (240)

Doch sieht er deutlich die Gefahren, die Benedikt XVI. in seiner Freiburger Entweltlichungsrede zur Sprache gebracht hat. In der Sprache Benedikts lautete das so:

„Eine vom Weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozialkaritativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie ihren Helfern, die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln. ‚Der Liebesdienst ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern er gehört zu ihrem Wesen, ist unverzichtbarer Wesensausdruck

ihrer selbst.' (Enzyklika *Deus caritas est*, 25). Allerdings haben sich auch die karitativen Werke der Kirche immer neu dem Anspruch einer angemessenen Entweltlichung zu stellen, sollen ihr nicht angesichts der zunehmenden Entkirchlichung ihre Wurzeln vertrocknen.^{43,44}

In den Worten von Papst Franziskus, nachdem er zunächst gegen eine falsche Weltflucht dafür geworben hat, dass man sich in die Welt einbringen muss, heißt es:

„Die andere Gefahr besteht darin, wohlthätige Taten um der Wohlthätigkeit willen zu vollbringen und wie eine NGO zu handeln, statt an der religiösen Erfahrung teilzunehmen. Es gibt religiöse Gemeinschaften, die unbewusst Gefahr laufen, sich in eine NGO zu verwandeln. Es ist nicht nur eine Frage, dies oder jenes zu tun, um dem Nächsten zu helfen. Wie betest du? Wie hilfst du deiner Gemeinschaft, damit sie der Erfahrung Gottes teilhaftig wird? Das sind die Schlüsselfragen.“ (235)

Die letzten Worte stammen aus dem Gespräch Jorge Bergoglios mit seinem Freund, dem Rabbiner Abraham Skorka. Es zeigt, was für ihn Evangelisierung bedeutet: mit den Menschen im Gespräch bleiben und bei ihnen sein – um Gottes willen und um unseres, der Menschen Heil willen.

.....

1 Vgl. H. Waldenfels, Von der Mission zur Neuevangelisierung, in: Ordenskorrespondenz 53 (2012), 395-411.

- 2 Vgl. dazu H. Waldenfels, Zeichen der Zeit, in: M. Delgado / M. Sievernich (Hg.), Die großen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre bleibende Bedeutung. Freiburg 2013, 101-119.
- 3 Das wird deutlich erkennbar, wenn man die Referate der frühen Münchener Papsttagung im April 2013 nachliest; vgl. Zur Debatte 4/2013, 1-10, oder M. Hesemann, Papst Franziskus. Das Vermächtnis Benedikts XVI. und die Zukunft der Kirche. München 2013.
- 4 Als ich diesen Vortrag vorbereitete, lagen zwei wichtige Texte von Papst Franziskus noch nicht vor: 1. Die Botschaft von Papst Franziskus zum Weltmissionssonntag 2013, 2. Das Interview, das der Chefredakteur der *Civiltà Cattolica* Antonio Spadaro mit Papst Franziskus geführt hat und am Tag dieses Vortrags von den *Stimmen der Zeit* veröffentlicht wurde; es liegt inzwischen als Buch vor; vgl. A. Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus. Freiburg 2013.
Weitere kleine Bücher sind gefolgt: Papst Franziskus, „Und jetzt beginnen wir diesen Weg.“ Die ersten Botschaften des Pontifikats. Freiburg 2013; J.M. Bergoglio – Papst Franziskus, Über die Selbstanklage. Eine Meditation über das Gewissen. Freiburg 2013.
- 5 Papst Franziskus – Jorge Bergoglio / Abraham Skorka, Über Himmel und Erde. München 2013 (ursprünglicher Titel: Sobre cielo y la tierra. 2010).
- 6 Papst Franziskus. Mein Leben, mein Weg. Die Gespräche mit Jorge Mario Bergoglio von Sergio Rubin und Francesca Ambrogetti. Freiburg 2013 (Erstausgabe: El Jesuita. Conversaciones con el cardenal Jorge Bergoglio. 2010).
- 7 Jorge Mario Bergoglio – Papst Franziskus, Offener Geist und gläubiges Herz. Biblische Betrachtungen eines Seelsorgers. Freiburg 2013 (ursprünglicher Titel: Mente abierta, corazon creyente. 2012).
- 8 Vgl. H. Waldenfels, Löscht den Geist nicht aus! Gegen die Geistvergessenheit in Kirche und Gesellschaft. Paderborn 2008.

- 9 Hesemann (A. 3) 26f. Der Text findet sich in etwas veränderter Anordnung auch bei M. Sievernich, Pater Jorge Mario Bergoglio – Papst Franziskus, in: Zur Debatte 4/2013, 10; inzwischen fast wortgleich (ohne 4.) in Papst Franziskus, „Und jetzt.“ (A.4), 122-124.
- 10 In seinem Interview mit Antonio Spadaro (A.4), 52f. sagt Papst Franziskus von den Ordensleuten: „Ordensleute sind Propheten. Sie sind diejenigen, die eine Nachfolge Jesu gewählt haben, die sein Leben im Gehorsam gegen den Vater nachahmt, Armut, Gemeinschaftsleben und Keuschheit. In diesem Sinn dürfen die Gelübde nicht zu Karikaturen werden, sonst wird zum Beispiel das Gemeinschaftsleben zur Hölle, die Keuschheit zum Leben als alter Junggeselle. Das Gelübde der Keuschheit muss ein Gelübde der Fruchtbarkeit sein. In der Kirche sind Ordensleute besonders berufen, Propheten zu sein, die bezeugen, wie Jesus auf dieser Erde gelebt hat, und die zeigen, wie das Reich Gottes in seiner Vollendung sein wird. Ein Ordensmann oder eine Ordensfrau darf nie auf Prophetie verzichten. Das bedeutet nicht, das man sich gegen die hierarchische Seite der Kirche stellt, wenn die prophetisch Funktion und die hierarchische Struktur nicht übereinstimmen. Ich spreche von einem positiven Vorschlag, der aber keine Angst machen darf. Denken wir daran, was so viele große heilige Mönche, Ordensfrauen und -männer seit dem Abt Antonius getan haben. Prophet zu sein, bedeutet manchmal, laut zu sein – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Prophetie macht Lärm, Krach – manche meinen ‚Zirkus‘! Aber in Wirklichkeit ist es ihr Charisma, Sauerteig zu sein. Die Prophetie verkündet den Geist des Evangeliums.“
- 11 Vgl. Mein Leben (A. 5), 10f.
- 12 Ebd. 47. Ähnlich formuliert Papst Franziskus in: Offener Geist (A. 7), 15. In diesem Sinne ist zu beachten, was er in seinem Interview über die Erfahrung von Führung und Leitung sagt und wie er nach einem „neuen Gleichgewicht“ zwischen der Darlegung der dogmatischen und moralischen Lehren der Kirche und dem konkreten Umgang mit betroffenen Menschen verlangt; hier nennt er die Kirche „ein Feldlazarett“.
- 13 Die Konzilstexte werden zitiert nach P. Hünermann (Hg.), Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen. Lateinisch-deutsche Studienausgabe. Freiburg u. a. 2004.
- 14 Vgl. M. Sievernich, Bis an die Grenzen der Erde. Christliche Missionskonzeptionen von der Spätantike bis zur Frühen Neuzeit, in: Ch. Stiegermann / M. Kroker / W. Walter (Hg.), Credo. Christianisierung Europas im Mittelalter. Bd. I: Essay. Petersberg 2013, 448-458; Zitate: 448.
- 15 Vgl. A. Goetze, Religion fällt nicht vom Himmel. Die ersten Jahrhunderte des Islams, Darmstadt 2013.
- 16 Vgl. u. a. H. Waldenfels, Dreimal Katholische Kirche in Indien, in: StZ 230 (2012), 447-458.
- 17 Vgl. dazu ausführlicher M. Sievernich, Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart. Darmstadt 2009, 30-38.
- 18 Vgl. H. Waldenfels, Mission (A.1), 399-401.
- 19 Papst Franziskus, Offener Geist (A. 7), 276.
- 20 Vgl. K. von Stosch, Kirche und Mission heute. Zum Paradigmenwechsel im Missionsverständnis des 20. Jahrhunderts, in Katalog zu Credo (A. 14), Bd. I, 488-491, v. a. 490f. Zur Frage des Komparativen vgl. auch H. Waldenfels, Dialog und Mission – ein Widerspruch, in: ZMR 94 (2010), 65-73, v. a. 71f.; ders., Zeichen (A.2), 108f.
- 21 Vgl. u. a. U. Winkler, Wege der Religions- theologie. Von der Erwählung zur komparativen Theologie, Innsbruck 2013.
- 22 Wie wichtig für Papst Franziskus das rechte Urteil ist, beweisen in seinem Interview die Ausführungen über die Unterscheidung, die er als Jesuit in das Papstamt mitbringt (vgl. „Was bedeutet es für einen Jesuiten Papst zu sein“; vgl. Interview [A. 4] 31-34), sodann was er über „die Erfahrung von Führung und Leitung“ (vgl. ebd. 40-42) ausführt.

- 23 Vgl. H. Waldenfels, *An der Grenze des Denkbaren. Meditation – Ost und West*, München 1988.
- 24 Vgl. dazu H. Waldenfels, *Christ sein heute. Benediktinisch-ignatianische Impulse*, Trier 2013, 105f.
- 25 Folgende Seitenzahlen im Text aus Papst Franziskus, *Offener Geist* (A. 7).
- 26 Vgl. *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 2*, Bonn 1975.
- 27 Vgl. dazu im Interview mit Papst Franziskus unter dem Thema „Mit der Kirche fühlen“: „Das Volk ist das Subjekt. Und die Kirche ist das Volk Gottes auf dem Weg der Geschichte – mit seinen Freuden und Leiden. Fühlen mit der Kirche bedeutet für mich, in dieser Kirche zu sein. Und das Ganze der Gläubigen ist unfehlbar im Glauben. Es zeigt diese *Unfehlbarkeit* im Glauben durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes Gottes auf dem Weg. So verstehe ich heute das *Sentire cum Ecclesia*, von dem der heilige Ignatius spricht. Wenn der Dialog der Gläubigen mit dem Bischof und dem Papst auf diesem Weg geht und loyal ist, dann hat er den Beistand des Heiligen Geistes. Es ist also kein Fühlen, das sich auf die Theologen bezieht.“ (Interview [A. 4], 43)
- Und weiter: „Es ist wie bei Maria. Wenn man wissen will, wer sie ist, fragt man die Theologen. Wenn man wissen will, wie man sie liebt, muss man das Volk fragen. Ihrerseits liebte Maria Jesus mit dem Herzen des Volkes – wie wir im *Magnificat* lesen. Man muss also nicht denken, dass das Verständnis des *Sentire cum Ecclesia* nur an das Fühlen mit dem hierarchischen Teil der Kirche gebunden sei.“ (Ebd. 43f.)
- Zur Sicht der Unfehlbarkeit nach *Vaticanum II* vgl. H. Waldenfels, *Kontextuelle Fundamentalthologie*, Paderborn 2005, 512-519.
- 28 Vgl. Art. Ämter Christi (L. Ullrich); in: *LThK*³ 1, 565ff.; Zitat: 566; ausführlicher auch *Katechismus der Katholischen Kirche*. München 1993, Nr. 897-913.
- 29 Vgl. *DIE ZEIT* Nr. 38 (12.9.2013), 64.
- 30 Vgl. als eine aktuelle Zustandsbeschreibung G. Debbrecht, „Meister, wir gehen zugrunde!“ (Lk 8,24), in: *Pastoralblatt* (Köln) 7/2013, 200-205.
- 31 Vgl. dazu ausführlicher H. Waldenfels, *Mission* (A. 1) 400f.
- 32 Papst Franziskus, *Offener Geist* (A. 7), 49f.
- 33 Papst Franziskus, *Himmel* (A.4), 233f.; auch die folgenden Seitenzahlen im Text aus diesem Buch.
- 34 *Apostolische Reise Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. nach Berlin, Erfurt und Freiburg 22.-25. September 2011* (= *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* Nr.189), Bonn 2011, 150f.

Elisabeth Biela SMNDA

Sr. Elisabeth Biela SMNDA, Jahrgang 1944, ist studierte Pastoraltheologin und arbeitete seit 1971 in Ghana; die letzten 10 Jahre war sie in der Erzdiözese Tamale verantwortlich für die Fortbildung von Laien. Sie war wiederholt Provinzassistentin in West Afrika sowie 6 Jahre in Deutschland für die Missionarische Bewusstseinsbildung, Berufungspastoral und Erstausbildung zuständig. Seit 2010 ist sie als Regionaloberin in Deutschland tätig.



Elisabeth Biela SMNDA

Missionsverständnis der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika (Weiße Schwestern)

Für mein Statement habe ich ein wenig in der Geschichte unserer Kongregation hineingeschaut, um das Neue im Missionsverständnis für uns besser definieren zu können. Unser Gründer, Kardinal Lavigerie (1825-1892), Bischof von Algerien, gründete 1868 die Weißen Väter und 1869 die Weißen Schwestern in Algerien, *ausschließlich* für die Evangelisierung Afrikas, also eine geographisch begrenzte Evangelisierung.

Die französischen Kolonialmächte hatten bisher verboten das Evangelium den Algeriern zu verkünden, die Kirche wandte sich ausschließlich an die Franzosen. Auch durften keine caritativen Aktivitäten zu Gunsten der Algerier ausgeführt werden. Es ist diese Situa-

tion, die Lavigerie vorfand. Nicht ohne Schwierigkeiten distanzierte er sich sofort von dieser Politik und begann mit caritativen Tätigkeiten unter den Berbern in der Kabylei. Durch den Ausbruch einer Cholera und der Heuschreckenplage litt die Bevölkerung unter Hunger und hunderte Kinder wurden zu Waisen. Die Not der Menschen, der innerafrikanische Sklavenhandel, die Situation der Frauen und Kinder drängten Lavigerie dazu, die beiden Missionsorden, Weiße Väter und Schwestern, zu gründen. Gesundheitsstationen und Schulen wurden errichtet und die Kinder unterrichtet. Bemerkenswert war allerdings, dass Lavigerie die Taufe von Kindern nicht zuließ. Hierzu die Weißen Väter im Internet:

„Zur religiösen Erziehung der Waisen erklärte er (Lavigerie) einmal: ‚Ich will, dass sie in jeder Hinsicht die volle Freiheit behalten. Wenn sie im Alter die Entscheidung vorziehen, Mohammedaner zu werden, so werde ich ihnen deshalb nicht minder meine väterliche Liebe schenken.‘ ... Worte eines Menschen, der bereit ist, die Überzeugungen der Muslime zu respektieren.“

Aus diesen Worten entnehme ich, dass der Interreligiöse Dialog, besonders mit dem Islam, grundlegend für unser Missionsverständnis ist. Das II. Vatikanum, Dokument *Nostra Aetate* (3), und spätere Dokumente buchstabieren diesen Dialog genauer aus, und heute ist der Dialog der Religionen fester Bestandteil der Kirche und der Verkündigung. Auch wir verstehen heute Mission, unter anderem, als Dialog mit Religionen und Kulturen.

Ein weiteres Anliegen, ja eine Passion des Gründers, war der Kampf gegen jede Art von Versklavung. Es soll genügen, wenn ich hier eine der markantesten Stellen einer seiner Predigten gegen den Sklavenhandel zitiere:

„Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd. Ich bin ein Mensch, mein Herz entrüstet sich, wenn Menschen Ungerechtigkeit widerfährt. Ich bin ein Mensch, und Unterdrückung entehrt meine Natur. Ich bin ein Mensch, und die Grausamkeit gegenüber so vielen meiner Mitmenschen erfüllt mich mit Abscheu. Ich bin ein Mensch, und was ich für mich selber tue, um die Freiheit und Ehre der heiligen Bande

der Familie zu gewährleisten, will ich tun, um den Söhnen und Töchtern dieses Volkes die Ehre, die Freiheit und Menschenwürde zurück zu geben.“ (Lavigerie 1865).

Wie aktuell sind doch diese Worte heute noch angesichts des modernen Sklavenhandels. Auch sie prägen bis heute unser Verständnis von Mission und bestimmen unser Handeln. Ein weiteres Merkmal, wie Lavigerie die Evangelisierung verstand, möchte ich noch nennen. Hören wir, was er selber 1876 in einem Brief an Papst Leo XIII schreibt:

„Was sie (die europäischen Kolonialmächte) wollen, ist Macht und Gewalt, Wissen und wissenschaftliche Forschung, Handel und Gewinnsucht. Wir aber wollen das Christentum und die wahre Freiheit bringen. Afrika muss das Land der Afrikaner bleiben und die Afrikaner sollen nicht in schwarze Europäer umgewandelt werden.“

Aus diesem Grund sandte er seine Missionare und Missionarinnen ins „Innere“ Afrikas mit der Auflage aus, so zu arbeiten, dass die Afrikaner, wenn sie Christen geworden sind, ihre eigenen Missionare werden. Deshalb gründeten die Weißen Väter Priesterseminare und wir, die Weißen Schwestern, bildeten 22 lokale Ordensgemeinschaften aus, statt junge afrikanische Frauen bei uns aufzunehmen. Fast alle unsere Werke in Afrika haben wir an diese Gemeinschaften weitergegeben. Worüber wir uns besonders freuen ist, dass zwei Westafrikanische Gemeinschaften, obwohl noch sehr jung, zwei unserer Posten in Algerien übernommen haben,

damit die Mission dort weitergehen kann. Sie sind ihre eigenen Missionarinnen geworden! Auch sollten unsere Gemeinschaften international leben, die Sprache der Menschen erlernen und sich so weit wie möglich an das Leben der Menschen anpassen, bis hin zur Kleidung.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ich erwähne diese Anfänge, denn vieles was wir heute als „neue“ Evangelisierung oder neues Missionsverständnis bezeichnen, war schon in der Vision des Gründers und der Mitgründerin, Marie Salomé, grundgelegt, wenn es auch nicht eins zu eins übersetzt werden konnte, denn die Missionstheologie der damaligen Zeit unterstützte dieses Verständnis von Evangelisierung nicht unbedingt.

Was hat sich verändert? 1981 wurden unsere Konstitutionen nach einer langen Zeit des Experimentierens neu geschrieben. Darin konkretisiert sich das II. Vatikanische Konzil. Es heißt dort:

„Gottes Geist wirkt mitten in der Welt. Er geht uns voraus und lässt uns in der Verschiedenheit der Völker, die vielfältigen Weisen der geheimnisreichen Liebe entdecken, die in Jesus Christus, geoffenbart und erfüllt wurde... Durch ihn sind alle Menschen gerettet ...“ (11)

„Mit dieser Botschaft wendet sich die Kongregation *in Afrika* besonders an die Menschen, die noch nichts vom Evangelium gehört haben, an die Moslemischen Gemeinschaften ... an die Ortskirchen.“ (12)

„Jede Ernennung ist Sendung und jeder Dienst Mission *für Afrika*.“ (13)

Während unter (12) noch „*in Afrika*“ unterstrichen wird, findet sich mit der Formulierung „*für Afrika*“ im folgenden Satz (13) bereits eine kleine Öffnung heraus aus der geographischen Begrenzung. Da wir uns als eine Kongregation Ad Extra verstanden, ist es verständlich, dass wir außerhalb Afrikas keine nennenswerten Aktivitäten hatten. In Europa und Amerika sind bis heute missionarische Bewusstseinsbildung, verstanden als Erfahrungsaustausch mit unseren Ortskirchen, und die Berufungspastoral vorrangig. Allerdings gibt es seit den 60iger Jahren eine Veränderung. Neben der Ausbildung und Leitung einiger einheimischer Kongregationen, nahmen wir nun auch junge afrikanische Frauen in die Gemeinschaft auf. Das macht unser Zusammenleben nicht nur international, sondern auch interkulturell. Wir möchten Zeichen der universalen Geschwisterlichkeit in Christus sein. Dieses Zeugnis ist uns besonders in der heutigen globalisierten Welt wichtig, in der das Phänomen der Xenophobie zunimmt.

Seit dem II. Vatikanum suchen wir, uns ununterbrochen mit der sich wandelnden Missionstheologie auseinanderzusetzen. Wir mühen uns, wachsamer und sensibler zu sein, um von den Kulturen Afrikas zu lernen und Jesus dort zusammen mit den Menschen zu entdecken. Hierzu möchte ich gerne noch einmal aus unseren Konstitutionen zitieren:

„In Treue zu ihren Anfängen zeigt die Kongregation eine besondere Aufmerksamkeit für die Gläubigen des Islam ... Wir achten ihren Glaubensweg, der sich von dem unseren unterscheidet, in der Hoffnung, dass wir alle unterwegs sind zum Reich Gottes.“ (18)

Seitdem schärfen wir unsere Wachsamkeit von dem „für“ zum „Miteinander“, um von *Konkurrenz* zu *Kooperation* zu kommen – Kooperation auch mit anderen Gemeinschaften und Laien. Das ist eine lebenslange Aufgabe; die letzten vier Kapitel haben dies immer wieder gesagt. Unsere geographisch geprägte Sicht ändert sich, und uns kommt die Interaktion und innere Verbundenheit der gesamten Welt mehr zu Bewusstsein: Wir sind eingeladen, uns heute mit allen Menschen guten Willens, gleich welcher Religion oder Weltanschauung, im Namen Christi für eine Welt der Gerechtigkeit, des Friedens und der Versöhnung einzusetzen und so am Reich Gottes mitzubauen. Nur durch die *Überwindung jedweder Grenzen* können wir Zeugen und Zeuginnen der Botschaft Jesu sein. Wir überwinden die Grenzen, wenn wir lernen, *mit den Augen der Armen zu sehen*, und wenn wir lernen, mit ihnen in Solidarität zu leben. Dann erst können wir neu den Schrei der Unterdrückten, der Geknechteten und Versklavten hören und uns mit ihnen im Kampf gegen alle Formen der Erniedrigung engagieren. Gemeinsam suchen wir nach Wegen, die Integrität und Würde eines jeden Menschen herzustellen und zu wahren. „Sei ganz, steh auf, lebe.“ Wir sind auf der Suche und bleiben hoffentlich auf der Suche nach Wegen, diesem Anspruch immer mehr durch Fallen und

Aufstehen gerecht zu werden. Für uns Weiße Schwestern heißt es allerdings auch weiterhin, dass wir unsere Charismen im Dienste Afrikas leben, aber nicht mehr im geographischen Sinn, sondern wo immer Afrikaner sind und wo immer es um Afrika geht. Hier oder dort sind wir aufgefordert, uns gemeinsam mit anderen für eine gerechtere Verteilung der Güter, die Würde der Menschen, besonders der Frauen und Kinder, einzusetzen.

Wenn ich eine Definition unseres Verständnisses des Missionar-Seins heute geben sollte, die aus dem Klischee der Definitionen herausfällt, dann würde ich folgendes sagen:

Eine Missionarin, ein Missionar ist eine Person, die eine Passion in sich trägt für die Begegnung mit dem Anderen, das anders ist als sie. Eine Person, der man ansieht, dass sie Freude an dieser Begegnung hat und dadurch Leben empfängt und Leben gebiert. Die das Fremde nicht scheut, sondern sucht und das Risiko der Begegnung mit dem Anderen auf sich nimmt. Es ist eine Begegnung auf Augenhöhe – mit leeren Händen, die bereit ist, sich verletzen zu lassen. Es ist eine Begegnung ohne Macht, vielmehr in der Annahme der eigenen Armut und Erlösungsbedürftigkeit. Missionar/in ist der Mensch, der im anderen Talente und Fähigkeiten entdeckt und fördert; der sich zu den Armen jeglicher Art gesandt weiß. Er/Sie setzt das Evangelium ins Leben um. Für ihn/sie ist das Bündnis der Geschwisterlichkeit mit den Menschen für eine geschwisterliche Welt unverzichtbar und die Konse-

quenz seines/ihres Christseins in der Nachfolge Jesu.

Im Tiefsten ist es der Wunsch, wie Christus zu leben, das heißt, den Weg der Inkarnation in allen seinen Konsequenzen zu gehen: Allen alles werden, wie Paulus schreibt, oder noch tiefer:

„Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde den Menschen gleich.“ (Phil. 2, 5)

Der Autor der Wolke des Nichtwissens betet: „*Führe mich dorthin, wohin nur die Liebe gehen kann.*“ Und wohin die Liebe gehen kann, wird sichtbar in Jesus,

der die Begegnung mit den Menschen sucht. Aus unserer Begegnung mit IHM erwächst auch für uns wahre Begegnung mit den Menschen. Und in der Begegnung mit Menschen unterschiedlichster Couleur entdecken wir, dass auch sie Gott als die uns alle durchfließende Liebe erahnen oder auch kennen.

Da dieser Weg nicht einfach ist, ermutigen unsere Konstitutionen und Kapitel uns immer wieder, die Unterscheidung der Geister zu praktizieren, damit wir Gottes Willen im Hier und Heute erkennen und umsetzen. Möge Gott uns die Gnade schenken, diesen Weg der Liebe täglich neu zu entdecken. So können wir zuversichtlich und demütig miteinander das Leben wagen.

Gertrud Dederichs MMS

Sr. Gertrud Dederichs MMS, geboren 1951, hat Mathematik, Geschichte sowie Sozialarbeit studiert. Sie wirkte von 1980 bis 1990 in Kenia und war im Anschluss bis 1996 in der Krankenhauseelsorge tätig. Danach war sie Verantwortliche für die europäische Region sowie von 1998 bis 2004 stellvertretende Societykoordinatorin in London. Seit 2005 arbeitet sie wieder als Krankenhauseelsorgerin und ist seit 2010 Distriktkoordinatorin für Deutschland.



Gertrud Dederichs MMS

Missionsverständnis der Missionsärztlichen Schwestern (Medical Mission Sisters)

Feuer und Flamme im Einsatz für eine klar umschriebene weltweite Mission

Die Kongregation der „Medical Mission Sisters“ – Missionsärztlichen Schwestern (MMS) – wurde 1925 von der österreichischen Ärztin Anna Dengel in Washington, USA, gegründet. Von unseren Ursprüngen bis heute sind Selbstverständnis und Mission der Medical Mission Sisters geprägt durch zwei zentrale Merkmale: zum einen durch eine *grenzüberschreitende Sicht der Welt* und zum anderen durch die besondere Aufmerksamkeit für die *Sorgen und Nöte von Frauen* in aller Welt. Der frühe Verlust ihrer Mutter sensibilisierte unsere Gründerin von Kindheit an für

all das, was das Leben von Müttern und Kindern bedroht und motivierte sie zum Einsatz für Frauen „in der Mission“. Dabei war unser Name über vier Jahrzehnte (1925-1967) klarer Ausdruck der Ziele unserer Mission:

- „Medical“: die wissenschaftlichen Fortschritte westlicher Medizin sollte auch benachteiligten Frauen und Kindern Pakistans bzw. der südlichen Welt zugänglich gemacht werden.
- „Mission“: in und durch den Einsatz für unsere Nächsten in den südlichen Ländern die Liebe Gottes und Christi aufleuchten lassen/ konkret erfahrbar zu machen.
- „Sisters“: „religiöse Frauen, die sich gemeinsam engagieren für benachteiligte (muslimische) Frauen“, ihnen bei

Schwangerschaft, Geburt und Krankheiten beistehen und auch Frauen vor Ort ausbilden.

In den ersten vier Jahrzehnten gab es also:

- eine *klare geographische Zielrichtung*: die damaligen „Missionsgebiete“
- eine *klare Tätigkeitsumschreibung*, nämlich die kurative westliche Medizin und Ausbildung
- eine *klare – zentral gesteuerte und koordinierte – Aufgabenteilung* in der Gemeinschaft: auf der einen Seite die Länder USA und Europa, zuständig für das Einwerben von Personal und Geld; auf der anderen Seite die Länder, in denen die Mission stattfand: Indien, Pakistan, Ostasien, diverse Länder Afrikas und Lateinamerikas.

Dass dieses Konzept Antwort gab auf wirkliche Not, zeigt das Wachstum der Gemeinschaft:

- 1925 begann die Gemeinschaft mit vier Mitgliedern und zwei Niederlassungen (USA und Pakistan)
- 1947 hatte die Gemeinschaft 108 Mitglieder aus USA und Europa und sieben medizinische Institutionen (v. a. Krankenhäuser) in Pakistan, Indien, Indonesien und den USA.
- 1957 hatte die Gemeinschaft 470 Mitglieder aus USA, Europa und Indien und 25 medizinische Institutionen in Pakistan, Indien, Indonesien, Afrika, Lateinamerika und den USA.
- 1967 hatte die Gemeinschaft 728 Mitglieder aus USA, Europa, Indien, Indonesien und den Philippinen und 37 medizinische Institutionen: neun in Indien, vier in Pakistan, vier in Indonesien, zehn in sieben Ländern Afrikas, drei in Lateinamerika/Venezuela, je eine in Burma, Vietnam und auf den Philippinen.

Der Wachstumsprozess einer Neuausrichtung

Im Jahr 1967 fand unser Reform-Generalkapitel statt und leitete einen *tiefgreifenden (inneren und äußeren) Suchprozess* und eine *grundsätzliche Neuorientierung* ein. Diese Neuausrichtung wurde angestoßen:

- a) durch bohrende Fragen in den eigenen Reihen bezüglich der Nachhaltigkeit unseres Tuns: Warum kommen Menschen immer wieder mit den gleichen Erkrankungen? – Werden die Menschen unsere Arbeit je fortführen können?
- b) durch das neue Selbstverständnis von Kirche und Mission im 2. Vatikanum: Das Volk Gottes ist gemeinsam unterwegs und im Dialog mit allen Völkern, in deren Kulturen Gott schon präsent ist.
- c) durch die Befreiungstheologie und ihre Frage nach Gerechtigkeit: Erreichen wir wirklich mit unserer Arbeit die Armen?
- d) durch neue Ansätze in Medizin und Sozialwissenschaften, die den Blick lenkten auf strukturelle Ursachenforschung und Teilhabe und damit auf den Primat von Prävention: Welche Lebensbedingungen verhindern Gesundheit und begünstigen Krankheit?

Die oben genannten Fragen und Anstöße führten zu einer tiefen Krise des bisherigen Selbstverständnisses und Tuns, zugleich aber begeisterten sie auch und setzten neue kreative Kräfte frei für einen Prozess des fortwährenden Wachstums. Die Folgen waren ein intensiver Suchprozess aller, mit massiven Umwälzungen, Unsicherheit und Konflikten, die Einrichtung einer dezentralen Organisationsstruktur gleich-

berechtigter Niederlassungen in Afrika, (Ost)Asien, Lateinamerika, Europa und USA (Subsidiaritätsprinzip) und das Recht auf eigenständige Entwicklung im lokalen Kontext.

Der intensive Suchprozess führte vor allem zu einer Weiterentwicklung und Vertiefung unseres Verständnisses der MMS Mission: Die „Medical Mission“ erschöpfte sich nicht länger in der Einbahnstraße westlich orientierter, kurativer „missionsärztlicher“ Arbeit. Im gemeinsamen mehrjährigen Such- und Dialogprozess öffneten sich die Missionsärztlichen Schwestern vielmehr für ein *ganzheitliches* Verständnis von Gesundheit, Krankheit und Heilung mit intensiver Berücksichtigung nicht nur der physischen, sondern auch der psychischen, kulturellen, sozial-strukturellen, spirituellen und ökologischen Aspekte. Krank ist ja nie nur ein Körper, sondern ein Mensch. Ohne einen inneren Prozess der Neuorientierung (oft auch Versöhnung) des Kranken bringt manch medizinischer Eingriff keine wirkliche Heilung. Insofern gibt es keine wirkliche *Heilung* ohne einen *gemeinsamen Prozess*, bei dem Kranke und Heiler und oft auch Menschen im Umfeld gemeinsam die Ursachen von Krankheit, Leid und Tod erkunden, und sich dann auch *partnerschaftlich engagieren* bei der Überwindung von Krankheit und lebenswidrigen Umständen. So sind die Einzelnen oder Gruppen nicht nur hilfsbedürftige Adressaten unserer Programme, sondern verantwortliche Partner. Diese Verortung des Heilungsprozesses in der Gemeinschaft erforderte von den Missionsärztlichen Schwestern vielfältiges Umdenken und ein neues Rollenverständnis: statt als Expertin, die alles besser weiß, sahen sich die

Missionsärztlichen Schwestern nun neu gefordert als „Facilitator“, die in einer partnerschaftlichen Beziehung anderen ermöglicht, lebenswichtige Schritte zu tun. Neben professioneller Kompetenz erforderte das auch eine neue Qualität der Beziehung zu den Menschen, tiefere Verwurzelung/Inkulturation und Anteilnahme an deren Leben. Angeregt durch die Menschen und deren ganzheitliche Sicht des Lebens erhielt in vielen unserer Projekte auch die pastoral-spirituelle Betreuung einen Platz.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Dieser gemeinsame Suchprozess brachte uns nicht nur in Kontakt mit unseren Stärken, sondern auch mit eigenen Verwundungen, Grenzen und Schwächen. Um anderen wirklich heilsam begegnen zu können, muss sich eine jede von uns der eigenen Heilungsbedürftigkeit stellen. Ob und wie wir mit eigenen Verwundungen, Machtlosigkeit/Ohnmacht umgehen, hat unmittelbaren und maßgeblichen Einfluss auf die Qualität und Authentizität unserer heilenden Präsenz. Auch heute sind Missionsärztlichen Schwestern tätig in Pakistan, Indien, Indonesien, Philippinen, Afrika, Lateinamerika, USA und Europa. Aber mit relativ wenigen Ausnahmen sind dort Missionsärztlichen Schwestern tätig, die selbst aus dem Land bzw. dem Kontinent stammen. Meist leben und arbeiten sie in kleinen Kommunen unter den Armen. Auch die Art der Nie-

derlassungen und der Tätigkeit haben sich radikal verändert. Neben der Arbeit in wenigen Krankenhäusern mit integriertem Ansatz (drei in Indien – eins in Indonesien – zwei in Afrika) liegt der Fokus unserer Arbeit in der südlichen Welt in so vielfältigen Bereichen wie:

- *Präventive Medizin*, u. a. unter Einbeziehung von Aspekten der einheimischen Heilkunst
- *Basisgesundheitsdienst*
- *Integrale* (landwirtschaftliche und dörfliche) *Entwicklung* im Umfeld von Gesundheitsprojekten: sauberes Wasser – verbesserte Ernte
- *Selbsthilfegruppen* (von Frauen) und *Kooperativen* (zur besseren Vermarktung)
- *Einsatz gegen Umweltzerstörung* und Raubbau an der Natur
- Einsatz für den *Schutz der Lebenswelt* und die *Rechte indigener Völker*
- *Vernetzung* und gemeinsamer Einsatz für die Rechte der Armen: lokal, regional, aber auch auf internationaler Ebene z. B. durch den Status als Nichtregierungsorganisation (NGO) bei der UNO
- Förderung und *soziale* (zum Teil auch religiöse) *Orientierung* für Frauen und benachteiligte Mädchen.

Vertiefung des Selbstverständnisses der Gemeinschaft in Europa am Beispiel Deutschlands

Das erste deutsche Haus wurde erst 1958 gegründet und widmete sich bis 1967 ausschließlich der Ausbildung von Personal, (1966: erste Entsendung von Schwestern nach Afrika), und der Einwerbung von Spenden für die Mission im Süden. In den 1970-er Jahren began-

nen die Missionsärztlichen Schwestern, Deutschland und die Menschen hier in den Blick zu nehmen. Ausgehend von missionarischer Bewusstseinsbildung in Gemeinden und mit Jugendlichen kamen wir immer mehr in Kontakt mit den Nöten der Menschen, Deutschland wurde für uns zum „Missionsland“, in dem wir in kleinen Kommunitäten heilend präsent sind.

Als Teil einer missionarischen Gemeinschaft wissen wir uns gerufen, bewusst in Grenzsituationen (von Leben und Tod) und auch in anderen Grenzerfahrungen präsent zu sein: mit unserer professionellen Kompetenz, aber auch mit der bewussten Bereitschaft, „barfuß“ und oft sprachlos – gemeinsam mit den Menschen – nach Heilung – nach einem Leben in Würde und Sinn zu suchen. Dabei geht es uns darum, inmitten von Gebrochenheit und „Tod“ zu versuchen, Lebens- und Hoffnungsräume zu eröffnen, die gründen in Gottes heilender Gegenwart.

Bewusst suchen wir den Kontakt und Dialog mit Menschen am Rande von Kirche und Gesellschaft, die kaum im Blick sind beim rastlosen Wettlauf nach Erfolg und Wohlbefinden in den säkularisierten Großstädten von Berlin – Frankfurt – Ruhrgebiet. Wir erleben, dass sich durch die Präsenz und gemeinsame Ergründung existenzieller Grenzerfahrungen – trotz aller religiöser Sprachlosigkeit – oft Räume auftun, in denen Leid und Tod, aber auch Hoffnung auf Heilung und Leben, Sinn und Heil neu zur Sprache kommen können. In einem von der Ökonomie dominierten Gesundheitswesen gilt unsere besondere Aufmerksamkeit (als Ärztin, Krankenschwester, Krankenhausseelsorgerin) den „unattraktiven“ Kranken:

- den chronisch und psychisch Kranken
- den Sterbenden und Trauernden
- den Menschen ohne Krankenversicherung, Wohnsitzlosen, Illegalen und gestrandeten Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten
- den alten und dementen Menschen.

Dabei stellen wir uns medizinisch-ethischen Fragen und ringen um Antworten. Bei unserer Präsenz in sozialen Brennpunkten begleiten wir benachteiligte und oft hoffnungslose Menschen bei ihrer Suche nach neuen Perspektiven durch:

- Beratung und therapeutische Angebote für arme Frauen in Marzahn/Ostberlin
- Einsatz für Teilhabe von Menschen mit Behinderung
- Einsatz für Flüchtlinge, Opfer von Menschenhandel und Zwangsprostitution (Frauen)

Integraler Teil unseres Einsatzes für einzelne und Gruppen im medizinischen und sozialen Bereich ist die Netzwerkarbeit und der Einsatz für gerechtere Strukturen in Deutschland und der Welt.

Angesichts zunehmender Säkularisierung haben sich Missionsärztliche Schwestern auch zunehmend engagiert in der Begleitung von Menschen auf der Suche nach Lebenssinn, Orientierung und spiritueller Beheimatung. Dabei sind wir bewusst präsent in Grenzgebieten der Pastoral:

- Präsenz und Dialog mit Menschen im weitgehend säkularisierten oder atheistisch geprägten Umfeld: z. B. Krankenhaus, Finanzmetropole Frankfurt oder Ostberlin
- Begleitung von Menschen in muttersprachlichen und multikulturellen Gemeinden

- Engagement im geschwisterlichen, interreligiösen, interkulturellen Dialog
- Mitarbeit beim Aufbau des Zentrums für christliche Meditation und Spiritualität in Frankfurt
- Mitarbeit beim Aufbau kleiner christlicher Gemeinschaften angesichts der Erosion traditioneller Pfarrestrukturen.

Während wir uns als einzelne oder in kleinen Teams in den oben genannten Bereichen engagieren, haben unsere jeweiligen Kommunitäten vor Ort auch eine gemeinsame Mission. Wir verstehen unsere Kommunitäten als kleine geistlich-spirituelle Zentren und Kirchorte. Deshalb öffnen wir unser Haus und Gebetsleben für Menschen, mit denen wir tagtäglich unterwegs sind, und laden sie und auch andere ein, ihren Lebensalltag mit seinen Freuden und Brüchen mit uns gemeinsam vor Gott zu bringen. Gleichzeitig versuchen wir aber auch, mit spirituellen Angeboten im säkularen Kontext, an unseren Arbeitsstellen oder anderen Orten präsent zu sein. Es ist uns ein Anliegen, Orte anzubieten oder Räume zu eröffnen:

- wo die Ängste und Fragen, die Hoffnungen und Träume von leidenden und suchenden Menschen in *Stille*, in Gebet und Liturgie *Raum* finden
- so dem tieferen Sinn und Grund ihres Lebens neu auf die Spur kommen
- und dies in Bewegung, durch Symbole und Rituale, durch Musik oder auch das Finden neuer Worte Ausdruck geben können.

In Deutschland und auch in anderen Ländern sind so um die jeweiligen MMS Kommunitäten vor Ort Gruppen von Assoziierten Mitgliedern entstanden,



Frauen und Männer, die eine geistliche Heimat gefunden haben in unserer Spiritualität des Heilens. Die vielfältigen Weisen, durch die unsere assoziierten Mitglieder unserer Spiritualität und unserem Heilungsauftrag Ausdruck verleihen in ihrem beruflichen Alltag und

ehrenamtlichem Engagement, sind für uns ein großer Schatz. Gemeinsam mit den Assoziierten und den Menschen vor Ort wissen wir uns immer neu gerufen zur Suche nach Leben, nach ganzheitlicher Heilung und nach Gottes heilender Gegenwart.

Unsere Gründerin Anna Dengel ermutigte uns zur immer neuen Suche:

„Die Macht der Frauen ist viel größer als sie selbst glauben.“

„Wenn Du wirklich liebst, bist du erfinderisch.“

„Wenn du liebst, versuchst du zu entdecken, bist du interessiert ..“

„Wir müssen uns an die Verhältnisse und Bedürfnisse anpassen, die Bedürfnisse werden sich nicht an uns anpassen.“

„Wir dürfen niemals Angst haben, uns zu ändern, wenn/wo es nötig ist.“

„Die Zukunft gehört euch! ... Ihr seid euch der Bedürfnisse eurer Zeit ebenso bewusst, wie ich der Bedürfnisse meiner Zeit.“

„Als Jesus umherging, hatte er die Macht, Wunder zu wirken... Nun, wir können keine Wunder wirken, aber wir haben die Fähigkeit, immer aufs Neue zu lernen und so ein wenig mehr Einblick zu erhalten in die Geheimnisse Gottes.“

Josef Altenburger MCCJ

P. Josef Altenburger MCCJ war als Missionar in Norduganda und anschließend in Kenia tätig. Er absolvierte ein Studium der Spiritualität in Münster und war Novizenmeister und Ausbildungsleiter im internationalen Studienhaus der Comboni-Missionare in Innsbruck. In den vergangenen sieben Jahren war er Provinzial und ist ab Januar 2014 freigestellt für einen neuen Einsatz in der Mission.



Josef Altenburger MCCJ

„Alte Mission und Neuevangelisierung“

Missionsverständnis der Comboni Missionare

Daniel Comboni (1831–1881)

Auf wessen Seite stand Daniel Comboni? Der *Plan für die Wiedergeburt Afrikas* beginnt mit einem Hinweis auf das große Interesse, das Europa an Afrika hat. Genauer gesagt, Europa hat ein Auge auf die unerschöpflichen natürlichen Ressourcen und Bodenschätze des Kontinents geworfen. Europa brauchte diese, als hier die industrielle Revolution angebrochen war. Deshalb galt selbstverständlich sein erstes Interesse dem Reichtum Afrikas und nicht den Afrikanern. Die natürlichen Ressourcen hatten einen höheren Stellenwert als die Menschen. Als Missionar nähert sich Comboni Afrika auf eine andere Art und Weise. Sein Interesse gilt den Menschen. Für sie erträumt und ersehnt er sich die Befreiung von allen Übeln:

„Der Katholik, voll Verlangen die Dinge im Licht, das von oben kommt, zu beurteilen, schaut auf Afrika nicht durch das miserable Prisma nur menschlicher Interessen, sondern im reinen Licht seines Glaubens. Er entdeckt dort Hunderttausende von Schwestern und Brüdern, die zur gleichen Menschheitsfamilie gehören, die den gleichen Vater im Himmel haben, die aber am Rande eines grausamen Abgrundes noch unter dem Joch Satans stöhnen. Nur jene Liebe entflammte ihn und ließ sein Herz höher schlagen, die ihren Ursprung auf der Höhe von Golgatha genommen und ausgegangen ist von dem Gekreuzigten, um die ganze Welt als eine Familie zu umfassen,

und gleichsam eine göttliche Kraft trieb ihn in diese barbarischen Länder, um jene unglücklichen Schwestern und Brüder, auf denen noch der Fluch Kanaans zu lasten scheint, in seine Arme zu schließen und ihnen den Friedenskuss zu geben.“

Wegen der Liebe, die aus dem Herzen Jesu kommt (Herz-Jesu-Missionare) steht die Person an erster Stelle. Die Person steht vor allem, vor dem Geld, vor dem Ansehen und der Ehre, ganz gleich ob es sich um sein Personal oder um jenes der Kirche handelt, die Person hat Vorrang vor allen anderen Interessen. Das könnte man an vielen Beispielen aufzeigen: z.B. Combonis endloser Kampf gegen die verschiedenen Formen der Versklavung der Menschen, die Förderung des Selbstbewusstseins der Menschen durch Ausbildung der freigekauften Sklaven in Verona und in den drei Häusern in Kairo. Da Comboni sich auf den Spuren des Guten Hirten mit dem durchbohrten Herzen bewegt, wird er selbst fähig zu einer bedingungslosen Solidarität mit seinen afrikanischen Schwestern und Brüdern. Für sie würde er nicht zögern sogar seine „Mitra dran zu geben“. Die Erfahrung Combonis beruhte auf seiner Überzeugung, dass das Herz Jesu für alle Menschen in gleicher Weise schlägt und dass es für alle durchbohrt worden ist. Von daher kommt auch sein volles Vertrauen in Gott, in das Werk, das er begonnen hatte, in die Mitarbeiter, mit denen er es in mühevoller Arbeit voran gebracht hatte und in die Menschen, denen er sich voll und ganz verschrieben hatte: „Afrika oder Tod!“

Die Geschichte der Mission im 19. Jhdt. ist durchwoben von vielen Niederlagen. Ein Schlüsselwort, das helfen kann die

Neuheit des Plans Comboni's zur Wiedergeburt Afrikas zu begreifen, ist der Begriff *Entmutigung*. Aus der Analyse der wissenschaftlichen, militärischen und missionarischen Expeditionen geht deutlich hervor, dass die geringen Erfolge in keinem Verhältnis standen zu den Ausgaben, die gemacht wurden und den Menschenleben, die dabei geopfert wurden. Die Propaganda Fide ist entmutigt nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen und schließt 1862 die Mission in Zentralafrika.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das gleiche geschieht in den Ordensgemeinschaften und Kongregationen, die große Mittel und viel Personal in den Beginn dieser Mission investiert hatten. Es herrscht nicht nur Entmutigung, sondern auch Misstrauen gegenüber den Afrikanern als Partner in einer eventuellen Missionierung Afrikas. Der Plan Combonis war mehr als nur eine Strategie, um Afrika für das Evangelium zu gewinnen. Er war vor allem ein Versuch, angesichts der schweren missionarischen Arbeit, das Krebsgeschwür der Entmutigung zu bekämpfen und das Vertrauen in die Fähigkeit der Afrikaner zu wecken, das Evangelium anzunehmen und es zu leben und folglich auch als Partner in der Evangelisierung des Kontinents mitzuwirken. Das Misstrauen in die afrikanischen Menschen war an die rassistische Einstellung jener Zeit gebunden.

Selbst ein Papst Pius IX. war davon nicht ausgenommen. Comboni berichtet von einer Audienz, in der der Papst ihn fragt: „Sind die Schwarzen in Zentralafrika auch Räuber, Lügner und so undankbar wie die in Amerika?“ „Hl. Vater, wir sind doch alle Menschen mit Fehlern. Wenn die Weißen unter solchen Bedingungen leben müsste wie die Schwarzen, dann wären sie vielleicht schlimmer als diese“. Wenn man sieht, was Comboni seit der Schließung des Vikariats und seit der Veröffentlichung seines Planes (1864) für Afrika getan hat, kann man sehen, dass dadurch *eine neue Begeisterung* geweckt wurde und das Vertrauen in „den Afrikaner“ gestärkt wurde. Er vertritt die Meinung, dass der „Kairos“ (die Stunde Afrikas) für die Evangelisierung und Befreiung des afrikanischen Kontinents gekommen sei und dass man die Verkündigung des Evangeliums in Zusammenarbeit zwischen Europäern und Afrikanern angehen müsse.

„Bei einem so wichtigen Argument haben wir uns selbst gesagt: Könnte man die Eroberung der unglücklichen Stämme Afrikas (Nigrizia) nicht besser bewerkstelligen, indem wir unsere Basislager dort aufschlagen, wo der Afrikaner lebt und sesshaft ist und der Europäer arbeiten kann, ohne an den unbekanntem Krankheiten zu sterben?“

In Rom im Kolleg der Propaganda Fide hängt ein Bild, das Comboni zusammen mit Daniel Sorur zeigt, dem ersten sudanesischen Priester. Dieses Foto ist wahrscheinlich das einzige Foto eines Ordensgründers einer missionarischen Gemeinschaft im 19. Jhd., das ihn zusammen mit einem Afrikaner zeigt.

In unserer Lebensregel haben sich diese Elemente der Person Combonis niedergeschlagen:

- Ganzhingabe Combonis
- Herz-Jesu Spiritualität
- Geheimnis des Kreuzes
- die „Ärmsten und Vernachlässigsten“
- die Stunde Gottes
- Afrika durch Afrika retten
- Universalität
- Kirchlichkeit und Herausforderung.

Ratio Missionis – vom Plan Combonis zum Plan der Comboni-Missionare heute

„Ratio Missionis“ (RM) heißt, zu sagen, was wir tun und warum wir es tun, nämlich zu definieren, was Mission für uns Comboni-Missionare im 21. Jahrhundert ist und was für Haltungen, Kriterien und Entscheidungen sie für uns heute mit sich bringt.

Die Ausweitung der Kongregation in viele Zonen der Welt im Kontakt mit verschiedenen Kulturen und Völkern hat neue theologische Sichtweisen und innovative Deutungen des ursprünglichen Charismas hervorgebracht:

Jesus Christus

Comboni hat einige wesentliche Aspekte des Geheimnisses Christi betont: das Herz Jesu, den guten Hirten, den geschichtlichen Jesus. In Comboni wird Jesus im Bild des Ärmsten betrachtet, damit dieser Arme in allen Dimensionen seines Menschseins erneuert werde (Regeneratio Afrikae). Er ist es, in dem die grenzenlose Liebe des Vaters sichtbar in die Welt gekommen ist. Er ist es, mit dem ein neues Bild von Gott in die Welt gekommen ist: Gott nicht

als Gesetzeshüter, sondern der, dessen Sehnsucht es ist, dass der Mensch die Freiheit findet, die erst zu echter Liebe befähigt. In Jesus Christus finden wir den Gott, der den Menschen aus der dunkelsten Dunkelheit der Welt befreit und den Tod überwindet, der neues Leben schenkt, wo der Mensch am Ende ist. Dieser Gott Jesu Christi steht im Mittelpunkt jeder Mission. Er ist unsere Mission. Christus im leidenden Antlitz der Ärmsten zu betrachten, bedeutet für uns, ihnen nahe sein und uns für ihre ganzheitliche Befreiung einzusetzen.

Mission

Mission heißt, menschliche Grenzen überschreiten, zu denen gehen, zu denen niemand gehen will. Es ist *die Wahl der schwierigen Mission*. Mehr als geographisch sind die Grenzen wesentlich menschliche, existentielle und spirituelle (Papst Franziskus). Das heißt aus uns herausgehen, weg von unseren Kriterien, unseren Strukturen, um zu den Armen zu gehen und mit ihnen zu leben und ihr Schicksal zu teilen. Herausgehen aus einem bequemen Leben, um in verwundbaren Situationen zu wohnen (Elendsviertel, Nomaden...). Eine Mission, die mitfühlende Liebe zeigt und Freude und Einfachheit des Lebens begründet. Eine Mission, die versucht, Versöhnung zwischen den ethnischen Gruppen zu bewirken, die durch Krieg und Hass getrennt sind.

Die Armen

Angesichts von Situationen der Ungerechtigkeit und in offenem Widerspruch mit einer Vision der Welt und in einer Logik des Marktes, in der die Person

nur ausbeuterisches Objekt ist, wird der Arme theologischer Ort und zentrale Figur der Mission, Adressat und Träger des Evangeliums und der Botschaft der Befreiung. Daher sprechen wir *von einer klaren Option „für die Ärmsten der Armen“* wie den Indigenas, den Afros, den Bauern, den Frauen, den Bewohnern der trostlosen Slums der großen Städte, den Migranten, den Nomaden, den Pygmäen. Im Kontakt mit den Armen ändert sich unsere Gemeinschaft: Einfache Strukturen, ein Ambiente der Freude und der Einfachheit des Lebens wächst. Der Glaube an den Gott Jesu Christi wirkt mit Blick auf eine bestehende Kultur integrierend. Er ist in der Lage, Elemente aufzunehmen und sie in einen größeren Zusammenhang zu stellen, er wirkt aber auch kritisch, indem er auf Aspekte hinweist, die mit dem Glauben an den Gott Jesu Christi nicht vereinbar sind.

Missionarisch Kirche sein

Missionarisch Kirche sein heißt für uns hier, dass wir uns interessieren müssen für die vielen Kulturen und Subkulturen, in denen Menschen hier bei uns leben – und ihnen eine Beheimatung in der Kirche ermöglichen, die eine Kirche aus allen Völkern, allen Schichten und Milieus sein will. Interessieren meint hier auch identifizieren, gern haben, offen sein für die unterschiedlichen Lebensweisen, die Menschen heute wählen.

Kirche als Volk Gottes

Die Kirche als Volk Gottes wird immer bedeutender in der Wahrnehmung von Mission (vor allem in Afrika). Das hat Rückwirkungen auf unsere Arbeit und

Einstellung: Man will eine ministeriale und teilnehmende Kirche aufbauen, in der die Missionare nicht mehr die Tonangebenden sind, sondern Mitarbeiter, eine Kirche, in der die Laien nicht einfach nur Statisten sind und in der keine klerikalen Haltungen vorherrschen. Combonis Leitwort „Afrika durch Afrika retten“ betont den Willen, dahin zu arbeiten, dass das Volk sein Schicksal in seine eigenen Hände nimmt.

Mission bedeutet

Inkulturation des Glaubens

Der christliche Glaube kann gar nicht anders existieren als in den unterschiedlichen Formen, die den unterschiedlichen Kulturen zu Eigen sind. Das hat zur Konsequenz, dass der, der das Evangelium den Menschen anbietet, sehr aufmerksam sein muss. (eigene Erfahrung: kulturelles wurde zerstört bei der Taufe, Trommeln verbrannt...). Mit der Inkulturation inkarniert sich der Glaube in die Geschichte hinein. So bringt der Glaube eine verwandelnde Dynamik, die dem Geist Jesu entspricht: dienen statt herrschen, die Verteidigung der Kleinen und Schwachen, die Bereitschaft zur Versöhnung (denken wir an viele Situationen nach dem Ende von Diktaturen).

Verpflichtung zum aufrichtigen interreligiösen Dialog

(Islam-Kairo: Dar Comboni = Islamwissenschaftliches Institut)

„Die Verkündigung des Evangeliums ist untrennbar verbunden mit dem interreligiösen Dialog“ (Proposer la foi). Der Dialog dient dem Anliegen, sich gegenseitig verstehen zu lernen, die Gründe des anderen für seinen Glauben zu verstehen und dem anderen die eigenen Gründe nahezubringen. Fragen,

kennenlernen, zuhören und sich interessieren, wie der andere seinen Glauben lebt und versteht.

Inspirationen aus der Weltkirche heute, die wir Comboni-Missionare aufzunehmen versuchen:

- Mission ist Option: Die Mission erfordert überall eine klare Option für die Armen (Lateinamerika).
- Mission zielt auf gelebte Communion kleine christliche Gemeinschaften (Afrika)
- Mission ist Dialog (Asien)

In einem Blick auf die Weltkirche heute wird uns bewusst, *dass Mission längst nicht mehr eine von Europa ausgehende Einbahnstraße ist, sondern ein globaler Kreisverkehr*, in dem aus vielen Richtungen verschiedene „Missionsbewegungen“ aufeinander treffen, die sich gegenseitig bereichern, aber auch in Frage stellen. Das missionarische Handeln in unserem eigenen Land und in der Völkergemeinschaft kann nur miteinander wachsen und wird sich im Austausch mit den Erfahrungen der Ortskirchen, besonders in den Ländern des Südens, wechselseitig bereichern.

Persönliche Schlussbemerkung

In der Neuzeit hat Afrika großes Unrecht erlitten (Sklavenhandel, Kolonisation...). Eine Wunde, die bis heute blutet. Schon öfter stand ich an Orten, wo die Sklaven verschickt wurden und wo sie in Lateinamerika ankamen. Nachdenklich steigen dort Fragen, Scham und Trauer immer neu in mir auf. Heute ist Afrika der Kontinent, der mit dem Begriff Aids verbunden wird. Afrika wird in den Medien oft als Kontinent der Armut dargestellt, der ständigen Bürgerkriege, der Vertreibungen und



Genozide, der Gewalt und Korruption. Aber, und das ist die andere Seite: Wer in Afrika gearbeitet hat oder Afrika besucht, der hat dort stolze, schöne, starke, arbeitsame und intelligente Menschen, Frauen und Männer gesehen. Afrika ist ein Kontinent reich an hoffnungsvollen Jugendlichen und Kindern. Ein Kontinent mit schönen Landschaften, mit Meer, Flüssen, Seen, Bergen, Urwäldern und Feldern. Reich an Bodenschätzen und Naturressourcen. Afrika ist ein Kontinent der Hoffnung.

Wenn ich über die Mission nachdenke, kommt immer wieder die Frage in mir hoch: Warum ist Gott Mensch geworden? Hinsichtlich Mission, Entwick-

lung, Frieden und Gerechtigkeit gibt es auf diese Frage auch eine Antwort. Sie besteht darin: Gott wurde Mensch, damit der Mensch Mensch werde. Die Menschwerdung Gottes geschah in Jesus Christus zur Menschwerdung des Menschen. Ich erinnere an den wunderbaren Satz in „Gaudium et Spes“ (41): Wer Christus, dem vollkommenen Menschen folgt, wird auch selber mehr Mensch. Diesen Aspekt muss Mission in den Blick nehmen: Mission ist Entwicklung des Menschseins des Menschen. Wenn wir Jesus Christus verkünden, dann geschieht Menschwerdung des Menschen. Um ihr zu dienen, sind wir missionarisch tätig.

Mission impossible?

It's my mission!

Der *Missionsbegriff* wird von den Adressaten oder Hörern, je nach Alter, sehr unterschiedlich wahrgenommen. So schwingt bei den Älteren unter uns bei Mission auch Macht und Zwangsevangelisierung mit, während die Jüngeren unter uns „mission“ auch im Sinne der Realisierung eigener Intentionen, möglicherweise auch als die Umsetzung einer eigenen Sendung verstehen würden. Der Film „Mission“, der Anfang der 90er Jahre die Tätigkeit christlicher Missionare im Kontext der Eroberung Amerikas, insbesondere Lateinamerikas, pauschal in Misskredit brachte, „nötigte“ uns noch einmal von Außen die Reflexion des eigenen Missionsverhaltens auf, was nicht immer schlecht sein muss. Wir Salesianer Don Boscos (SDB) sandten schon 1875 die ersten Missionare nach Patagonien und so betraten die SDB argentinischen Boden mehr als 50 Jahre bevor sie in Deutschland die ersten Werke begründeten. Das macht schon deutlich, dass die Kongregation stets dort aktiv wurde, wo junge Menschen in Not sind, wo sie Nahrung, ein Dach über dem Kopf, ein Bett, Kleidung, Bildung und Ausbildung benötigten. Das war damals nicht anders als heute, wo wir in 80 Provinzen und 130 Ländern mit 15.500 Salesianern Don Boscos und mehreren Hunderttausend haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Geist Johannes Boscos tätig sind, um jungen Menschen Perspektiven zu einem selbstverantworteten Leben auf-

zeigen zu können. Leider kam es in diesem Erziehungs-, Bildungs-, und damit immer auch Evangelisierungsprozess (siehe unten) auch zu nicht akzeptablen Übergriffen, die schon im damaligen Kontext vor mehr als 150 Jahren verurteilt und niemals Inhalt von Missionierungsstrategien waren. „Mit Güte sollt ihr die Jugendlichen erziehen, nicht mit Schlägen“, das war der Kern des pädagogischen Credo Don Boscos und das ist und bleibt die Maxime salesianischen Begleitens, Förderns und Erziehens heute. Die salesianische Missionsgeschichte kann und darf jedoch nur hermeneutisch betrachtet, also in den zeitlichen Kontext gestellt, erforscht und bewertet werden. Es ist unstrittig, dass es auch bei den Missionaren der SDB zu Fehlverhalten kam, genauso unstrittig ist jedoch auch, dass sich die jungen europäischen Missionare der Ärmsten, hier vor allem der indigenen Gruppierungen annahmen und ihnen zu aller erst das Überlebensnotwendige zukommen ließen. Dass sie dafür auch ihre Leben einsetzen, um deren Würde und deren Rechte zu verteidigen „versteht“ sich fast von selbst. Und so ist die Liste derer, die mit ihrem Leben für „Kleine und Schwache“ eintraten lang – übrigens bei allen missionierenden Orden und Kongregationen.

Was brauchst du? Das ist die erste Frage Jesu an die Menschen, die ihm begegnen. Also: Zuerst steht die Tat, das Helfen auf Augenhöhe, das achtsame und respektierende Begleiten und



Fördern und erst dann und in Folge davon kommt das Zeugnis dessen, wovon unser Herz voll ist; weil wir in jedem jungen Menschen, den wir, häufig genug, an den Rändern und Grenzen menschlicher Existenzen aufsuchen, ein einmaliges, unverwechselbares, höchst kreatives und vielfach voller Überraschungen steckendes Geschöpf Gottes erkennen, das mitunter auch nach den Motiven unseres Einsatzes fragt. Dann stehen wir Rede und Antwort. In den Ländern, in denen wir auch als Kongregation das Evangelium verkünden dürfen, tun wir es natürlich. Dort, wo es nicht gewünscht oder sogar verboten ist, verkünden wir die Frohe Botschaft nicht explizit, doch durch unseren Einsatz für die uns Anvertrauten. Dabei gilt jedoch stets die Maxime Jesu Christi, Dienst an und für Menschen in Not, in unserem Falle jungen Menschen, zu leisten.

Die Person Don Bosco

Don Bosco ist in Deutschland vielen bekannt. Als Patron der Kinder und Jugendlichen ist Don Bosco als Namensgeber für Pfadfinder-, Kindergarten-, Jugendgruppen oder Grundschulen ein Begriff. Andere verbinden Don Bosco vor allem mit Erziehungshilfe, Jugendheimen und Sport. Dann ist Don Bosco bekannt und anerkannt für Jugendsozialarbeit und für schulische und berufliche Bildung für Kinder und Jugendliche weltweit, insbesondere in den sogenannten Entwicklungsländern. All das, was man mit dem heiligen Don Bosco verbindet, gründet auf der Person Johannes Bosco (1815-1888). Don Bosco, der selbst aus ärmlichen Verhältnissen stammte, widmete sein ganzes

**Clemens
Schliermann
SDB**



P. Clemens Schliermann SDB, Dipl. Sozialpädagoge und Dipl. Theologe, war bis 2012 Provinzökonom der Deutschen Provinz der Salesianer. Seit August 2012 ist er Missionsprokurator der Don Bosco Mission und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Missionprokuratorinnen und -prokuratoren (AGMP).

Leben dem Einsatz für die Jugend. Ein Schlüsselerlebnis im Leben des jungen Johannes Bosco war ein Traum, der auf seine Berufung hindeutet: Johannes sah einige raufende und fluchende Jungen. Er wollte einschreiten und die Gruppe auseinanderbringen. Da ertönte eine Stimme: „Nicht mit Schlägen, sondern mit Güte wirst du sie zu Freunden gewinnen.“ Diesen Grundgedanken legte Don Bosco für seine spätere Pädagogik zugrunde. Entgegen des Zeitgeists des 19. Jahrhunderts gründete sein Erziehungsstil und seine pastorale Praxis auf Vernunft, Religion und Lebenswürdigkeit (Präventivsystem – Pädagogik der Vorsorge). Don Bosco führte die Jugendlichen zur Reflexion, zur Begegnung mit Christus und zum apostolischen, gesellschaftlichen und beruflichen Engagement. Außerdem setzte er

**Nelson
Penedo**



Dr. Nelson Penedo, Jahrgang 1973, ist promovierter Sozialwissenschaftler und ist seit 2006 bei der Don Bosco Mission tätig – seit 2011 in der Funktion des Geschäftsführers des stellvertretenden Missionsprokurators. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

sich bei Arbeitgebern beispielsweise gegen die Prügelstrafe und für das Recht auf Freizeit ein.

Sein breites Engagement und sein diplomatisches Talent hat Früchte getragen: Don Bosco gründete 1859 den Orden der Salesianer Don Boscos. 1872 gründete Don Bosco das Institut der Töchter Mariä Hilfe der Christen zusammen mit der hl. Maria Domenica Mazzarello. Heute leben ca. 14.000 Don Bosco Schwestern in 89 Ländern weltweit. Gemeinsam mit engagierten Laien, den Salesianischen Mitarbeitern Don Boscos (SMDB), tragen sie das *Erbe Don Boscos* in die Welt.

Mit Don Bosco verbindet man so viel, auch weil es über die Werke und Einrichtungen, über die salesianische Pädagogik und Spiritualität hinausgeht. Mit Don Bosco wird eine Gemeinschaft

erlebt, in der sich sehr viele Menschen weltweit unabhängig vom Grad der formellen Zugehörigkeit zugehörig fühlen, sich wiederfinden und Anschluss finden; in der ein besonderes Klima herrscht, was vor allem mit Begeisterung und Familiarität assoziiert wird. Es ist gelebte Kirche, die selbst in säkularen oder nicht-christlichen Kontexten Anerkennung und Zustimmung findet.

Das missionarische Charisma der Salesianer

Das salesianische Charisma ist missionarisch. Für die Salesianer Don Boscos ist die Mission der Gravitationspunkt, die treibende Kraft im Leben. Wenn Salesianer Don Boscos in den trostlosen und armen Zonen der Welt tätig sind, tun sie dies mit der Überzeugung, „dass Jesus die endzeitliche Quelle ist, aus dem die Erneuerung der Welt kommt. Er hat sich zum Bruder jedes Menschen gemacht, solidarisch mit der tiefsten Ebene des Menschlichen Elends.“¹ Es handelt sich bei Mission um einen Dienst an den armen Menschen, für die Salesianer Don Boscos speziell an den Kindern und Jugendlichen.

In einer Gesellschaft, in der Bildung vor allem auf die Funktionsfähigkeit in der Wirtschaft und Arbeitswelt ausgerichtet ist, setzen die Salesianer Don Boscos Gegenakzente. Ihr Anliegen ist eine ganzheitliche Förderung: emotional, intellektuell, körperlich, kulturell, sozial, religiös, spirituell und ökologisch. Zur salesianischen Pädagogik gehören unverzichtbar Angebote zur ganzheitlich-menschlichen Entfaltung, die den Jugendlichen Hilfe sein sollen, ihre persönliche, von Gott geschenkte Berufung zu entfalten. Die Salesianer Don Boscos

nehmen junge Menschen als Subjekte ernst und erziehen sie zur Wertschätzung gegenüber sich und anderen. Sie regen Jugendliche an, sich aktiv an der Gestaltung einer menschenwürdigen, gesellschaftlichen Ordnung und an der Sendung der Kirche zu beteiligen. Junge Menschen sind nicht nur Adressaten ihres Dienstes, sondern auch selbst Akteure im Engagement für Gleichaltrige. Diese auf das Leben ausgerichtete und im Glauben an Christus begründete Tätigkeit mit der Jugend, mit ihrer ganzheitlichen Zielsetzung, verstehen Salesianer Don Boscos und ihre Mitarbeiter als ihre Mission. Die Salesianer Don Boscos haben für diese Missionstätigkeit eine eigene Formel erfunden: *Indem wir evangelisieren, erziehen wir; indem wir erziehen, evangelisieren wir.*²

Bedeutung der Mission in der Praxis

In der Praxis bedeutet Mission für die Salesianer Don Boscos:

- Vorurteile aufzugeben und im Verständnis und in der Aufnahme von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Rasse, wirtschaftlichen Niveaus und religiösem Glauben zu leben;
- Zu wachsen, indem man ihre Kulturen studiert und sich für den ökumenischen und interreligiösen Glauben vorbereitet;
- In Zusammenarbeit mit den Laien durch Mitbeteiligung und Mitverantwortung für die Mission bis hin zum Volontariat zu wirken;
- Mission als eine Schule zur Erziehung zum Optimismus und zur Freude über die Verwirklichung einer gottgewollten Aufgabe zu verstehen;

- Das Gespür für eine weltweite Offenheit;
- Der großzügige Einsatz im Dienst an den Ärmsten und an jenen, denen die Liebe Gottes noch nicht geoffenbart wurde;
- Die Fähigkeit sich für den Dialog mit Menschen einer anderen kulturellen oder religiösen Herkunft zu öffnen.

Ein Beispiel für die Arbeit der Salesianer

Ein gutes Beispiel für die Arbeit der Salesianer Don Boscos sind die Einrichtungen in muslimischen Ländern. So werden im Sudan die Einrichtungen überwiegend von Muslimen genutzt und dennoch kann man dort den offenen christlichen Geist spüren. In den Einrichtungen wird ausdrücklich zu Gebet und Gottesdienst eingeladen, es besteht aber keine Teilnahmepflicht. Für Schülerinnen und Schüler anderer Religionen werden z. T. Gebetsräume bereitgestellt und z. B. islamischer und jüdischer Religionsunterricht organisiert. So hat die Don Bosco Schule in Alexandria (Ägypten) einen eigenen Gebetsraum für Muslime, es wird islamischer Religionsunterricht erteilt, da der Großteil der Schülerinnen und Schüler muslimisch ist. Und in Pakistan erteilen die Salesianer Don Boscos Islamunterricht.

Die besondere Relevanz der salesianischen Arbeit

Die besondere Relevanz der Arbeit der Salesianer Don Boscos liegt darin, offenen Probleme auszusprechen und dabei keine Konflikte zu scheuen. Sie geben denen Hilfe, die im Dunkeln leben,

die nach dem Lebenssinn suchen, die die Orientierung in der Welt verloren haben, den „Unbequemen“ und den Fernstehenden. Die Aufstände, die man in jüngster Vergangenheit in Paris, London, Marokko und Ägypten erlebte, sind die Konsequenz einer gesellschaftspolitischen Vernachlässigung der Bedürfnisse, Interessen und Sehnsüchte der jungen Bevölkerung. Sie verdeutlichen die Sprengkraft jugendlicher Frustration und Ausgrenzung. Sie unterstreichen einmal mehr die Bedeutung von Arbeit als Grundvoraussetzung für ein Leben in Würde, insbesondere in modernen Gesellschaften, und wie wichtig es ist, den Zugang auf den Arbeitsmarkt zu ermöglichen. Viel wichtiger ist jedoch auch der Mangel an Anerkennung und Respekt den Bedürfnissen der jungen Generationen gegenüber. Setzt man ein ganzheitliches Verständnis der Bedürfniswelt junger Menschen an, ist auch in der deutschen Wohlstandsgesellschaft noch viel zu leisten, um junge Menschen zu begleiten und zu unterstützen, was über das klassische Verständnis der Erziehungshilfe hinausgeht. Obschon das pastoral-pädagogische Wirken der Salesianer am Individuum ansetzt, erzielt es teilweise gesellschaftliche Reichweite. Dies gilt insbesondere für die pastoral-pädagogische Arbeit in sogenannten Entwicklungsländern, wo die Salesianer häufig zu den Referenzinstitutionen schulischer und beruflicher Bildung zählen, zumindest für die Zielgruppe der sozial benachteiligten jungen Menschen. Was in Europa als Erziehungshilfe und Pädagogik bewertet wird, macht die Salesianer Don Boscos zu renommierten Akteuren im Feld der Entwicklungszusammenarbeit (EZ), nicht zuletzt da Bildung und be-

rufliche Bildung als Schlüssel für Entwicklung verstanden werden – etwa in der Strategie des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ). Und so zählen heute viele Institutionen und Organisationen der Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit zu den wichtigsten Förderern und Partnern der Arbeit der Salesianer.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Salesianische Erziehungsarbeit baut auf persönliche Beziehungsarbeit auf

Die Salesianische Erziehungsarbeit baut auf persönliche Beziehungsarbeit auf, auf Liebenswürdigkeit, in der jeder Einzelne zählt. Dieses karitative Moment ist prägend für das Selbst- und Rollenverständnis der Salesianer. Es ist auch eine Absage an Formalismen, die heutzutage in vielen gesellschaftlichen Bereichen zugrunde gelegt werden. Dieser Formalismus erhält nun Einzug in die karitative Praxis: Immer stärker wird im Gegenzug zu einer Förderung der pastoral-pädagogischen Arbeit eine planende Verwaltungskompetenz, eine quantifizierende Effektivitätsmessung gefordert. Doch nicht nur die Geldgeber aus Entwicklungspolitik und Wirtschaft fordern mehr strategische Planung, Messbarkeit, Erfolgskontrolle u. ä. Angesichts limi-

tierter Human- und Finanzressourcen, komplexer Umweltbedingungen und daraus resultierenden höheren Ansprüchen an das Management der salesianischen Institutionen sieht sich die Ordensleitung gezwungen, eine Mentalität der Planung in der Ordenskultur zu verankern.

Es ist wichtig und richtig, dass sich die pädagogische Kompetenz und soziale Verantwortung der Salesianer an heutigen Standards ausrichten, zu denen Kompetenzen in Planung, Organisation, Management, wie auch Rechenschaft und Transparenz gehören. Allerdings löst es auch ein gewisses Unbehagen aus.

Lässt sich Nächstenliebe messen? Wie operationalisiert man Fürsorge? Gerade in der Missionsarbeit in Entwicklungsländern stellt dieser Anspruch eine besondere Herausforderung dar: Wenn Planung, Verwaltung und Evaluation nicht kulturell verankert sind, wenn v. a. die zwischenmenschlichen Beziehungen im Mittelpunkt stehen (so in Afrika), wenn dieses Feld sich bewusst vom Wirtschaftslogik abgrenzt.

Besondere Herausforderung

Die besondere Herausforderung besteht darin, beides zu vereinen: Charisma und Management; Mission und Professionalisierung. Hierin ist der historische Johannes Bosco noch heute Inspiration und prägendes Vorbild für die Arbeit der Salesianischen Einrichtungen weltweit: Engagiert, zuversichtlich und weltoffen hat er stets neue und innovative Wege gefunden, sein Anliegen zu vermitteln und Menschen zu begeistern, um gemeinsam Projekte zu realisieren. Darum ist die Don Bosco Mission besonders den Freunden und Förderern dankbar, die einen langen Atem im Einsatz für die Jugend dieser Welt beweisen.

.....

- 1 Brief des Generaloberen der Salesianer Don Boscos, Don Pascual Chavez SDB „Spiritualität und Sendung“ (S. 5).
- 2 Vgl. Don Egidio Viganò, Das salesianische Erziehungskonzept, Rundbrief vom 15. August 1978, in: Amtsblatt des Obernrates, Jg. 59 (1978), Nr. 290, S. 20-30.

»Indem wir evangelisieren,
erziehen wir;
indem wir erziehen,
evangelisieren wir.«

Don Egidio Viganò

Klara Maria Breuer SMMP

Sr. Klara Maria Breuer SMMP, Jahrgang 1960, ist Missionsprokuratorin der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel und arbeitet in Münster als pastorale Mitarbeiterin in der Obdachlosenseelsorge.



Klara Maria Breuer SMMP

Zum Missionsverständnis der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel

Das Dokument „Missionsverständnis der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel“¹ – ein bedrucktes Blatt Papier? Oder mehr? Anspruch und Realität – wie weit liegen sie auseinander? Wo decken sie sich? Berühren sich? Bedingen sich? Vieles ging mir im Blick auf dieses Referat durch den Sinn. Den Prozess hin zu diesem seit 1. Oktober 2004 für den deutschen Zweig der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel verbindlichen Missionsverständnis habe ich persönlich verfolgt und auch mit gestalten dürfen.

Seit 1986 arbeite ich im Bereich „Kontinente und Mission“, wie es seinerzeit noch hieß, mit. Die Schwerpunkte meiner Tätigkeit verlagerten sich im Laufe dieser 28 Jahre. Mal stand mehr die Abonnement-Verwaltung des Missions-

magazins Kontinente im Vordergrund, dann die Begleitung von Missionarinnen und Missionaren auf Zeit. Seit 2009 leite ich mit einem Kollegen zusammen die in eine neue Struktur gefasste „Missionszentrale SMMP“. Im Studium der Missionswissenschaft, 2003 bis 2006 in Münster, bei Prof. Giancarlo Collet, konnte ich die bisherige Praxis reflektieren und theologisch vertiefen. Ein Schwerpunkt meines Studiums war die Auseinandersetzung mit dem Wandel des Missionsverständnisses, auf der Grundlage des 2. Vatikanischen Konzils und dessen Rezeption in Lateinamerika sowie in der deutschen Kirche.

Doch zurück zum Missionsverständnis unserer Ordensgemeinschaft. *Ein Wandel* liegt schon im Prozess seiner Erarbeitung. Eine kleine, internationale

Gruppe von Schwestern aus Bolivien, Brasilien und Deutschland hat es formuliert. Impulse aus verschiedenen Realitäten und Erfahrungshintergründen fließen ein. So wird dem Rechnung getragen, was wir erlebten: Die Einbahnstraße, auf der Schwestern aus Deutschland oder den Niederlanden „in die Mission“, nach Bolivien und Brasilien, gingen, gab es schon seit Jahren nicht mehr. Seit 1998 sind brasilianische Mitschwestern in Mosambik, seit 2001 in einem eigenen Projekt der Ordensgemeinschaft. Eine bolivianische Schwester lebt und wirkt in Rumänien. Eine brasilianische Schwester versteht ihre Mission in den Niederlanden. Unsere Ordensgemeinschaft erlebt Internationalität bewusst. Seitens der

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ordensleitung werden Begegnungen und Zusammenarbeit auf internationaler Ebene gefördert und gestärkt. Der Generalrat ist international besetzt und tagt abwechselnd in Deutschland, Brasilien oder Bolivien.

Ein *zweiter Wandel* wird in dem, noch nicht durchgängigen, Bewusstsein von *missionarischen Situationen und Projekten auch in Deutschland* deutlich. Wir erleben dies z. B. im Don-Bosco-Zentrum in Berlin-Marzahn, wo junge Erwachsene aus schwierigen persönlichen und sozialen Hintergründen,

vielfach ohne Erfahrungen mit christlichem Glauben, „nur“ im alltäglichen Zusammenleben eine Ahnung von der Gegenwart Gottes und christlichen Werten erfahren sowie (manchmal) einen Zugang dazu gewinnen.

Durch Generaloberin Schwester Aloisia Höing in Kraft gesetzt und übersetzt in die verschiedenen Landessprachen, war das Missionsverständnis Grundlage von Gesprächen bei verschiedenen Anlässen. Es wurde bei Schwesterntagen diskutiert oder war Gegenstand des Gesprächs bei der Visitation der Generaloberin in den Konventen. Die bewusst konzentriert gehaltenen Eckpunkte des Missionsverständnisses erfahren in diesen Gesprächen eine erneute Übersetzung und Deutung aus dem gelebten Alltag der Schwestern. Anspruch und Realität berührten und rieben sich. Ich erinnere mich gut an Gespräche mit Mitschwestern, denen durch dieses Dokument eindrücklich bewusst wurde: Wo ich lebe und was ich tue ist „Mission“, auch wenn ich nicht „in der Mission“ bin. Das war besonders für Schwestern unserer deutschen Konvente ein erhellender Moment. Ein zweites wurde in solchen Gesprächen bewusst und aus diesen ausdrücklich in das Missionsverständnis aufgenommen: Auch und gerade Schwestern, die alters- oder krankheitsbedingt nicht mehr im „aktiven Dienst“ stehen, haben teil an der „Mission der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel“, durch „das Gebet füreinander als Auftrag Jesu“. So war *der Prozess* der Erarbeitung des Missionsverständnisses und der Auseinandersetzung damit *ein Lernweg*. Auf ihm haben wir erstmals *im Raum der gesamten Ordensgemeinschaft thematisiert* und miteinander bedacht, *was Mission*

für uns bedeutet. An dieser Stelle sei eingefügt, dass unsere Ordensgemeinschaft 1807 nicht „für die Mission“, verstanden als „Mission ad gentes“, gegründet wurde. Erst 1924 gingen die ersten Schwestern von Heiligenstadt aus „in die Mission“, nach Bolivien. 1937 brachen „Missionarinnen“ nach Brasilien auf. „Missionarische Impulse“ liegen dennoch schon in der weitherzigen Person der Gründerin, der hl. Maria Magdalena Postel. Sie hat zu ihrer Zeit schon begriffen und gelebt, was das 2. Vatikanische Konzil festhält: Die Kirche ist *ihrem Wesen nach* missionarisch und jede Getaufte, jeder Getaufte hat Teil an dieser Sendung.

Werfen wir nun einen Blick in die *konkreten Aussagen dieses Missionsverständnisses*, um dann noch einmal Anspruch und Realität in ihrer Beziehung zueinander sowie der Spannung, in der sie zuweilen stehen, zu betrachten. Der *Aufbau des Missionsverständnisses* folgt grob dieser Linie:

- *Worauf* sich das Missionsverständnis unserer Ordensgemeinschaft *gründet*;
- *Wie* wir Mission *verstehen*;
- *Woran* sich unsere Mission *orientiert*;
- *Was sie* für uns im konkreten Alltag *bedeutet*;
- *Was sie stützt*;
- *Worin* sich die Mission der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel *vollzieht*;
- *Was* uns in unserer Mission *trägt*.

Erster und letzter Abschnitt des Missionsverständnisses bilden eine verbindende Klammer. Sie gründen es auf der Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen, den Dokumenten der Kirche, insbesondere den Quellen des 2. Vatikanischen Konzils sowie dem Auftrag und Charisma der Schwestern der hl. Maria

Magdalena Postel. Getragen fühlen wir uns von der Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes sowie vom Vorbild und Auftrag unserer Ordensgründerin. Der Grund und das, was uns trägt, kommen nicht von uns oder aus uns. Sie sind schon da. Wir treten ein. Unsere Sendung ist eingebettet in einen größeren und weiteren Horizont.

Das macht auch der Abschnitt deutlich, wie wir unsere Mission verstehen: In der Nachfolge Jesu die Barmherzigkeit Gottes als besonderes Kennzeichen unseres Charismas sichtbar zu machen. Maßnehmend an Wort und Handeln Jesu sowie offen für die Zeichen der Zeit. *Orientierung* gewinnen wir *aus zentralen Aspekten eines erneuerten Missionsverständnisses*, die insbesondere auf das 2. Vatikanische Konzil und dessen Rezeption zurückzuführen sind, wie:

- vorrangige Option für die Armen;
- Engagement für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung;
- Achtung und Respekt vor fremden Kulturen und Religionen.

Ausdrücklich klingt Gaudium et spes im letzten Unterpunkt an: unsere Mission orientiert sich an „dem Teilen von Freude, Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute.“

Der in der lateinamerikanischen Kirche eingewurzelte *Dreischritt Sehen-Urteilen-Handeln* findet sich implizit in dem Satz, der auf diese Unterpunkte folgt: „Gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen *nehmen wir* sowohl in den Ländern, in denen wir leben und tätig sind, als auch in globalen Zusammenhängen *wahr* und *suchen im Licht des Evangeliums Antworten* auf drängende Herausforderungen.“ Leitgedanken, was Mission für das *Handeln*, bedeutet, sind diese:



- das Handeln aus dem Evangelium heraus
- die Einheit von Wort und Tat
- das Leben mit anderen und das Lernen von ihnen
- Hilfe zur Selbsthilfe
- das Gebet füreinander als Auftrag Jesu.

Die Orientierungen und Anstöße, was Mission im Alltag für uns bedeutet, münden in die Zusammenfassung: „Einsatz für das Leben und eine gerechtere Welt.“

Die Bereiche und Zielgruppen der Sendung der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel werden abschließend benannt. Sie erden noch einmal, was Mission für uns bedeutet. Das Neue und Herausfordernde ist, dass damit ausdrücklich jedes Engagement, heute in den Einrichtungen und Diensten vorwiegend von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern getragen, als „Mission der Ordensgemeinschaft“ ausgewiesen wird. *Mission*, so stellt das Missionsverständnis klar, *ist* nicht mehr „von uns weg“, „jenseits unserer Grenzen“, „in den Missionsländern“, sondern *allerorts*, wo wir als Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in unserem Namen, wirken.

Und noch einmal die Frage nach Anspruch und Realität. Wo findet das Missionsverständnis Resonanz? In unserem Alltag in der Missionszentrale liegt das Missionsverständnis nicht nur im Materialienständer aus. Immer wieder kommen wir darauf zurück, messen uns daran oder bringen einzelne Aspekte zum Beispiel beim jährlichen „Missionarischen Forum“, einer Abendveranstaltung im Bergkloster Bestwig, ein. *Konkrete Entscheidungen*, die wir

getroffen haben und treffen, gehen auf das Missionsverständnis zurück:

- Wir Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel sind Mitglied im Netzwerk Afrika Deutschland, um für „Engagement für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ in größerem und stärkerem Verbundeinzutreten.
- Wenngleich der Weg dahin lange war, haben wir uns 2012 zum Ausschank von fair gehandeltem Kaffee in den Bergklöstern Bestwig und Heiligenstadt entschieden. Grundlage für diese Entscheidung war das Missionsverständnis.
- In Münster arbeite ich mit einer Teilstelle in der Obdachlosenpastoral, unter anderem in einer Essensstelle für Menschen in sozialer Not. Eine „vorrangige Option für die Armen“ bekommt so auch lokal Namen und Gesichter. Bei Projektbesuchen spüre ich, wie dieser Arbeitsbereich in Münster meine Sicht prägt und mir noch einmal andere und persönliche Zugänge zum Thema „Armut“ gewährt.
- Im Gremium, in dem wir über Projekte und Spendenvergabe beraten und entscheiden, sind missionarische Projekte in allen Ländern, also auch in Deutschland, präsent.
- An Begegnungstagen für Freunde und Förderer unserer missionarischen Aufgaben wird auch über deutsche Projekte informiert. So wird bewusster, dass es um *eine* Sendung von Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel *in verschiedenen Ländern* geht.
- Internationale Begegnungen werden seitens der Missionszentrale und der Bergkloster Stiftung SMMP gefördert, wie das diesjährige „Pfingsttreffen“.

Bei ihm war u. a. eine Gruppe rumänischer Jugendlicher mit einer rumänischen Schwester und dem Ortschaftler zu Gast.

- Zwei junge bolivianische Schwestern machen derzeit in Heiligenstadt ihre Ausbildung zur Erzieherin. Durch ihre Präsenz kommt Bolivien selbstverständlich, im Alltag wie bei verschiedenen besonderen Gelegenheiten vor. Bei Projektbesuchen in Bolivien, Brasilien, Mosambik oder Rumänien erfahren wir, wie sich die Schwestern dort, zusammen mit Frauen und Männern, die der Spiritualität unserer Gemeinschaft verbunden sind sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, in den im Missionsverständnis aufgeführten Bereichen „für das Leben und eine gerechtere Welt“ einsetzen. Die Schwerpunkte sind dabei unterschiedlich. Die Orientierungen des Missionsverständnisses finden eine Übersetzung unter ganz verschiedenen Voraussetzungen.

Das Blatt Papier in der Hand – es ist mehr als Worte und Sätze, zu einem Anspruch aneinandergereiht, der fremd der Realität ist. Das Missionsverständnis ist ein Stachel. Es immer wieder ins Gespräch zu bringen und bewusst zu halten, bleibt eine Herausforderung.

Für mich, in der Missionszentrale, wird die *Spannung zwischen Anspruch und Realität* in solchen Fragen und Wahrnehmungen deutlich:

- Im „Tagesgeschäft“ spielt die Akquise von Spenden, um missionarische Projekte weiter fördern zu können, eine wichtige Rolle. Die Frage nach Strukturen, die Armut fördern, bleibt dem gegenüber eher untergeordnet.
- Ein erneuertes Missionsverständnis kann bei einzelnen Spendern und Spendergruppen nicht vorausgesetzt

werden. So treffen verschiedene Sichten von und auf „Mission“ aufeinander.

- Das Interesse, auch in der eigenen Gemeinschaft, an gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen und globale Zusammenhänge scheint manchmal nachrangig.
- Die Grundanliegen des Konziliaren Prozesses, Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, sind zwar im Missionsverständnis verankert, doch deren Bedeutung, im Blick auf die eigene Lebensweise oder in der Projektarbeit, wird wenig grundsätzlich bedacht.
- In der Noviziats- und Junioratsausbildung ist die Auseinandersetzung mit dem Missionsverständnis (noch) nicht verbindlich aufgenommen.
- Entgegen der Förderung der Internationalität unserer Ordensgemeinschaft gibt es noch wenige Schwestern, die andere Landessprachen sprechen. Die Kommunikation unter den Schwestern der verschiedenen Länder steht noch auf einem sprachlich schmalen Fundament.

Ich möchte schließen mit einem Wort Helder Camaras, das mich seit vielen Jahren begleitet und ermutigt:

„Wenn einer alleine träumt, ist es nur ein Traum. Wenn Viele gemeinsam träumen, ist das der Beginn einer neuen Wirklichkeit.“

.....

1 Das Statement von Sr. Klara Maria Breuer SMMP bezieht sich auf das Dokument „Missionsverständnis der Schwestern der heiligen Maria Magalena Postel“, das in OK 04/2012, S. 423f., dokumentiert wurde.

Martin Üffing SVD

P. Dr. Martin Üffing SVD, geboren 1962, trat 1981 bei den Steyler Missionaren ein und wurde 1988 in Sankt Augustin zum Priester geweiht. 1992 erfolgte seine Promotion im Fach Missionswissenschaft an der Gregoriana in Rom. Von 1992 bis 2001 war er als Formator und Dozent auf den Philippinen tätig und seit 2001 ist er Ausbildungsleiter, Professor und Mitarbeiter im Missionswissenschaftlichen Institut der Steyler Missionare in Sankt Augustin.



Martin Üffing SVD

Wie die Steyler Missionare Mission verstehen

In den letzten Jahrzehnten haben sich in Kirche und Welt gewaltige Veränderungen vollzogen, von denen auch Ordensgemeinschaften betroffen sind. Ebenso wie viele andere Orden sehen auch die Steyler Missionare (Gesellschaft des Göttlichen Wortes, SVD) sich heute den neuen Chancen und Herausforderungen gegenüber, die sich aus diesen Entwicklungen ergeben haben. Dies trifft insbesondere auf Europa zu, wo auch die SVD vor einer ganz neuen Situation stehen, die eng mit dem Paradigmenwechsel im Missionsverständnis zusammenhängt. „Viele Herausforderungen stehen uns bevor. In vielen Provinzen, Regionen, Missionen der Welt kann das, was mit viel Anstrengung errichtet wurde, wie z. B. die Infrastruktur von Schulen, Hochschulen, Universitäten und Krankenhäuser oder

Institute nicht länger von SVDs erhalten werden. Ein erster Blick auf viele Provinzen, Regionen und Missionen zeigt, dass viele Strukturen geschaffen wurden, für die wir keine Mitbrüder mehr haben, um sie weiterzuführen. Vor kurzem sagte uns ein SVD Bischof in einem privaten Gespräch, „große Strukturen und Institute halten uns von den Menschen fern und schotten uns ab, einen anderen, bibelgemäßerem Weg zu gehen. Sie errichten eine Komfortzone für unser Leben, so dass wir die Not der Menschen nicht mehr wahrnehmen“. Sollte das stimmen, dann müssen wir uns wirklich umstellen und einige alte Institutionen aufgeben, wie schmerzlich das auch sein mag.“¹

Die Steyler Missionare sind ein missionierender Orden mit etwa 6000 Mitgliedern in ca. 70 Ländern. Von den Mit-

gliedern stammen ca. 55% aus Asien, ca. 29% aus Europa, ca. 11% aus Amerika und ca. 5% aus Afrika und Madagaskar. Eines der Kennzeichen nicht nur des Ordens als Ganzem, sondern auch der meisten Gemeinschaften der SVD ist Internationalität bzw. Interkulturalität. Das letzte Generalkapitel der SVD im Jahre 2012 stand unter dem Thema „Aus allen Nationen, Völkern und Sprachen: Interkulturelles Leben und interkulturelle Mission teilen“. Damit trug man sowohl der Wirklichkeit der SVD als internationaler Kongregation als auch dem Anspruch, dass die Mission der Gesellschaft in internationalen Teams durchgeführt wird, Rechnung. Der Formulierung des Themas des Kapitels und der Beschäftigung damit ging ein langer Prozess voraus, der an den vorausgehenden Generalkapiteln von 2000 und 2006 festgemacht werden kann.

Natürlich ergibt sich das Missionsverständnis der SVD nicht einfach aus Beschlüssen von Generalkapiteln. Unterschiedliche Faktoren sind bei jedem Versuch, dieses Verständnis zu umreißen, zu berücksichtigen:

- konkrete Situationen, in denen Steyler Missionare heute tätig sind und in der Vergangenheit tätig waren;
- das Verständnis von „Mission“ und „missionarisch“ in verschiedenen Kontexten;
- geographische Ausbreitung und personelle Zusammensetzung der Gemeinschaft;
- die internen Strukturen des Ordens;
- die Zeit der Gründung, das Gründungscharisma und das Wirken der Gründergeneration;
- Entwicklungen innerhalb des Ordens seit seiner Gründung;

- Ideen und Überlegungen von Kapiteln, aus Dokumenten, usw. sowie in verschiedenen Kontexten, die das Selbstverständnis als missionarischer Ordensgemeinschaft betreffen.

Für diesen Beitrag soll schwerpunktmäßig auf die Entwicklung seit dem Generalkapitel von 2000 eingegangen werden, da sich daraus ein Einblick in das Missionsverständnis der SVD ergeben wird. Doch zunächst ein kurzer Blick auf den Gründer.

Zum Missionsverständnis Arnold Janssens in seiner Zeit

Es sei nur kurz auf das Verständnis des Gründers des Steyler Missionswerkes, Arnold Janssen (1837-1909) hingewiesen. Er wurde 1861 zum Priester geweiht und war dann bis zum Jahre 1873 als Lehrer in Bocholt tätig. 1865 lernte er das in Frankreich entstandene Gebetsapostolat kennen, dessen Beförderer und Verbreiter er im Jahre 1866 wurde. Beeinflusst vom Gebetsapostolat und vom „missionarischen Aufbruch“ im 19. Jahrhundert heißt Mission für Arnold Janssen, Menschen zu retten. Missionare sind so Gottes Mitarbeiter bei der Ausführung seines Willens „Menschen durch Menschen [zu] retten“ und „Nebenheiland des Weltheilandes“. Gott liebt die Menschen; daher will er, dass sie gerettet werden. An der Rettung der Menschen teilzunehmen verlangt daher auch von uns Liebe zu den Menschen, Nächstenliebe. Mitarbeiter Gottes zu sein heißt, mit Gott die Menschen zu lieben. Mission ist ein Werk der Nächstenliebe – denn was ist wichtiger als das ewige Heil der Menschen? Mission heißt, aus



Freundschaft mit Jesus, die Interessen seines Herzens, seinen Herzenswunsch, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, die Ausbreitung des Reiches Gottes zu unseren Interessen und zu unserem Herzenswunsch zu machen.

Sein Engagement für die Überwindung der Glaubensspaltung in Deutschland öffnete ihm den Blick für die Probleme der Weltkirche. Seine Absicht, die deutschsprachigen Katholiken am Missionswerk der Kirche zu beteiligen, führte am 8. September 1875 zur Gründung des ersten deutschen Missionshauses in dem niederländischen Dorf Steyl an der Maas. Eine Gründung auf deutschem Boden war wegen des damaligen Kulturkampfes nicht möglich.

Wenige Jahre nach der Gründung konnte er bereits 1879 die ersten Missionare nach China schicken. Sein Werk breitete sich schnell aus. Auf allen Erdteilen wurden Missions- und Arbeitsgebiete übernommen.

Für die damalige Zeit ungewöhnliche Ideen Arnold Janssens sind durch das Zweite Vatikanische Konzil bestätigt worden. Janssen hat dem Missionswerk neue Horizonte geöffnet. Er förderte die Exerzitienbewegung, wurde zum Vorläufer des katholischen Presseapostolates und trat als unermüdlicher Verfechter des Laienapostolates hervor.

„Neues“ Verständnis von Mission

Seit der Gründungszeit hat sich nicht nur die Steyler Ordensfamilie entwickelt, sondern auch das Missionsverständnis der Kirche änderte sich. Deutlich kommt das beim Zweiten Vatikanischen Konzil zum Ausdruck.

Die veränderte Weltlage nach dem 2. Weltkrieg, das Konzil und die darauf folgenden Dokumente, sowie je eigene Entwicklungen in den verschiedenen Ortskirchen haben das Verständnis von Mission verändert und zu einem neuen missionarischen Paradigma geführt. Folgende Punkte markieren dieses neue Missionsverständnis:

- Der Übergang von einem geografischen Missionsverständnis zu einem Verständnis, das von „missionarischen Situationen“ spricht.
- Der Übergang von einem Verständnis, das sehr stark kirchenorientiert (bzw. ekklesiozentrisch) war, zu einem Missionsverständnis, das als Ziel der Mission die Verwirklichung des Reiches Gottes sieht.
- Der Übergang von missionarischen Aktivitäten, die vornehmlich auf den Sakramenten basierten, hin zu einem Verständnis missionarischer Aktivitäten, die sich zuerst an den Menschen, ihren Werten und Nöten im Lichte der biblischen Botschaft vom Reich Gottes orientieren (das schließt den Dialog mit Kulturen, Religionen und den Armen sowie den Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ein).

Wir können so das Missionsverständnis seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil zusammenfassen:

- Der Ursprung von Mission ist das Handeln Gottes in der Welt („Missio Dei“).
- Das Ziel von Mission ist die Verwirklichung des Reiches Gottes.
- Verantwortliche für Mission sind alle Christinnen und Christen.
- Themen von Mission kommen aus der ganzen Wirklichkeit von Menschen und Welt.

- Die Methode der Mission ist der Dialog.
 - Die Motivation für Mission ist persönlicher Kontakt mit Jesus Christus.
- Darauf baute dann auch das postkonziliare Missionsverständnis der Steyler Missionare auf.

SVD-Generalkapitel 2000

Das Schlussdokument des Kapitels aus dem Jahr 2000 war überschrieben mit: „Auf den Geist hören: Unsere missionarische Antwort heute“. Damals war es darum gegangen, den Kontext von Mission heute zu umreißen und unsere Berufung zur Mission als SVD sowie Elemente unserer missionarischen Antwort darzustellen.

Der „Kontext von Mission“, das sind eigentlich viele Kontexte, die sich aus Situationen in unserer Welt, unserer Kirche und unserer Ordensgemeinschaft ergeben. Dabei geht es nicht nur um die Beschreibung von Wandel und Veränderung, sondern auch um die Feststellung der Tatsache von Pluralität in allen drei Wirklichkeiten. Um dem Anliegen der Formulierung eines Verständnisses von Mission als Ordensgemeinschaft gerecht zu werden, ist es notwendig, diese Pluralität nicht nur wahrzunehmen, sondern ihr auch bei Antwortversuchen gerecht zu werden. In der Konsequenz ergibt sich daraus eine Differenzierung des Verständnisses von Mission: verschiedene „missionarische Situationen“ fordern zu ganz unterschiedlichen missionarischen Antworten heraus.

Auf der Grundlage des Heilswirkens des Dreieinigen Gottes und des „missio dei-Gedankens“ weiß sich die SVD vom Geist berufen, an der Sendung

der Kirche teilzunehmen. So heißt es: „Seit den Tagen des Stifters haben wir uns immer zur Teilnahme an der Sendung Jesu berufen gefühlt, das Reich der Liebe Gottes zu verkünden... Weil wir berufen sind, zu anderen Kulturen zu gehen... und das Charisma der Internationalität zu leben, besteht unser besonderes Zeugnis für das Reich Gottes darin, seinen universalen Charakter und seine Offenheit für die Vielfalt ins rechte Licht zu rücken. Unsere Identität als SVD wurzelt in der Berufung, für Gottes Liebe gerade dort Zeugnis abzulegen, wo ihr allumfassender Charakter nicht anerkannt und ihre Offenheit für die reiche Vielfalt der Völker nicht geschätzt wird“².

Konkret bedeutet das, dass wir als SVD in internationalen/interkulturellen Gemeinschaften leben und in internationalen/interkulturellen Teams arbeiten. Diese Internationalität bzw. Interkulturalität wurde noch einmal in besonderer Weise beim Generalkapitel im Jahr 2012 thematisiert, gehört aber nach unserem Selbstverständnis zum Charisma des Ordens. So stellt Internationalität nicht nur ein wesentliches Merkmal unseres Lebens „ad intra“, sondern auch unserer Mission „ad extra“ dar. Daraus ergibt sich dann die Wertschätzung für die Vielfalt von Menschen, Kulturen, Religionen, Nationalitäten usw., die unser Handeln durchdringen soll.

Dieser Anspruch führte zum Nachdenken über unsere missionarische Berufung. „Am treffendsten,“ so heißt es, „... wird sie mit dem Wort ‚Dialog‘ oder, genauer, ‚prophetischer Dialog‘ definiert“³. Es geht um Menschen,

- die keiner Glaubensgemeinschaft angehören, und um die, die auf der Suche nach dem Glauben sind;



- um Menschen, die arm und an den Rand gedrängt sind;
- um Menschen verschiedener Kulturen;
- um Menschen unterschiedlicher Glaubenstraditionen und säkularer Ideologien.

Seit 2000 wurde in der SVD viel und kontrovers über den „prophetischen Dialog“ und seine Bedeutung nachgedacht. Geht es um ein abstraktes Konzept, pure Theorie, oder lässt sich die Idee wirklich in die missionarische Praxis umsetzen? Der prophetische Dialog soll nicht primär eine missionarische Strategie oder Missionsmethode umschreiben, sondern es geht vielmehr um eine grundlegende missionarische Haltung. Die Menschen, zu denen wir uns als SVD gesandt wissen sind vor allem diejenigen, die in den oben genannten vier Gruppen aufgeführt sind. Bei der Umsetzung handelt es sich nicht um etwas völlig neues – verschiedene Beispiele zeigen, dass Mission als prophetischer Dialog schon geschieht.

Im zweiten Teil der von „Steyl Medien“ produzierten Reihe „Grenzenlos“ wurde die Arbeit von Pater Heinz Kulüke auf den Philippinen präsentiert. „Das Elend jener, die ihre Kinder auf Müllhalden zur Welt bringen müssen, schockiert. Einziger Rettungsanker auf einer brennenden philippinischen Müllhalde ist der deutsche Priester Heinz Kulüke. Eigentlich ist er Professor für Philosophie an einer Universität – doch die Begegnung mit den Menschen auf dem Müll hat sein Leben verändert. „Grenzenlos“ hat Pater Kulüke auf den Philippinen begleitet und dokumentiert seinen Einsatz für die Ärmsten der Armen.“

Heinz Kulüke ist inzwischen der Generalsuperior der Steyler Missionare. Bei seinem Engagement unter Müllmen-

schen und Prostituierten in Cebu standen Menschen im Mittelpunkt. Menschen, die arm sind und am Rande der Gesellschaft leben. Diesen Menschen ist er begegnet, er hat sie langsam kennen gelernt, an ihrem Leben teilgenommen. In einem dialogischen Prozess ist gegenseitiges Verstehen gewachsen – den Müllmenschen und den Prostituierten wurde deutlich, dass der weiße Mann „anders“ ist als die meisten, denen sie begegneten und er, der deutsche Pater, spricht davon, dass seine Begegnungen mit den Menschen auf der Müllhalde für ihn zu einer Gotteserfahrung wurden. Auf seine Art legt er Zeugnis ab für das Reich Gottes, das universal ist und von dem niemand – wie sehr sie oder er auch am Rande der Gesellschaft leben mag – ausgeschlossen ist. Die Menschen spüren und erfahren etwas davon. Dieses Zeugnis für das Reich Gottes geschieht durch den prophetischen Dialog. *Dialog*, weil es in einem Prozess geschieht, in dem Respekt, Achtung, Liebe, Zuhören, voneinander lernen usw. eine Rolle spielen. Da kommt nicht der weiße Missionar, der – da er ja aus einem „besseren“ Teil der Welt kommt – schon alles weiß, Rezepte mitbringt und auf alle Fragen und Herausforderungen eine Antwort parat hält. Da ist jemand, der sich auf die Menschen einlässt, mit den Menschen lebt, keine Berührungsängste hat. Er fängt nicht gleich an zu predigen, aber nach einiger Zeit sind Worte auch gar nicht mehr so wichtig. Im Handeln ist eigentlich schon alles gesagt, das gesagt werden muss. Dennoch ist dieser Dialog *prophetisch*: er geschieht nicht von einer neutralen Position aus, sondern auf der Grundlage christlichen Glaubens und christlicher Überzeugungen. Und je weiter der ge-

meinsame Weg gegangen wird, umso deutlicher wird auch das Zeugnis: das Reich Gottes, durch den prophetischen Dialog, gekennzeichnet von den SVD-charakteristischen Dimensionen. „In den letzten zwanzig Jahren etwa haben wir Steyler unser Selbstverständnis zu vertiefen gesucht, wir haben die besonderen ‚Familienmerkmale‘ oder ‚Kennzeichen‘ von SVD-Leben und -Arbeit in den Blick genommen. Diese uns eigenen Kennzeichen können als Gaben des Geistes verstanden werden, die wir mit anderen teilen sollen. Es sind: Bibelapostolat, missionarische Bewusstseinsbildung, Gerechtigkeit-Frieden-Bewahrung der Schöpfung, und Kommunikation. Freilich sind diese Gaben nicht ausschließlich uns Steylern gegeben. Seit dem Vatikanum II hat die Kirche sich diesen Gebieten zugewandt. Auch andere Ordensgemeinschaften mögen in einer oder mehreren dieser Dimensionen einen Teil ihres Charismas sehen. Dennoch, diese vier Kennzeichen zusammen scheinen charakteristisch zu sein für unser Leben als ‚Gesellschafter des Wortes‘, und zeigen die uns eigenen Aspekte der Hingabe an die Mission ad gentes auf.“⁴

SVD-Generalkapitel 2006

Das Generalkapitel von 2006 ist eine erste Fortführung des Kapitels von 2000 und macht es sich zur Aufgabe, das Verständnis von Mission als prophetischem Dialog zu vertiefen und in eine existentielle Beziehung zur Identität der Steyler Missionare als Ordensleuten zu setzen. Deshalb ging es jetzt darum, den „Prophetischen Dialog [zu] leben“⁵. Man holt noch weiter aus, wenn es heißt: „Auf der Grundlage der Einsich-

ten der Generalkapitel von 1988 und 1994 (‚Hinübergehen‘ – passing-over, Mission als Dienst an der Communitio) hat das Generalkapitel 2000 drei Schlüsselkonzepte vorgestellt, um unser Denken anzuregen und unsere Praxis der Mission zu beleben. Diese Konzepte waren: Zeugnis für das Reich Gottes, Prophetischer Dialog und Charakteristische Dimensionen. Wenn wir unseren missionarischen Einsatz mit einer Reise vergleichen, könnten wir sagen, dass unser *Zeugnis für das Reich Gottes* mit dem Ziel der Reise zu tun hat; der *Prophetische Dialog* richtet den Blick auf unsere Mitreisenden und wie wir mit ihnen in Beziehung treten; die *Charakteristischen Dimensionen* deuten auf die Wege hin, denen wir folgen. Wir geben Zeugnis für das Reich Gottes durch den Prophetischen Dialog, gekennzeichnet durch die charakteristischen Dimensionen.“⁶.

„Sein Leben ist unser Leben.“ Jetzt wird im Licht des Prophetischen Dialogs versucht, ein neues Verständnis von fünf wichtigen Aspekten des Lebens als Missionare des Göttlichen Wortes zu gewinnen: Spiritualität, Gemeinschaft, Leitung, Finanzen, Formation. Die Darstellung jedes der fünf Aspekte des Lebens als Ordensleute und Missionare ist in drei Hauptpunkte gegliedert: *Klärung der Vision*, *Wahrnehmung der Realität* und *Schritte zur Erneuerung*. *Klärung der Vision* zielt darauf ab klarzustellen, unter welchem Blickwinkel die behandelte Thematik im Prophetischen Dialog – zusammen mit der Heiligen Schrift, den Konstitutionen und dem Leben in den Gelübden – gesehen werden soll. Die *Wahrnehmung der Realität* setzt mit einer Betrachtung von *Licht und Schatten* ein. Damit soll versucht werden,



bezüglich jeder einzelnen Thematik die „Zeichen der Zeit“ in der Gemeinschaft zu lesen. Danach werden die Ressourcen erkannt, indem in Kürze auf die Segnungen und Chancen, die im Ordensleben zur Verfügung stehen, hingewiesen wird. Der dritte Teil der Realität ist ein *Ruf zur Bekehrung*. Dort werden einige Felder des missionarischen Ordenslebens aufgezählt, wo Erneuerung gebraucht wird. Schließlich werden in *Schritten zur Erneuerung* einige konkrete Empfehlungen gemacht, die einige Aufgaben für die Gesellschaft bis zum nächsten Generalkapitel festsetzen... Erneuerung kann nur Wirklichkeit werden, wenn die Notwendigkeit für echte Bekehrung gesehen und sich zu konkretem Bemühen verpflichtet wird. Diese Schritte müssen den örtlichen Gegebenheiten angepasst sein und werden ein ehrliches Zusammenwirken aller erfordern.

Auch wenn bei diesem Generalkapitel die Ordensidentität der SVD im Mittelpunkt stand, wurde doch deutlich, dass für die Steyler Missionare eine sehr enge Verbindung von Ordensleben und Mission besteht. Missionarische Situationen und Kontexte, die Lebensrealitäten vor Ort, sollen auch die konkrete Art des Ordenslebens bestimmen bzw. als Kriterien zur Überprüfung desselben dienen.

SVD-Generalkapitel 2012

Das Generalkapitel von 2012⁷ bezieht sich auf die beiden vorhergehenden Kapitel (2000, 2006) und weist darauf hin, dass sie die theologischen, spirituellen und pastoralen Grundlagen dafür enthalten, wer zu sein und was zu tun die Mitglieder der SVD berufen sind.

Das Kapitel von 2012 will nun diese „Trilogie“ mit konkreten Richtlinien für die SVD für die nächsten sechs Jahre vollenden. Das Kapitel von 2000 hatte die missionarische Verpflichtung der SVD formuliert (Mission), das von 2006 das Selbstverständnis (Vision) und das letzte hat nun die Richtlinien, also einen Aktionsplan vorgestellt. Das Thema des Kapitels lautet: „Aus allen Nationen, Völkern und Sprachen: interkulturelles Leben und interkulturelle Mission teilen“. Die genannten Richtlinien sind jeweils vor Ort umzusetzen und werden zu verschiedenen, kontextabhängigen Ausprägungen oder Schwerpunkten führen. Betont wird die Notwendigkeit, nach Wegen der Zusammenarbeit mit anderen zu suchen: mit Lokalkirchen im Allgemeinen und mit allen (vor allem auch „Laien“), die sich „missionarisch“ engagieren.

Die Richtlinien betreffen sowohl die SVD Mission nach Außen (Ad Extra: Teilen der interkulturellen Mission), als auch die Aufgaben nach Innen (Ad Intra: Teilen des interkulturellen Lebens). Es genügt hier, auf einige ad extra Richtlinien hinzuweisen.

So heißt es zum Beispiel, dass „[wir] in unseren missionarischen Kontexten... auf jene, die Christus noch nicht kennen und auf jene, die den Glauben nicht mehr leben, ausgerichtet“ sind (#6). Hier geht es um Erst- und Neu-Evangelisierung, u.a. um „Mission ad gentes“ auch im Sinne von Redemptoris Missio (RM): „...Zunächst jene Situation, an die sich die Missionstätigkeit der Kirche wendet: an Völker, Menschengruppen, soziokulturelle Zusammenhänge, in denen Christus und sein Evangelium nicht bekannt sind oder in denen es an genügend reifen christlichen Gemeinden

fehlt, um den Glauben in ihrer eigenen Umgebung Fuß fassen zu lassen und anderen Menschengruppen verkünden zu können. Das ist die eigentliche Mission *ad gentes*:“ (RM 33) Die Steyler in verschiedenen Kontexten werden aufgefordert, spezifische Programme der Evangelisierung zu entwickeln, die auf Situationen in ihrem je besonderen missionarischen Kontext eingehen.

Der ökumenische und interreligiöse Dialog stellen eine Aufgabe dar, da die Interkulturalität zu einem tieferen Verständnis für den Anderen/das Andere aufruft. „Durch den ökumenischen und interreligiösen Dialog fördern wir den Respekt, die gegenseitige Annahme und wechselseitige Bereicherung“ (#8). Es geht darum, ökumenische und interreligiöse Dialogpartner zu identifizieren und nach Wegen zu suchen, die zu einem besseren Verständnis von und zu gemeinsamen Initiativen mit Menschen anderer Konfessionen oder religiöser Traditionen führen.

Weiter „stellen [wir] uns gegen jede Bedrohung des menschlichen Lebens“ als Zeichen des Einsatzes für eine Förderung der Kultur des Lebens (#10). „Weltweit erleben wir die Umformung in der Familienstruktur aufgrund von Migration und weiter reichenden kulturellen Veränderungen“ (#12). Familie und Jugend und aktuelle Herausforderungen (durch die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologie, durch den Drogenmissbrauch, durch HIV/AIDS) an ihr Leben stellen neue pastorale Herausforderungen in unserer Missionsarbeit dar. Aufgrund der langen Tradition der SVD in Apostolaten unter indigenen Völkern, bei ethnischen Minderheiten und in multikulturellen Pfarreien soll

dieses Engagement vertieft werden. Es sollen Programme entwickelt werden um pastorale Antworten auf Herausforderungen zu finden, die sich aus der Realität dieser Gruppen von Menschen ergeben, kulturelle Identität soll unterstützt werden, „Interessenvertretung für das Recht auf Land, Gesundheitswesen, zweisprachige Ausbildung und Erziehung, Menschenrechte und gezielte Fördermaßnahmen“ sollen entwickelt werden.

„Die Mobilität der Menschen ist eines der Zeichen unserer Zeit. Als eine interkulturelle und internationale Ordensgemeinschaft beobachten wir das ansteigende Ausmaß von externen oder internen, freiwilligen oder erzwungenen Ortsveränderungen von Einzelnen und von Gruppen...“ stellen Herausforderungen zur Erarbeitung von Pastoral- und Sozialplänen dar (#18f). Der Einsatz für Versöhnung und Friedensarbeit, für soziale Gerechtigkeit und Armutsbekämpfung sowie die Bewahrung der Schöpfung werden auch in den Richtlinien genannt (#20ff). Es geht darum, interkulturelles Leben und interkulturelle Mission zu teilen. Die Verantwortung für die Umsetzung dieser Richtlinien ist jeweils den Provinzen, Regionen und Missionen innerhalb der SVD übergeben. Der ehemalige Generalsuperior P. Antonio Pernia schreibt: „Im Augenblick haben wir über 600 asiatische SVD-Missionare, die außerhalb ihres Landes in Europa, den USA, Lateinamerika, Afrika, Ozeanien und anderen Teilen Asiens arbeiten. Ähnlich, aber im kleineren Maßstab, arbeiten etwa 50 afrikanische SVD-Missionare außerhalb Afrikas und etwa dieselbe Anzahl lateinamerikanische SVD-Missionare außerhalb Lateinamerikas. Man



sollte bedenken, dass das nicht nur eine Frage der manchmal sogenannten ‚umgekehrten Mission‘ ist, d. h., Missionare aus den früheren Missionsgebieten gehen als Missionare nach Europa. Denn Missionare aus dem Süden gehen als Missionare nach Asien, Afrika und Lateinamerika. Deshalb sprechen wir heute auch von einer „Süd-Süd“-Mission, im Gegensatz zu der früheren Situation, als Mission weithin ein „Nord-Süd“-Phänomen war. Es ist also aus der ‚ordentlichen‘ Einbahn-Bewegung der Mission von Norden nach Süden – wie es scheint – eine ‚unordentliche‘ multi-direktionale oder sogar ‚chaotische‘ Bewegung aus allen Richtungen und in alle Richtungen geworden – Süd-Nord, Süd-Süd, Ost-West, Ost-Ost, Peripherie-Zentrum, Peripherie-Peripherie. Mit anderen Worten, die Kirche ist nicht mehr ordentlich aufgeteilt in die ‚missionarische Kirche‘ hier und die ‚Missionskirchen‘ dort. Gerade so wie die Welt nicht mehr ordentlich aufgeteilt ist in das Zentrum des Glaubens und in die Peripherie des Unglaubens, mit dem ‚Volk Gottes‘ hier und den ‚gentes‘ (oder den ‚heidnischen‘ Nationen) dort. Denn heute gibt es auch ‚gentes‘ hier und ‚Volk Gottes‘ dort. Heute sprechen wir von der Mission auf allen fünf Kontinenten. Mission ist multi-direktional geworden – eine Bewegung aus allen Richtungen und in alle Richtungen.“⁸

Mission in Europa

Der Blick auf die Generalkapitel der SVD seit 2000 macht deutlich, dass das entwickelte Missions- und Selbstverständnis eine Unterscheidung zwischen sendenden und empfangenden Provinzen, wie sie während der ersten

100 Jahre der Existenz des Ordens eine Rolle spielte, heute nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Alle Provinzen und Missionen der Steyler sind zugleich sendende und empfangende, und das hat vor allem die europäische Provinzen vor große Herausforderungen zum Umdenken und zu Neuorientierung gestellt. Bei einer Versammlung der europäischen SVD Provinziale in Donamon, Roscommon, in Irland im Jahre 1990⁹ befasste man sich mit der Mission der SVD in Europa. Am 28.10.1990 wurde ein Konsensdokument verabschiedet, dessen Kernsatz lautet:

„Wir stimmen überein, dass Europa auch als ein Arbeitsfeld der SVD angesehen werden muss, ebenso wie die anderen Kontinente der Erde, entsprechend den Prioritäten des 13. Generalkapitels.“

Verschiedene Schritte zur Verwirklichung dieses Konsenses werden benannt, u. a.:

- Die Mitbrüder in aller Welt sollen über die Situation in Europa informiert werden, und es soll nachgewiesen werden, dass Europa ein lohnendes Arbeitsfeld für die SVD ist.
- Junge Mitbrüder aus anderen Kontinenten sollen eingeladen werden, in Europa zu arbeiten, und ihre Erstbestimmung für Europa erhalten.

Bei einem weiteren Treffen im italienischen Varone 1991 wurde u. a. festgestellt, dass der Satz von Europa als einem Arbeitsfeld „wie die anderen Kontinente“ einer weiteren Differenzierung bedürfe:

- Welche sind die missionarischen Situationen, für die wir uns entscheiden und für die wir Hilfe aus Übersee brauchen?
- Was können wir den Mitbrüdern hier an Gemeinschaftserfahrung bieten?

- Wie bereiten wir sie auf die Begegnung mit einer säkularisierten Welt vor, die ihnen von ihren Heimatkirchen her noch nicht vertraut ist?

In Europa liegt der Ursprung der Steyler Missionare; die europäischen Provinzen sind Träger einer langen Tradition. Aber die Steyler sind sich bewusst, dass Gott auch im heutigen Europa seinen Anruf an sie ergehen lässt und sie vor neue missionarische Herausforderungen stellt. Und die SVD in Europa hat realisiert, dass sie diese missionarischen Aufgaben nur mit der solidarischen Hilfe der gesamten Gesellschaft durchführen können.

Die wichtigste Aufgabe für einen Steyler Missionar im heutigen Europa ist der Kontakt mit den Menschen, um ihnen die Schönheit und Größe des Reiches Gottes zu offenbaren. Die der SVD anvertrauten Pfarreien müssen missionarisch geprägt sein. Die Steyler fühlen sich verpflichtet, sich den Migranten, den Ärmsten der Armen in Europa, zuzuwenden und mit anderen Religionen und Kulturen in Dialog zu treten. Dies ergibt sich aus dem eigenen missionarischen Charisma und die Tatsache, dass die SVD in multikulturellen Gemeinschaften lebt, ist dabei eine große Hilfe. Die osteuropäischen Provinzen haben naturgemäß besondere Kontakte mit der Orthodoxie, aber auch im Westen ist es möglich, Dialog zu pflegen, besonders mit Menschen, die durch die Säkularisierung des Lebens in Europa geprägt sind, und solchen, die nach einem Sinn für ihr Leben suchen.

Trotz aller Schwierigkeiten der heutigen Situation will und kann die Zone EU-ROPA sich nicht aufgeben. Wohl wird es von Jahr zu Jahr schwieriger, die nötigen Finanzmittel für die Missionsarbeit

in aller Welt einzusammeln. Die Missionssekretäre sind weiterhin bemüht, das missionarische Bewusstsein in den wohlhabenderen Kirchen Europas zu fördern.

Die europäischen Provinzen heißen heute Mitbrüder aus anderen Teilen der Welt willkommen. Junge Mitbrüder, die einen Teil ihrer Ausbildung in einem multikulturellen Umfeld absolvieren möchten, können dies in den Ausbildungshäusern tun. In vielen Provinzen gibt es auch die Möglichkeit für Praktika während der Ausbildungszeit. Es ist wichtig, Kontakte zwischen unterschiedlichen Völkern und Kulturen aufzubauen und zu unterhalten.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der Gründer der SVD kannte ein ganz anderes Europa. Im Gebetsapostolat jedoch fand der hl. Arnold Janssen schon damals reichlich Gelegenheit, sich auf die Suche nach den „verlorenen Schafen“ zu machen, von denen die Bibel spricht. Heute gibt es in Europa Millionen solcher verlorenen Schafe, Menschen, die sich der Kirche entfremdet haben und weder in ihrem Leben noch in ihrem Tod einen Sinn sehen können. Die kleinen Lebens- und Missionsgemeinschaften im Europa der Zukunft müssen Oasen sein für alle, die auf der Suche sind nach „dem Weg, der Wahrheit und dem Leben.“¹⁰

Abschluss

Die Steyler Missionare haben den Veränderungsprozess im Verständnis von Mission mitgetragen und mit vollzogen. Die Ordensgemeinschaft wurde als „*Gesellschaft des Göttlichen Wortes*“ vom Hl. Arnold Janssen in der Hochblüte des Kolonialismus gegründet. „*Die Verkündigung der Frohbotschaft ist das erste und höchste Werk der Nächstenliebe*“, davon war er überzeugt und sandte Steyler Missionare und Steyler Missionsschwwestern in alle Kontinente. Bis heute ist die Frohe Botschaft Jesu vom Reich Gottes das Zentrum aller missionarischen Bemühungen.

Aber das Verständnis und die Praxis von Mission haben sich verändert. Dabei ist es der SVD zu Gute gekommen, dass die internationale Gemeinschaft in allen Kontinenten Wurzeln geschlagen hat und dort heimisch geworden ist. Vor allem in Asien lernten die Mitglieder der Gesellschaft den respektvollen, ja ehrfürchtigen Dialog mit Jahrtausende alten anderen religiösen Traditionen. In Afrika und Ozeanien wurde man konfrontiert mit kulturellen Gegebenheiten, die eine tiefgreifende Inkulturation des Evangeliums verlangten. In Lateinamerika machten Steyler den Schrei unterdrückter Völker nach Menschenwürde und Befreiung zu ihrem eigenen Anliegen. In Westeuropa war der Orden zunehmend betroffen von der Entkirchlichung der Menschen, die einherging mit einer intensiven spirituellen Suche vieler Menschen.

Diese verschiedenen Kontexte halfen, den Weg der Mission zunehmend als einen „*prophetischen Dialog*“ zu begreifen mit Menschen anderer Religionen und Kulturen, mit Armen und Unterdrückten

sowie mit Suchenden. „*Prophetisch*“ ist der Dialog, weil die SVD sich aus der Perspektive der biblischen Offenbarung für den Aufbau des Reiches Gottes einsetzt. Dabei ist aber die Überzeugung, dass Gott immer schon am Wirken ist im Einsatz vieler Menschen und Gruppierungen und dass Mission – wie es das Konzil sagt – Mitarbeit an der Mission Gottes ist, die auch schon von Menschen anderer Kulturen und Religionen praktiziert wird. Dieses Verständnis von Mission wollen die Steyler Missionare aktiv in ihre Ortskirchen einbringen und in diesem der Kirche wesentlichen Bereich zur Klärung, zur Orientierung und zu neuer Motivation beitragen. So wollen die Steyler Missionare mitknüpfen an einem tragfähigen Netz des Lebens, der Hoffnung und der Zukunft, weil sie sich von der Liebe Christi gedrängt fühlen (vgl. 2 Kor 5,14).

So wird „Dialog“ als der Weg der Mission vorgeschlagen, weil das am ehesten dem Evangelium entspricht, ebenso wie dem heutigen Selbstverständnis der Menschen und den gesellschaftlichen Gegebenheiten. Dialog üben heißt Machtpositionen aufgeben, einander auf Augenhöhe begegnen, den Anderen in seinem Anderssein ernst nehmen und ihm/ihr wertschätzend begegnen. Es heißt, sich selbst aussetzen und in einen Veränderungsprozess hineingehen, so wie es uns Gott in Jesus Christus vorgelebt hat, der „*sich entäußerte*“ (Phil 2,7), um uns befreiend zu begegnen.¹¹

All das ist dann immer neu im Hinausgehen zu und der Begegnung mit den Menschen in konkrete Praxis umzusetzen. Der erste Schritt der Mission besteht im Erlernen der Lebenssituationen von Menschen, zu denen Missionare sich gesandt wissen. Aber ganz gleich

wer diese Menschen sind – Menschen auf der Suche nach dem Glauben, oder Menschen, die arm und an den Rand gedrängt sind, Menschen verschiedener Kulturen oder unterschiedlicher Glaubenstraditionen – bleibt Mission nicht beim Kennenlernen stehen, sondern sucht immer neu nach Wegen, die Botschaft des Evangeliums Jesu Christi zu vermitteln und anzubieten.

.....

- 1 H. Kulüke und Leitungsteam, „Was will der Herr das wir tun sollen?“, in: Arnoldus Nota, November 2012, 2.
- 2 Im Dialog mit dem Wort [IDW] 1, Rom September 2000, 48.
- 3 IDW 1, 53; zum „Prophetischen Dialog“ siehe: OK 53 (2012, Heft 4), 412-422.

- 4 IDW 3, 2002, 8.
- 5 IDW 6, 2006.
- 6 IDW 6, 2006, 3.
- 7 IDW 11 (Dokumente des 17. Generalkapitels SVD 2012), September 2012, 16-29.
- 8 Komik und missionarische Gemeinschaft. „Mission als heilige Narrheit“, Ein Symposium zum 100. Todestag der hll. Arnold Janssen und Josef Freinademetz, 6. Dezember 2008, Collegio del Verbo Divino – Rom.
- 9 Vgl. Steyler Missionswissenschaftliches Institut, Das heutige Europa und die SVD, Sankt Augustin 2006, 11-29; Die Geschichte der SVD in Europa.
- 10 Vgl. SVD Mission, Rom 2006, 224.
- 11 Franz Helm SVD, in „bilum“ Heft Nr. 1, April 2009, 4f.

Wir schlagen „Dialog“
als den Weg der Mission vor,
weil das am ehesten
dem Evangelium entspricht.

Martin Üffing SVD



Martin Maier SJ

P. Dr. Martin Maier SJ, geboren 1960, studierte Philosophie, Theologie und Musik. Von 1995 bis 2009 war er Mitglied der Redaktion der Stimmen der Zeit – ab 1998 als Chefredakteur. Seit 2009 ist er Rektor des Berchmanskollegs in München. Er ist regelmäßiger Gastprofessor an der Universidad Centroamericana in San Salvador und am Centre Sèvres in Paris sowie Autor zahlreicher Veröffentlichungen.



Martin Maier SJ

„Contemplativus in actione iustitiae“

Missionsverständnis der Gesellschaft Jesu in der Praxis
– Anspruch und Realität¹

Vielleicht hören Sie ihn von Zeit zu Zeit auch, den etwas resignativen Spruch von älteren Mitgliedern Ihres Ordens: „Das ist nicht mehr der Orden, in den ich eingetreten bin!“ Ich sage mir dabei zumeist innerlich: Gott sei Dank! Orden, religiöse Gemeinschaften sind lebendige Körper, die sich mit der Zeit verändern, die wachsen oder auch schrumpfen, die sich an veränderte Zeitsituationen anpassen. „Accomodata renovatio“ hat dies das Zweite Vatikanische Konzil in seinem Ordensdekret genannt: zeitgemäße Erneuerung unter Rückgang auf die Quellen des Ursprungs. Jede Generation muss den Orden in einer gewissen Weise neu gründen. Es geht um eine Erneuerung in schöpferische Treue. Dies geschieht dadurch, dass die Quellen und

das Charisma des Ursprungs im Licht der Zeichen der Zeit gelesen und neu interpretiert werden.

Kampf für Glaube und Gerechtigkeit

Im Jesuitenorden geschieht das vor allem in den Generalkongregationen als den höchsten gesetzgebenden Versammlungen. Sie sind zusammengesetzt etwa zur Hälfte aus den Provinzialen und den Mitgliedern der zentralen Ordensleitung in Rom und etwa zur anderen Hälfte aus gewählten Delegierten. Generalkongregationen treten entweder zur Wahl eines neuen Generaloberen und/oder zur Beratung und Entscheidung wichtiger, den ge-

samen Orden betreffender Fragen. Die 32. Generalkongregation hat 1975 die Sendung des Jesuitenordens in der Welt von heute in der Kurzformel „Kampf für Glaube und Gerechtigkeit“ zusammengefasst: „Was heißt Jesuit sein heute? Sich unter dem Kreuz im entscheidenden Kampf unserer Zeit einsetzen: im Kampf für den Glauben, der den Kampf für die Gerechtigkeit mit einschließt. Wir werden uns nicht für die Förderung der Gerechtigkeit einsetzen, ohne einen Preis dafür zu bezahlen.“

Eine auf Ignatius von Loyola zurückgehende Kurzformel ignatianischer Spiritualität ist „contemplativus in actione“ – kontemplativ in der Aktion zu sein. Ignacio Ellacuría, der 1989 wegen seines Einsatzes für Glaube und Gerechtigkeit in El Salvador von den herrschenden Militärs ermordet wurde, hat diese Formel im Geist der 32. Generalkongregation weiterentwickelt und aktualisiert in „contemplativus in actione iustitiae“ – kontemplativ im Einsatz für Gerechtigkeit. Das ist für mich eine Kurzformel des heutigen Missionsverständnisses der Gesellschaft Jesu in der Praxis. Natürlich gibt es dabei eine Spannung zwischen Anspruch und Realität.

Ich erinnere mich an den Vorschlag eines Jesuiten aus den USA bei der 34. Generalkongregation im Jahr 1995, in Verbindung mit den Texten der vorausgehenden Generalkongregationen nur ein einziges Dekret zu verabschieden mit dem einzigen Satz: „Just do it!“ – „Setze es in die Tat um!“ Wie kommen wir von den Texten zum Tun, von der Theorie in die Praxis? – so verstehe ich das mir aufgetragene Thema. Mein Freund Jon Sobrino SJ hat die damit verbundene Herausforderung so auf

den Punkt gebracht: „Das Problem unserer Welt besteht weniger im Wissen, was zu tun ist – darin machen wir Fortschritte –, sondern im Wollen des Tuns – darin kommen wir kaum voran.“ Ignatius von Loyola beschreibt am Ende der Exerzitien den Primat der Praxis folgendermaßen: „Man muss die Liebe mehr in die Werke als in die Worte legen.“ Und ein legendärer früherer österreichischer Provinzial hat das Theorie-Praxis-Problem so formuliert: „Theoretisch klingt es ja ganz praktisch, aber in der Praxis bleibt es bloß Theorie.“

Ein gutes Zeichen, dass der Weg von der Theorie in die Praxis ernsthaft beschritten wird, sind Konflikte. Die Grundentscheidung, dass angesichts des zum Himmel schreienden Elends so vieler Menschen auf dieser Erde Verkündigung des Glaubens ohne Einsatz für die Gerechtigkeit heute nicht möglich ist, musste in einem schwierigen Prozess zuerst vom Jesuitenorden selbst eingeholt werden². Der Einsatz für Gerechtigkeit wurde dabei nicht als ein apostolisches Arbeitsgebiet neben anderen verstanden, sondern als eine integrierende Dimension und als umfassender Horizont für alle Arbeiten. Diese Neuorientierung hatte Probleme sowohl mit totalitären Regimen etwa in Lateinamerika als auch mit der kirchlichen Hierarchie zur Folge.

Die Betrachtung von der Menschwerdung

Rückkehr zu den Quellen heißt für die Gesellschaft Jesu in besonderer Weise Rückkehr zu den Exerzitien als dem geistlichen Quellgrund. Jeder Jesuit soll jährlich Exerzitien machen und sich so



geistlich erneuern. In den Exerzitien ist die Betrachtung von der Menschwerdung von einer Schlüsselbedeutung für die Begründung der Sendung der Gesellschaft Jesu (Ex 101-109). Ohne diesem Text Zwang anzutun, kann man in seinem Aufbau den auf die katholische Arbeiterjugend zurückgehenden und für die Methode der Theologie der Befreiung grundlegenden Dreischritt Sehen-Urteilen-Handeln herauslesen. Die göttlichen Personen *sehen* in einem ersten Schritt die katastrophale Situation von Welt und Menschheit. Sie *urteilen* (nicht im Sinn von verurteilen!) im zweiten Schritt, dass hier etwas geschehen muss. Und sie beschließen im dritten Schritt etwas zu *tun*, nämlich die Erlösung der Menschen durch die Menschwerdung des Sohnes.

Ignatius lädt in der ersten Vorübung den Exerzitanten dazu ein, die Perspektive der drei göttlichen Personen einzunehmen, die „die ganze Oberfläche oder das ganze von Menschen erfüllte Erdenrund überschauten“ (Ex 101). Modern gesprochen könnte man sagen, Ignatius nimmt eine globale Perspektive ein, die er in der zweiten Vorübung im Aufbau des Schauplatzes noch näher beschreibt: „Hier schauen das gewaltige Fassungsvermögen und das weite Erdenrund, auf dem so viele und verschiedenartige Völker wohnen“ (Ex 103). Diese Verschiedenartigkeit wird im ersten Punkt plastisch ausgemalt: „In so großer Verschiedenheit sowohl der Kleidung wie des Verhaltens, die einen weiß und die anderen schwarz, die einen im Frieden und die anderen im Krieg, die einen weinend und die andern lachend, die einen gesund und die andern krank, die einen bei der Geburt und die andern beim Sterben usw.“ (Ex 106).

Dann heißt es drastisch, wie die göttlichen Personen sehen, „daß alle zur Hölle hinabstiegen“, und ebenso im zweiten Betrachtungspunkt: „Alle Völker sehen in so großer Blindheit, und wie sie sterben und zur Hölle hinabsteigen“ (Ex 106). Allerdings lässt sich fragen, ob Ignatius wirklich davon überzeugt war, dass alle Menschen in die Hölle kommen. Vielleicht kann man dies auch so verstehen, dass Ignatius hier die Welt beschreibt, wie sie nicht dem Heilsplan Gottes entspricht. Dabei ist auch heute die Metapher von der Hölle nicht abwegig, weil viele Menschen in sozialen, politischen und auch persönlichen Verhältnissen leben müssen, die ihnen eigentlich die Erde zur Hölle machen. So heißt es über das Tun der Menschen auf der Oberfläche der Erde: „wie sie nämlich einander verwunden, töten, zur Hölle fahren usw.“ (Ex 108).

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In der zweiten Vorübung der Betrachtung von der Menschwerdung blendet Ignatius sozusagen über von der globalen Perspektive in „das Haus und die Gemächer unserer Herrin in der Stadt Nazaret in der Provinz Galiläa“. (Ex 103) Diese Verschränkung der globalen Weltperspektive mit der lokalen Provinzperspektive prägt die ganze weitere Betrachtung. Ignatius scheint sich sehr

wohl der Gefahr bewusst gewesen zu sein, über einer zu umfassenden Sichtweise die konkrete, kleine Wirklichkeit aus dem Blick zu verlieren. Von der Weltperspektive in die Provinz: Damit wird schon angedeutet, dass Gottes Heilswerk im Kleinen anfängt.

Der dritte Schritt in der Betrachtung von der Menschwerdung führt schließlich ins Handeln: „Hören, was die göttlichen Personen sagen, nämlich: Laßt uns die Erlösung des Menschengeschlechts verwirklichen“ (Ex 107). Hier liegt ein entscheidendes Scharnier der Exerzitien. Im spanischen Urtext heißt diese Stelle ungemein knapp und kraftvoll: „Hagamos redención“ – wörtlich: „Machen wir Erlösung“. Die göttlichen Personen werden von Mitleid angerührt bei all dem Leiden und Unglück, das sie sehen. Und sie sind sich völlig einig: So können wir das nicht weiterlaufen lassen. Wir müssen etwas tun. Sie beschließen die Menschwerdung der zweiten Person, „um das Menschengeschlecht zu retten“. Diesem Beschluß folgt unmittelbar die Sendung des Engels Gabriel zu unserer Herrin: Die Menschwerdung nimmt ihren Anfang im ganz Kleinen, Geringen, Armen, in der Kammer in Nazaret. Damit ist die Grundbewegung der Inkarnation vorgezeichnet: von oben nach unten, vom göttlichen Reichtum in die menschliche Armut, von der Allmacht in die Machtlosigkeit.

Diese Grundbewegung der Inkarnation steht in einer engen Verbindung mit der Option für die Armen, die nicht in erster Linie sozial motiviert ist, sondern von Gott selber herkommt. Darum wusste schon der heilige Paulus, wenn er an die Korinther schrieb: „Er, der reich war, wurde euret wegen arm, um

euch durch seine Armut reich zu machen.“ (2 Kor 8, 9). Jon Sobrino hebt eine zweifache Erniedrigung Gottes in der Menschwerdung hervor: „Gott hat sich dieser Welt zugewandt, hat sich in unsere Geschichte hineinbegeben und ist Teil unserer Menschheit geworden im Schwachen und Kleinen, in den Armen und Unterdrückten. Unser Gott ist ein fleischgewordener Gott, der sich zweifach erniedrigt hat: hinab zum Menschlichen und innerhalb dieses Menschlichen auch noch zum Schwachen und Armen.“³

Das Beispiel der zentralamerikanischen Provinz

Ich möchte im Folgenden am Beispiel der zentralamerikanischen Ordensprovinz aufzeigen, wie die Sendung der Gesellschaft Jesu als Kampf für Glaube und Gerechtigkeit in Verbindung mit der Option für die Armen konkret umzusetzen versucht wurde. Gesamtkirchlich war in Lateinamerika die Bischofsversammlung in Medellín 1968 von entscheidender Bedeutung. In ihrem Bemühen, das Zweite Vatikanische Konzil auf die Situation Lateinamerikas umzusetzen, erkannten die Bischöfe dort das zum Himmel schreiende Elend der großen Mehrheit der auf dem Subkontinent lebenden Menschen als die wichtigste Herausforderung für die Kirche. Sie zogen daraus die Konsequenz der „vorrangigen Option für die Armen“, mit der sie ihre Grundentscheidung beschrieben, sich in Lateinamerika für Befreiung und Gerechtigkeit einzusetzen.

Damit wurde eine historische Wende in der Kirchengeschichte Lateinamerikas eingeleitet. Jahrhundertlang war die



Kirche in Lateinamerika – von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen – in einem Bündnis mit den Mächtigen und den Reichen gestanden. Mit den Dokumenten von Medellín kündigte sie dieses Bündnis auf. Das alarmierte sowohl die lateinamerikanischen Oligarchien als auch die Regierung der Vereinigten Staaten. Damit war ein Konflikt programmiert. Gott in einen Zusammenhang mit den politischen und wirtschaftlichen Strukturen zu bringen, wurde als Marxismus und Kommunismus abqualifiziert.

Die Jesuiten der zentralamerikanischen Provinz versammelten sich im Jahr 1969 zu gemeinsamen Exerzitien. Diese wurden geleitet von Miguel Elizondo SJ, dem früheren Novizenmeister und Provinzial, und von Ignacio Ellacuría SJ. Hier ging es um eine gemeinsame Unterscheidung, was der Anruf Gottes an die Jesuiten in Zentralamerika im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil und die Bischofsversammlung von Medellín war. Elizondo betonte zu Beginn der gemeinsamen Exerzitien: „Wenn wir uns selbst erneuern wollen, dann sollten wir nicht mit der Erneuerung von Dingen beginnen, und auch nicht mit der Erneuerung unserer selbst als Personen; vielmehr sollten wir mit der Erneuerung unserer Spiritualität beginnen. ... (unserer Erfahrung) Gottes in seiner Selbstmitteilung an uns“ in den Geistlichen Übungen. Anknüpfend an die Betrachtung von der Menschwerdung beschrieb Elizondo die ignatianische Berufungserfahrung als eine trinitarische Erfahrung der Mitarbeit an Gottes Heilsplan für die ganze Welt.

Ellacuría betonte, dass die Exerzitien die Jesuiten in den Dienst und die Bereitschaft führten, das Schicksal des

gekreuzigten Christus in den Armen Lateinamerikas zu teilen. Er nimmt auch vorweg, dass die Option für die Armen die Gesellschaft Jesu in tödliche Konflikte bringen wird. Dies entspricht dem Weg Jesu. Es entspricht der von oben nach unten gerichteten Logik der Exerzitien, dass „Christus in den Armen ist“ und dass „nicht wir es sind, die die Armen retten, sondern die Armen es sind, die uns retten“. Später wird er vom „gekreuzigten Volk“ der Armen und Leidenden sprechen⁴.

Wie wurde diese Neuausrichtung nun umgesetzt? Ich möchte dies kurz in drei Bereichen skizzieren: im pastoralen, erzieherischen und wissenschaftlichen Bereich.

Rutilio Grande SJ begann mit einem Team von Jesuiten und Ordensfrauen 1972 eine neue Pfarreiarbeit in dem Bauerndorf Aguilares. In Aguilares lebte die überwiegende Mehrheit der Menschen in bitterster Armut. Der Boden war im Besitz von einigen wenigen Großgrundbesitzern. Für Rutilio Grande war klar, dass Gott dieser Situation nicht gleichgültig gegenüberstand. Oft sagte er in seinen Predigten: „Gott liegt nicht im Himmel weit oben in einer Hängematte, sondern er ist mitten unter uns. Für ihn ist es wichtig, ob es den Armen hier unten schlecht geht oder nicht.“

Im Mittelpunkt seines pastoralen Konzepts stand die aktive Beteiligung der Gläubigen am Leben der Gemeinde. Das Geheimnis und die Keimzelle des Neuaufbruchs lag in den Gruppen, die miteinander die Bibel lasen. Dabei ging es darum, das Wort Gottes mit dem Leben der Menschen in Verbindung zu bringen. Die Gruppen folgten dabei dem Dreischritt Sehen-Urteilen-Han-

deln. Rutilio Grande bildete mit seinem Pastoralteam Männer und Frauen zu „delegados de la palabra“, zu Boten des Wortes aus, die selber auszogen, um neue Gruppen ins Leben zu rufen. Aguilares kam in Bewegung. Beurteilten die Bauern von Aguilares ihre Lebenssituation nach dieser Methode im Licht des Wortes Gottes, so war dies wirklich erhellend. Sie entdeckten, dass Armut und Unterdrückung ein immer wiederkehrendes Thema in der Bibel ist. Gott ergriff dabei durch die Propheten und durch Jesus Partei für die Opfer. Am 12. März 1977 wurde Rutilio Grande zusammen mit zwei Begleitern auf dem Weg zu einem Gottesdienst aus einem Hinterhalt ermordet. Auftraggeber waren die Großgrundbesitzer. Seine Ermordung war übrigens entscheidend für die Wandlung Erzbischof Oscar Romeros von einem eher ängstlichen und unpolitischen Kirchenmann zum prophetischen Verteidiger der Armen. Doch das ist eine andere Geschichte⁵.

Das Gymnasium San José der Jesuiten in San Salvador war eine Eliteschule, in der vor allem die Kinder der Oligarchie ihre Bildung erhielten. Die Grundentscheidung des Ordens für Glaube und Gerechtigkeit musste auch zu Konsequenzen in den Schulen der Jesuiten führen. 1973 wurde den Schülern die Aufgabe gegeben, die Arbeiter auf den Plantagen ihrer Eltern nach ihrem Lohn zu fragen. Es war in den meisten Fällen ein Hungerlohn, der nicht einmal dem gesetzlichen Mindestlohn entsprach. Schnell wurde der Vorwurf laut, die Schüler würden von den Jesuiten marxistisch indoktriniert. Der Marxismusvorwurf ist übrigens bis heute in Lateinamerika gängig und lebensgefährlich. In Mexiko gingen die Jesuiten

noch einen Schritt weiter und schlossen das traditionsreiche „Colegio Patria“ und engagierten sich dafür verstärkt in den Armenvierteln.

Ignacio Ellacuría hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, als Philosoph, Theologe und Rektor der Zentralamerikanischen Universität der Jesuiten für Glaube und Gerechtigkeit einzutreten. Er war zur Überzeugung gekommen, dass inmitten des zum Himmel schreienden Elends der Mehrheit der salvadorianischen Bevölkerung nicht Wissenschaft um der Wissenschaft Willen betrieben werden konnte. Die Zentralamerikanische Universität sollte sich als Universität für soziale Reformen mit dem Ziel einer gerechteren Gesellschaftsordnung einsetzen. Sie sollte – so wie Erzbischof Oscar Romero – zur Stimme derjenigen werden, die keine Stimme haben. Damit wurde sie aber immer mehr zur Zielscheibe der Reichen und der Mächtigen.

Nachdem die ersten Bomben auf dem Campus der Universität explodiert waren, schrieb der damalige Generaloberer Pedro Arrupe in einem Brief an die zentralamerikanischen Jesuiten: „Ich kann mich nur freuen und euch aufrichtig dazu beglückwünschen, daß Ihr die Sache der Armen verteidigt habt und aus diesem Grund verfolgt werdet.“ 1977 tauchten Flugblätter auf mit der Aufforderung: „Tu was für's Vaterland, töte einen Priester.“ Im selben Jahr – nach der Ermordung von Rutilio Grande – wurden ultimativ alle Jesuiten aufgefordert, binnen eines Monats das Land zu verlassen. Andernfalls würde man sie einen nach dem anderen umbringen. Arrupes lakonischer Kommentar: „Man bewegt die Gesellschaft Jesu nicht mit Drohungen.“ Die Jesuiten



blieben – auch wenn sie über längere Zeit jede Nacht ihre Schlafstätte wechseln mussten.

1989 spitzte sich der Bürgerkrieg zwischen einer linksgerichteten Guerilla und einer von den USA trainierten und finanzierten Armee zu. Ellacuría wurde als der intellektuelle Kopf des Aufstands diffamiert, und man warf ihm vor, er vergifte das Denken der jungen Leute El Salvadors. In der Nacht vom 15. auf den 16. November 1989 wurde ein Spezialkommando der Armee in die Universität gesandt mit dem Befehl, Ignacio Ellacuría umzubringen und keine Zeugen übrig zu lassen. Mit Ellacuría wurden fünf weitere Jesuiten und zwei Frauen ermordet.

In El Salvador wurden in den letzten Jahrzehnten tausende Christen wegen ihres Einsatzes für Gerechtigkeit aus dem Glauben ermordet. Erzbischof Oscar Romero bat Jon Sobrino bereits 1978, sich theologisch mit dem Martyrium zu befassen. Dies führte Sobrino von einer „Theologie nur der Befreiung zu einer Theologie des Martyriums“⁶. Märtyrer sind eine Verifikation für die authentische Nachfolge Jesu: „Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein.“ (Mt 5, 10ff.) Märtyrer sind Zeugen für die Sache Jesu: das Reich Gottes für die Armen. Das Reich Gottes praktisch zu verkünden, heißt, sich mit den Armen, den Besitzlosen, den Entrechteten zu identifizieren. Dies bringt den Propheten und Mittler des Reiches Gottes in die Gefahrenzone der Mächtigen. Schon

im Evangelium wird die Verfolgung ein Kennzeichen dafür genannt, dass Menschen in der Kirche Jesus wirklich nachfolgen. Denn die Bereitschaft zur Hingabe des eigenen Lebens ist Bedingung für die Nachfolge Jesu: „Märtyrer ist nicht zuerst und ausschließlich, wer *für* Christus stirbt, sondern wer *wie* Jesus stirbt; Märtyrer ist nicht zuerst und ausschließlich, wer *wegen* Christus stirbt, sondern wer *für die Sache* Jesus stirbt. Martyrium ist somit nicht allein der Tod aufgrund der Treue zu irgendeiner Forderung Christi, die hypothetisch auch etwas Willkürliches beinhalten könnte, sondern das Treue Nachvollziehen des Todes Jesu.“⁷

In letzter Konsequenz ist Ordensleben die Bereitschaft zur Hingabe des Lebens im Eintreten für die Gerechtigkeit. Dabei kann das Blut der Märtyrer im bekannten Bild von Tertullian Same für neue Berufungen werden. Orden und religiöse Gemeinschaften, die sich um das Glück der Menschen sorgen, die sich um humane menschliche Beziehungen sorgen, die sich um die Menschenrechte sorgen und die sich für die Menschenwürde derer einsetzen, denen sie verweigert wird, und die dabei ihr Leben aufs Spiel setzen – solche Orden und religiöse Gemeinschaften haben Zukunft.

.....

- 1 Impulsreferat im Rahmen der KMO-Tagung „Alte Mission und neue Evangelisierung“ am 21. September 2013 in Nürnberg; der Vortragsstil wurde beibehalten.
- 2 Vgl. J.-Y. Calvez, Glaube u. Gerechtigkeit. Die soziale Dimension des Evangeliums. Essay über ein Schlüsseldokument der jüngsten Geschichte der Jesuiten (München 1987).

- 3 J. Sobrino, Gemeinschaft mit den gekreuzigten Völkern, um sie vom Kreuz abzunehmen, in: Was der Geist den Gemeinden sagt. Bausteine einer Ekklesio-logie der Ortskirchen, hg. v. L. Bertsch, Freiburg 1991, 115.
- 4 Vgl. M. Maier, Zur Theologie der gekreuzigten Völker, in: K. Hagedorn, Biotop der Ermutigung. 25 Jahre Hochschulpastoral in Oldenburg, Oldenburg 2008, 371-388.
- 5 Vgl. M. Maier, Oscar Romero, Kämpfer für Glaube und Gerechtigkeit, Freiburg 2010.
- 6 J. Sobrino, De una teología sólo de la liberación a una teología del martirio, in: J. Comblin, J. I. González Faus, J. Sobrino (Hgg.), Cambio social y pensamiento cristiano en América Latina, Madrid 1993, 27-48.
- 7 J. Sobrino, Christologie der Befreiung, Mainz 1998, 363.

»Orden, religiöse Gemeinschaften
sind lebendige Körper,
die sich mit der Zeit verändern,
die wachsen oder auch schrumpfen,
die sich
an veränderte Zeitsituationen anpassen.«

P. Dr. Martin Maier SJ



Leitlinien zur Bewahrung von gefährdeten Bibliotheksbeständen aus Orden und Kongregationen

Beschluss auf der Sitzung von Vorstand und Beirat der AKThB am 6. November 2012

Durch die Zusammenlegung oder Auflösung zahlreicher Ordensniederlassungen ist auch ein reichhaltiges Bibliothekserbe betroffen. Aufgrund der Häufung und der Brisanz der in diesem Zusammenhang auftretenden Fragen und Probleme hat die Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken (AKThB) Leitlinien erarbeitet, die in solchen Fällen zur Orientierung dienen sollen. Die Vollversammlung der DOK am 10. Juni 2013 hat dieselben zustimmend entgegengenommen und empfohlen.

1. Allgemeine Grundsätze

In eindringlicher Weise hat sich die Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche in ihrem Schreiben vom 19. März 1994 mit dem Thema „Kirchliche Bibliotheken in der Sendung der Kirche“ beschäftigt und betont, dass die Sorge um die Kulturgüter ein wesentliches Instrument der Evangelisierung ist. Sie vertritt nachdrücklich den Grundsatz, dass „alles vermieden werden [sollte], was der Bewahrung und dem Schutz, der Pflege und der Förderung, der Benutzbarkeit und der Zugänglichkeit dieser Bibliotheken entgegensteht“ (1.3). Diese Aufgabe darf nicht hinter vermeintlich wichtigeren pastoralen Aufgaben zurückstehen. Die Erhaltung von Bibliotheksbeständen

ist nach Auffassung der Päpstlichen Kommission insofern eine besondere Verpflichtung, als sie wichtige Kulturgüter sind und der eigenen direkten Verantwortung der Kirche anvertraut bleiben sollen.

Hinzu kommt, dass sich Bestände in Ordensbibliotheken auch Wohltätern und deren Spenden verdanken. Daraus können sich rechtliche und andere Verpflichtungen ergeben.

2. Fachliche Bewertungskriterien

Entscheidungen über Abgabe, Übernahme oder Auflösung von Bibliotheksbeständen dürfen nicht ohne bibliothekarisches Fachwissen getroffen werden. Sie bedürfen angesichts des damit verbundenen erheblichen Aufwands einer angemessenen Planungsphase. Dabei ist zunächst anhand fachlicherer Kriterien zu prüfen, welche Maßnahmen geboten sind. Jede Bewertungsentscheidung soll dokumentiert werden.

In sich geschlossene oder organisch erwachsene Bibliotheksbestände ideellen Wertes sollen soweit möglich erhalten werden. Der ideelle Wert des Bestandes bemisst sich danach, ob er aufgrund seiner Zusammensetzung bereits an sich einen besonderen Quellenwert besitzt, etwa im Hinblick auf die Ge-

schichte und kulturelle Prägung eines Ordens, einer Kongregation, Person, Gruppe, Einrichtung oder Region.

Alle die eigene Ordensgemeinschaft betreffenden Publikationen sind aufzubewahren, ferner Bücher und andere Medien, die sich durch einen individuellen Charakter oder eine besondere Gestaltung auszeichnen. Kriterien dafür sind insbesondere.

- Seltenheit (vor allem im gesamten kirchlichen Bereich, speziell für die betreffende Ordensgemeinschaft)
- Entstehungsprozess (z.B. Besonderheiten im Druck oder in der Einbandgestaltung)
- Herkunft (z. B. Besitzeinträge) und
- Benutzung (z.B. Glossen oder andere Lesespuren).

Solche Merkmale sind in der Regel bereits ungeprüft bei einem Erscheinungsdatum vor 1800 vorzusetzen.

Historisch bedeutende Bestände sind als Stammvermögen anzusehen.¹

Der ideelle Wert von Medien kann sich zudem aus der inhaltlichen Bedeutung für die Region bzw. die wissenschaftliche Forschung ergeben.

Ein weiteres Beurteilungskriterium ist der materielle Wert der Medien, d.h. es muss festgestellt werden, ob durch deren Verlust ein materieller Schaden für die Einrichtung entstehen würde.

3. Abgabe und Aufbewahrung

3.1. Entscheidung über die Abgabe oder die Makulierung

Besitzt ein Bibliotheksbestand in seiner Gesamtheit nur einen geringen ideellen Wert, kann er aufgelöst oder in Teilen abgegeben werden. Dabei wird die übernehmende Bibliothek solchen Beständen, die in ihr Bestandsprofil

passen, den Vorzug geben. Im Falle der Abgabe oder Makulierung müssen die betroffenen Werke aus eventuell vorhandenen Inventarverzeichnissen ausgetragen und gegebenenfalls entwidmet werden. Die entsprechenden Dokumente müssen aufbewahrt werden, damit die Herkunft nachvollzogen werden kann.

3.2. Ersatzformen

Die Erhaltung der Originale hat grundsätzlich Vorrang. Sofern es sich nicht um ein seltenes Objekt handelt, ist im Einzelfall auch eine Ersatzverfilmung bzw. Ersatzdigitalisierung möglich. Eine Ersatzdigitalisierung setzt voraus, dass eine Langzeitverfügbarkeit der Dateien sichergestellt ist. Im Fall der Abgabe oder Makulierung soll die Zusammensetzung des Bestandes durch Kataloge oder Inventarlisten dokumentiert werden. Ensembles sollen fotografisch dokumentiert werden, bevor sie aufgelöst werden.

3.3. Mögliche Aufbewahrungsorte

- a) Zunächst sind ordensinterne Lösungen zu prüfen. Bibliotheksgut soll bevorzugt an geeignete Einrichtungen innerhalb der jeweiligen Ordensgemeinschaft abgegeben werden: bei Hausauflösungen oder Provinzvereinigungen an die Hauptbibliothek der Provinz oder des Generalates, bei Klostersauflösungen an Bibliotheken der eigenen Kongregation oder anderer Bibliotheken des Ordens. Bei Abgabe an Bibliotheken in anderen Bundesländern oder Staaten sind die entsprechenden Gesetze zu beachten.
- b) Wenn keine ordensinterne gefunden werden kann, sind zunächst weitere innerkirchliche Lösungen zu prüfen.



c) Eine besondere Verantwortung kommt der nach dem Belegenheitsprinzip² betreffenden Diözesanbibliothek zu. Sie soll von den Plänen und Schritten des Abbaus oder der Transferierung in Kenntnis gesetzt werden. Gegebenen Falls soll mit ihr zusammen eine verantwortungsvolle Lösung erarbeitet werden.

3.4 Aufbewahrung

Bibliotheksbestände sind in geeigneten Räumen aufzubewahren. Räume sind geeignet, wenn sie die konservatorischen Voraussetzungen (Raumklima, bauliche Anforderungen) erfüllen, eine sichere Verwahrung gewährleisten und nur ein kontrollierter Zugang möglich ist.

4. Rechtliche und finanzielle Gesichtspunkte

4.1 Rechtsverhältnisse

In jedem Fall ist bei Abgabe ein Vertrag zu schließen, der der Schriftform bedarf. Grundsätzlich soll dabei die Übertragung des Eigentums an dem Bibliotheksbestand auf die übernehmende Bibliothek angestrebt werden. Ist dies nicht möglich und wird folglich ein Depositatvertrag geschlossen, so ist es billig, dass der übernehmenden Bibliothek daraus keine Nachteile entstehen. Dies gilt insbesondere dann, wenn die übernehmende Bibliothek in die Übernahme, Aufbewahrung, Erhaltung und Erschließung in größerem Umfang Mittel investiert. In diesem Fall werden angemessene Fristen für die Kündigung des Depositatvertrages sowie die Vereinbarung eines Ersterwerbsrechts der übernehmenden Bibliothek zu akzeptieren sein. Jede Erwerbsentscheidung muss dokumentiert werden. Übernommene Bibliotheksbe-

stände sollen zu den in der übernehmenden Bibliothek üblichen Nutzungsbedingungen zugänglich gemacht werden.

4.2 Finanzielle Regelungen

Die Übernahme oder Auflösung von Bibliotheksbeständen kann mit erheblichen finanziellen Belastungen verbunden sein. Kosten entstehen vor allem aus der Verlagerung (Transport), der Aufbewahrung und der Erhaltung (räumliche Unterbringung, Restaurierung), der Erschließung sowie der Bereitstellung zur Nutzung (personelle Ausstattung). Die abgebende Stelle soll sich daher in angemessener Form an den Kosten beteiligen (z. B. durch Übernahme der Transportkosten, vorbereitende restauratorische Maßnahmen und Erschließungsprojekte, Finanzierung von Personalstellen und die finanzielle Abgeltung des zu belegenden Magazinraums).

5. Information der Öffentlichkeit

5.1. Aktive Öffentlichkeitsarbeit

Die Schließung einer Einrichtung weckt in der Regel ein hohes emotional geladenes Interesse in der Öffentlichkeit. Es ist hilfreich, anstehende Entscheidungen selbst zu veröffentlichen, bevor Gerüchte entstehen. In jedem Fall sollen getroffene Entscheidungen und die Gründe, die dazu geführt haben, vor allem in der betroffenen Region so zeitig wie möglich veröffentlicht werden.

5.2. Dokumentation der Veränderungen im Jahrbuch „Kirchliches Buch- und Bibliothekswesen“

Alle Bibliotheken in kirchlicher Trägerschaft sind gebeten, dem Vorstand der AKThB Veränderungen bei bedeutenden

Bibliotheksbeständen mitzuteilen. Die AKThB dokumentiert diese Veränderungen in ihrem Jahrbuch.

6. Beitrag der AKThB

Als in allen bibliothekarischen Fragen zuständige Stelle der DOK steht die AKThB in fachlichen Fragen als Ansprechpartner beratend zur Verfügung.

.....

- 1 Vgl. dazu: Helmuth Pree, Religiösen und deutsches Zivilrecht – vermögensrechtliche Fragen. In: Ordenskorrespondenz, 53 (2001), 447–465, hier 455.
- 2 Leitlinien zur Bewahrung von gefährdeten Bibliotheksbeständen, Erklärung der Deutschen Bischöfe 99 (2009) Nr. 5.2.

Rafael M. Rieger OFM

P. Dr. Rafael M. Rieger OFM, Jahrgang 1973, absolvierte nach seiner Priesterweihe ein kirchenrechtliches Aufbaustudium. Derzeit arbeitet er an seiner Habilitation. Rieger war einige Jahre Mitglied der Leitung (Definitor), Sekretär und Ökonom der ehemaligen Bayerischen Franziskanerprovinz. Seit 2010 ist er in der Disziplinarsektion der Kongregation für die Glaubenslehre u. a. für die Aufarbeitung der Missbrauchsfälle aus dem deutschsprachigen Raum zuständig.



Rafael M. Rieger OFM

Die Ordensbibliotheken aus kirchenrechtlicher Perspektive

Anmerkungen zu den Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft
Katholisch-Theologischer Bibliotheken¹

1. Kein ganz neues Thema: Ordensbibliotheken zwischen Auflösung und Konzentration

Die Zukunft der Ordens- und Klosterbibliotheken ist kein neues Thema. Schon 1994 war die Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken (AKThB) den „Ordensbibliotheken zwischen Auflösung und Konzentration“ gewidmet.² An der Dringlichkeit und Brisanz der Thematik hat sich seither nichts geändert. Bekanntlich befinden sich die Orden in den deutschsprachigen Ländern seit längerem in einer Umbruchphase, die vielfach als Krise wahrgenommen wird; Klöster werden geschlossen und Einrichtungen an andere Träger abgegeben.³ Von diesem Wandlungsprozess ist auch ein reichhaltiges Bibliothekserbe betroffen.⁴

Selbst wenn wir uns um Sachlichkeit und wissenschaftliche Objektivität bemühen, gehen wir stets mit einem gewissen Vorverständnis an eine Thematik heran.⁵ Dieses Vorverständnis soweit möglich offenzulegen, gehört zum Berufsethos eines Wissenschaftlers. Deshalb sollte hier nicht unerwähnt bleiben, dass der Verfasser dieser Zeilen eine funktionierende Ordensbibliothek durchaus zu schätzen weiß, sich ihm die Sinnhaftigkeit der massenhaften Lagerung ungeordneter und ungenützter Buchbestände durch eine Ordensgemeinschaft aber nicht erschließt.⁶ Hier muss mitunter „Ballast abgeworfen werden“, sonst werden die künftigen Ordensleute in den verbleibenden Klöstern von alten Büchern und Kunstgegenständen aus zahllosen aufgelösten Häusern „erschlagen und erdrückt“ und verkommen zu Museumswärtern gleichenden Hütern der

Vergangenheit, statt lebendige Zeugen für Christus im Heute zu sein. Ziel all unserer Anstrengungen müsste es sein, dass einerseits Ordensgemeinschaften von Lasten befreit werden, die sie nicht oder nicht mehr zu tragen vermögen, und andererseits das kulturelle Erbe für die Kirche und für die Gesellschaft insgesamt erhalten bleibt.

Aus Sorge um die Ordensbibliotheken in der gegenwärtigen Umbruchsphase haben der Vorstand und der Beirat der AKThB am 6. November 2012 Leitlinien zur Bewahrung von gefährdeten Bibliotheksbeständen aus Orden und Kongregationen beschlossen.⁷ Die Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkongferenz (DOK) vom 9.-12. Juni 2013 in Vallendar hat das Dokument zustimmend entgegengenommen und es den Mitgliedsgemeinschaften als Arbeitshilfe empfohlen. Im Folgenden sollen diese Leitlinien aus kirchenrechtlicher Perspektive kommentiert und durch einige Hintergrundinformationen aus dem Bereich des kirchlichen Vermögensrechts ergänzt werden.

2. Bibliotheken – eine kirchenrechtliche Leerstelle

In universalkirchlichen Gesetzen kommen Bibliotheken als Regelungsmaterie nicht ausdrücklich vor.

Im deutschsprachigen Sachverzeichnis zum Codex Iuris Canonici (CIC) folgt auf das Stichwort „Bibel s. Heilige Schrift“ sogleich der Eintrag zu Bildern. Der Begriff „Bücher“ weist im Sachverzeichnis zwar einige Unterstichworte auf, doch ist keines für unsere Thematik einschlägig. Wenn man den folgenden Satz aus dem Zusammenhang herauslöst, könnte man im CIC allenfalls eine

Vorschrift zur Pflege des Altbestandes in Pfarrbibliotheken entdecken. In § 5 von can. 535 heißt es nämlich, „Die älteren pfarrlichen Bücher (*libri paroeciales antiquiores*) sind ... sorgfältig gemäß den Vorschriften des Partikularrechts aufzubewahren“. Diese Norm bezieht sich jedoch nicht auf ältere Bücher im Pfarrbesitz generell, sondern nur auf die älteren *Kirchenbücher* der Pfarrei. Taufbuch, Ehebuch und Totenbuch zählen zum Archivgut. Für kirchliche Archive finden sich – im Unterschied zu den Bibliotheken – im CIC durchaus einige Normen.⁸ Mag es auch in der Praxis Überschneidungen zwischen Archiv- und Bibliotheksgut geben und zuweilen in Diözesen und Ordensgemeinschaften eine Person zugleich die Leitung von Archiv und Bibliothek innehaben, verbietet es sich dennoch, die kodifizierten Normen zu den Archiven auf die kirchlichen Bibliotheken anzuwenden. Zum einen bestehen zwischen Archiven und Bibliotheken signifikante Unterschiede, die sich vor allem aus der Art ihrer Erschließung ergeben.⁹ Zum anderen definiert der CIC Archive ausdrücklich als „Urkundensammlungen“ (*tabularia*), die sich auf die zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten der *jeweiligen* Institution beziehen.¹⁰ Darunter fällt der Buchbestand einer Bibliothek in aller Regel nicht. Festzuhalten bleibt daher für unsere Überlegungen nur, dass das kirchliche Gesetzbuch zu Bibliotheken schweigt.

Abgesehen von einer Nebenbemerkung in der Apostolischen Konstitution Pastor Bonus über die Römische Kurie,¹¹ finden Bibliotheken meines Wissens in anderen universalkirchlichen Gesetzen ebenfalls keine ausdrückliche Erwähnung. Dem in den Leitlinien zitierten Schreiben der



Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche vom 19. März 1994¹² kommt nicht der Charakter eines kirchlichen Gesetzes zu. Diesem Dokument, das sich eingehend mit dem Thema „Kirchliche Bibliotheken in der Sendung der Kirche“ beschäftigt, fehlen nämlich die inneren und äußeren Wesensmerkmale eines Gesetzes.¹³ Insbesondere enthält dieses Schreiben keine objektiven Rechtssätze, die ein Tun oder Unterlassen gebieten. Es kann daher niemand zur Rechenschaft gezogen werden, wenn er den in diesem Dokument formulierten Empfehlungen (aus welchem Grund auch immer) nicht folgt.

Die auffällige Leerstelle – das weitgehende Schweigen des Kirchenrechts zu den kirchlichen Bibliotheken – hat Norbert Feldhoff, der ehemalige Kölner Generalvikar, in seinem Vortrag bei der Jahrestagung 2002 der AKThB wie folgt kommentiert: „Sie ersehen daraus erstens, dass die Kirche nicht alles im eigenen Bereich reglementiert und determiniert, und zweitens, dass die Kirche Ihnen als Bibliothekarinnen und Bibliothekaren vertraut. Umso höher sind freilich die kirchlichen Wünsche und Erwartungen.“¹⁴

Ob man generell eine indirekte Proportionalität zwischen Wünschen und Erwartungen der kirchlichen Autorität einerseits und gesetzlicher Regulendichte andererseits feststellen kann, ist zu bezweifeln. Richtig aber ist sicherlich, dass das weitgehende Fehlen kirchenrechtlicher Spezialnormen zu Kirchenbibliotheken keinesfalls als Indiz für die Irrelevanz dieser Einrichtungen anzusehen ist. Das Schweigen des Kirchenrechts zu den Bibliotheken weist wohl eher darauf hin, dass die Verantwortlichen hier in der Vergangenheit

in der Regel gut und richtig gehandelt haben und der Gesetzgeber daher auf eine rechtliche Normierung weitgehend verzichten konnte.

3. Die Ordensbibliotheken als Teil des Kirchenvermögens

Was bislang allgemein zu Kirchenbibliotheken aus rechtlicher Perspektive gesagt wurde, gilt ohne weiteres auch für die Unterkategorie der Ordensbibliotheken: Es gibt praktisch keine Spezialnormen hierfür.

Lediglich im Eigenrecht von Ordensgemeinschaften finden sich mitunter einschlägige Bestimmungen. So heißt es beispielsweise in den Generalstatuten des Minderbrüderordens: „Mit großer Sorgfalt sollen die Bibliotheken, besonders die bedeutenderen und wertvolleren, erhalten, gesichert und nach den Erfordernissen unserer Zeit betreut werden. Dasselbe gilt von den Archiven, Museen und Kunstwerken.“¹⁵ Für den einen oder anderen Ordensbibliothekar mag es eine persönliche Genugtuung sein, dass hier die Bibliotheken einmal vor den Archiven an erster Stelle genannt werden. Für die in der Praxis anstehenden vielfältigen Probleme aber stellt eine solche Bestimmung allenfalls eine sehr grobe Zielorientierung dar. Konkrete Handlungsempfehlungen in Entscheidungssituationen lassen sich hieraus kaum gewinnen.

Die Bibliotheken der Klöster und Abteien, der Orden und Kongregationen sind Bestandteil des Vermögens ihres jeweiligen Trägers. Der CIC unterscheidet nicht zwischen Orden und Kongregationen.¹⁶ Er spricht allgemein von *Instituten des geweihten Lebens*.¹⁷ Daneben kennt die kirchliche Rechtsordnung

noch die *Gesellschaften des apostolischen Lebens*. Bei den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens kommt dem Gesamtverband, den Provinzen und den Einzelniederlassungen von Rechts wegen, die Fähigkeit zu, Vermögen zu erwerben, zu besitzen, zu verwalten und zu veräußern, sofern nicht diese Fähigkeit in den jeweiligen Konstitutionen ausgeschlossen oder eingeschränkt ist.¹⁸ Eine Bibliothek kann demnach im Eigentum einer Einzelniederlassung, einer Provinz oder eines Gesamtverbandes stehen. Im kanonischen Recht gilt die sog. Institutentheorie¹⁹, d. h. das Kirchenvermögen, auch das Vermögen der Orden, ist auf unterschiedliche Rechtsträger verteilt. Jede juristische Person²⁰ – in unserem Fall also ein bestimmtes Kloster, eine Ordensprovinz oder ein Gesamtinstitut – kann im Rahmen der Gesetze frei über ihr jeweiliges Vermögen verfügen.

Für das Ordensvermögen und dessen Verwaltung sind die cc. 634-640 CIC maßgeblich. Sofern nichts anders ausdrücklich vorgesehen ist, sind darüber hinaus die Normen über das Kirchenvermögen im V. Buch des CIC (cc. 1254-1310) anzuwenden. Jedes Institut ist verpflichtet, in seinem Eigenrecht Normen über Gebrauch und Verwaltung des Vermögens zu erlassen. So sind beispielsweise im Eigenrecht Akte der außerordentlichen Verwaltung von denen der ordentlichen Verwaltung abzugrenzen und die jeweiligen Formerfordernisse für diese Rechtsakte zu bestimmen.

Nicht hingegen zählen zu den hier einschlägigen Rechtsquellen allgemeine Diözesangesetze, bischöfliche Verordnungen und Dekrete zu den kirchlichen Bibliotheken in der betreffenden Di-

özese. Dies gilt ausdrücklich auch für Institute diözesanen Rechts und für die sog. *monasteria sui iuris* (vgl. c. 615 CIC), bei denen der Ortsbischof ansonsten über weitergehende Aufsichts- und Kontrollrechte verfügt.²¹

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gebrauch und Verwaltung des Vermögens gehören zum Bereich der Ordensautonomie, welche der Ortsordinarius zu wahren und zu schützen verpflichtet ist (c. 586 § 2 CIC). „Entscheidungen über Abgabe, Übernahme oder Auflösung von Bibliotheksbeständen“²² fallen daher zunächst unter die internen Angelegenheiten einer Ordensgemeinschaft. Eingriffsrechte Dritter bestehen hier nicht. Niemand kann eine Ordensgemeinschaft zwingen, ihre Bibliotheksbestände an eine bestimmte Institution (kostenfrei) abzugeben. Niemand kann eine Ordensgemeinschaft dazu verpflichten, sich in angemessener Form an den Kosten der Übernahme oder Auflösung ihrer Bibliotheksbestände durch andere kirchliche Einrichtungen zu beteiligen.²³ All dies fällt unter die Vertragsfreiheit und muss für jeden Einzelfall zwischen den Vertragspartnern vereinbart werden.

Zum Zusammenspiel zwischen Ordensgemeinschaften und Diözesen im Bereich des Bibliothekswesens lässt sich also aus rechtlicher Perspektive festhal-

ten, dass sich hier grundsätzlich zwei Partner auf Augenhöhe begegnen. Ein hierarchisches Gefälle besteht formal nicht. Beide Seiten sind auf das Wohlwollen und die Einsicht des anderen Partners angewiesen. Die Vielzahl der in letzter Zeit geschlossenen Vereinbarungen – ich möchte aus dem Bereich meiner eigenen Ordensgemeinschaft exemplarisch hier nur den Vertrag von 1995 der ehemaligen Sächsischen Franziskanerprovinz zur Übergabe ihrer Studien- und Zentralbibliothek an die Diözesanbibliothek Münster²⁴ sowie den Leihvertrag vom 5. November 2011 mit der Diözese Würzburg bezüglich der historischen Bibliothek des Klosters Altstadt in Hammelburg²⁵ nennen – zeigt, dass Einsicht und Wohlwollen auf beiden Seiten reichlich vorhanden sind und die Entscheidungsträger aus den Orden und in den Diözesen sich ihrer je eigenen Verantwortung zur Bewahrung des historischen Erbes unserer Ordensbibliotheken im Allgemeinen durchaus bewusst sind.

4. Einige Grundsätze und Grundbegriffe aus dem kirchlichen Vermögensrecht

Nun seien in geraffter Form einige Grundsätze und Grundbegriffe aus dem kirchlichen Vermögensrecht angeführt, die bei Entscheidungen zur Zukunft von Ordensbibliotheken beachtet werden müssen.

4.1 Der Unterschied zwischen Verwaltung und Vertretung

Als erstes ist hier der Unterschied zwischen Verwaltung und Vertretung zu nennen. „Verwaltung ist“, nach Helmut Pree, „die laufende Besorgung

der Vermögensangelegenheiten durch faktisches Handeln, im Innenbereich des Rechtsträgers, sodass Rechte und Pflichten gegenüber Dritten nicht begründet werden“²⁶. Vertretung hingegen bedeutet die Befugnis der Organe einer juristischen Person zum rechtsgeschäftlichen Handeln gegenüber Dritten.²⁷ Im Gesetz findet sich allerdings keine Legaldefinition des Verwaltungsbegriffs. Daher wird Verwaltungshandeln oftmals in einem weiteren Sinne als Oberbegriff für alle Akte bezüglich der Verwendung zeitlicher Güter nach deren Zweckbestimmung und juridischer Natur verstanden²⁸ und nicht ausschließlich wie bei Pree auf Handlungen im Innenbereich eines Rechtsträgers beschränkt. Die Begriffe Verwaltung und Vertretung lassen sich am besten an einem Beispiel erhellen: Bibliothekarinnen und Bibliothekare sind Verwalter der ihnen anvertrauten Buchbestände.²⁹ Ihnen obliegt die Besorgung der laufenden Geschäfte nach Weisung des zuständigen Oberen, dem sie rechenschaftspflichtig sind. In begrenztem Umfang kann ein Bibliothekar³⁰ auch über Vertretungsvollmacht verfügen. Er kann etwa berechtigt sein, im Rahmen des genehmigten Etats Neuerwerbungen zu tätigen und die Rechnungen für die laufenden Zeitschriften-Abonnements und für die Fortsetzungswerke zu begleichen. Auch kann ihm vom Oberen die Vollmacht übertragen werden, Dubletten mit anderen Bibliotheken zu tauschen sowie diese und andere Bücher, die nicht in den Bibliotheksbestand aufgenommen werden, an Dritte abzugeben oder zu makulieren, vorausgesetzt es handelt sich dabei nicht um historisch bedeutsame oder wertvolle Werke. Manche Akte sind jedoch von vornherein aus der Kompetenz eines

Verwalters und damit eines Kloster- oder Provinzbibliothekars ausgeschlossen: Veräußerungsgeschäfte und veräußerungsähnliche Geschäfte sowie Akte der außerordentlichen Verwaltung. Ein Bibliothekar als Verwalter ist daher, besonders was die Vertretungsbefugnis anbelangt, grundsätzlich auf die ordentliche Verwaltung beschränkt; überschreitet er seine Grenzen, ist das Rechtsgeschäft mangels Vertretungsmacht kirchen- und zivilrechtlich ungültig.³¹ Ebenfalls nicht in die Kompetenz eines Verwalters fällt die Vollmacht, allgemeine Regelungen, wie etwa eine Bibliotheksordnung, zu erlassen. Hierzu bedürfte ein Bibliothekar einer gesonderten Beauftragung durch das Vertretungsorgan des Bibliothekseigentümers.

Vertretungsorgan eines Klosters, einer Ordensprovinz bzw. eines Ordensinstituts ist von Amts wegen stets der jeweilige Obere, also beispielsweise ein Abt für sein Kloster, der Provinzial für seine Ordensprovinz und die Generaloberin für ihr Institut. Für die Vornahme bestimmter Rechtsgeschäfte mit Dritten ist der Obere bzw. die Oberin jedoch an interne Beispruchsrechte und externe Genehmigungsvorbehalte gebunden.

4.2 Stammvermögen und frei verfügbares Vermögen

Dies führt uns sogleich zur zweiten wichtigen Unterscheidung bezüglich des Ordensvermögens, der Differenz zwischen Stammvermögen und frei verfügbarem Vermögen.

Um noch einmal Helmuth Pree zu zitieren: „Stammvermögen ist das für die dauerhafte Vermögensausstattung einer kirchlichen juristischen Person bestimmte Vermögen.“³² Was nicht zum Stammvermögen gehört, ist frei verfü-

bares Vermögen (*patrimonium liberum*). Eine dritte Kategorie von Vermögenswerten gibt es nicht. „Die Unterscheidung von Stammvermögen und frei verfügbarem Vermögen ist von außerordentlicher Tragweite für den Umgang mit dem Vermögen insbesondere durch Rechtsgeschäfte: Rechtsgeschäfte über Stammvermögen, und nur solche, sind Veräußerungen (Alienationen) oder alienationsähnliche Rechtsgeschäfte.“³³ Das Stammvermögen ist zur Aufbewahrung und Erhaltung, das frei verfügbare Vermögen hingegen zum augenblicklichen Verbrauch bestimmt.³⁴

Die Zuweisung von Vermögenswerten zum Stammvermögen bedarf der rechtmäßigen Widmung (*legitima assignatio*).³⁵ Daher ist die Behauptung in den von der AKThB erstellten Leitlinien, „Historisch bedeutende [Bibliotheks-] Bestände sind als Stammvermögen anzusehen“³⁶, so wohl nicht zutreffend. Zumindest erfordert diese Aussage eine erläuternde Klarstellung.

Zur Begründung der Behauptung wird in den Leitlinien³⁷ auf einen Beitrag von Helmuth Pree verwiesen, aus dem hier schon mehrfach zitiert wurde. Nachdem er das Stammvermögen einer juristischen Person definiert hat, schreibt der Münchner Kollege wörtlich: „Sachen, die aufgrund eines Gelübdes (*ex voto*) der Kirche geschenkt wurden oder künstlerisch bzw. historisch wertvolle Sachen (*res pretiosae*) unterliegen unabhängig von ihrem Wert stets der Romgrenze (cc. 638 § 3, 1292 § 2 CIC); sie sind demnach wie Stammvermögen zu behandeln.“ Prees Feststellung, dass die sog. *res pretiosae* unabhängig von ihrem tatsächlichen materiellen Wert stets der Romgrenze unterliegen, ist ebenso zutreffend wie seine Schlussfolge-



rung, dass demnach diese künstlerisch bzw. historisch wertvollen Sachen wie Stammvermögen zu behandeln sind. Im Kontext unserer Überlegungen ist jedoch auf zwei Punkte hinzuweisen: Zum einen gehören die *res pretiosae* nicht zwangsläufig zum Stammvermögen einer kirchlichen juristischen Person, sondern nur wenn sie – wie alle anderen Vermögenswerte – aufgrund einer rechtmäßigen Widmung dem Stammvermögen der betreffenden juristischen Person zugewiesen wurden. Die Besonderheit bei Wertsachen künstlerischer oder historischer Art ist, dass zu ihrer Veräußerung und zum Abschluss eines veräußerungsähnlichen Rechtsgeschäftes stets die Erlaubnis des Heiligen Stuhls erforderlich ist. Zur Veräußerung anderer Vermögenswerte aus dem Stammvermögen hingegen, ist diese Erlaubnis nur erforderlich, wenn dabei die vom Heiligen Stuhl für jede Region festgelegte Geldsumme, die sog. „Romgrenze“, überschritten wird. Für Deutschland liegt diese Romgrenze derzeit bei 5 Mio. €, für Österreich bei 1,5 Mio. € und für die Schweiz bei 5 Mio. CHF.³⁸ Zum anderen ist darauf hinzuweisen, dass der CIC von 1983 keine Definition des Terminus *res pretiosae* enthält. Ob daher „Bücher und andere Medien ... in der Regel bereits ungeprüft bei einem Erscheinungsdatum vor 1800“³⁹ als Wertsachen künstlerischer oder historischer Art im Sinne des kirchlichen Vermögensrecht anzusehen sind, bleibt fraglich. Eine solche generelle Festlegung (die dann im Übrigen nicht nur für die Ordens- sondern für alle kirchlichen Bibliotheken weltweit gelten würde⁴⁰) könnte nur der Heilige Stuhl treffen. Bis dahin bleibt lediglich die Möglichkeit, im Zweifelsfall beim zuständigen Dikasterium in

Rom anzufragen.⁴¹ Man könnte sich aber auch auf den Standpunkt stellen, dass im Zweifel eine Sache nicht zu den *res pretiosae* gehört. Diese Position entspräche dem alten Rechtsgrundsatz „*Odia restringi et favores convenit ampliari*“⁴², der c. 18 CIC zugrunde liegt. Demnach müssen Beschränkungen der Rechtsausübung und Belastungen stets klar statuiert sein.⁴³

4.3 Veräußerungen und veräußerungsähnliche Rechtsgeschäfte

Abschließend seien noch einige Bemerkungen zu den Veräußerungen und veräußerungsähnlichen Rechtsgeschäften angefügt. Wiederum darf Helmuth Pree zitiert werden: „Veräußerung (Alienation) bezeichnet ein Rechtsgeschäft, durch das ein bestimmtes Objekt des Stammvermögens aufhört zum Vermögensbestand einer öffentlichen juristischen Person zu gehören, da das Recht an dieser Sache, zumeist das Eigentumsrecht, einer anderen (physischen oder juristischen) Person übertragen wird. [...] Als [...] veräußerungsähnliches (alienationsähnliche) Rechtsgeschäft bezeichnet man jedes Rechtsgeschäft, durch das sich die Lage des Stammvermögens einer öffentlichen juristischen Person verschlechtern könnte, unabhängig davon, ob sich konkret eine Schlechterstellung ergibt.“⁴⁴ Unter diesem Veräußerungsbegriff im weiteren Sinne fallen u. a. Verkauf, Tausch, Schenkung von Objekten des Stammvermögens, wohl aber nicht Deposital- und Leihverträge, sofern diese nicht (etwa aufgrund einer damit verbundenen Zahlungsverpflichtung) zu einer vermögensrechtlichen Schlechterstellung der abgebenden Ordensinstitution führen

könnten. Ob ein veräußerungsähnliches Rechtsgeschäft vorliegt, ist nicht nach dem konkreten wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg, sondern nach der Art des Rechtsgeschäfts *in abstracto* zu beurteilen.⁴⁵ Auf eine notwendige Genehmigung eines Rechtsgeschäftes durch die zuständige Autorität kann daher nicht mit Verweis auf die durch dieses Rechtsgeschäft mögliche Kostenersparnis bei der abgebenden Ordensinstitution verzichtet werden.

Veräußerungen und veräußerungsähnliche Rechtsgeschäfte bezüglich des Stammvermögens bedürfen zu ihrer kirchen- und zivilrechtlichen Gültigkeit⁴⁶ auf Seiten der veräußernden Ordensinstitution stets der mit Zustimmung seines Rates schriftlich gegebenen Erlaubnis des zuständigen Oberen (c. 638 § 3 CIC). Für rechtlich selbständige Klöster im Sinne des c. 615 CIC und für Institute diözesanen Rechts muss nach c. 638 § 4 CIC die schriftliche Zustimmung des Ortsordinarius hinzukommen. Diese Anforderungen gelten auch dann, wenn das Rechtsgeschäft zwischen zwei kirchlichen juristischen Personen abgeschlossen wird; nach herrschender Lehre mit einer einzigen Ausnahme, nämlich, wenn „das Geschäft zwischen zwei juristischen Personen ein und desselben Ordens getätigt wird (jedenfalls dann, wenn das Stammvermögen der veräußernden juristischen Person in das Stammvermögen der erwerbenden eingeht)“⁴⁷.

Bei ordensinternen Lösungen zur Abgabe von Bibliotheksgut, die den Leitlinien nach gegenüber externen Lösungen bevorzugt werden sollen⁴⁸, ist daher in der Regel weder die Erlaubnis des höheren Ordensoberen, noch die Zustimmung des Ortsordinarius erforderlich.

Allerdings sind, worauf die Leitlinien zurecht hinweisen, „bei Abgabe an Bibliotheken in anderen Bundesländern oder Staaten ... die entsprechenden [staatlichen] Gesetze zu beachten“⁴⁹. Wird Bibliotheksgut hingegen an andere kirchliche Bibliotheken – etwa an die nach dem Belegenheitsprinzip zuständige Diözesanbibliothek⁵⁰ – übereignet, so müssen die genannten kirchenrechtlichen Anforderungen bezüglich Erlaubnis und Zustimmung zur Gültigkeit des Rechtsgeschäfts beachtet werden. Gleiches gilt, wenn Bibliotheksbestände an staatliche Stellen oder an Privatpersonen abgegeben werden. Bei ordensexternen Lösungen ist entscheidend, ob es sich um Sachwerte aus dem Stammvermögen der abgebenden Ordensinstitution bzw. um *res pretiosiae* handelt oder nicht. Wer hingegen der Empfänger der Bibliotheksbestände ist, spielt bei der Frage der Genehmigungsbedürftigkeit eines ordensexternen Rechtsgeschäftes an sich keine Rolle.

Es steht dennoch zu erwarten, dass in der Praxis innerkirchliche Lösungen bevorzugt werden. Schließlich heißt es im Rundschreiben der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche von 1994 ausdrücklich: „Ihrerseits wünscht die Kirche, die eigene direkte Verantwortung für die kirchlichen Bibliotheken uneingeschränkt zu behalten – eingedenk der Bedeutung, die diese als Instrument der Evangelisierung haben.“⁵¹ Obgleich diesem Wunsch (wie dargelegt) keine unmittelbare rechtliche Relevanz zukommt, sollte er gleichwohl für alle Beteiligten Ansporn sein, nach Lösungen zu suchen, um „den durch ihren beschränkten Gebrauch fruchtlos gewordenen [Ordens-]Bibliotheken wieder einen neuen Wert [zu verleihen]“⁵².



5. Von der kirchenrechtlichen Leerstelle zum praktischen kirchenrechtlichen Lehrstück

Im vorliegenden Beitrag wurde versucht, eine aktuelle Standortbestimmung der Ordensbibliotheken aus kirchenrechtlicher Perspektive zu geben. Gewiss müsste das ein oder andere noch ausführlicher dargestellt und erläutert werden. Deutlich wurde aber, dass das kanonische Recht die von einigen Ordensbibliothekaren wohl insgeheim erträumte ewige Bestandsgarantie für klösterliche Bibliotheken so nicht kennt. Zur Bewahrung des reichen Bibliothekserbes unserer Klöster ist daher Kreativität, Engagement und Verantwortungsbewusstsein gefordert. Nur wenn wir Ordensleute selbst den Wert der von uns ererbten Bibliotheksbestände uns immer wieder neu bewusst machen, können diese Schätze für zukünftige Generationen bewahrt werden. Die kirchliche Rechtsordnung schweigt weitgehend zu den Bibliotheken. Sie stellt allerdings sehr wohl eine Rahmenvorgabe für den verantwortungsvollen Umgang mit kirchlichem Vermögen zur Verfügung. Wenn die kirchenrechtlichen Bestimmungen zur Verwaltung und Veräußerung von Vermögenswerten, insbesondere die festgelegten Beispruchs- und Genehmigungsvorschriften beachtet werden, kann der stets notwendige Wandlungsprozess auch im Bereich der Ordensbibliotheken gelingen. Beispiele aus jüngster Zeit zeigen dies.⁵³

.....

1 Diesem Beitrag liegt ein Vortrag des Verfassers bei der 66. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken (AKThB) am 5.

September 2013 in Bamberg zu Grunde. Auf vielfachen Wunsch von Tagungsteilnehmern wird hier eine überarbeitete Fassung geboten. Dabei wird im Unterschied zum Vortrag auf die Schilderung persönlicher Erfahrungen weitgehend verzichtet, stattdessen werden auf der Grundlage der Diskussion mit den Tagungsteilnehmern einige Punkte vertieft. Der Autor bedankt sich ausdrücklich für die zahlreichen Hinweise und Anregungen durch Mitglieder der AKThB.

- 2 Vgl. den Bericht und die Beiträge im Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken 42 (1995), 11-97.
- 3 Vgl. beispielsweise Ernst Dohls, Ein leises Servus, in: Christ & Welt. Wochenzeitung für Glaube, Geist und Gesellschaft. Ausgabe 03/2013 (<http://www.christundwelt.de/themen/detail/artikel/ein-leises-servus/> [letzter Abruf: 09.09.2013]).
- 4 Exemplarisch sei hier nur die Übergabe eines Großteils der Bibliothek des Klosters Benediktbeuern an andere Institutionen in Folge der Einstellung des Lehrbetriebs der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos im Sommer 2013 genannt: Laut einer Pressemitteilung des Ordens (<http://www.kloster-benediktbeuern.de/Aktuelles/Salesianer-Don-Boscus-uebergeben-Grossteil-der-Bibliothek-Benediktbeuern> [letzter Abruf: 09.09.2013]) gehen rund 265.000 Bände als Schenkung an die Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI. der niederösterreichischen Zisterzienserabtei Heiligenkreuz. Rund 35.000 schwerpunktmäßig sozialpädagogische Fachbücher aus dem Bestand der bisherigen Bibliothek der PTH Benediktbeuern übernimmt die Katholische Stiftungshochschule (KSFH). Die Bibliothek des früheren Augsburger Bischofs Dr. Joseph Freundorfer (1894 – 1963), rund 6.500 Bände, geht in den Besitz der Diözese Augsburg über. Im Eigentum der Salesianer Don Boscos und damit am Standort Benediktbeuern erhalten bleiben rund 43.500 Bände, deren Verwaltung, nach Angaben des Ordens, derzeit noch geklärt wird (vgl. ebd.).

- 5 Vgl. Jean Greisch, Art. Vorverständnis, in: LThK3, Bd. 10, Sp. 905.
- 6 Vgl. c. 634 § 2 CIC, wonach die Orden jede Form der Güteranhäufung vermeiden sollen.
- 7 Abgedruckt in diesem Heft, S. 468-471 [Im Folgenden: *Leitlinien*]. – Bereits 2009 hat die Deutsche Bischofskonferenz Leitlinien zur Bewahrung von gefährdeten Bibliotheksbeständen, die von der AKThB erarbeitet wurden, auf der Frühjahrs-Vollversammlung vom 2. bis 5. März 2009 „zustimmend entgegengenommen und empfohlen, sie als Rahmenempfehlungen in den Diözesen zugrunde zu legen“ (Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 99 vom 30. Juni 2009, in: http://www.akthb.de/2009_leitlinien_dbk.pdf [letzter Abruf: 18.09.2013]). Die jüngst erarbeiteten Leitlinien für Bibliotheksbestände aus Orden und Kongregationen knüpfen in Aufbau und Inhalt an dieses Dokument von 2009 an und wollen offensichtlich durch einige spezielle Regelungen und Empfehlungen der besonderen Situation von Ordensbibliotheken Rechnung tragen.
- 8 Vgl. etwa CIC cc. 413; 486-488 (Diözesanarchiv); 489-490 (Bischöfliches Geheimarchiv); 491 § 1 (Archive der Kathedral-, Kollegial- und Pfarrkirchen); 491 § 2 (historisches Diözesanarchiv); 535 § 4 (Pfarrarchiv).
- 9 Idealtypischer Weise sammeln Bibliotheken planmäßig. Ihre Ordnung erfolgt deduktiv nach dem Pertinenzprinzip (sachthematische Gliederung). Archive übernehmen das aus dem Geschäftsgang einer Behörde oder anderen registraturbildenden Stelle erwachsende Schrift- und Dokumentationsgut, sofern dies von bleibendem Wert ist. Die Erschließung eines Archivs erfolgt historisch induktiv nach dem Provenienzprinzip.
- 10 Vgl. für das Diözesanarchiv c. 486 § 2 CIC.
- 11 Art. 101 § 2 PastBon.
- 12 Veröffentlicht in dt. Übers. in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Kirchliche Bibliotheken in der Sendung der Kirche*. Schreiben der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche vom 19. März 1994. Dokumentation der Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft der Katholisch-Theologischen Bibliotheken am 17. Juli 2002 in Wiesbaden-Naurod, Bonn 2003 (= Arbeitshilfen 168), 7-28.
- 13 Zu den Wesensmerkmalen eines Gesetzes vgl. Joseph Listl, Die Rechtsnormen, in: HdbKathKR2, 102-118, 107f.
- 14 Norbert Feldhoff, Erwartungen an ein wissenschaftliches Bibliothekswesen der katholischen Kirche aus diözesaner Perspektive, in: *Arbeitshilfen 168* (wie Anm. 12), 49-63, 50.
- 15 GS OFM (2010), Art. 28 § 2.
- 16 Vgl. hingegen den Titel der Leitlinien.
- 17 Vgl. c. 573 § 2 CIC. – Die Institute des geweihten Lebens werden unterteilt in *Religioseninstitute* (c. 607 § 2 CIC) und *Säkularinstitute* (c. 710 CIC).
- 18 Vgl. CIC cc. 634 § 1 (Religioseninstitute); 718 (Säkularinstitute); 741 § 1 (Gesellschaften des apostolischen Lebens).
- 19 Vgl. c. 1256 CIC.
- 20 Die Rechtsstellung als öffentliche juristische Person *kirchlichen Rechts*, die den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens sowie ihren jeweiligen Untergliederungen von Rechts wegen zukommt, ist von der zivilen Rechtsstellung als Körperschaft des öffentlichen Rechts zu unterscheiden, die einer Reihe von Ordensgemeinschaften staatlicherseits in Deutschland verliehen wurde.
- 21 Vgl. hierzu zuletzt etwa Cristian Begus, I rapporti tra Ordinario del luogo e religiosi nell'ambito dei beni temporali, in: *Commentarium pro Religiosis et Missionariis* 94 (2013), 23-40.
- 22 Leitlinien, 2.
- 23 Vgl. dementsgegen Leitlinien, 4.2.
- 24 Vgl. Gottfried Minkenber, Die Übergabe der Studien- und Zentralbibliothek der Franziskaner Münster als Dauerleihgabe an die Diözesanbibliothek Münster, in: *Mitteilungsblatt AKThB* 43 (1996), 149-150.

- 25 Vgl. Pressestelle Bischöfliches Ordinariat Würzburg, Ein herausragendes Kulturgut. Pressemitteilung vom 17.11.2011; in: <http://www.pow.bistum-wuerzburg.de/details/ein-herausragendes-kulturgut/dfb84bde-acd7-4aa5-a56a-342ffd492496> (letzter Abruf: 09.09.2013).
- 26 Helmuth Pree, Religiösen und deutsches Zivilrecht – vermögensrechtliche Fragen, in: OK 52 (2011), 447-467, 454.
- 27 Vgl. ebd.
- 28 Vgl. Bruno Primetshofer, Ordensrecht auf der Grundlage des CIC 1983 und des CCEO unter Berücksichtigung des staatlichen Rechts der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz, Freiburg i. Brg. 42003, 156.
- 29 Vgl. c. 636 § 2 CIC, der für den Ordensbereich von „Ökonomen und anderen Verwaltern“ (*oeconomi et alii administratores*) spricht.
- 30 Bzw. eine Bibliothekarin; im Folgenden ist die weibliche Form immer zu ergänzen. Lediglich aus pragmatischen Gründen wird auf die Nennung beider Formen verzichtet. Im Übrigen spielt es auch keine Rolle, ob die Bibliothekarin bzw. der Bibliothekar der betreffenden Ordensgemeinschaft angehört oder nicht. Die gesetzlichen Vertretungsregelungen gelten in gleicher Weise für Ordensangehörige, zivile Mitarbeiter und ehrenamtliche Helfer, sofern sie nur jeweils entsprechend bevollmächtigt und beauftragt wurden.
- 31 Vgl. c. 133 § 1 CIC sowie für die Bundesrepublik Deutschland § 134 BGB. – Zur zivilrechtlichen Relevanz der Bestimmungen des kanonischen Rechts hinsichtlich Verwaltung und rechtsgeschäftlicher Vertretung klösterlichen Vermögens im Allgemeinen vgl. Primetshofer, Ordensrecht (wie Anm. 28), 174-180.
- 32 Pree, Religiösen (wie Anm. 26), 455.
- 33 Ebd., 456.
- 34 Vgl. Primetshofer, Ordensrecht (wie Anm. 28), 156.
- 35 Vgl. Helmuth Pree / Bruno Primetshofer, Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung. Eine praktische Handreichung, Wien 2007, 63.
- 36 Leitlinien, 2.
- 37 In dem Dokument, das dem Verfasser von der AKThB zur Verfügung gestellt wurde, fand sich im Übrigen eine fehlerhafte Quellenangabe. Der Beitrag von Helmuth Pree ist 2011 im 52. Jg. der Ordenskorrespondenz auf den S. 447-467 erschienen (s. o. Anm. 26).
- 38 Vgl. Pree / Primetshofer, Vermögen (wie Anm. 35), 144.
- 39 Leitlinien, 2.
- 40 Vgl. c. 1292 § 2 CIC, der zur Gültigkeit der Veräußerung einer *res pretiosa* stets die Erlaubnis des Heiligen Stuhls verlangt.
- 41 Bei Rechtsgeschäften über Ordensvermögen ist stets die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und für die Gesellschaften des apostolischen Lebens zuständig.
- 42 Regula Iuris 15 in VI°, zitiert nach: Pree / Primetshofer, Vermögen (wie Anm. 35), 64, Anm. 130.
- 43 Vgl. ebd.
- 44 Pree, Religiösen (wie Anm. 26), 456f.
- 45 Vgl. ebd., 457.
- 46 Zur Verschränkung von kirchenrechtlichen und zivilrechtlichen Gültigkeitserfordernissen siehe oben Anm. 31.
- 47 Ebd.
- 48 Vgl. Leitlinien, 3.3a.
- 49 Ebd. – Zum staatlichen Recht in der Bundesrepublik Deutschland vgl. Reinhard Mußnug, Schutz des kirchlichen Kulturerbs vor den Kirchen? Geld oder Buch? – Zur Zukunft historischer Bibliotheksbestände, in: Jahrbuch kirchliches Buch- und Bibliothekswesen 4 (2003), 47-55.
- 50 Vgl. Leitlinien, 3.3c.
- 51 Kirchliche Bibliotheken (wie Anm. 12), 13.
- 52 Ebd., 25.
- 53 Siehe oben Anm. 4, 24 und 25.

Aus Rom und Vatikan

Papst bestätigt Unterordnung der Franziskaner unter den Bischof

Papst Franziskus hat die von seinem Vorgänger verfügte Unterordnung der franziskanischen Seelsorge in Assisi unter die Autorität des Ortsbischofs bestätigt. Bei einer Begegnung mit Ordensleuten, Bistumpriestern und Laien der Diözese Assisi sagte der Papst Anfang Oktober, er freue sich, dass die Diözese sich auf der Grundlage der von Benedikt XVI. beschlossenen Neuordnung weiterentwickle. Im November 2005 hatte dieser überraschend verfügt, dass die seit Jahrhunderten allein dem Papst unterstehenden franziskanischen Basiliken in Assisi dem Ortsbischof untergeordnet werden und ihre Seelsorger sich mit ihm abstimmen müssen. Papst Franziskus betonte, es gebe in der Verschiedenheit der geistlichen Gaben und der Dienste nur eine Taufe und einen Geist. In der Gemeinschaft der Verschiedenheit sei der Ortsbischof der „Wächter der Harmonie“. (kna)

Weltweit mehr als 3000 Ordensaustritte im Jahr

Katholische Orden verlieren nach vatikanischen Schätzungen jedes Jahr weltweit mehr als 3.000 Mitglieder durch Austritte. Diese Zahl nennt der Sekretär der vatikanischen Ordenskongregation, Erzbischof Jose Rodriguez Carballo für die Jahre 2008 bis 2012. Vor allem junge Menschen verließen ihren Orden. Haupt-

grund für einen Austritt ist nach Carballos Angaben eine Entfremdung von dessen Gemeinschaftsleben. Die tieferen Ursachen seien jedoch Schnelllebigkeit und Unverbindlichkeit der Moderne. Viele Menschen scheuten vor einer langfristigen Verpflichtung zurück, so der frühere Generalminister des Franziskanerordens. Besonders die Zahl der Ordensfrauen ist in den vergangenen zehn Jahren gesunken. Sie ging von 2001 bis 2011 um rund zehn Prozent von 792.100 auf 713.000 zurück. (kna/dok)

Bischofsweihe für Generalsekretär des Vatikanstaats P. Fernando Vergez Alzaga LC

Papst Franziskus hat am 15. November P. Fernando Vergez Alzaga LC (67) zum Bischof geweiht. Der Legionär Christi war im August zum Generalsekretär des Vatikanstaats ernannt worden. Den Bischofstitel hatte der Papst ihm jedoch erst zwei Monate später zuerkannt. Die nachträgliche Ernennung hatte Spekulationen über den Bischofsrang für leitende Verwaltungsmitarbeiter des Vatikan ausgelöst. Gemäß der neuen Linie, dass nicht alle führenden Vatikan-Persönlichkeiten die Bischofswürde erhalten müssen, war dessen Ernennung zunächst ohne die hierarchische Nominierung erfolgt. Als Begründung für die spätere Zuweisung des Bischofstitels hieß es, als stellvertretender Verwaltungschef des Vatikanstaats sei Vergez auch für die Seelsorge unter den dort tätigen Mitarbeitern zuständig. (kna)

Aus der Weltkirche

Großbritannien

Die katholische ökumenische Gemeinschaft „Chemin Neuf“ bekommt einen Platz im Amtssitz des anglikanischen Primas. Von Januar an sollten vier Mitglieder der Bewegung im Lambeth Palace leben und an den täglichen Gebeten mit Erzbischof Justin Welby (57) teilnehmen, gab dessen Büro in London bekannt. Die Kirche müsse ihre „gottgegebene Einheit verwirklichen“, sagte Welby. Er hoffe, dass die Lebens-, Gebets- und Studiengemeinschaft „Früchte für uns und für die Kirche“ bringe. Zu den vier Personen gehören eine katholische Ordensfrau, ein lutheranischer Anwärter für das Pfarramt und ein anglikanisches Ehepaar. Der Gründer und Leiter von „Chemin Neuf“, der Jesuit Laurent Fabre, sagte, die Initiative des anglikanischen Primas zeuge von „Mut und Weisheit“. Er stellte fest, auf dem langen und schwierigen Weg zur Einheit der Christen habe es oft Überraschungen gegeben. (kna/dok)

Österreich

Franz Lackner OFM (57), bislang Weihbischof in Graz, wird neuer Erzbischof von Salzburg. Die Amtseinführung findet am 12. Januar im Salzburger Dom statt. Der neue Erzbischof gehört dem Franziskanerorden an; nach Studien in Wien und Dublin promovierte er an der römischen Franziskaner-Universität Antonianum. Ab 1999 war er Provinzial seines Ordens in Österreich; gleich-

zeitig lehrte er Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Heiligenkreuz bei Wien. 2002 wurde Lackner von Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof für die Diözese Graz-Seckau berufen.

Niederlande

Für einen niederländischen christlichen Fernsehsender calvinistischer Prägung haben sich fünf junge Frauen bei Schweigeexerzitien „ignatianischer Art“ von Kameras filmen lassen. Das berichtete der Leiter der deutschsprachigen Redaktion von Radio Vatikan, P. Bernd Hagenkord SJ, in seinem Internet-Blog. Eine Schauspielerin, eine TV-Journalistin, eine Musikerin, ein Model und eine „Socialite“ seien dazu eine Woche von einem erfahrenen Jesuiten begleitet worden. Das Programm heißt im Original „Op zoek naar God“ und wurde im Frühjahr dieses Jahres ausgestrahlt. Eine Fortsetzung der Show sei in Arbeit. Vorbild sei eine britische Serie, in der sich bekannte Menschen dem Leben von Mönchen in einem Kloster stellen.

Italien

Der Kapuzinerorden in Italien will den Volksheiligen Pater Pio (1887-1968) zum Kirchenlehrer erheben lassen. Die süditalienische Ordensprovinz in der Heimat des Heiligen hat zu diesem Zweck eine mehrköpfige Kommission eingerichtet. Sie soll prüfen, ob das Vorhaben eine Chance hat. Voraus-

setzung dafür ist ein herausragender theologischer und spiritueller Beitrag zur katholischen Lehre. Zuletzt hatte Papst Benedikt XVI. im vergangenen Jahr Hildegard von Bingen diese Auszeichnung verliehen. (kna/dok)

Türkei

Das Grundstück des historischen Klosters Mor Gabriel soll vermutlich an die syrisch-orthodoxe Glaubensgemeinschaft zurückgegeben werden. Dies teilte der stellvertretende Ministerpräsident der Türkei, Bülent Arinc, mit. Noch im vergangenen Jahr war eine Rückgabe des Klosters abgelehnt worden. Das im Jahr 397 gegründete Kloster Mor Gabriel ist das älteste heute noch existierende syrisch-orthodoxe Kloster.

Darüber hinaus will die türkische Regierung das griechisch-orthodoxe Kloster Sümela an der Schwarzmeerküste restaurieren, um die Aufnahme in die UNESCO-Kulturerbeliste zu erreichen. Seit der Ausweisung der Griechen von der Schwarzmeerküste beim Bevölkerungsaustausch zwischen der Türkei und Griechenland 1923 ist das Kloster verlassen. Die griechisch-orthodoxe Kirche darf jedoch seit 2010 dort mit Genehmigung der türkischen Regierung alljährlich im August einen Gottesdienst feiern. Die Erlaubnis galt als symbolisches Zugeständnis der türkischen Regierung an die Christen.

(kna/ fidesdine/ dok)

Russland

Die russische orthodoxe Kirche beklagt erheblichen Bildungsmangel unter ihrer Geistlichkeit, insbesondere unter den Mönchen. Zu viele stunden der

Wissenschaft misstrauisch gegenüber, kritisierte der Leiter des Außenamtes des Moskauer Patriarchats, Metropolitan Hilarion Alfejew. Die Geistlichen meinten, Gelehrtheit sei verzichtbar für das Seelenheil oder gar unvereinbar mit dem asketischen Klosterleben. Die Kirche brauche mehr Gelehrte, die als Geistliche und Seelsorger auch in verschiedenen Wissenschaften bewandert sind. (cig/dok)

Die Jesuiten schließen ihre Hochschule für Philosophie, Theologie und Geschichte in Moskau. Anfang August wurde der dortige Lehrbetrieb eingestellt. Stattdessen soll Anfang 2014 ein Bildungszentrum für berufliche Weiterbildung gegründet werden. Geplant seien ein- und zweijährige Kurse in den Disziplinen Religion, Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Religionsexperte Roman Lunkin von der Russischen Akademie der Wissenschaften bedauerte das Ende der Hochschule. Sie habe „viele liberale Professoren, darunter auch orthodoxe Geistliche,“ angezogen. Das Institut sei eine „Brutstätte der katholischen Kultur in Russland gewesen“. (orden heute/ dok)

Syrien

Während die Dramatik der Ereignisse in Syrien bei Redaktionsschluss unverändert ist, verschlechtert sich die Situation der Christen des Landes zunehmend. Das zeigen unter anderem Berichte von Mitte September 2013 über die Zerstörung des christlichen Dorfes Maalula, einer der ältesten Stätten der Christenheit. In Videos des Syrischen Medien-Zentrum der Opposition war zu erkennen, dass sich die Zerstörung



besonders auf die Klöster der Stadt zu konzentrieren schienen. Nach der christlichen Enklave Maalula wurde im Oktober auch der bekannteste christliche Wallfahrtsort Syriens, Sednaya, von den Kämpfen bedroht. Dort befinden sich unter anderem das Sednaya Kloster, das seit dem Mittelalter neben Jerusalem der berühmteste Pilgerort des Mittleren Osten ist, sowie das Ephaimkloster (Mor-Apgram-Kloster).

(kap/kna/rv/dok)

Kongo

Die kongolesische Ordensfrau Angélique Namaika hat am 30. September den diesjährigen Nansen-Flüchtlingspreis des UN-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR) erhalten. Das teilte die Organisation am Dienstag in Genf mit. Die 46-jährige Augustinerin wird für ihren Einsatz für Frauen und Mädchen geehrt, die vor Rebellen der Lord's Resistance Army im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo fliehen mussten oder von ihnen entführt wurden. Der Preis ist nach dem ersten Flüchtlingskommissar des Völkerbundes und norwegischen Polarforscher Fridtjof Nansen (1861-1930) benannt. Er ist mit 100.000 Dollar (umgerechnet 75.000 Euro) dotiert. UN-Flüchtlingshochkommissar Antonio Guterres erklärte, Namaika arbeite „unermüdlich, um Frauen und Mädchen zu helfen, die durch ihre Traumata, ihre Armut und ihre Vertreibung extrem verwundbar sind“. Die Ordensfrau war 2009 selbst durch Kämpfe vertrieben worden. 2012 gründete sie im Bistum Dungu ein „Zentrum für Reintegration und Entwicklung“, um Frauen eine Berufsausbildung zu ermöglichen.

Südkorea

Das buddhistische Oberhaupt des südkoreanischen Ordens Jogye, Jinje Seonsa, hat Mitte November 2013 den katholischen Wallfahrtsort Chon Jin Am besucht. In dem Wallfahrtsort befinden sich die Gräber von fünf Märtyrern, die die katholische Kirche in Korea gegründet haben. Jinje Seonsa sagte bei seinem Besuch, die Heilige Jungfrau Maria sei ein „Zeichen für den Frieden in der Welt“. Der Besuch wird als Annäherung zwischen Christen und Buddhisten in Südkorea angesehen. Das Verhältnis zwischen buddhistischen Orden und südkoreanischen Christen gilt seit 2011 als angespannt, als buddhistische Protestgruppen die lokalen Verwaltungen anklagten, eine pro-christliche Politik zu verfolgen.

(asianews/rv)

Japan

Drei Ordensfrauen wollen in der Nähe des havarierten Atomreaktors von Fukushima einen Konvent gründen. Die Frauen, die unterschiedlichen katholischen Ordensgemeinschaften angehörten, wählten die Stadt Minamisoma, knapp 25 Kilometer vom Unglücksort entfernt, als neuen Sitz und wollten ihr Gemeinschaftsleben im Oktober aufnehmen. Ein Teil des Stadtgebiets von Minamisoma liegt noch in der Evakuierungszone, die nach dem Nuklearunfall vom März 2011 eingerichtet wurde. Mehr als ein Drittel der ursprünglich 70.000 Einwohner kehrte bis heute nicht zurück.

(kna/dok)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Die neue Generaloberin der Schwestern der Christlichen Liebe, Sr. Maria del Rosario Castro, hat *Sr. Maria Ancilla König* zur Provinzoberin der Deutschen Ordensprovinz ernannt. Sie übernahm das Amt am 7. November 2013 von Sr. Anna Schwanz.

Am 3. November 2013 wurde der derzeitige Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonferenz, *Hermann-Josef Kugler O.Praem.*, für 10 Jahre als Abt von Windberg wiedergewählt.

Die Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg haben am 2. November 2013 im Rahmen ihre Provinzkapitels *Sr. M. Beda Rauch* zur neuen Provinzoberin für 6 Jahre gewählt. Sie übernimmt die Aufgabe von Sr. M. Esther Mayr OFM.

Sr. M. Ursula Hüllen wurde am 25. Oktober 2013 vom 15. Generalkapitel der Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu im Amt der Generaloberin für weitere sechs Jahre bestätigt.

Die Delegierten des 33. Generalkapitels der Barmherzigen Brüder von Maria-Hilf in Simmern haben am 25. Oktober 2013 *Br. Peter Berg* erneut zum Generaloberen der Kongregation gewählt.

Am 21. September 2013 wählte das Generalkapitel des Servitenordens *P. Gott-*

fried M. Wolff OSM zum Generalprior. Der bisherige Provinzial der Tiroler Ordensprovinz nahm bislang sein Amt vom Kloster in Gelsenkirchen-Buer aus wahr, das heute zu dieser Ordensprovinz gehört. Er war zugleich seit 2009 in Gelsenkirchen-Buer als Kaplan tätig. P. Wolff stammt aus Bayreuth. Er legte 1984 die feierliche Profess ab und wurde 1988 in Regensburg zum Priester geweiht. Von 1997 bis 2000 war P. Gottfried Vikar des Deutschen Vikariats der Serviten, von 2000 bis 2006 Delegat der Deutschen Delegation.

Am 4. September 2013 hat das Provinzkapitel der Herz-Jesu-Missionare in Salzburg *P. Andreas Steiner MSC* zum neuen Provinzial der Süddeutsch-Österreichischen Provinz gewählt. Er übernahm das Amt als Nachfolger von P. Walter Lickleder. P. Steiner hatte das Amt des Provinzials bereits von 1998-2007 inne.

Anfang September 2013 tagte im Kloster Weltenburg das Generalkapitel der Bayerischen Benediktinerkongregation. Die Mitglieder bestätigten den Abt des Klosters Ettal, *Barnabas Bögle OSB*, für weitere vier Jahre im Amt des Abtpräses. Die Eröffnung des Generalkapitels war mit den Feierlichkeiten zur Erinnerung an die Wiedererhebung des Klosters Weltenburg zur Abtei vor 100 Jahren verbunden, zu denen auch der



Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer angereist war. (dt/donaukurier)

Die Generaloberin der Congregatio Jesu, Sr. Jane Livesey CJ, hat *Sr. Sabine Adam CJ* zur neuen Provinzoberin für Mitteleuropa ernannt. Sr. Sabine übernimmt das Amt im Januar 2014 von Sr. Angela Fries CJ. Die neue Provinzoberin ist Sonderpädagogin sowie Gemeindefereferentin und gehörte bisher als Erste Stellvertreterin der Provinzoberin der Provinzleitung an.

Am 11. September 2013 wählte das Generalkapitel der Franziskanerinnen der ewigen Anbetung (Schwäbisch Gmünd) *Sr. M. Regina Waibel* erneut für weitere sechs Jahre zur Generaloberin.

Die Schwestern des Klarissenklosters Paderborn haben am 10. September 2013 *Äbtissin Anna M. Dicke OSC* für eine weitere Amtszeit wiedergewählt.

Das Provinzwahlkapitel der Mauritzer Franziskanerinnen hat Ende August 2013 *Sr. M. Herbertis Lubek* zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie hat das Amt am 5. Oktober von Sr. M. Birgitte Herrmann übernommen.

Die Kapitularinnen des Generalkapitels der Schwestern des Erlösers haben am 12. August 2013 *Sr. M. Monika Edinger CSR* zur neuen Generaloberin der Kongregation gewählt. Sie löst in diesem Amt Sr. M. Juliane Friedrich ab. Sr. Monika gründete und leitete in Bad Kissingen die „Geistliche Jugend- und Familienbegegnung Wirbelwind“ und gehört seit 2007 als Generalassistentin zum Leitungsgremium der Kongregation.

Amtsantritt von Nuntius Eterovic in Deutschland

Der neue Apostolische Nuntius in der Bundesrepublik Deutschland, Erzbischof Nikola Eterovic (63), hat mit der Akkreditierung beim Bundespräsidenten sein Amt offiziell angetreten. Eterovic war im September zum Nachfolger des Apostolischen Nuntius Erzbischof Jean-Claude Pèrisset berufen worden. Abt Hermann Josef Kugler O.Praem. hat ihm in einem Willkommensschreiben die Unterstützung der Deutschen Ordensobernkonzferenz zugesagt. Der neue Nuntius wurde 1951 im heute kroatischen Pucisca geboren und trat 1980 in den Diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls ein. Von 2004 bis 2013 war Eterovic Generalsekretär der Bischofssynode in Rom.

orden.de jetzt auch auf Facebook präsent

Am 29. Oktober 2013 hat die DOK ihre Präsenz „orden.de“ im sozialen Netzwerk Facebook freigeschaltet. Die Seite wird redaktionell betreut durch die Pressestelle im Haus der Orden. Besondere Berücksichtigung findet in den ersten Monaten der für den 10. Mai 2014 geplante bundesweite Tag der offenen Klöster.

Vernetzungstreffen

Am 20. September 2013 fand in Nürnberg erstmalig ein „Vernetzungstreffen“ zwischen der Konferenz der missionierenden Orden (KMO) und weiteren Ordensleuten statt, die in weltkirchlichen Organisationen aktiv sind. Die Begegnung mit über 30 Teilnehmern diente

dem gegenseitigen Kennenlernen und bot Einblicke in die Arbeitsfelder der verschiedenen Einrichtungen. Die KMO wurde gebeten, die Möglichkeiten für ein gemeinsames Schulungsprojekt zur fachlichen Fortbildung im Bereich der missionarischen Arbeit zu prüfen. Für die Zukunft sind weitere Veranstaltungen dieser Art geplant.

Website zum ersten bundesweiten Tag des offenen Klosters freigeschaltet

Erstmals öffnen am 10. Mai 2014 Klöster in ganz Deutschland ihre Türen und laden zum Tag der offenen Klöster ein. Im November wurde in Bonn die Homepage www.tag-der-offenen-klöster.de freigeschaltet. Besucher der Seite finden dort zahlreiche Klöster und Gemeinschaften, die an diesem Tag Veranstaltungen anbieten. Die Ordenshäuser können durch verschiedene Suchfunktionen wie eine Landkarte, über Postleitzahlen oder per Direktsuche erreicht werden. Bei Redaktionsschluss hatten sich bereits über 50 Klöster registriert. Im Laufe des nächsten halben Jahres wird das Angebot kontinuierlich ausgebaut und erweitert. Das Programm in den Klöstern wird so vielfältig sein, wie es die Orden selber sind: Hausgemeinschaften laden ein zu Begegnung und selbstgebackenem Kuchen in ihre Wohnung. In großen Abteien besteht die Möglichkeit, Bereiche zu erkunden, die sonst nur den Mönchen und Nonnen zugänglich sind. Überall wo Ordensniederlassungen Einblick in ihr Leben geben, ist auch Raum für Gespräch mit den Nonnen und Mönchen, den Brüdern und Schwestern. Der Vorsitzende der Deutschen Ordensobernkonferenz, Abt Hermann-

Josef Kugler O.Praem., stellt dazu fest: „Wir freuen uns, dass wir erstmalig zeitgleich in ganz Deutschland den Tag der offenen Klöster veranstalten können. Wir möchten damit allen Interessierten zeigen, wie Menschen im Kloster leben und was sie bewegt. Wir sind offen für die Fragen der Besucher. Selbstverständlich können Sie auch die Gebetszeiten der Klöster miterleben. Wir sind davon überzeugt, dass viele diese Gelegenheit wahrnehmen werden.“ Für Informationen stehen Sr. Kerstin-Marie Berretz OP (Sr.Kerstin-Marie@gmail.com) und Br. Jeremias Borgards OFM Cap (berufung@kapuziner.org) zur Verfügung.

Stundengebets-App für Smartphone

Gemeinsam mit dem Deutschen Liturgischen Institut hat der Katholische Pressebund die kurze Fassung des römischen Breviers der Weltkirche, das „Kleine Stundenbuch“ auf das Smartphone gebracht. Nutzer von iPhone und Android-Geräten erhalten so die Möglichkeit, überall am Gebet der Kirche teilzunehmen. Die App steht in Verbindung mit einer online-Version des Stundenbuchs auf der Internetseite katholisch.de. Das neue Angebot tritt an die Seite bereits bestehender Möglichkeiten, das Stundengebet im Internet aufzurufen wie etwa mit dem seitens der Abtei Maria Laach in Verbindung mit dem Bibelwerk erstellten „Te Deum“.

Bayerische Landesausstellung 2018 im Kloster Ettal

Die Bayrische Landesausstellung 2018 zum Thema „Mythos Wald“ wird in



der Benediktinerabtei Ettal stattfinden. Die Ausstellung soll den Wald in allen seinen Facetten zeigen: als Symbol für Freiheit und (Wildschütz-)Romantik, als Rohstoff-Lieferant, als Freizeitreservoir und als Naturschutz-Gebiet. Das Kloster renoviert aus diesem Anlass seinen Südflügel, um rund 1200 Quadratmetern Ausstellungsfläche zur Verfügung stellen zu können. Gerechnet wird mit 100.000 bis 200.000 Besuchern. Abt Barnabas Bögle erklärte, dass das Kloster die große Herausforderung, eine solche Ausstellung zu organisieren, gern angehe.

Malteserorden feiert 900 Jahre Souveränität

Der Malteserorden feierte am 31. August 2013 im Berliner Dom zusammen mit den Johannitern seine 900-jährige Tradition kirchlicher Eigenständigkeit. Zu den Gästen des Ökumenischen Gottesdiensts, unter Leitung von Kardinal Rainer Maria Woelki und Bischof Markus Dröge, zählte auch Bundespräsident Joachim Gauck. Johanniter- und Malteserorden führen ihre weitgehende Unabhängigkeit in der Kirche auf ein 1113 veröffentlichtes päpstliches Dokument zurück. Nach dem Zweiten Weltkrieg gründeten sie die Hilfswerke Johanniter-Unfallhilfe und Malteser Hilfsdienst. Sie sind Träger sozialer und medizinischer Einrichtungen wie Rettungs- und Krankentransportdiensten. (kna/dok)

Geisenheimer Ursulinen umgezogen

Die Ursulinen des Klosters St. Josef in Geisenheim sind im Juli 2013 in eine neue Unterkunft umgezogen, die ein

altersgerechtes Zusammenleben der Schwestern weiterhin ermöglicht. Die separate Konventsetage ist einem Pflegeheim der Caritas benachbart. Die rechtliche Vertretung der Gemeinschaft von derzeit sieben Schwestern liegt bei der Präsidentin der Föderation; sie hat diese auf dem Wege der Subdelegation auf Sr. Brigitte Werr OSU übertragen. (osu)

Verlegung von Provinzialaten

Nachdem sich die beiden Provinzen Aachen und Neuss der St. Alexianerbrüder im Jahr 2008 zur neuen „Alexius-Provinz in Deutschland“ zusammengeschlossen haben wurden nun die Rechtsträger miteinander verschmolzen und in „Ordensgemeinschaft der Alexianerbrüder e.V.“ umbenannt. Im Zuge dessen wurde der Sitz des Provinzialates zum 1. Oktober 2013 von Aachen nach Münster verlegt.

Bereits im März diesen Jahres verlegten die Comboni-Missionare ihr Provinzialat von Bamberg nach Nürnberg. Am 19. März weihte der Bamberger Erzbischof Dr. Ludwig Schick das neue Missionshaus in der dortigen Scharrerstrasse ein.

Wallfahrtskapelle in Vallendar-Schönstatt verschenkt

Die Schenkung der Wallfahrtskapelle in Vallendar-Schönstatt von der Gemeinschaft der Pallottiner an die Schönstattbewegung ist am 22. September 2013 im Rahmen einer Vesper gefeiert worden. Die Vesper diente als feierlicher Akt und offizielle Übergabe für den am 22. Mai 2013 gefassten Beschluss der pallottinischen Provinzversammlung, der Schönstattbewegung zu ihrem

100jährigen Bestehen 2014 die Marienkapelle anzuvertrauen. (sac)

Internationales Leitungstreffen der Benediktiner in Beuron

Mitte September fand im Kloster Beuron die Synode der Abtpräsidien der Benediktiner statt. Unter der Leitung von Abtprimas Notker Wolf versammelten sich die Leiter der 19 Benediktinerkongregationen aus der ganzen Welt für eine Woche gemeinsamer Beratung. Themen waren unter anderem die Weiterentwicklung der römischen Benediktinerhochschule zur Universität und die Zukunft der Klöster in Zeiten schwindender Mitgliederzahlen. (osb)

Mutter Maria Theresia Bonzel OSF seliggesprochen

Am 10. November 2013 ist Mutter Maria Theresia Bonzel OSF, Ordensgründerin und langjährige Generaloberin der Olper „Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung“, in Paderborn seliggesprochen worden. Im März 2013 hatte der Vatikan offiziell den Abschluss des 1961 eingeleiteten Seligsprechungsverfahrens angekündigt. Seinen Abschluss fand das Verfahren nun im Jubiläumsjahr der Gemeinschaft, die am 20. Juli 2013 ihr 150-jähriges Bestehen gefeiert hat. Informationen zur Seligsprechung bietet die Internetseite www.maria-theresia-bonzel.de (vgl. dazu auch OK 2/2013, S. 232).

Sternberg: Kirche muss wichtige Bauherrin bleiben

Der CDU-Politiker und Sprecher für kulturelle Grundsatzfragen im Zent-

ralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), Thomas Sternberg, hat die Kirche als Bauherrin auch großer Projekte verteidigt. Kirchenbauten hätten eine Bedeutung für die gesamte Bevölkerung, erklärte Sternberg laut Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz. Zugleich habe die Debatte um die Limburger Angelegenheiten zu Recht die Fragen nach Finanzierung und der notwendigen Kontrolle durch Gremien aufgeworfen. Sternberg äußerte sich bei einem Werkstattgespräch von Bischofskonferenz und ZdK über Architekturqualität und Raumvermittlung in Maria Laach am 14. November 2013.

Neue 100-Euro-Goldmünze zeigt Reste des Klosters Lorsch

Das Torhaus der ehemaligen hessischen Benediktinerabtei Lorsch wird ab Oktober 2014 auf einer 100-Euro-Goldmünze zu sehen sein. Die Münze ist die elfte Ausgabe einer 2003 begonnenen Münzserie, die UNESCO-Welterbestätten in Deutschland würdigt, wie das Bundesfinanzministerium in Berlin mitteilte. Lorsch erinnert im kommenden Jahr an die Gründung der Abtei vor 1.250 Jahren im Jahr 764. Am UNESCO-Welterbe Kloster Lorsch werden derzeit umfangreiche Umgestaltungen vorgenommen. Geplant ist eine offene Rasenfläche, in der die ehemals vorhandenen Gebäude durch Abdrücke kenntlich gemacht werden. Die Freistellung der wenigen klosterzeitlichen Gebäude, Torhalle, Klostermauer und Kirchenfragment, soll deren Bedeutung in den Vordergrund treten lassen.



...Neue Bücher

Josef Hohenauer

Maximilian Burger (1893 – 1935)

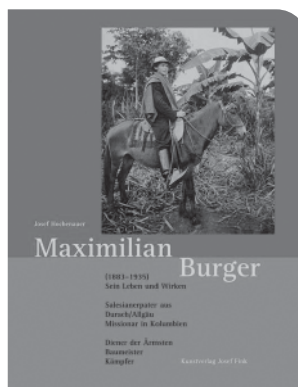
Sein Leben und Wirken. Salesianerpater aus Durach/Allgäu, Missionar in Kolumbien, Diener der Ärmsten – Baumeister – Kämpfer
Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2013. – 144 S.

Der im Allgäu wohnende Pfarrer Josef Hohenauer verfasste eine umfangreiche Lebensbeschreibung des aus Durach stammenden Salesianermissionars P. Maximilian Burger (1893-1935). Das 2013 erschienene Buch, ein Heldenlied auf einen Apostel der Aussätzigen und Diener der Ärmsten in Kolumbien, bringt die eigentliche Biographie von P. Burger, den ersten Teil des Buchs, auf den Seiten 8-62, und gestaltet ihn durch ein reiches Bild- und Dokumentationsmaterial informativ und anschaulich.

Der zweite Teil des Buchs, „Auf Spurensuche nach Pater Maximilian Burger in Kolumbien“ (S.63-114), bietet einen ebenfalls reich bebildeter Bericht des Geistlichen Rats Josef Hohenauer über seine Reise in das südamerikanische Land im Juni/ Juli 2011.

Ein Nachtrag bietet Dokumente zur Herkunft von P. Burger und Zeugnisse aus seiner Schulzeit (S.118-124). Dazu kommt eine Kurzbiographie des heiligen Johannes Bosco (1815-1888), als dessen geistlicher Sohn P. Burger als Missionar und Kämpfer für die Ärmsten wirkte (S.125-132). Ferner wird das Leben des ersten Nachfolgers Don Boscos, des seligen Michael Rua (1837-1910), besprochen, unter dem Maximilian Burger 1902 in die Kongregation der Salesianer Don Boscos eintrat (S.133-137). Es folgt ein Exkurs über das heroischen Leben des seligen P. Damian de Veuster (1840-1889) als Vorbild der salesianischen Aussätzigenseelsorger in Kolumbien (S.27f.). Die letzten Seiten des Buchs (S.140-144) sind überschrieben. „Die Pfarrgemeinde Durach mit Pfarrer Josef Gomm erinnert sich an ihren großen Sohn“. Eingeleitet wird das Buch von Grußworten des Bischofs von Augsburg, Dr. Konrad Zdarsa (S.5), und des Bürgermeisters von Durach, Herbert Seger (S.7).

Der kleine Max, der aus einer kinderreichen Bauernfamilie entstammt, verlor schon mit zwei Jahren seine Mutter und mit fünf Jahren seinen Vater. Er fand dann liebevolle Aufnahme in der verwandten Familie Gratz in Untersonthofen. Da diese kinderlos blieb, wollte Anton Gratz dem jungen Maximilian einmal seinen Hof überge-



ISBN 978-3-89870-815-9.
EUR 9.80.

ben. Dieser aber hatte vom Spätberufenenwerk der Salesianer in Piemont erfahren und wollte dort den Weg zum Priestertum einschlagen. Der Stiefvater stimmte schweren Herzen zu. So reiste Max 1899 nach Italien in das Spätberufenenseminar in Cavaglia, das später nach Penango verlegt wurde. Dort erhielten zahlreiche junge Männer aus dem deutschen Sprachraum ihre Gymnasialausbildung. Nach dem Noviziatsjahr 1902/03 in Lombriasco legte der junge Allgäuer seine ersten Gelübde ab und erhielt die Erlaubnis, in der Aussätzigenmission in Kolumbien zu arbeiten. Erste Station war dort Mosquera, wo Max Philosophie und Theologie studierte. Am 29. Juli 1910 empfing er in Ibaqué die Priesterweihe. Von 1910 bis 1914 wirkte der seeleneifrige Neupriester in dieser Stadt. Der einsatzfreudige P. Burger stürzte sich in die pastorale Arbeit und zeigte auch als Baumeister von großen Kirchen an allen seinen Wirkungsorten diese seine besondere Begabung. Die zweite Station, diesmal als Direktor, Pfarrer und wiederum als Bauherr der neuen Pfarrkirche, war in den Jahren 1914-1923 das Aussätzigendorf Contratación. Neben der aufreibenden Seelsorgsarbeit, besonders auch als beliebter Beichtvater, baute er auch ein Aussätzigenheim, Schwesternhäuser, Spitäler und Kapellen. Von 1923 bis 1930 übernahm er die Leitung des zweiten großen Aussätzigenhilfswerks in Agua de Dios. Sein letzter Posten, wiederum Contratación, von 1930 bis seinem Tod 1935 zehrte die letzten Kräfte des unermüdet wirkenden Seelsorgers auf. Er starb an Erschöpfung infolge seiner jahrelangen Überarbeitung mit nur 52 Jahren am 10. Juni 1935. Unter großer Teilnahme der Bevölkerung wurde der beliebte Seelsorger wie ein Heiliger in einem großen Leichenzug durch Contratación in die von ihm erbaute Pfarrkirche übertragen und dort beigesetzt. Sein vorbildliches Lebenswerk, vor allem in Dienst der Aussätzigen, würdigt der abgedruckte Totenbrief des Provinzials Giuseppe Bertola vom 15. Juni 1935 (S.59-62).

Im zweiten Teil des Buchs (S.63-114) berichtet Pfarrer Josef Hochenauer detailliert und wiederum mit reichem Bildmaterial von der „Spurensuche nach Pater Maximilian Burger in Kolumbien“ bei seiner teilweise abenteuerlichen Reise im Juni/ Juli 2011. Er besuchte dabei alle Stationen des priesterlichen Wirkens von P. Burger und befragte die wenigen noch lebenden Zeitzeugen über ihre Erlebnisse mit dem großen Missionar, Seelsorger, Kämpfer und Baumeister.

In der gegenwärtigen Zeit, wo man so viel Negatives von der Kirche berichtet, erscheint es höchst notwendig, auch die viel größeren positiven Seiten kirchlichen Lebens aufzuzeigen. Das kann geschehen vor allem anhand von Beispielen vorbildlich gelebten, heroischen Christseins im Dienst der Ärmsten der Armen. Aus diesem Grund ist es zu begrüßen, wenn heute, wie es in dem Buch über P. Maximilian Burger geschieht, das Leben und Wirken solch heroischer Gestalten der Kirche an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert herausgestellt werden. Diese Menschen wurden zwar von der Kirche nicht seliggesprochen, aber in ihrer Umgebung haben sie als leuchtende Zeichen der vorbildlich gelebten christlichen Liebe ihr Christsein glaubwürdig verwirklicht. Aus diesem Grund sind auch diesem interessanten Buch über den Aussätzigenapostel P. Maximilian Burger viele aufmerksame Leser zu wünschen, die sich auch zur Nachahmung solch vorbildlich gelebten Christseins anregen lassen.

Otto Wahl SDB

Reinhard Abeln

Der heilige Franziskus

Leben – Legenden – Bedeutung (Topos Taschenbücher Bd. 821)

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus, 2012 – 96 S.

Das Buch „will bekannt machen mit einem Menschen, der zwar vor fast acht Jahrhunderten gelebt hat, aber bis zum heutigen Tage nichts an Ausstrahlung und Aussagekraft verloren hat“, so Reinhard Abeln in seiner Vorbemerkung. Er beginnt mit einer Lebensbeschreibung des Franziskus, die aber schon munter mit Geschichten und Legenden gefüllt wird, was eigentlich erst im nächsten Kapitel vorgesehen ist. Dort werden Legenden aus den franziskanischen Quellenschriften kommentarlos aneinander gereiht (wie Franziskus einer Frau seinen Mantel schenkte, Wasser aus dem Felsen, der Wolf von Gubbio usw.). Im Abschnitt „Geschichten und Erzählungen“ zitiert Abeln Episoden über Franziskus von Felix Timmermanns, Lene Mayer-Skumanz, Gertrud von Le Fort, Jacques Bénigne Bossuet und Eduard Imhof. Es folgt eine Zusammenstellung aus den Quellenschriften über die Verehrung, die Franziskus zu seinen Lebzeiten zuteil wurde. Der Autor erwähnt Darstellungen des Heiligen in der bildenden Kunst und beschreibt mit Blick auf mehr oder weniger bekannte Gemälde seine Ikonographie, zu der auch Darstellungen des Franziskus mit Reichsapfel gehören sollen (S. 51). Franziskus ist der Patron Italiens und aller, die sich irgendwie auf ihn berufen. Dann wird Franziskus Rolle für das Brauchtum dargestellt; ist er doch der Erfinder der Weihnachtskrippe und der Patron des Welttierschutztages. Wieder gibt es nur Legenden. Auf S. 61-76 kommt der Heilige durch seine Gebete und ausgewählte Zitate aus seinen Schriften unverfälscht selbst zu Wort. Die Bedeutung des heiligen Franziskus, der das letzte Kapitel gewidmet ist, macht der Autor an den Begriffen Gottvertrauen, Gebetsfreude, Demut, Freude und Liebe fest: „Franz von Assisi war einer der großartigsten Menschen, die es je gegeben hat“ (S. 77). Hier verfällt der Verfasser in einen Predigtton und wird moralinsauer belehrend: „Gott hat in Jesus zu uns sein Ja gesagt. Nun erwartet er unser Ja als Antwort – ein Ja, das wie bei Franz von Assisi frei ist von allen Vorbehalten und Einschränkungen. ... Was zählt, das ist nicht unser gelegentliches Versagen, sondern unsere Verlässlichkeit. Jesu Leben sollte dabei immer der Maßstab für die Richtigkeit unseres Tuns sein“ (S. 79). Das Buch ist nur für Leser mit christlichem Hintergrund gedacht (S. 89 „gerade wir Christen sollten...“) und erinnert umso mehr an die überholte Gattung der Traktatliteratur mit dem ihr eigenen Beigeschmack.



ISBN 978-3-8367-0821-0.

EUR 7.90.

Schon zu Buchbeginn fällt auf, dass der Autor neuere Literatur zwar im Verzeichnis aufgeführt, aber nicht zur Kenntnis genommen hat. So, wenn er die Mutter des Franziskus uneingeschränkt zu einer Französin macht (S. 8) oder er Franziskus 1205 nach Rom pilgern lässt (S. 9). Und später: Franziskus war 1209 und nicht 1210 (S.13) in Rom, um sich die erste Lebensform päpstlich bestätigen zu lassen. Er unternahm auch von 1213 bis 1215 keine Reise nach Spanien (S. 15), sondern das Ziel war Marokko (1214 oder 1215).

Das Buch enthält zahlreiche als Zitat gekennzeichnete Stellen, die nicht korrekt wiedergegeben sind. Teilweise erinnert die Wiedergabe von wörtlicher Rede an den Duktus eines Kinderbuchs. Das ist insbesondere da misslich, wo Worte sinnentstellend verkürzt wiedergegeben werden. So schon im Vorwort wo es heißt „Brüder, lasst uns anfangen. Denn bis jetzt haben wir nichts (oder sehr wenig) getan“ (1 Cel 103). Korrekt wäre „Brüder, lasst uns anfangen, Gott dem Herrn zu dienen! Denn“. Oder: So „wie Christus vom Kreuz herab zu ihm sprach: „ Franz stelle mein verfallenes Haus wieder her!“ Franz schaute sich um. ...“ (S. 9./10). Warum nicht nach 2 Cel 10: „Franziskus, geh und baue mein Haus wieder auf, das, wie du siehst, ganz und gar in Verfall gerät.“ Zumal diese Stelle wenig später, beim Traum des Papstes Innozenz III. wieder in ihrem ganzen Sinn gebraucht wird. Ebenso gibt es an mehrere Stellen Zitate, deren Urheber zwar genannt wird, wo aber die genaue Quellenangabe fehlt, z. B. S. 24 bei Romano Guardini.

Die Stärke des Autors liegt in der Zusammenstellung fremder Texte. Dort wo er selbst schreibt wird es schnell krude und zum Schluss belehrend. Franziskus von Assisi ist ein populärer, herausfordernder und unbequemer Heiliger, der eine bessere Kurzdarstellung verdient hätte. Vor allem ist seine Bedeutung für die Gegenwart nicht nur für den einzelnen Gläubigen zu sehen, sondern für die Gesamtkirche, für die Theologie (Theologie der Befreiung, Bewahrung der Schöpfung) und besonders für die Ökumene (Gebet der Religionen in Assisi). Abeln wird seinem eigenen Anspruch nicht gerecht. Er reduziert Franziskus auf Geschichten und Legenden und ihm gelingt es nicht deutlich zu machen, warum Franziskus nach 800 Jahren immer noch aktuell ist. Die von Abeln genannten Bedeutungsbegriffe passen zu vielen Heiligen und sind nicht spezifisch franziskanisch.

Gisela Fleckenstein



Franz Brendle / Fabian Fechner / Anselm Grupp (Hg.)

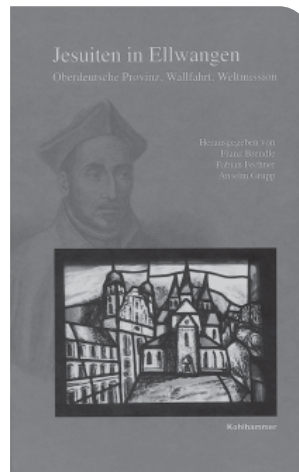
Jesuiten in Ellwangen

Oberdeutsche Provinz, Wallfahrt, Weltmission (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen. 189. Band)
Stuttgart: W. Kohlhammer, 2012 – VII+358 S.

Über 200 Jahre waren die Jesuiten in der Fürstpropstei Ellwangen tätig. 1568 wurde Petrus Canisius von Propst Otto Truchseß von Waldburg zu Predigten in Ellwangen eingeladen. Von Dillingen aus führten die Jesuiten regelmäßig Volksmissionen in Stadt und Umgebung durch. 1611 wurde eine ständige Missionsstation eingerichtet, die 1658 zu einer selbstständigen Residenz umgewandelt wurde. Seit 1729 gab es ein Kolleg der Gesellschaft Jesu in Ellwangen, das nach der Aufhebung des Ordens 1773 als Collegium Ignatianum weitergeführt wurde. In diesen zwei Jahrhunderten prägten die Jesuiten auch das Stadtbild Ellwangers, nicht nur durch den Bau des Kollegs und der Jesuitenkirche, sondern vor allem durch die Errichtung der Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg. Der vorliegende Sammelband geht in drei Abschnitten dieser Geschichte nach.

Zunächst waren die Jesuiten in vorgegebene Strukturen eingebunden. Ellwangen war ein geistlicher Staat mit einem Fürstpropst an der Spitze. Deren Initiative verdankten die Jesuiten die Möglichkeit in Ellwangen zu wirken. Die Präpste ihrerseits waren häufig in Personalunion Bischöfe von Augsburg. Die Beziehung zu diesem Bistum und seiner theologischen Ausbildungsstätte in Dillingen, ebenfalls von Jesuiten getragen, prägten die Tätigkeit in Ellwangen. Die zentrale Leitung des Ordens machte eine regelmäßige Rückbindung an die Ordenskurie in Rom erforderlich. Ellwangen wurde in der Frühen Neuzeit zu einer baulich durch Jesuiten geprägten Stadt. Die Ikonographie in Kirche und Kolleg war spezifisch katholisch und anti-protestantisch ausgerichtet. Die Förderung der Verehrung des heiligen Josef gehörte ebenso dazu wie die der jesuitischen Jugendheiligen Aloysius von Gonzaga und Stanislaus Kostka. Zentral jedoch war die Marienverehrung. Die Jesuiten brachten eine Kopie des Mariengnadenbildes aus Foy in Belgien nach Ellwangen und installierten eine gegenreformatorische Wallfahrt auf dem Schönenberg.

Der dritte Abschnitt des Sammelbandes ist den Jesuiten als Missionsorden gewidmet. Zwei Personen werden ausführlich vorgestellt: P. Philipp Jeningen (1642-1704) und P. Georg Haidelberger (1621-1683), der für die jesuitische Kontroverstheologie



ISBN 978-3-17-022053-9.

EUR 34.00.

des 17. Jahrhunderts steht und dessen Predigt zur Grundsteinlegung der Kirche auf dem Schönenberg ediert wird. Der „gute Pater“ Jeningen war Volksmissionar und Wallfahrtsseelsorger auf dem Schönenberg. Über 20 Mal schrieb er an seinen Generalobern mit der Bitte, ihn nach Indien zu schicken, doch immer vergeblich. Jeningen steht damit aber in einer Reihe mit vielen Jesuiten seiner Zeit, die dem Vorbild des ersten Jesuitenmissionars Franz Xaver folgen wollten. Erst im 18. Jahrhundert wurden mehr deutsche Jesuiten nach Übersee gesandt, unter anderen zwei Ellwanger nach Paraguay.

Geschichtliche, kunsthistorische und theologische Aspekte kommen in dem Sammelband zur Sprache. Immer wieder werden allgemeine Informationen über die Jesuiten in die Beiträge eingeflochten, so dass ein lebendiges Bild der Tätigkeit des Ordens entsteht, der in der Frühen Neuzeit in die Strukturen der Reichskirche eingebunden war und für die Konfessionalisierung des Katholizismus einen unverzichtbaren Beitrag geleistet hat.

Joachim Schmiedl

Hans Otte (Hg.)

Evangelisches Klosterleben

Studien zur Geschichte der evangelischen Klöster und Stifte in
Niedersachsen (Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens. Band 46)
Göttingen: V & R unipress, 2013 – 394 S.

Immo Eberls Urteil, gewonnen aus seiner Studie über die evangelischen württembergischen Klosterschulen, ist klar, nämlich, „dass in der evangelischen Kirche monastisches Leben in der Form der überkommenen Betrachtung desselben erloschen ist und [...] von außen her quasi künstlich am Leben erhalten wird“ (S. 23). Das gilt freilich nur, wenn man eine bestimmte Form des Monastischen anlegt und die Pluralität der Nachfolge Christi einschränkt. Die von Hans Otte versammelten Beiträge zur Weiterexistenz von Klöstern und Stiften unter evangelischem Vorzeichen machen deutlich, wie unterschiedlich die Realisierungen sein konnten. Die Abhängigkeit von den herrschaftlichen Verhältnissen in den heute niedersächsischen Territorien wirkte sich direkt auf die (Weiter-)Existenz von Klöstern aus. Bis heute zeigt sich das etwa im Allgemeinen Hannoverschen Klosterfonds. Manche Klöster



ISBN 978-3-8471-0066-9.
EUR 54.99.

changierten bis ins 17. Jahrhundert zwischen Katholizismus und Protestantismus. Stifte konnten bis zur Säkularisation Kanoniker beider Konfessionen beherbergen. Die Frauenklöster waren zwar in den meisten Fällen Versorgungsinstitutionen für unverheiratete Frauen, denen die Möglichkeit offenstand, das Kloster wieder zu verlassen. Doch die Beiträge zeigen eindrucksvoll, dass während dieses zumindest zum Teil als „Kloster auf Zeit“ zu verstehenden Aufenthalts ein geregeltes geistliches Leben geführt wurde. Die Klöster hatten darüber hinaus auch eine „öffentlich-weltliche Bedeutung im adeligen Standesdenken und im Kontext der Netzwerke des Adels“ (Heike Düsseldorf, S. 236). Das verbindet die evangelischen mit den katholischen Frauenklöstern der Frühen Neuzeit und fordert zu einem interkonfessionellen Vergleich heraus, der noch zu leisten wäre.

Joachim Schmiedl

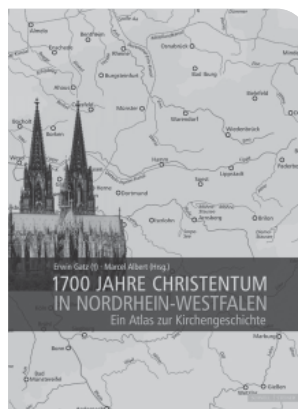
Erwin Gatz (+) / Marcel Albert (Hg.)

1700 Jahre Christentum in Nordrhein-Westfalen.

Ein Atlas zur Kirchengeschichte. Kartographie: Karsten Bremer
Regensburg: Schnell und Steiner, 2013 – 192 S.

Zwei Jahre nach seinem Tod liegt mit dem Atlas zur Kirchengeschichte Nordrhein-Westfalens das letzte Werk des langjährigen Rektors des Campo Santo Teutonico in Rom und erfolgreichen Herausgebers großer Nachschlagewerke, Erwin Gatz, vor. Der Benediktiner Marcel Albert aus Gerleve konnte dieses Opus zum 1700jährigen Gedenken des Christentums auf dem Territorium des bevölkerungsreichsten Bundeslandes fertigstellen. 76 Karten mit ausführlichen Einleitungen geben einen kenntnisreichen Einblick in die Entwicklung kirchlicher Organisation und religiösen Lebens seit dem ersten Beleg eines Kölner Bischofs (313: Maternus).

Die zeitlichen Abschnitte sind gut strukturiert. Nach den Anfängen des Christentums (19-28) wird das kirchliche Leben im Hoch- und Spätmittelalter (29-50) behandelt. Die Bistumsstruktur des heutigen Bundeslandes wird in drei Querschnitten behandelt: für die Zeit unmittelbar vor der Reformation (51-61), für 1750 (79-88) sowie nach der Neuordnung im 19. Jahrhundert (121-130). Ein Schwerpunkt liegt auf der Kartierung des kirchlichen Lebens, und zwar für die Frühe Neuzeit (63-78), für den



ISBN 978-3-7954-2709-2.

EUR 39.95.

Zeitschnitt um 1750 (89-102), für das Kaiserreich (131-146), für Weimarer Republik und Drittes Reich (146-153) sowie für die Bundesrepublik Deutschland (155-183). Die ordensgeschichtlich relativ gut erforschte Zeit vor der Säkularisation wird mit insgesamt zehn Karten sehr gut bearbeitet (103-120). Berücksichtigt ist nicht nur die katholische Kirche, sondern ebenso auch die protestantischen Konfessionen und die alt-katholische Kirche. Wie sich inzwischen die konfessionelle Vielfalt im Stadtbild widerspiegelt, zeigt Karte 70 am Beispiel Wuppertal-Elbefelds.

Ein Gesamtblick auf das christliche Leben im heutigen Nordrhein-Westfalens macht den großen Einfluss der Klöster, Orden und religiösen Gemeinschaften deutlich. Klöster waren Zentren der Missionierung. Sie prägten im Wechsel mit und in Konkurrenz zu Pfarrkirchen das Weichbild der Städte. Sie hatten Besitzungen weit über den unmittelbaren Umkreis hinaus und wurden nicht nur im Mittelalter zu Ausgangspunkten von Erneuerungsbestrebungen. Legt man etwa für die Frühe Neuzeit die Karten für die einzelnen Orden übereinander, so werden Verdichtungen in und um die großen Städte und Bischofssitze ebenso deutlich wie regionale Schwerpunkte. Die folgenreichsten Veränderungen für Nordrhein-Westfalen ergaben sich im Deutschen Kaiserreich, vor allem durch die Industrialisierung des Ruhrgebietes. Die Bevölkerungsexplosion ließ den Anteil der evangelischen Bevölkerung stark ansteigen. Die Pfarreien und Seelsorgebezirke mussten in den Städten, insbesondere im Ruhrgebiet, ausgebaut werden. Die neuen Kongregationen leisteten dazu ihren unverzichtbaren Beitrag, und zwar sowohl in der Krankenpflege wie im Schulwesen. Diese Entwicklung setzte sich bis nach dem Ersten Weltkrieg fort und wurde erst durch das NS-Regime gestoppt. Die jüngste Entwicklung zeigt in eine doppelte Richtung: Einerseits kommt es durch den Rückgang an (vor allem praktizierenden) Mitgliedern zur Notwendigkeit des Rückbaus kirchlicher Institutionen, für die Orden besonders sichtbar an der Aufgabe vieler privater Hochschulen. Auf der anderen Seite ist Kirche nach wie vor gefragt, wie die steigenden Zahlen von Schulen in kirchlicher Trägerschaft und konfessionellen Krankenhäusern zeigen. Daran sind Orden in hohem Maß beteiligt, wenn auch zunehmend nur über die Leitung der Trägerstrukturen.

Joachim Schmiedl



Nicole Hennecke

Caritas und Recht

Eine kanonistische Untersuchung zum caritativen Sendungsauftrag der Kirche (Kanonistische Studien und Texte. 60)
Berlin: Duncker & Humblot, 2012 – 331 S.

Wie verhalten sich Caritas und Kirchenrecht zueinander? In Anbetracht der Grundsätzlichkeit, mit der Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „Deus caritas est“ vom 25. Dezember 2005 den Stellenwert der Caritas für den Sendungsauftrag der Kirche hervorgehoben und am 11. November 2012 mit dem Motu proprio „Intima ecclesiae“ die rechtlichen Folgerungen daraus normiert hat, geht Nicole Hennecke in ihrer im Sommersemester 2011 als Dissertationsschrift angenommenen Studie der Frage nach, welche Konsequenzen sich für das Verhältnis zwischen dem caritativen Sendungsauftrag der Kirche und dem Kirchenrecht ergeben. Sie greift damit eine Thematik auf, die innerhalb der kanonistischen Literatur der letzten Jahrzehnte wenig Beachtung fand.

Auf der Basis systematisch-theologischer Untersuchungen zu den Begriffen Kirchenrecht und Caritas in sprachlicher Abgrenzung zu den Termini Diakonie, Nächstenliebe und Apostolat (20-112) führt die Autorin sowohl universalrechtliche Analysen (113-183) als auch partikular-rechtliche Forschungen zur Situation der Caritas in Deutschland, Österreich und der Schweiz durch (184-258).

Der erste Teil der Arbeit ist der Grundlegung von Kirchenrecht und Caritas gewidmet, wobei der Schwerpunkt deutlich auf der Grundlegung der Caritas liegt. Hennecke schaut zunächst auf das Wesen des Kirchenrechts und fragt nach dem Prägenden des Rechts. Wozu brauchen wir kirchliches Recht und welche Aufgabe kommt ihm innerhalb kirchlicher Strukturen zu? Diesen Fragen geht die Autorin zunächst historisch nach, um dann das Zweite Vatikanische Konzil und die nachkonziliare Entwicklung zu referieren (20-37). Daran schließt sich eine Klärung der Grundlagen der kirchlichen Caritas mit der begrifflichen Abgrenzung der in den biblischen Zeugnissen, den kirchlich-historischen Dokumenten und Codices verwendeten Termini an (38-91). Dabei untersucht sie die verschiedenen Organisationsformen kirchlicher Caritas, d. h. sowohl auf pfarrlicher und diözesaner Ebene, als auch auf der Ebene der Bischofskonferenz und der Gesamtkirche. Diese systematisch-theologische Darstellung mündet in die Darstellung der Enzyklika „Deus caritas est“ und fragt nach den Konsequenzen für das kirchliche Recht (91-112).



ISBN 978-3-428-13769-5.
EUR 54.90.

Aufgrund der Ausarbeitungen zur Grundlegung des Kirchenrecht und der Caritas unter Berücksichtigung der Perspektiven der Enzyklika „Deus caritas est“ widmet sich die Dissertation nun der universalrechtlichen Perspektive, indem der Begriff der Caritas und seine Verwendung sowohl im Codex Iuris Canonici (CIC) von 1917 und 1983 (114–172) als auch im Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium (CCEO) von 1990 (172–182) untersucht wird. Hennecke kann dabei feststellen, dass der Begriff der Caritas entweder als Tugend oder als Werk, also in einem organisierten Sinn, Verwendung findet, wobei eine sprachliche Ungenauigkeit hinsichtlich von Caritas und Apostolat immer wieder nachzuweisen ist. Dabei drängt sich ihr der Eindruck auf, „dass bisweilen die Caritas auch als wahllos theologisch verschönernde Begrifflichkeit eingesetzt wird. Mit anderen Worten: Hinter der Verwendung steht nicht in allen Fällen ein durchdachtes Konzept.“ (182). Der Vergleich der beiden lateinischen Kodifikationen von 1917 und 1983 lässt jedoch eine Weiterentwicklung der Caritas erkennen. Im Gegensatz zum CIC/1917 ist dem CIC/1983 eine Verantwortung aller Christgläubigen, d. h. Laien wie Klerikern, für die Caritas zu entnehmen, auch wenn weder in den alle Christgläubigen betreffenden Gesetzestexten, noch bei den Klerikern allgemein, eine explizite Verantwortung für die Caritas ausgesprochen wird. Aber sie kann im CIC und im CCEO in Ansätzen herausgearbeitet werden. So ist der Autorin nur zuzustimmen wenn sie festhält, dass sowohl der CIC als auch der CCEO einer Profilierung des caritativen Auftrages im Gesamt des Sendungsauftrages der Kirche bedürften (305).

Im dritten Hauptteil der Arbeit bricht Hennecke die gewonnenen Erkenntnisse auf die partikularrechtliche Ebene herunter, indem sie die geschichtliche Entwicklung der organisierten Caritas in Deutschland, Österreich und der Schweiz darstellt (184–258). In diesem interessanten Teil der Arbeit werden sowohl die staatskirchenrechtlichen Grundlagen als auch die rechtliche Struktur der Caritas an konkreten Beispielen aufgearbeitet und dem Leser die jeweiligen Besonderheiten vorgestellt. Für international tätige caritative Einrichtungen ist dieser referierende Vergleich von besonderem Interesse. Gleichzeitig macht die partikularrechtliche Erarbeitung deutlich, dass eine Festschreibung der organisierten Caritas auf eine bestimmte Form nicht sinnvoll ist. Vielmehr sind die jeweiligen Modelle das Ergebnis einer historischen Entwicklung und Reaktion auf zeitgeschichtliche Prägungen, die sich dann auch in den verschiedenen Verbands- und Stiftungsformen kirchlich wie staatlich organisierter Caritas widerspiegeln.

In der Zusammenschau ihrer Ergebnisse (259–300) geht die Autorin dann noch einmal schwerpunktmäßig den in dieser Arbeit immer wiederkehrenden Themenbereichen der Rechtsformen der organisierten Caritas in den jeweiligen Ländern nach und widmet sich dem zweiten Themenbereich, der Verantwortung für die Caritas. In diesem zweiten Punkt sind die heute immer wieder aufflammende Frage der bischöflichen Verantwortung für die Caritas und die daraus herzuleitenden Aufsichtsrechte in den caritativen Einrichtungen ein echtes Reizthema.

Die vorliegende kanonistische Dissertation kann m. E. deutlich machen, dass Caritas und Kirchenrecht keine unüberbrückbaren Gegensätze bilden. Sie stehen durchaus in einem spannungsreichen Gegenüber, sofern sie aber in eine wechselseitige Bezie-

hung gestellt werden, erweist sich diese für beide Seiten als fruchtbar. Hennecke hat in dieser kanonistisch wertvollen und lesenswerten Arbeit nachweisen können, dass das Recht die Caritas nicht folgenlos und die Caritas das Recht nicht abstrakt werden lässt. Die angefügten Quellen- und Literaturverzeichnisse spiegeln den breiten fachlichen Rahmen der Erarbeitung wieder (308–328).

Dominicus M. Meier OSB

Manfred Belok, Urs Länzlinger, Hanspeter Schmitt (Hg.)

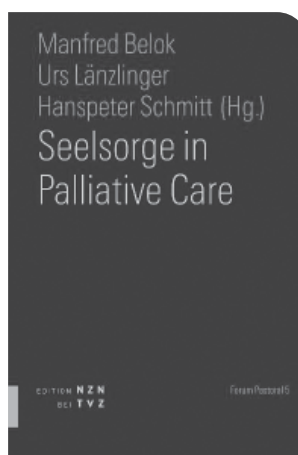
Seelsorge in Palliative Care

Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2012 – 194 S.

Endlich ein Buch, das sich gezielt mit der Frage nach der Begründung, der Aufgabenstellung, den Chancen und Grenzen sowie der unabdingbaren Notwendigkeit christlicher Seelsorge im medizinischen Kontext Palliative Care befasst. Zu verdanken ist dies dem Zusammenschluss von Schweizer erfahrenen Praktikerinnen und Praktikern vor Ort (Cornelia Knipping, Lisa Palm, Urs Länzlinger) mit wissenschaftlich engagierten katholischen TheologInnen hauptsächlich der Universität Chur/Schweiz. Interessant ist, dass dabei nicht nur Pastoraltheologen als Spezialisten für die christliche Seelsorgelehre (Poimenik) zu Wort kommen, sondern ein intratheologisch interdisziplinärer Ansatz gewählt wurde. Dementsprechend wird die Thematik aus moraltheologisch-ethischer (Hanspeter Schmitt; Markus Zimmermann-Acklin), dogmatischer (Eva-Maria Faber), liturgiewissenschaftlicher (Birgit Jeggle-Merz), neutestamentlicher (Franz Annen), alttestamentlicher (Thomas Staubli), spiritueller (Simon Peng-Keller) und pastoraltheologischer Perspektive (Manfred Belok) angegangen.

Die inhaltlich nicht aufeinander aufbauenden Beiträge, die daher auch in anderer Reihenfolge gelesen werden können, sind von einer relativ kurz gehaltenen Einleitung der Herausgeber (11–14) und einem ebenso prägnanten praxisrelevanten Positions- und Argumentationspapier der Fachkommission „Seelsorge in Palliative Care“ der Spital- und Klinikseelsorge Zürich (189–192) eingerahmt.

In der Einleitung werden nicht nur die einzelnen Beiträge schlagwortartig zusammengefasst, so dass sich die Leserinnen und Leser einen schnellen Überblick verschaffen können. Offengelegt wird außerdem, für wen das Buch geschrieben und welche Zielsetzung damit verbunden ist. Der Sammelband möchte „Ärztinnen bzw.



ISBN 978-3-290-20077-0.
EUR 19.20.

Ärzten und Pflegefachpersonen, aber auch anderen, die im Gesundheitswesen auf unterschiedlichen Feldern wie etwa der Pastoral bzw. Seelsorge, Psychologie, Sozialarbeit, Klinikleitung und Hospizhilfe tätig sind, eine inhaltliche wie praxisrelevante Anregung und Unterstützung anbieten. Zentrale Perspektive ist das mit Palliative Care festgehaltene Motiv bzw. der Weg ganzheitlicher Begleitung und Zuwendung zum leidenden und sterbenden Menschen.“ (11)

Ob alle Beiträge diesem Anliegen tatsächlich gerecht werden, können letztendlich nur die anvisierten Leserinnen und Leser selbst entscheiden. Auffallend ist, dass v. a. die praxisnahen Beiträge so geschrieben sind, dass auch Nicht-TheologInnen ohne Vorkenntnisse theologischer Fachterminologie den dargebotenen Anregungen und Einblicken folgen und sich für Seelsorge begeistern lassen können. In allen Beiträgen lassen sich äußerst interessante, manchmal innovative und weiterführende Thesen, Fragen und Schlussfolgerungen gerade auch im Blick auf interreligiöse und interkulturelle Vorgehensweisen finden. Schade, dass diese in einem abschließenden Beitrag nicht miteinander ins Gespräch gebracht oder zumindest als eine Art Diskussionsgrundlage nebeneinandergestellt wurden. Schade auch, dass gerade die Berufsgruppen, mit denen SeelsorgerInnen im Palliative Care Praxisalltag eng zusammenarbeiten, selbst nicht zu Wort kommen. Wäre es nicht äußerst hilfreich gewesen zu hören, was deren Erfahrungen mit christlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern und deren Erwartungen an eine zeitgemäße Seelsorge sind?

Alle Beiträge stimmen mehr oder minder explizit darin überein, dass moderne christliche Seelsorge analog zum modernen Palliative Care Verständnis den ganzen Menschen als physisches, psychisches, soziales und spirituelles Wesen in den Blick zu nehmen hat. Damit erweist sich der im Buch vorgestellte Seelsorgeansatz als anschlussfähig an das hochkomplexe Feld Palliative Care. Wird der ganzheitliche Ansatz aber konsequent zu Ende gedacht? Diese Chance wird m. E. gerade im pastoraltheologischen Beitrag nicht konsequent genutzt. Moderne Klinikseelsorge weist sicherlich gerade im Umgang mit Leidenden und Sterbenden eine Nähe zur Gesprächspsychotherapie auf (99/108). Zugleich aber ist sie, wenn sie sich in der Nachfolge Jesu Christi versteht, immer auch diakonisch prophetisch-kritische Seelsorge im und am System. Was aber heißt das alltagspraktisch für den Palliativkontext? Welche Bedeutung bekommen Seelsorgerinnen und Seelsorger für das Gesamtsystem? Inwiefern sind sie für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und die Einrichtungsleitung unentbehrlich? Welche, vielleicht bisher kaum beschrittenen Wege tun sich hier (ökumenisch) auf? Aufgrund der vielen Beiträge aus unterschiedlichsten theologischen Disziplinen und Praxiskontexten verwundert es zudem nicht, dass sich begriffliche Unschärfen einschleichen. So werden z. B. die Begriffe „Seele“, „Psyche“ und „Geist“ recht unterschiedlich benutzt, was inhaltlich nicht unerheblich ist, wenn es um „Seel-Sorge“ und „Spiritual Care“ geht. Unklar bleibt letztlich auch, wie sich die Begriffe „Seelsorge“ und „Spiritual Care“ zueinander verhalten, wodurch die Streitfrage, professionelle christliche Seelsorgerinnen und Seelsorger und/oder spirituell Zusatzqualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre (kirchen)politische Brisanz einbüßt. Die kritischen Anmerkungen machen deutlich: Dieses Buch fordert dazu heraus, es zu lesen und sich eine eigene Meinung zu bilden!

Doris Nauer

Martin Kirschner / Joachim Schmiedl (Hg.)

Diakonia

Der Dienst der Kirche in der Welt. (Katholische Kirche im Dialog 1)
Freiburg i. Br.: Herder, 2013 – 152 S.

Vorliegender Sammelband ist ein lang ersehntes theologisches Werk „auf der Höhe der Zeit“. Es handelt sich sozusagen um den Eröffnungsband einer von der „Deutschen Sektion der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie“ neugegründeten theologischen Reihe, die sich dazu verpflichtet, den von der Deutschen Bischofskonferenz initiierten „Dialogprozess“ nicht nur wissenschaftlich aufzuarbeiten, sondern auch einem breiten (Fach)Publikum zentrale Themen des Dialogprozesses transparent zu machen und kontrovers diskutierbare (Erneuerungs-)Impulse einzuspielen. Angesichts der aktuellen Glaubwürdigkeitskrise sowohl der Katholischen als auch der Evangelischen Kirche in einer zunehmend säkular geprägten multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft, ist es sicher kein Zufall, dass sich die deutschen Bischöfe ausgerechnet der Thematik „Diakonia“, d. h. der brisanten Frage nach dem Dienstcharakter von Kirche (Bistümer, christliche Gemeinden, Wohlfahrtsverbände..) in und für die Welt, stellten und renommierte Theologinnen und Theologen auf einer entsprechenden Fachtagung (2012) diesbezüglich wissenschaftliche Vertiefungsarbeit leisteten.

Wie ein Paukenschlag eröffnet daher das mutige und ermutigende Geleitwort von Erzbischof Robert Zollitsch die Diskussionsplattform. Entgegen in kirchlichen Kreisen immer wieder aufflackernden Tendenzen, „Liturgia“ (Das Feiern der heilsamen Präsenz Gottes) und „Martyria“ (Das Verkünden und Spürbarmachen der Frohen Botschaft) gegenüber der „Diakonia“ (Gelebte Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Solidarität) Priorität einzuräumen, weist Zollitsch Diakonia ausdrücklich als eine „der vier wesentlichen Grundvollzüge der Kirche“ (8) aus und hebt hervor, dass in allen Formen kirchlichen Handelns „immer das Wohl des Menschen in seiner je eigenen Lebenssituation“ (8) im Zentrum zu stehen hat.

Um Leserinnen und Leser einen roten Faden oder Leitlinie an die Hand zu geben, ermöglicht Martin Kirschner vorab nicht nur einen stark komprimierten Einblick in die unterschiedlichen Beiträge (9-26), die aus pastoraltheologischer (Richard Hartmann, Rainer Bucher), pastoralsoziologischer (Karl Gabriel), kirchenhistorischer (Joachim Schmiedl) und systematischer (Margit Eckholt, Peter Hünermann, Albert Franz) Perspektive zunächst den Dialogprozess als solchen und darauf aufbauend



ISBN 978-3-451-32626-4.
EUR 18.00.

das Schwerpunktthema „Diakonia“ in den Blick nehmen, sondern versucht auch, auf den Punkt zu bringen, worin die Verbindungslinien zwischen den Beiträgen liegen und welche Erträge und Perspektiven (z. B. im Blick auf die Diskussion um den Diakonat der Frau als einer der Kernfragen glaubwürdiger diakonischer Kirche) sich auftun.

Der erste Band hält, was er verspricht! Unter dem Leitgedanken „Diakonia“ wird ein weiter Bogen von allgemeinen Überlegungen zum Verhältnis von Kirche und Welt, von Kirche/Gemeinde und Caritas bis hin zu ganz konkreten „brennenden Gegenwartsfragen“ wie Frauendiakonat gespannt. „Kirchenpolitische heiße Eisen“ werden nicht tabuisiert, sondern benannt und Lösungsmöglichkeiten werden dialogoffen angedacht. Schade nur, dass aktuelle exegetische und diakonietheologische Kontroversen um die ursprüngliche Bedeutung des griechischen Begriffs „diakonia“ und was sich daraus z. B. für die inhaltliche Umschreibung des Diakonen-Amtes oder im Blick auf „karitative Selbstaufopferungsideologien“ ableiten lässt, keinen Eingang gefunden haben.

Sicherlich ist es hilfreich, sich den Weg durch die unterschiedlichen Beiträge mit Hilfe der Einführung weisen zu lassen. Mutige Leserinnen und Leser können sich jedoch auch die Freiheit nehmen, das Buch kreuz und quer zu lesen, um ihren eigenen roten Faden zu entdecken.

Doris Nauer

Martina Holder-Franz

„...dass du bis zuletzt leben kannst.“

Spiritualität und Spiritual Care bei Cicely Saunders.
Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2012 – 183 S.

Cicely Saunders (1918-2005) gilt weltweit als Begründerin der modernen Palliativbewegung. Nicht nur deshalb, weil sie als Medizinerin (ursprünglich Krankenschwester und medizinische Sozialarbeiterin) bereits in den 60iger Jahren gegen viel Widerstand einen ganzheitlichen Ansatz („Total Pain“), zu dem auch „Spiritual Care“ gehört, entwickelt hat, der die Definition von „Palliative Care“ der Weltgesundheitsorganisation (WHO) maßgeblich beeinflusst hat, sondern auch deshalb, weil sie durch das von ihr geleitete St. Christopher“s Hospice in London sowohl konzeptionelle als auch institutionelle Maßstäbe für stationäre und ambulante Hospizarbeit auf der ganzen Welt gesetzt hat.

Trotz ihrer eminenten Bedeutung gibt es erstaunlicher Weise jedoch nur wenig deutschsprachige Literatur über diese außergewöhnliche Frau, Forscherin und (finanzielle) Organisatorin. Noch erstaunlicher aber ist, dass bisher kein Grundlagenwerk vorgelegt wurde, das sich mit dem unübersehbaren Einfluss ihres christlichen Glaubens auf ihr professionelles Handeln auseinandersetzt.

Martina Holder-Franz leistet daher mit ihrem Buch, das 2011 an der Universität Bern zur Erlangung eines „Master of Advanced Studies in Pastoral Care and Pastoral Psychology“ (MAS PCPP) angenommen worden ist, eine längst überfällige Pionierarbeit. Folgende, äußerst spannende Fragestellungen dienen ihr dabei als Leitplanken: „Wie hat sich Cicely Saunders' Verständnis von Spiritualität und Spiritual Care im Laufe ihrer Biographie entwickelt? Welche Einflüsse waren wirksam? Welche theologie- und philosophiegeschichtlichen Besonderheiten lassen sich ausmachen? Welche Begegnungen und Erfahrungen waren für Saunders prägend und weiterführend? Wo sind spezifisch christliche, wo andere Impulse in ihrem Verständnis von Spiritual Care auszumachen?“ (25). Der Autorin gelingt es, nicht nur aufzuzeigen, dass sich Saunders Konzept von Spiritual Care der eigenen spirituellen (Weiter)Entwicklung verdankt, sondern auch, dass Saunders ihrer Zeit (und Kirche) in vielem voraus war und wegweisende Impulse für unser heutiges Verständnis von Seelsorge und Spiritual Care gesetzt hat. Sie weist sie z. B. nach, dass für Saunders professionelle christliche Seelsorge, verstanden als heilsames Geschehen zwischen Seelsorger und sterbendem Menschen im komplexen (Hospiz)System, und Spiritual Care, verstanden als bewusstes Wahrnehmen und Eingehen auf die spirituellen Bedürfnisse eines sterbenden Menschen und dessen Angehörigen durch alle MitarbeiterInnen, nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen, wenn ein wirklich ganzheitlicher Care-Ansatz garantiert werden soll. Auch gelingt es ihr aufzuzeigen, dass sich Saunders lebenslange ablehnende Haltung gegenüber aktiver Sterbehilfe (Euthanasie) ebenso christlichen Grundüberzeugungen verdankte, wie ihre Offenheit gegenüber anderen Religionen/Konfessionen und Spiritualitätsformen. Wie relevant und brisant die Forschungsergebnisse von Holder-Franz sind, lässt sich an folgender provokant formulierten These des evangelischen Pastoraltheologen Christoph Morgenthaler, der als Begleiter der Masterarbeit von Martina Holder-Franz ein engagiertes Begleitwort verfasst hat („Palliative Care – Chancen und Herausforderungen für die Seelsorge“ 12-16): „Palliative Care hat sich heute in vieler Hinsicht vom christlichen Hintergrund verabschiedet – und damit auch von Cicely Saunders.“ (13) Holder-Franz's Grundlagenwerk überzeugt durch kenntnisreiche distanzierte Analyse und leidenschaftlich-empathisches Engagement. Auf dem Hintergrund jahrelanger persönlicher Erfahrungen mit Krankheit, Sterben und Tod als evangelische Gemeindepfarrerin, monatelanger Beobachtungen auf Palliativstationen in Oxford/England, intensiver Befragung von Palliativforschern/-innen und „Saunders“-Kennern/-innen, sowie akribischer Einarbeitung in die Schriften Saunders, entstand ein mit Bildern, Originalzitatzen und Biographie-Zusatzinformationen angereichertes, bereits vom Äußeren her sehr ansprechendes und gut lesbares Buch, das durch



**ISBN 978-3-290-17637-2.
EUR 21.80.**

ein umfangreiches Literaturverzeichnis (155-164), eine Kurzbiographie von Saunders (165-167) sowie eine von David Clark erstellten ausführlichen chronologischen Biographie der Veröffentlichungen Saunders (169-182) abgerundet wird. Obgleich die meisten englischen Zitate und Textpassagen ins Deutsche übersetzt wurden, ist dies leider nicht immer (z.B. Summary 150-154) der Fall, was nicht englischsprachigen Leserinnen und Lesern den ansonsten ungetrübten Lesegenuss manchmal etwas trüben kann.

Doris Nauer

Klaus Mertes

Verlorenes Vertrauen

Katholisch sein in der Krise

Freiburg: Herder, 2013 – 223 S.

„Mut zeigt sich daran, dass man auch dann Entscheidungen trifft, wenn die Konsequenzen dieser Entscheidung nicht oder noch nicht voll überschaubar sind“ (203). Am Ende eines in Teilen sehr persönlich gehaltenen Buches kommentiert der Autor mit diesen Worten den Rücktritt Benedikt's XVI. Dieser Satz ist auch als Resümee zu der von Klaus Mertes selbst ins Rollen gebrachten Lawine geeignet. Das Buch handelt von dem im Jahre 2010 zu großen Teilen durch den Autor aufgedeckten Missbrauchsskandal und von den vielfältigen Erfahrungen, denen er in der Folgezeit ausgeliefert war. Er beschreibt hierin seine Bemühungen, in und trotz der Krise katholisch zu sein und zu bleiben. Als Christ, Ordensmann und auch als Priester wirbt er für ein Bleiben in der Kirche, ohne die, so seine Überzeugung, Glaube nicht möglich ist (145/158). Das Buch gibt Einblick in die Gedankenwelt, in die Erfahrungen und nicht zuletzt in den Glauben desjenigen, der dem Missbrauchsskandal in der deutschen Kirche den Weg in die Öffentlichkeit bahnte. Der Autor hat es in drei Teile gegliedert. In Teil I beschreibt er die durch den Missbrauchsskandal zu Tage getretene Vertrauens- und Glaubwürdigkeitskrise der Kirche, die aus seiner Perspektive noch längst nicht behoben ist und positioniert sich – als beteiligter Akteur – trotz des Geschehenen in dieser Kirche. Er scheut nicht davor zurück, die Verantwortlichen für die fortdauernde Krise, hierunter auch die Kirchenleitung (16), zu benennen. Eindrucksvoll beschreibt er seinen eigenen Weg in und durch die Krise: Die unterschiedlichen Reaktionen auf seinen Brief, die Begegnungen mit den Opfern



ISBN 978-3-451-34172-4.
EUR 19.99.

neue Bücher – zur missbrauchsdebatte

507

aus der bewusst gewählten Rolle und Position des Gegenübers (41) und seine Position als Mann der Kirche (42-51). Dieser erste Teil vermittelt den direkten Zugang zur Thematik des Buches. Die beiden folgenden Teile machen den Zugang dadurch zuweilen schwer, da sie in einigen Passagen recht theoretisch angelegt sind und vom Stil her belehrend wirken, so in Teil II, der das „Problem mit der Macht“ aufgreift, wie auch in den Passagen über die „Macht in der Kirche“ oder über den „Gehorsam“. Wichtige Äußerungen, wie die über den „hierarchiefixierten Kirchenbegriff“ (78) laufen Gefahr, in der Informationsflut verloren zu gehen. Auch Teil III, mit dem der Autor „Vertrauensressourcen“ angesichts der Kirchenkrise vorstellt, hat immer wieder belehrend wirkende Längen, die das Erfassen dieser Ressourcen erschweren. Zu dem persönlichen und zuletzt dann wieder gewinnenden Stil des ersten Teiles findet der Autor mit seinen Äußerungen am Schluss in einer fast spirituell anmutenden Sprache zurück. Ob sich der Autor am 14. Januar 2010 im Gespräch mit drei ehemaligen Schülern, das ihm „die Augen für die Dimension der Missbräuche eröffnet“ hatte (19) und dann am 20. Januar, als er seinen bekannten Brief (207-209) an ca. 600 ehemalige Schüler schrieb, der weit reichenden Konsequenzen seiner Entscheidungen bewusst war, muss offen bleiben. Unabhängig von der Beantwortung dieser Frage lernen die Leser ihn als couragierten und in der Verbundenheit mit seiner Kirche konsequenten, zuweilen auch zornigen Mitchristen kennen.

Aus der Sicht des Rezensenten dient das Buch als Impuls dazu, den mit sexualisierter Gewalt einhergehenden Machtmissbrauch im kirchlichen Kontext, den mit seiner Vertuschung einhergehenden Glaubwürdigkeitsskandal und die daraus resultierende Vertrauenskrise zum Thema einer grundsätzlichen theologischen Selbst-Reflexion zu machen. Hier liegt eines seiner großen Verdienste. Eine derartige Aufarbeitung kann im Rahmen einer einzigen Publikation nur fragmentarisch und begrenzt erfolgen. So muss Vieles offen bleiben und kann wohl nur als ein noch einzulösendes Postulat verstanden werden. Dies gilt für das dargelegte Kirchenbild, wie auch für den Rückgriff auf die „Vertrauensressourcen“. Sie muten an vielen Stellen apologetisch an und greifen zu kurz. Auch genügt es meines Erachtens nicht, die Psychodynamik der Täter mit psychologischen Begriffen wie dem der „narzistischen Kollusion“ (89) zu beschreiben. Hierdurch deutet sich, zumindest unbewusst, die Gefahr an, den Skandal des Missbrauchs doch vorrangig auf die Taten einzelner Täter zu begrenzen. Natürlich sind diese für ihre Taten verantwortlich und zur Verantwortung zu ziehen. Mit seinem Buch, das neben den Straftatbeständen auch deren Vertuschung und die damit einhergehende Vertrauenskrise zum Thema hat, beschreibt der Autor aber ein grundlegendes, systemisches Problem. Erforderlich ist deshalb eine selbstkritische und radikale Auseinandersetzung mit den theologischen Optionen und mit den Selbstkonzepten einer Kirche, die in ihrer Praxis und Lehre das gegenwärtige Dilemma nicht verhindert und damit auch mit zu verantworten hat. Ein Rekurs auf die biblischen und frühchristlichen Ur-Kunden der Ekklesiologie und das Kirchenbild des 2. Vatikanischen Konzils alleine werden das Übel nicht bei der Wurzel packen. Zur Sicherung der Ressourcen des Katholisch-Seins in Krisenzeiten wird eine interdisziplinär ausgerichtete theologische Anstrengung erforderlich sein – und Mut, den Klaus Mertes bewiesen hat.

Wolfgang Reuter

Markus Ries / Valentin Beck (Hg.)

Hinter Mauern

Fürsorge und Gewalt in kirchlich geführten Erziehungsanstalten
im Kanton Luzern

Zürich: Theologischer Verlag, 2013 – 378 S.

Bernhard Frings

Heimerziehung im Essener Franz Sales Haus 1945 – 1970

Strukturen und Alltag in der „Schwachsinnigen-Fürsorge“

Münster: Aschendorff, 2013 – IX+172 S.

„Hinter Mauern“ gibt die Realität von Erziehungs- und Fürsorgeanstalten wieder, deren pädagogische Praxis in den letzten Jahren besonders durch die Missbrauchs- und Gewaltdebatten hinterfragt wird. Die beiden Studien sind aus Forschungsprojekten entstanden, die von der Katholischen Kirche im Kanton Luzern und von der Ruhr-Universität Bochum im Rahmen der Studien zur Heimerziehung durchgeführt wurden. Obwohl sie unterschiedliche Zielgruppen im Fokus haben, sind sie doch bedrückende Beispiele „totaler Institutionen“ und teilweise rechtsfreier Räume, in denen neben gutem Willen und pädagogisch-psychologischer Förderung auch die Würde junger Menschen verletzt wurde. Beteiligt daran waren auch katholische Priester und Ordensleute, in der Schweiz vor allem Kapuziner, Ingenbohrer und Baldegger Schwestern, in Essen Elisabeth-Schwester.

Die Erfahrungen in Heimen können die Beteiligten oft erst nach Jahrzehnten ins Wort fassen. Beide Studien fußen auf Interviews mit ehemaligen „Zöglingen“, die nicht nur von einem auch im Zeitvergleich der Zwischen- und Nachkriegsperiode übergroßen Maß an körperlicher Gewalt, sondern vor allem von einem erschreckenden Mangel an Nähe und Zuneigung seitens der Erziehenden berichten – eine Folge der in Ordensgemeinschaften vorherrschenden rigiden Sexualethik, die freilich auch in das Gegenteil sexuellen Missbrauchs umschlagen konnte. Klösterlicher Lebensstil in Tagesablauf und religiöser Praxis wurde auf die Kinder und Jugendlichen übertragen.

Die beiden Studien ordnen die Erfahrungen der Jugendlichen in die historische Entwicklung der Heimerziehung ein. Für die Schweiz geht Loretta Seglias bis zu den „Verdingkindern“ zurück, Bernhard Frings skizziert die Behindertenfürsorge



ISBN 978-3-290-20088-6.
EUR 32.00.

seit dem 19. Jahrhundert und thematisiert auch die Einbindung in das NS-System. Markus Ries und Valentin Beck gehen am Beispiel katholischer pädagogischer Literatur, internen Anweisungen für die Ordensschwwestern sowie Visitations- und Untersuchungsberichten der Frage von Gewalt in den Heimen nach. Ihr Fazit: „Strafende Erzieher handelten dem eigenen Verständnis nach zum Wohl der Kinder, ja, man glaubte, selbst Gewaltanwendung in bestimmten Grenzen legitimieren zu können. Ein Umdenken setzte in den 1950er-Jahren ein, und es war ein Verhängnis, dass die katholischer Pädagogik dabei nicht die Vorreiterrolle übernahm.“ (S. 243) Dieses Fazit gilt auch dann, wenn man berücksichtigt, dass körperliche Züchtigung und Angst als Erziehungsmittel in den Volksschulen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts allgemein üblich und erlaubt waren. In der Kirche wirkten diese Strukturen von Macht und Gewalt fort, wie Stephanie Klein in einer eigenen Studie belegt. Sie

fordert eine Veränderung der Blickrichtung von den Tätern auf die Opfer: „Lernen aus der Vergangenheit der Gewalt in der kirchlichen Heimerziehung heisst dann, dass die Kirche der Versuchung von gesellschaftlichen Machtallianzen widersteht und dem Handeln und Sprechen auf der Seite der Bedrängten den Vorzug gibt.“ (S. 338) Individuelle und institutionelle Verantwortung müssten wahrgenommen werden, um zur Versöhnung zu gelangen, so Johannes J. Frühbauer.

„Ein seelisches Trümmerfeld als Verpflichtung für die Kirche“ (S. 365) überschreibt Markus Ries seinen Schlussbeitrag. Damit ist der Auftrag benannt, der bleibt: Es geht um die Aufarbeitung des Vergangenen, wozu die vorliegenden Studien einen wichtigen Beitrag leisten. Es geht aber auch um den Auftrag der Kirche für ihren zukünftigen Beitrag zur Erziehung von Kindern und Jugendlichen. Gefordert ist neben Professionalisierung – die Studien weisen des Öfteren auf eine mangelnde berufliche Qualifizierung der Ordensschwwestern in der Vergangenheit hin – eine bessere Integration von Sexualität in die Gesamtpersönlichkeit. Dann kann der Schock über das Versagen in der Vergangenheit zur Schubkraft für Gegenwart und Zukunft werden.



ISBN 978-3-402-12995-1.

EUR 24.80.

Joachim Schmiedl

Cyrrill Schäfer (Hg.)

Solesmes und Beuron

Briefe und Dokumente 1862-1914 (Studien zur monastischen Kultur. 6)
St. Ottilien: EOS, 2013 – 656 S.
– ISBN 978-3-8306-7616-4 – EUR 39.95.

Reformklöster des benediktinischen Mönchtums im 19. Jahrhundert waren die französische Abtei Solesmes unter Prosper Guéranger und die hohenzollerische Abtei Beuron unter Maurus Wolter. Beuron profitierte vom Vorbild Solesmes. Ein umfangreicher Briefwechsel der Gründeräbte sowie Nachfolger wurde vom St. Ottilianer Verlagsleiter Cyrrill Schäfer ediert. Die Originalsprache der Briefe war zum Großteil Französisch. Für die Edition wurde eine deutsche Übersetzung gewählt. Hauptthemen der Briefe sind die Lebensgestaltung in einem deutschen und französischen Kloster, Fragen um benediktinische Kongregations- und Föderationsbildung. Zur Sprache kommen aber auch politische und kirchliche Auseinandersetzungen der Pontifikate von Pius IX. bis Pius X., etwa die Nichtteilnahme der Äbte am Ersten Vatikanischen Konzil und die Auflösung Beurons im Kulturkampf. Ein wichtiges Hilfsmittel zur benediktinischen Geschichtsforschung!

Was uns zusammenhält

Weltethos vor Ort in Nürnberg
(Veröffentlichungen der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus. 8)
Würzburg: Echter-Verlag, 2013 – 277 S.
– ISBN 978-429-03489-4 – EUR 14.18.

Voraussetzung für ein fried- und respektvolles Zusammenleben ist gegenseitige Achtung und der Dialog. Getragen von dieser Überzeugung fand in Nürnberg von September 2011 bis März 2012 die Veranstaltungsreihe „Was uns zusammenhält“ statt. Diskursiv, kontrovers oder dialogisch näherten sich die Bürgerinnen und Bürger aus Blickwinkeln der Theologie, Kunst, Wirtschaft, Politik u. v. m. der Frage, was eine (Stadt-) Gesellschaft zusammenhält, zusammenhalten kann. Impulse und Erkenntnisse dieser großangelegten Reihe werden in diesem Band vorgestellt, u. a. Martin Affolderbach, Die Zumutungen der Globalisierung – Sechs Beobachtungen zum Verhältnis von Christentum und Islam; Hans Joas, Intellektuelle Herausforderungen für das Christentum heute; Ulrich Maly, Was uns zusammenhält – Weltethos in Nürnberg; Hermann Häring, Wo bleibt die Kirche, wenn sich die Werte wandeln; Jörg Splett, Weltethos aber wie? Rückfragen an ein Projekt.

Ebba Hagenberg-Miliu

Allein ist auch genug

Wie moderne Eremiten leben

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2013 – 224 S.

– ISBN 978-3-579-06588-5 – EUR 19.99.

Die eremitische Lebensform zu erkunden, hat sich die Journalistin Ebba Hagenberg-Miliu zum Ziel gesetzt. Sie fand katholische und evangelische Eremiten christlicher Prägung, Priester und Laien, Ordensangehörige und Aussteiger aus einem erfolgreichen Berufsleben, aber auch Menschen ohne christliche Prägung und Bindung. In Interviews und Bildern werden 33 Personen vorgestellt, die von ihrer eremitischen Berufung, ihrem Leben, ihrem spirituellen Tagesablauf, aber auch von Problemen des Alltags berichten. In den vier Teilen „Der Aufbruch“, „Der Weg“, „Die Durststrecken“ und „Am Ziel“ wird deutlich, dass Einsiedlertum heute vielfältig ist wie seine Vertreterinnen und Vertreter. Die Autorin und ihre Interviewpartner werben für Ruhe und Stille und den Mut zum zeitweiligen Ausstieg aus dem Alltag.

Papst Johannes Paulus

Barmherzigkeit Gottes – Quelle der Hoffnung

Ausgewählt und eingeleitet von Edith Olk.

Einsiedeln: Johannes-Verlag, 2011 – 320 S. – (Christliche Meister; 57)

– ISBN 978-3-89411-413-8. – EUR 17.00.

Die göttliche Barmherzigkeit steht im Zentrum der Spiritualität von Johannes Paul II. und prägt als Lehre sein Gottes- und Menschenbild. Sie bildet nach den Worten von Papst Benedikt XVI. den Schlüssel zum Verständnis des Pontifikates seines Vorgängers. Das vorliegende Buch enthält die wichtigsten Texte, in denen Johannes Paul II. seine geistliche Lehre über die göttliche Barmherzigkeit dargelegt hat.

Im nächsten Heft...

...geht es in einem Themenschwerpunkt um „Ordensleben und Liturgie“. Wir fragen, wie die Hinführung junger Menschen an das (Chor-)Gebet aussehen kann, wie Orden heute mit ihren Frömmigkeitstraditionen umgehen und ob klösterliche Liturgieformen als Modell für Gemeindeliturgie taugen. Die Spannung zwischen persönlichem und Stundengebet, Kontemplation und lectio divina wird ebenso thematisiert wie der Umgang alternder Gemeinschaften mit dem überkommenen Gebetspensum. Auch um ganz praktische Fragen wird es gehen, etwa um den Mut zu singen, wenn man glaubt, nicht singen zu können.

ok ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des
54. Jahrgangs (2013)

Ordensleben

Mediatrix Altfrohne 50 Jahre Konzil – Persönliche Erinnerungen	21
Wolfgang Allhorn „Als wir uns dafür entschieden, ins Seniorenhaus zu gehen, konnten wir wieder aufatmen“	58
Peter Balleis SJ Flüchtlinge und Migranten als Herausforderung für Kirche und Orden	389
Elija Boßler OCD / Johanna Kuric OCD Bleiben, wo andere gehen. Leben, wo andere starben.	327
Augustinus Diekmann OFM Franziskus von Rom	164
Thomas Dienberg OFM Cap Theologie des Säkularen	261
Clemens Dölken O.Praem. Inkulturation in die säkulare Umgebung	293
Beate Grupp OSB Ordensfrauen und ihr Gemeinschaftsleben im deutschsprachigen Raum	25
Viktor Hahn CSsR Das Zweite Vatikanische Konzil, fünfzig Jahre danach	133
Michael Hochschild Selbstsäkularisierung der Klöster?	273
Martin Hofmeir Gastfreundschaft für die Menschen in der Welt von heute	318
Katharina Karl Vollmacht – Auftrag – Verheißung	175
Stefan Kiechle SJ Ordensleute – Grenzgänger des Glaubens?	168
Cosima Kiesner CJ Jorge Maria Bergoglio – Papst und Jesuit	160

Ordensleben

Reinhard Körner OCD „Kirchisch“ übersetzen	284
Ignatia Langela SMMP Begegnungen in Halle und Bestwig	309
Heinz Lau SCJ Noviziat in Zeiten des Umbruchs	36
Dominicus M. Meier OSB Das geistliche und rechtliche Profil von Leitung in den Instituten des geweihten Lebens	64
Dominicus M. Meier OSB Umbruch – Wandel – Kontinuität	150
Franz Meures SJ „Ein anderer wird dich gürteln und führen“ (Joh 21,18)	185
Kirsten Oboth „Ein Sturmwind der Erneuerung“	139
Anton Rotzetter OFMCap Ordensleben – 50 Jahre nach dem Konzil	12
Fidelis Ruppert OSB Aufbruch durch Rückkehr zu den Quellen	5
Hermann Schalück OFM „Sie hat noch lange nicht aus-gedient...“	43
Ansgar Stüfe OSB Die Kongregation von St. Ottilien und Nordkorea	395
Paulus Terwitte OFMCap Geht ihr nicht, so bleibt ihr nicht (vgl. Jes 7,9)	281
Heiner Wilmer SCJ Hören wie Samuel	300

Dokumentation

Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken Leitlinien zur Bewahrung von gefährdeten Bibliotheksbeständen aus Orden und Kongregationen	468
M. Beate Brandt CBMV Geistliche Entscheidungsprozesse in Gemeinschaft	80
Ulrich Engel OP Das Andere in der alltäglichen Ordnung ansichtig machen	83
Ulrich Engel OP Jetztzeit der Orden	339
Gisela Fleckenstein OFS Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./ 20. Jahrhundert	87
Christian Klenk Der Markt der Ordens- und Missionspresse	193
Bernhard Meiners Katholische Christen als Zielgruppe für Orden und ihre Angebote	207
Rafael M. Rieger OFM Die Ordensbibliotheken aus kirchenrechtlicher Perspektive	472
KMO-Tagung: Alte Mission und neue Evangelisierung	
Josef Altenburger MCCJ „Alte Mission und Neuevangelisierung“	431
Elisabeth Biela SMNDA Missionsverständnis der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika (Weiße Schwestern)	420
Klara Maria Breuer SMMP Missionsverständnis der Schwestern der heiligen Maria Magalena Postel	443
Gertrud Dederichs MMS Missionsverständnis der Missionsärztlichen Schwestern (Medical Mission Sisters)	425
Martin Maier SJ „Contemplativus in actione iustitiae“	460
Clemens Schliermann SDB / Nelson Penedo Mission impossible?	437

.....

Martin Üffing SVD Wie die Steyler Missionare Mission verstehen	448
---	-----

Hans Waldenfels SJ Neuevangelisierung unter Papst Franziskus	402
---	-----

Nachrichten

Aus dem Vatikan	93 / 218 / 353 / 483
-----------------	----------------------

Aus der Weltkirche	96 / 221 / 355 / 484
--------------------	----------------------

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensoberrkonferenz	99 / 226 / 361 / 487
--	----------------------

Neue Bücher

Biblische Theologie	109
---------------------	-----

Diakonie und Caritas	500
----------------------	-----

Kirchengeschichte	233
-------------------	-----

Kurzanzeigen	123 / 250 / 511
--------------	-----------------

Neue Bücher	106
-------------	-----

Ordensgeschichte	492
------------------	-----

Orden und Frömmigkeit	375
-----------------------	-----

Praktische Theologie	115
----------------------	-----

Spiritualität & Frömmigkeit	238
-----------------------------	-----

Theologie und Pastoral	368
------------------------	-----

Zur Missbrauchsdebatte	507
------------------------	-----